Date Due

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM

UND

DEUTSCHE LITTERATUR

HERAUSGEGEBEN

VON

EDWARD SCHROEDER UND GUSTAV ROETHE

SECHSUNDZWANZIGSTER BAND

BERLIN
WEIDMANNSCHE BUCHHANDLUNG
1900.

INHALT.

Seite

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR
XXVI, 1 februar 1900

Bilderatlas zur geschichte der deutschen nationallitteratur. eine ergänzung zu jeder deutschen litteraturgeschichte. nach den quellen bearbeitet von dr Gustav Könnecke. zweite verbesserte und vermehrte auflage. Marburg, NGElwert, 1895. — 22 m.

Könneckes vortrefflicher Bilderatlas ist seit 12 jahren in unsern händen; für philologische arbeit und wissenschaftlichen unterricht hat er sich als wertvolles hilfsmittel erwiesen; er hat nicht nur die sinnliche anschauung befördert, die jeder geschichtlichen disciplin dringend not tut; er hat auch wesentlich dazu beigetragen, dass paläographische und ikonographische gesichtspuncte nicht mehr ausschliefslich die domäne weniger begünstigten sind; er hat unmerklich und sicher unsre arbeitsmethoden bereichert. als er erschien, hatte K. für die verwürklichung des wissenschaftlichen gedankens, dem sein buch dient, wenig brauchbare vorarbeiten: der 'authentische bilderschmuck' half ja wol gelegentlich dieser und jener nichtsnutzigen litteraturgeschichte als vorspann: im grunde muste K. jungfräuliches terrain bauen. seitdem ist manches anders geworden: für unsre ältesten litteraturperioden besitzen wir in den publicationen von Enneccerus, Piper, Gallée handschriftennachbildungen, die auf ihrem engen gebiete an reichhaltigkeit und auch an güte K.s entsprechende partien natürlich übertreffen; der zuweilen unwahrscheinliche farbenglanz, mit dem die nachbildungen ahd. und mhd. bilderhss. in Vogts populärer litteraturgeschichte prangen, macht immerhin eine schwäche mancher K.schen reproductionen fühlbar; und mit den vortrefflichen bildern, die das schöne Historische porträtwerk von Seidlitz schmücken, kann sich in der technischen ausführung nur diese und jene der K.schen beilagen messen. aber an zuverlässigkeit des materials steht der Bilderatlas hinter keinem dieser werke zurück; an umsichtiger vielseitigkeit übertrifft er sie alle; und nur die weise beschränkung, die K. sich in auswahl und technik auferlegt hat, gab ihm die möglichkeit, ein buch zu schaffen, das nach umfang und preis zu weiter verbreitung geeignet war. der erfolg hat K.s mühen gelohnt. diese zweite auflage, die überall von der sammelnden und sichtenden tätigkeit des verfassers erneutes zeugnis ablegt, bietet mir den erwünschten anlass, der tüchtigen arbeit auch an dieser stelle ein spätes wort der würdigung zu widmen.

Den text, der die 2200 abbildungen begleitet, hat K. mit recht in der anspruchslosen form kurzer einzelbemerkungen gehalten : knappste biographische und bibliographische, vereinzelt auch litterarhistorische notizen; buchstäbliche umschrift der mittelalterlichen handschriftenproben, dazu übersetzung des ganzen oder erklärung einzelner worte; nützliche winke zur druck- und theatergeschichte; die nötigen angaben über herkunft und autor der aufgenommenen bilder. dieser text ist, obgleich er in der zweiten auflage gegenüber der ersten beträchtlich gewonnen hat, noch immer die schwächste seite des werkes. gleich in der ersten anmerkung (zu Tac. Germ. 2) stört die längst veraltete conjectur *Tuisconem*. die umschrift der mitgeteilten Beowulfseite zeigt drei lese- oder druckfehler. im Hildebrandslied conjiciert K. befremdlich *cunosles* st. *cnuosles* (soll das zu *cunni* gehören?); zu *sumaro enti wintro sehstic* hat er die seltsame paraphrase 'sechzig sommer und sechzig winter = dreifsig jahre' usw. diese fehler schleppen sich aus der ersten auflage fort; es wäre schon besser, K. liefse sich in derartigen fragen der textkritik und -erklärung durch irgend einen germanisten unterstützen; solche versehen, unnötige, leicht zu tilgende und doch ärgerliche flecken können den unkundigen benutzer verdriefslich irre führen. mancher besserung bedürfen auch die biographisch-litterarischen sätze : es erfüllte mich doch mit wehmut, als ich zb. s. 113. 115 schnell hintereinander gleich zweimal (bei Ringoltingen und MvStein) irrtümer wider traf, die ich an der bequemst zugänglichen stelle, in der ADB, hoffte abgewehrt zu haben. indessen, es widerstrebt mir, auf dieses angreifbare nebenwerk pedantisch rote tinte zu verspritzen. lieber heb ich hervor, dass die notizen über Grimmelshausens leben in der zweiten auflage viel wertvoll neues enthalten, das den lebhaften wunsch erweckt, K. möchte bald noch mitteilsamer werden.

Nur über die partien des textes noch einige worte, die sich unmittelbar auf den kern des werkes, auf die illustrationen selbst beziehen. zunächst ein allgemeines bedauern : K. hat laut vorrede dieser zweiten ausgabe, 'soweit es sich nicht um ältere handschriften handelt[1], die orte, wo sich die gebrauchten originale befinden, nicht mehr hinzugesetzt' : er hofft dadurch zu verhindern, dass man ihn ausplündere, ohne ihn zu nennen. wie sollte ich die grollende aufwallung berechtigten unmuts nicht verstehn! aber der unmut soll doch nicht leiten, wo wissenschaftliche dinge in frage kommen. ich fürchte, die plagiatoren wird K. doch nicht hindern, ernsthaften benutzern aber macht er das leben unnötig schwer, und vielleicht sich selbst : es wäre nur eine wohlverdiente strafe, wenn er mit fragen über fragen drangsaliert würde. tatsächlich ist den fundort zu kennen wichtig, selbst wo es sich um ganz verbreitete drucke des vorigen jahrhunderts handelt.

[1] übrigens fehlt die angabe der herkunft auch bei der miniatur einer osterfeier s. 26.

wie unsicher sind wir vielfach über die gleich datierten, gleich ausgestatteten doppel- und nachdrucke, die doch differieren! ich habe sofort einen scrupel: s. 246 bringt (nur in der 2 ausgabe) 'drei kupfer (von Crusius) zu Wielands Musarion, aus der ausgabe von 1769'. von Crusius? mein exemplar der Musarion von 1769 zeigt bei zweien die deutliche, in K.s reproduction fehlende unterschrift: '*Stock fec.*'[1], und genaues zusehen überzeugt mich, dass die platten des Bilderatlas und meiner Musarion nicht identisch sein können. wer von uns ist nun dem copisten oder gar dem 'schleichdrucker' zum opfer gefallen (Büchner, Wieland und die Weidmannsche buchhandlung s. 32)? ich glaube zunächst, die zartere ausführung und die unterschrift der bilder spricht für mein büchlein: die weitere nachprüfung hindert K.s schweigen über seine quelle.

Im einzelnen dann noch folgendes zu dem engeren begleittext der bilder: s. 59, bei den hss. von Wolframs Parzival, hat K. Lachmanns chiffern D und G verwechselt. — s. 120 heifst es von den bildern des Narrenschiffs, dass sie 'wahrscheinlich von Albrecht Dürer ... nach Brants angaben' gezeichnet wurden. K. tritt also der bekannten, meist mit zustimmung aufgenommenen hypothese DBurckhardts bei. ist es nun absicht, dass er s. 115 bei dem 'Spiegel der tugend' Furterschen druckes die gleiche annahme Burckhardts unerwähnt lässt? die ähnlichkeit mit Dürers Terenzillustrationen ist hier mindestens so einleuchtend wie beim Narrenschiff. ich selbst bin vorläufig in beiden fällen nicht überzeugt. — s. 131 zeigt sich K. geneigt, Murner an der illustration seiner werke einen anteil zuzuweisen; er nimmt speciell einen mitgeteilten holzschnitt aus dem Lutherischen narren für ihn mit bestimmtheit in anspruch; wie denn auch Martin (Jahrb. f. gesch., sprache u. litt. Elsass-Lothringens 9, 107) die zeichnungen zur Badenfahrt, zur Mühle von Schwindelsheim ua. in gleicher richtung vorsichtig erwogen hat. beide gehn dabei aus von den flotten illustrationen, mit denen Murner selbst seine nur hsl. erhaltene übersetzung der weltgeschichte des Sabellicus geziert zu haben scheint. proben dieser handzeichnungen des dichters liegen jetzt aus der Karlsruher hs. in der dankenswerten publication des Strafsburger photographen Mathias Gerschel (Strafsb. 1892) vor, neben dessen acht hübschen blättern mir noch je ein bild bei Martin aao. und bei Könnecke bekannt ist. soweit ich nach diesem beschränkten material urteilen darf, halt ich Murners illustrative tätigkeit bei Badenfahrt und Mühle von Schwindelsheim für ganz unwahrscheinlich; bei der satire 'Von dem grofsen lutherischen narren' verkenn ich nicht, dass zb. die

[1] '*fec.*' meint meines wissens in der regel das zeichnen und stechen, seltner das stechen allein. dass Stock indessen nicht ganz freischaffend gearbeitet hat, beweist schon sein bildchen zum zweiten buche, das in der hauptsache eine umzeichnung des titelbildes von 1768 ist (K. s. 245). es steht ihm in nüancen näher als der von K. mitgeteilte (Crusiussche?) stich; auch das erhärtet den vorsprung Stocks, wie das verhältnis sonst auch liege.

stellung des neunten bundesgenossen (Luth. narr I 3ᵃ) an die des hirten auf Gerschels 1 blatt erinnert, dass die haltung von schwert und lanze des bundeshauptmanns (Luth. narr O 3ᵃ) entfernt an den mörder Lucretias bei Gerschel bl. 3 anklingt, dass hie und da in der gestalt der bauwerke, des türbeschlags (Luth. n. a 4ᵇ, Gersch. 7), der knüttel (Luth. n. L 1ᵃ 4ᵃ ö., Gersch. 1. 7) und sonst ähnlichkeiten auftreten. der gesamtcharakter aber der sicher Murnerschen zeichnungen scheint mir entscheidend zu differieren: Murner liebt kurze, rundlich gekritzelte linien im baumschlag, der oft geradezu wollig aussieht, und in den wellen (vgl. Gersch. 5 mit Schwind. A 4ᵇ D 2ᵃ 3ᵃ E 1ᵇ), im faltenwurf der kleider, in der zeichnung nackter körper; auch seine gestalten sind rundlich kurz; selbst seine tore (Gersch. 2. 4. 6) heben sich durch breite und niedrige rundung von den höhern und schmälern toren im Luth. narren (L 4ᵃ N 3ᵇ) deutlich ab; eben so fehlen diesem die runden kuppeln der türme (Gersch. 2. 4), das geringelte haar (vgl. Daniel und seine löwen Gersch. 6, den richter bei K., den könig Gersch. 6 gegenüber Luth. narr F 2ᵇ), gewisse hutformen Murners; umgekehrt zeigt der Luth. narr stets gewundne, die Sabellicusbilder stets gerade parierstange (Gersch. 2. 3. Könn.; Luth. n. G 2ᵃ I 3ᵃ? O 3ᵃ 4ᵇ P 1ᵇ X 1ᵃ); in der architectur der zehn Murnerbilder fand ich kein fachwerk mit schrägbalken angedeutet wie öfter in der Mühle und im Luth. n. usw.; schon die abweichung des formats, in den drucken mehr hoch als breit, in den hss. ziemlich quadratisch oder in kreisrunder medaillonform, ist charakteristisch für den zuschnitt der bilder. liegen den genannten drucken Murnersche entwürfe in der art der Sabellicusillustrationen zu grunde, nun, dann hat der holzschneider so scharf und selbständig eingegriffen, dass Murners anteil kaum viel gröfser sein würde, als Muther, Dehio uaa. ihn bei SebBrants illustrierten werken dem autor zuweisen. ich muss darauf gefasst sein, dass die übrigen mir unbekannten Murnerschen zeichnungen mein resultat alterieren; jedesfalls spricht mir K. viel zu bestimmt. — s. 160 stellt der links stehnde kupferstich Sichems nicht 'Faust und Auerhahn', sondern natürlich Christoph Wagner mit seinem geiste Auerhahn dar, wie das auf dem bilde richtig zu lesen ist; es hat würklich als titelbild des Wagnerbuches gedient. — das titelbild des Finkenritters s. 162 ist aus Wickrams Lofsbuch (bl. D 4ᵇ der ausgabe Mühlhausen 1564) entnommen, wohin es denn auch besser passt. vgl. noch Luth. narren N 3ᵇ. — die allegorie, die den freiherrn von Canitz an der seite seiner muse darstellt, s. 204, entnahm K. Königs ausgabe der Canitzschen gedichte von 1750; als autor nennt sich SFokke, Amsterdam 1746. er gibt aber anscheinend keine originale leistung, sondern zeichnet nur das ältere blatt der Dresdener künstlerin AMWernerin um, das, von Wolffgang in Berlin 1726 gestochen, schon der ersten Königschen ausgabe von 1727 beigegeben ist; die Wernerin ist

auch sonst wohl bekannt, hat zb. für Breitkopf gottschedische werke künstlerisch versorgt und von dem dankbaren dichter die anerkennung geerntet: '*wir würden nichts von dem Apelles lesen, Wär eine Wernerinn in Griechenland gewesen*'. — CAKlotzens porträt s. 233 beruht nach einem exemplar des Stockschen stiches, das sich auf der Göttinger univ.-bibl. in Conradis sammlung 'Academia Georgia Augusta Iconibus Illustrata' befindet, auf einem gemälde von Rosenberg in Halle. — s. 268 heifst es, der originaldruck der 'Poetischen gedanken über die höllenfahrt Christi' in den Frankfurter 'Sichtbaren' sei verschollen. das ist unrichtig: das Goethearchiv besitzt ein exemplar aus Goethes nachlass, und ein facsimile des stückes wäre jedesfalls angebrachter gewesen als die nachbildung des schwerlich goethischen ehrengedichts auf Corona Schröter. — nach s. 291 will Paläophron die Neoterpe aushungern 'und hat zu dem zwecke sie eingemauert'. nein, so grausam ist Paläophron nicht: K. interpretiert das niedrige mäuerchen des bildes falsch, das nach Goethes ausdrücklicher angabe lediglich ein asyl bezeichnet, also Neoterpe symbolisch schützt, nicht gefangen hält. — für das wenig sympathische bild Graffs s. 347, das nach K. Corona Schröter darstellen soll, darf diese deutung in keiner weise als gesichert gelten (Vogel, Graff s. 54): künftig wird besser das liebliche selbstporträt oder allenfalls auch Kraus gemälde von 1785 an seine stelle treten; Thons bild kenn ich nicht. —

Nun aber zur hauptsache. das schwergewicht des werkes ligt mir in der vielsagenden geschichte der bücherausstattung und -illustration, die sich ohne worte aus der folge gut gewählter beispiele heraus uns ergibt: besonders deutlich seit den anfängen des druckes. sehr mit recht hat K. wenigstens bis auf unsre classiker hin die gleichzeitigen illustrierten ausgaben berücksichtigt: auffassung und geschmack der zeit, die würkung des dichters auf die anschauung, die besondern neigungen des publicums werden durch die zeichnerische ausführung der motive, durch die wahl der dargestellten scenen oft schlagender erhellt als durch manch gesprochenes zeitgenössische urteil; schon reichtum oder dürftigkeit, anmut oder strenge der äufsern ausstattung lassen auf exclusive oder allgemeine beliebtheit, auf die beteiligung höherer und niederer kreise schliefsen. man halte nur den bilderschmuck vieler deutscher dichtungen des 16 jhs., die feierliche eleganz der deutschen renaissancepoeten des 17 jhs. neben die sparsame schmucklose gestalt der meisten gleichzeitigen lateiner: vor der reformation existierte dieser unterschied nicht. oder man vergleiche die prachtrüstung der sog. volksbücher im 15 und beginnenden 16 jh. mit ihren nachfolgern im 17 und 18. wer die salonfähige zierlichkeit Amsterdamer drucke von Opitz und Zesen, den monumentalen pomp etwa des Heräus neben die Greflinger, Schoch, Schwieger uä. hält, sieht alsbald den unterschied der leser; wie man im 17 jh. trotz einigen ausnahmen den prosa-

roman tief unter die dichtung stellte, springt alsbald in die augen, wenn man das äufsere der bücher an einander misst. und schon das format erzählt geschichte. zur psychologie des publicums — und sie bildet einen wichtigen teil der litteraturgeschichte — gibt es kaum einen bessern leitfaden als die bücherausstattung : der buchhandel hat von jeher schnell die fühlung dafür gehabt, was gefällt und lohnt. K. hätte den gesichtspunct bei seiner auswahl vielleicht noch schärfer im auge behalten sollen : namentlich von den schlecht ausgestatteten büchern hat er aus begreiflichen gründen zu wenig proben gegeben : das fruchtbare moment wird sich auch so jedem aufmerksamen benutzer des Bilderatlas aufdrängen.

Auch für das mittelalter wär es klarer herausgetreten, wenn K. seine handschriftenproben nicht in gar so kleinen fetzen uns zuteilte. aus seinen facsimiles bekommt zb. kein unbefangener leser einen eindruck davon, welche rolle in mhd. zeit die grofsformatigen zwei- und dreispaltigen hss. spielen. gibt doch K. die spaltenzahl nicht einmal regelmäfsig an! viel besser eine vollseite der Vorauer, der Ambraser hs., der grofsen Heidelberger liederhs. usw. als das halbe oder ganze dutzend vereinzelter strophen, deren buchstabenzeichen ohne andeutung ihres pergament- oder papiergrundes randlos zwischen andres geklemmt werden. diese randlosigkeit vieler abbildungen stört mich übrigens auch bei den drucken. K. liebt es sehr, auch vignettenlose titel abzubilden, ist mit ihnen zumal im 18 jh. für meinen geschmack viel zu freigebig (so bei Herder und Schiller) : mindestens muste dafür gesorgt sein, dass das format deutlich zu tage trete. wozu soll zb. das facsimile des titels der ersten Klopstockschen odenausgabe (s. 226) nutzen? im original würkt das stattliche quartformat mit seinem vielen freien weifs, bei K.s randloser reproduction bleibt auch nicht ein schatten von anschauung übrig. ich verkenne gewis nicht, dass hier die raumausnutzung, von K. mit entsagungsvoller virtuosität geübt, oft das entscheidende wort gesprochen hat. aber ich würde eine verminderung der proben gern in den kauf nehmen, wenn ich dafür mehr ganze seiten erhielte, auch von den hss. die einrichtung zumal eines complicierteren werkes wie der Williramschen paraphrase, lässt sich nun einmal aus einem einzelnen spaltenstück (s. 19) in keiner weise erkennen.

Den paläographischen interessen kommt K.s buch so ausgibig entgegen, wie der beschränkte raum und der charakter des werkes das gestattete. gleich die gotische schrift ist reichlich vertreten : höchstens dass von einem der Ambrosiani eine bessere und gröfsere probe wünschenswert wäre, als Castigliones durchzeichnung sie gewährt : man hat in Mailand ein paar blätter so weit von der lat. überschrift gereinigt, dass sie ein unmittelbar deutliches bild des gotischen untertextes hergeben. die wichtigsten ahd. denkmäler und schrifttypen sind, allerdings in etwas

ungleicher ausführung [1], vorhanden : es hätte litterarhistorischen wert, wenn beim Muspilli die ganze seite der hs., nicht nur die deutsche randschrift mitgeteilt wäre; ich vermisse ferner eine probe von ahd. interlineargiossen und ein neumiertes stück, Petruslied, Ruodperts gesang oder wenigstens Melker Marienlied : wie ich denn auch weiterhin notenproben aus der Jenaer liederhs., aus dem wichtigen Kolmarer meistersingerbuche entbehre. die lateinischen denkmäler, die vom 10 bis ins 13 jh. eine lücke der deutschen litteratur füllen, sind nicht vergessen : nur möcht ich für eine probe der Cambridger lieder ein gutes wort einlegen und sähe den Karlsruher Waltharius gerne durch den Brüsseler ersetzt. — bei dem wert, den K. auf die originalschrift der dichter legt, wundert es mich, dass er den berühmten autograph verschmäht hat, der zugleich Notkers des Deutschen und Eckehards IV hand neben einander zeigt (facsimile M. SS. II, taf. zu s. 101). — für die zeit vom 11 bis ins 13 jh. hinein hätt ich manche wünsche. aber die paläographie der deutschen hss. dieser zeit verdiente einmal eine sonderpublication : es kann nicht aufgabe des Bilderatlas sein, das klaffende vacuum in unsern paläographischen hilfsmitteln zu füllen. K. hat die Vorauer, die Millstädter, die Görlitzer Ava-hs., das Heidelberger Rolandslied, den Casseler Reinhard ua. berücksichtigt : immerhin sei ihm dies und jenes einzelne stück der übergangszeit, etwa der Strafsburger Ezzo oder Noker, der Merigarto, der Arnsteiner leich, das mittelfränk. legendar, der graf Rudolf noch zur erwägung empfohlen.

Mit besondrer vorliebe verweilt der Bilderatlas bei der eigentlichen mhd. blütezeit; es fehlt da nicht einmal an unbekannten stücken, der wonne des sammlers. ein sehr glücklicher gedanke war es, bei einem so vielgelesnen gedicht wie dem Nibelungenlied einmal proben aller hss. zu geben : ich hätte nur auch sie wider gröfser gewünscht und dafür auf die facsimiles derselben hss. bei der Klage gern verzichtet. die möglichst genau abschätzenden datirungen des umsichtigen handschriftenkenners geben jenen proben noch einen weitern wert : nicht alles freilich leuchtet mir ein : dass zb. das Linzer Nibelungenfragment M erst aus dem 2 drittel des 14 jhs. stammen soll, will mir gar nicht in den sinn. auch den führenden kunstepikern, den wichtigsten minneliedersammlungen geschieht ihr recht : höchstens wünscht ich eine probe aus der Würzburger hs., dem berühmten hausbuch Michaels de Leone, das durch das stückchen aus Michaels Rennerhs. (s. 75) nicht befriedigend ersetzt wird. diese grofsen haus- und sammelbücher, anthologien des lesenswertesten, sind für das ausgehnde mittelalter so charakteristisch, dass das eine oder andre K.s auf-

[1] die deckende falte auf der 2 seite des Hildebrandsliedes stört um so mehr, als K. in der 2 ausgabe WGrimms facsimile der unleserlichen worte fortgelassen hat : bei Enneccerus ist es gelungen, die falte in der nachbildung fast unschädlich zu machen.

merksamkeit verdient hätte : ich erinnere nur an novellen- und legendensammlungen wie die Kalocsaer und ihre verwanten, an die hss. Teichnerscher und andrer lehrgedichte, noch an die Hollsche hs. : grade diese dickleibigen wälzer machen die gesteigerte leselust höchst anschaulich, die seit dem 14 jh. in mode kommt und sich weiter ausprägt in den immer billigeren, schlecht geschriebnen und schlecht gemalten papierhss., vor denen das sorgfältig behandelte teure pergament schnell zurückweicht. wenig hat K. die geistliche prosa (meister Eckart), gar nicht die mnd. litteratur herangezogen; auch eine probe der deutschordensdichtung wäre willkommen gewesen. es ist merklich, dass K. sich für die ausläufer der mhd. dichtung im späten 13 und im 14 jh. sehr viel minder interessiert als für ihre höhe.

Mir trat das auch in der auswahl der handschriftillustrationen entgegen. für die frühzeit und die guten tage mhd. dichtung ist widerum wohl gesorgt : dass die schon mehrfach reproducierten bilder der Wiener Otfridhs. fehlen, ist kein unglück; es fällt mir immerhin auf, dass K. sich den schönen Berliner Wernher hat entgehn lassen, von dessen malereien jetzt Vogt eine probe mitteilt. stärker schon empfind ich die lücke, wenn K. sich für die viel gelesnen und illustrierten ritterromane der epigonen mit den Runkelsteiner fresken und einem farbig nachgebildeten flandrischen teppich begnügt : bilder aus dem Leidner Wigalois zb., dessen pracht mir Edw. Schröder jüngst noch gerühmt hat, aus dem Casseler Wilhelm vOrlens, dem hannöverschen Wilhelm vWenden wären mir daneben lieb gewesen, weil sie directere zeugnisse litterarischen lebens sind. und ein mangel gradezu ist es, dass K. die illustrierten weltchroniken bei seite lässt : es ist schlechthin üblich gewesen, die weltchronik in bilderschmuck zu kleiden : noch über die zahlreichen erhaltnen bilderchroniken hinaus zeugen für den geschmack des publicums die in bildlosen hss. für bilder frei gelassnen stellen (schon in hss. der Kaiserchronik, der Steir. reimchronik usw.) : Murner folgte in seinen Sabellicusbildern geprägter tradition. für das geschichtswerk Rudolfs vEms konnte etwa Cassel, für die Sächsische weltchronik Berlin geeignete bilderproben hergeben. auch bei Boner und namentlich bei Mandeville, dem vertreter der gleichfalls häufigst illustrierten reisebeschreibungen, hätt ich lieber handschriftliche bilder als holzschnitte gehabt : ich verweise zb. auf den Basler Boner, auf den Stuttgarter cod. poet. fol. N 4, der neben einem deutschen Mandeville auch Wissenheres gedicht von Heinrich dem Löwen illustriert enthält. von den in rechtshss. üblichen bildern gibt K. karge beispiele. ständige illustrationsserien pflegen ferner die schachgedichte zu bringen. auch der totentanz hätte eine probe verdient : hübsche federzeichnungen sah ich in der Münchner hs. Clm. 3941, die einen in verschiedner hinsicht interessanten deutschen totentanz birgt, über den ich bald einmal zu handeln

hoffe. der überquellende bilderreichtum, der sofort mit dem drucke zu tage tritt und da auch bei K. uns veranschaulicht wird, hat schon die hss. des 15 jhs. in ähnlicher weise belebt: auch eigentliche bildergedichte, wie sie der druck des 16 jhs. so liebt, sind dem mittelalter keineswegs mehr fremd gewesen. der holzschnitt trat unmittelbar das reiche erbe der fabrikmäfsigen colorierten handschriftenbilder an und trägt die nachwürkungen der herkunft noch eine ganze weile zur schau in der neigung zu nachträglichem austuschen (so in frühen bibeldrucken, im Theuerdank usw.). ich sähe diese wichtige, spätmittelalterliche handschriftenillustration bei K. gern etwas reicher, am besten auch in ein paar farbigen proben uns vorgeführt.

Den glanzpunct des Bilderatlas bilden die drucke des ausgehnden 15 und 16 jhs.: romane und volksbücher höhern und tiefern ranges, fliegende blätter, bilderbogen und bildergedichte, flugschriften, zeitungen. historische und andre neue lieder, Geiler, Brant und Murner, Luther, Hans Sachs, Wickram, Fischart, alles reich und gut vertreten. Muthers stoffreiches werk hatte hier freilich die wege bereitet. aber K. weifs auch eigne pfade zu finden. alle billigen wünsche werden befriedigt. in der reihe der volksbücher sähe ich gern noch den 'Bruder Rausch'. neben dem gedruckten Theuerdank, dessen holzschnitte auch den spätern ausgaben des romans von Pontus und Sidonia (so 1548) zu gute kamen, durften die für die entstehungsgeschichte so entscheidenden Wiener hss. berücksichtigt werden: handelt es sich da doch um ein wichtiges stilistisches und metrisches phänomen. vielleicht fände sich ferner noch platz für eine Manuelsche zeichnung, etwa zu dem spiele von papsts und Christi gegensatz. auch sonst böten — und damit stofs ich auf eine fühlbare schwäche der K.schen auswahl — die massen der reformationsstreitschriften, die K. kaum berücksichtigt, das schönste material an charakteristischen darstellungen. ich denke etwa, um rein beim poetischen zu bleiben, an Mychael Styfels vEsslingen gedicht 'Von der christförmigen leer Luthers': darin ein Lutherbild mit heiligenschein und nieder schwebender taube. im contrast dazu vielleicht die carricatur in Emsers versen 'Der Bock tritt frey auff disen Plan' (1525), wo Luther als schnauzbärtiger roher kriegsmann figuriert, dem ein geflügeltes teufelchen ins ohr flüstert: Emser sollte so wie so nicht ganz fehlen. oder Hans Heinrich Freiermuts 'Triumphus Veritatis', der im hauptbild den üblichen renaissancetriumphzug darstellt: Salvator auf dem prunkwagen, den Carlstat kutschiert, Luther palmenschwingend begleitet; während auf dem titelblatt Gott den papst in den abgrund stürzt. der holzschnitt bildet da überall eine kräftige stütze der polemik, das sinnlich geschaute hilft den sinnlichen menschen des 16 jhs. überzeugen. so verstärken teufelsfratzen denn auch gerne die grotesken mahnungen der teufellitteratur, die bei K. nicht begegnet. auch aus der

wappen-, pritschmeister- und heroldsdichtung fänd ich bei ihm gerne diesen und jenen beleg : die verbreitete gattung wurzelt übrigens mit ihren bildern ebenfalls schon in der mittelalterlichen handschriftenillustration. die neulateiner, die zahllosen gesangbücher und deutschen psalter zeigen, dürftig ausgestattet, selten etwas typographisch oder illustrativ bemerkenswertes: immerhin kamen illustrierte Encomia urbium, kam der psalter des Melissus, die hohen schmalen gesangbuchformate des 17 jhs., die eleganten mystischen stiche der Sudermannschen 'Hohen geistreichen lehren' (Frankf. 1622) uä. in betracht.

Vom 17 jh. an gewinnen bei K. die porträts ein wachsendes übergewicht über die druck- und illustrationsproben. die emblematisch und allegorisch reich stilisierten titelbilder des 17 jhs. bringt der Bilderatlas in fülle; gewünscht hätt ich etwa eine probe aus Harsdörffers Frauenzimmergesprächspielen, von des Heräus monumentaler würde und dies und das aus den zt. recht apart ausgestatteten Zesenschen büchern : namentlich vermiss ich ganz die eleganten Amsterdamer drucke. für die wichtige emblematische poesie durfte etwa Zinkgref-Grefflingers werk eintreten. der westphälische friede hat allerlei festgedichte gezeitigt, die durch Clais Irene mit ihren prunkenden festbildern repräsentiert werden mochten. für das epos sei Hohenbergs illustrierter Ottobert genannt. die minder vornehme unterhaltungslitteratur in versen (zb. die Geharnischte venus, der Unhöffliche monsieur Klotz, der Deutschfranzos mit seinen scherzbildern, die gesellschaftslieder) und roman (aventuriergeschichten, robinsonaden, schwankbücher) sollte stärker zur geltung kommen [1]. aber dem vorherschenden ornamentalen und architektonischen kupferstich niederländischen geschmacks wird K.s auswahl unzweifelhaft trefflich gerecht, und sie greift immerhin weiter.

Mit dem 18 jh. fangen die titel mehr und mehr an, ihren prachtvoll umrahmenden decorativ-malerischen bildschmuck zu verlieren; mehr und mehr gehts auf eine rococovignette zurück oder selbst die fehlt. so hätt ich viele der von K. mitgeteilten titelblätter gern entbehrt : die armut braucht nicht massenhafte belege. doch verdiente das vorbild des Wandsbecker boten mit seiner beziehung auf Werthers leiden wol die aufnahme. — was die innenillustration betrifft, so zeigt K. eine liebenswürdige, aber allzueinseitige vorliebe für Chodowiecki : Gellert, Gleim, Lessing, Nicolai, Jung-Stilling, Rousseau, Bürger, Voss, Miller, Iffland, Pestalozzi, Weifse, Hermes, Hippel, Blumauer, selbst Goethe und Schiller wird uns durch Chodowiecki illustriert, der doch mindestens bei Hermann und Dorothea schon wie ein grober anachronismus würkt, während er allerdings der rechte mann war für den Aufklareralmanach, für die populär berlinische auffassung Friedrichs

[1] auch aus Christ. Reuters dramen La maladie et la mort und namentlich Graf Ehrenfried liefsen sich geeignete bilder gröberen schnitts gewinnen.

des Grofsen, für Schmidt-Werneuchens rührendes behagen im engen, für die Musen und grazien in der Mark: grade diese typen Chodowieckischen geistes durften stärker hervortreten. sonst aber würd ich mehr wechsel empfehlen. die erste auflage brachte bei Gellert noch JHMeils Grünen esel: in der zweiten ist auch er dem alleinherscher gewichen. und Gellerts dritter illustrator, der glückliche zeichner und radierer BRode, ist, so viel ich sah, im Bilderatlas nur bei Ramler vertreten, wo er denn freilich in dem bilde Ramlers mit der muse ein reizendes stückchen blutiger, wenn auch ungewollter carricatur geliefert hat. Bolt und Lips tauchen auf, verhältnismäfsig selten. und zu Wieland gehörte Oeser, in der widergabe seines schwiegersohns und hauptstechers Geyser, ganz unumgänglich. zwar mit Oesers zeichnungen zum Neuen Amadis war der dichter, so hübsch sie sind, nicht zufrieden. um so einiger war alle welt darin, dass die 'grazien, wie Wieland sie schreibt und Oeser sie zeichnet', in liebreizender harmonie zusammenstimmten. und das titelblatt der Grazien von 1770 empfahl sich für den Bilderatlas um so dringender, als es vielleicht das älteste publicierte porträt Wielands enthält[1]. wessen medaillon wenigstens sollte die hintere grazie sonst hochhalten? die dargestellte scene (s. 75 f) gibt keinen anhalt, und es ist um so wahrscheinlicher, dass Oeser da dem vater der Musarion ein zierliches compliment erwies, als sich die beiden eben juni 1770 in Leipzig kennen gelernt hatten. ebendort liefs sich Wieland in miniatur malen (Ausgew. briefe II 379), vielleicht von Oesers schüler Füger; mir scheint die ähnlichkeit des Oeserschen medaillons mit dem erst 1773 publicierten porträt Fügers (Würtembg. vierteljahrshefte f. landesgesch. 2, 4) frappant, sowie man sich die perrücke fortdenkt, die in dem antikisierenden medaillon nicht angieng. — und Füger wünschte ich noch einmal im Bilderatlas zu haben: wurden Rambergs zeichnungen zu den Abderiten aufgenommen, so sollte eins der schönen Fügerschen Messiasbilder aus der parallelen Göschenschen prachtausgabe Klopstocks nicht fehlen. die Matthissonillustration pflegt dem poeten instructiv gemäfs zu sein. auch die bilder der unendlich gelesenen ritter-, räuber -und geistergeschichten und -dramen sollten noch das eine oder andre abschreckende beispiel liefern: die einzige probe aus Spiefs (K. s. 328) ist ja in ihrer art grell genug und der sternenhimmel, der nahe kirchhof, das gerippe recht stilvoll: aber doch, ohne ritter in costüm, ohne wollüstigen pfaffen, grade noch gerettete jungfrauen, einen echten geist ists nicht das wahre: ich empfehle etwa die vignette zum zweiten bande des Hasper a Spada: kerker, zwei gepanzerte, ein wahnsinniges weib auf stroh, ein gerippe im hintergrunde, und dazu die unterschrift: *Das ist meine Mutter! und das ihr Schänder!* wem läuft es da nicht kalt über den rücken?

Mit dem 19 jh. nehmen porträts und namenzüge bei K.

[1] es ist natürlich druck- oder schreibfehler, dass K. s. 272 Goethes zeichnung von Wieland auf 1762 datiert: richtig war 1776.

der illustration jeden raum. auch im titelbilde sind, abgesehen von Goethe und Schiller, nur noch die Kinder- und hausmärchen vertreten; selbst des knaben wunderhorn bekommen wir nicht leibhaftig zu sehen. schade, bitter schade schon für Brentano, der sinn hatte für hübsche und drastisch würksame titelblätter, dem obendrein an Steinle ein congenialer illustrator zur seite trat. wie vortrefflich kennzeichnen ferner etwa FrTiecks zeichnungen zu vdHagens Heldenliedern jene romantische auffassung des mittelalters, wie sie Fouqué gewis für eine wissenschaftliche errungenschaft hielt. grade das 19 jh. hat zunächst seine besten in den dienst der dichterillustration gestellt: wer hat sich nicht am Faust versucht von Carstens und Cornelius an; für die Düsseldorfer war die gleichzeitige dichtung lange die fundgrube ihrer besten stoffe; sie haben den würkungen der poesie redlich geholfen. es wäre hübsch, wenn davon auch bei K. etwas durchschimmerte: da bestehn geistige zusammenhänge, die für uns nachlebende zu erkenntnisquellen werden. allermindestens aber wird künftig im Bilderatlas zu tage treten müssen, wie Ramberg höchst unwürdig Chodowieckis erbe antrat, schonungslos und geistlos alles verillustrierend und doch die lust seines publicums: auch VHSchnorr von Carolsfeld, Opitz, der illustrator der Bezauberten rose gehören in diese sphäre, und die süfsen, allzusüfsen frauenköpfchen der Vergissmeinnichte, Rosen und wie die almanache alle heifsen, braucht es notwendig, um ganz zu erkennen, was dem leser der zwanziger und dreifsiger jahre wol gefiel. 'leser, wie gefällst du mir?' ich widerhol es, die gleichzeitige dichterillustration ist ein unschätzbares hilfsmittel zur historischen erkenntnis des publicums, und es verdient vollen dank, dass K. das thema wenigstens angebrochen hat: hoffentlich erleben wir einmal eine geschichte der bücherillustration, die, nicht auf die technisch-bibliographische erörterung einer kurzen periode beschränkt, den litterarhistorischen ertrag des themas in vollen garben einzuheimsen versteht[1].

Auch die ideale maske, die der dichter gern einmal anzulegen liebt, wechselnd mit zeit und geschmack, lugt in den titelbildern oft hervor: dem neuen prunk des gekrönten poeten tritt zu ende des 15 jhs. der narr und schelm gegenüber; der harfende judenkönig schmückt gern die modernen geistlichen psalter des 16 und 17 saeculums und hat bekanntlich auch unter den meistersingerischen emblemen einen ehrenplatz gefunden; im 17 kommen weiter gott Pan mit seiner flöte und die schäfer, dann die satyrn an die reihe; hier und da folgt Anakreon und Tyrtäus, aber auch die ungezählten amoretten, die seit der anakreontik zumal auf den titeln herumflattern, fügen sich in diesen zusammenhang; ein leuchtendes beispiel endlich sind die barden. auch diese

[1] die flüchtigen bemerkungen Witkowskis (Zs. f. bücherfreunde 1, 401 ff) können natürlich auch nicht als der bescheidenste ansatz zur lösung der aufgabe gelten, die mir vorschwebt.

wandlungen veranschaulicht K. meist. aber der 'christliche ritter' (zb. vor Ringwalts Teutscher wahrheit) gehört auch in dies capitel, und ich vermisse entschieden den wunderlichen, aber für die deutschtümelei der Nürnberger bezeichnenden altdeutschen 'Witdod', der, von Harsdörfferschen versen erklärt, vor Clais Lobrede der teutschen poeterey abgebildet ist. ich moniere ferner Meils kupfer zu Gleims Grenadierliedern; nicht nur der barde Ossian, auch der barde Kretschmann-Rhingulph (Lpz. 1769) war uns vorzustellen; das titelbild zu den 'Romanzen der Deutschen' (Lpz. 1774) lehrt drastischer als worte, wie sich Gleim und consorten, auch wol noch Bürger, den echten volkstümlichen romanzensänger dachten (vgl. auch Klenze Kom. romanzen s. 11); aus dem Rafaelkopf der Wackenroderschen Herzensergiefsungen sprechen die idealen träume des kunstliebenden klosterbruders mit der schwärmerischen inbrunst ihres autors. das realistische bild einer meistersingersitzung, das K. s. 152 aus einer Hagerschen (nicht 'Hagert'schen) hs. bringt, wird prächtig ergänzt durch die beiden jetzt verlorenen idealgemälde aus dem besitz der Strafsburger singschule, von denen uns Lobstein zum glück abbildungen erhalten hat (Martin Die meistersänger von Strafsburg, Strafsb. 1882): das eine zeigt uns die 12 alten meister im kreise, zumeist in bürgerlicher tracht (in ritterlichem waffenschmuck nur Walther), in ihrer mitte die biblischen dichter David und Salomo, über ihnen die accompagnierenden himmlischen heerschaaren; das andre führt uns in das rund der würklichen Strafsburger sänger, im hintergrunde ihre stadt, unverkennbar dank dem münster : aber auch mitten in diesem realeren mittelstück zwei schwäne im weiher, sinnbilder des gesangs, und drüber wider der himmel offen, den hier ein orchester harfender könige im purpur bevölkert, unten der tiere bezähmende Orpheus[1]. ich rühre die saite nur an: gerade beim künstler sind derartig idealisierende bilder vielleicht lehrreicher als bare würklichkeit.

Im grunde gehören auch die b i l d e r d e r m i n n e l i e d e r h s s. in diesen kreis oder in den kreis der gedichtillustration. porträts sucht da niemand; hie und da sind scenen aus den liedern dargestellt, sehr selten aus der realen, geschichtlich bezeugten biographie der dichter : im ganzen tritt uns ein verschöntes und stilisiertes idealbild ritterlichen und gesellschaftlichen lebens entgegen, wie es sich dem maler aus der poesie ergab, aus epos und lyrik : gewis ebenso gut dichtung als wahrheit (vgl. nur Jac. vWarte, Kraus nr 20); ein jahrhundert hatte genügt, um die hohe blüte ritterlicher kunst in die befreiende ideale ferne zu rücken. immerhin hatte der maler mit der technik dieser dichtung noch fühlung genug, um uns über manches

[1] vgl. auch den ähnlich symbolisierenden Iglauer postenbrief Joh. Waidhofers, den schon vWolfskron im 7 bde d. Schriften der hist. stat. sect. d. mähr. gesellsch. (Brünn 1854) publicierte und jetzt auch Nagl-Zeidler s. 520f mitteilen.

äufsere an der poetischen praxis der minnesinger aufzuklären. K. hat die bilder aus C, die er teils in grofsen schönen farbenblättern [1], teils, und das meist, nach stark verkleinerten photographien bietet, anscheinend nach dem berühmten namen ausgewählt : aber reich genug, um auch so gewisse stadien der entstehungsgeschichte eines gedichts zu veranschaulichen. so dictiert Reinmar vZweter (K. s. 66) ins concept, dh. auf die zusammenklappbare wachstafel, in der fehler noch durch auslöschen beliebig zu beseitigen waren; Gottfried vStrafsburg (K. s. 57) list aus dem diptychon vor, Heinrich vMorungen (K. s. 55; vgl. auch B Pfeiffer s. 89) überlift in ihm wol das fertige stück (ebenso Gliers Kraus nr 28). die übertragung von der wachstafel in die reinschrift, auf das teure pergament mag Reinmars vZweter schreiberin neben dem schreiber andeuten; ein dictat direct auf pergament scheint Bligger vSteinach zu zeigen (Kraus nr 58, fehlt bei K.). dass man auf den langen pergamentstreifen der länge nach, nicht quer schrieb, erhellt, deutlicher als hier und als Kr. nr 123, aus dem bilde Eberhards vSax in C (Kraus nr 21), das K. künftig aufnehmen sollte. diese langen streifen sind in C und noch fester in B die typischen begleiter der dichtenden, nachdenkenden, vorlesenden, huldigenden sänger (vgl. im Bilderatlas Reinmar den alten s. 29, Neifen s. 67); gleich kaiser Heinrich ist in BC so als dichter gekennzeichnet; Hausen führt solchen streifen in B auf der kreuzfahrt bei sich (K. s. 30), Walther in C auf seinem steine usw.; Veldeke handhabt ihn in B unter dem vögeldurchflatterten baume (K. s. 53). dies letzte bild ist auch darum so interessant, weil es zu beweisen scheint, dass der streifen an einem stab befestigt wurde, wol um ihn herum zu rollen. solche stäbe sind in C nirgend deutlich; in B aber auch bei Bligger (Pfeiffer s. 31) und namentlich bei Dietmar von Aist (Pf. s. 33), der obendrein einen umrollten stab in der andern hand trägt und mit einem körbchen voll solcher zusammengewickelten schriftrollen durchs land zieht, ein wichtiges abbild des fahrenden, der ein kleines repertoir mit sich führt : K. s. 28 bringt Dietmars bild leider aus C, wo, bei unzweifelhafter grundverwantschaft, das in B rein erhaltene urbild misverstanden und Dietmar zu einem krämer gemacht wird: das körbchen mit den schriftrollen ist aber auch da gerade noch erkennbar geblieben. die geringe höhe der streifen bei ungeheurer breite wird auf den bildern stark übertrieben sein, eine art parallele gewährt immerhin das briefformat der zeit : was ich von ältesten deutschen briefen in den originalen aus dem Düssel-

[1] das bild Neidharts steht technisch kaum zurück hinter der entsprechenden farbentafel, die Schönbach im 1 bande der 'Geschichte der stadt Wien' (Wien 1897) publiciert hat. ich mache aber auf das schöne werk um so mehr aufmerksam, als es, dem germanisten zunächst fernliegend, noch weitere prächtige farbenreproductionen bietet : Reinmar den Alten und Walther aus B, Ulrich vLichtenstein und den Tannhäuser aus C. farbige nachbildungen aus C bringt auch vOechelhäuser Miniaturen d. Heidelb. bibl. II.

dorfer archiv gesehen habe (vgl. Steinhausen Privatbriefe I 2 ff), erwies mir das übergewicht der breite über die höhe gutesteils greller als die briefprobe bei K. s. 81 und steht zt. kaum mehr ab von den gemäfsigteren proportionen, die in den streifen Kilchbergs (Kraus nr 12), Winterstettens (Kraus nr 36), Obernburgs (Kraus nr 116) zu tage treten. der brief, den Hadlaub (K. s. 79) seiner dame ans kleid heftet, wird ein gefaltetes pergamentblatt meinen; briefe ähnlichen kleineren formats kommen, zt. gesiegelt (Kraus nr 51. 101. 123), noch oft in C vor (Kraus nr 38. 52. 66. 88, an pfeilen befestigt nr 54. 84); die tätigkeit Rudolfs des schreibers (Kr. nr 123) zeigt die verwandlung des langen pergaments in den brief mit aller wünschenswerten evidenz. endlich fehlt in den C-bildern auch die buchform nicht ganz, die gewis nicht für das einzelne lied, sondern höchstens für die liedersammlung in betracht kam : jenem entspricht der streifen, dieser erst das buch. doch Konrad vWürzburg dictiert (K. s. 71) direct in ein buch, vielleicht ein symbol des epikers; auch bei Alram vGreften (Kraus nr 104) erscheint die uns geläufige buchform in den händen eines liebespaares, das etwa einen liebesroman list; der schulmeister von Esslingen dociert natürlich aus einem würklichen schulbuch, und Bucheim (Kr. nr 91) führt das buch nur im redenden wappen. möglich also immerhin, dass alle diese bücher mi dem minnesang nichts zu tun haben. —

Auf keinem gebiete der litteraturgeschichte ist die kenntnis des äufseren, zuständlichen wichtiger und fruchtbarer als für drama und theater: die bühnenverhältnisse würken bei gesunder beziehung des dichters zur bühne unmittelbar auf die dramatische technik und umgekehrt. K. hat mit recht namentlich in der zweiten auflage wertvolles material zur entwicklung von bühne und schauspielkunst zusammengebracht, auch dies gröstenteils wider aus der buchillustration, aber doch erheblich darüber hinausgreifend. so verwertet er gleich die bekannte Xantener plastische scene von der verhöhnung Christi als nachwürkung eines bühnenbildes des 15 jhs. gewis mit recht! aber noch aufklärender für den engen zusammenhang zwischen bildender kunst und bühne waren mir doch tafelbilder, wie sie Froning (DNL 14, 338) uns aus dem städtischen museum zu Frankfurt commentirend mitteilt. von costümen und scenenbildern des 16 jhs. geben einen guten begriff die zahlreichen holzschnitte, resp. federzeichnungen, die K. aus Gengenbachs Gouchmat (1516), vor allem aber aus Rueffschen dramen (1535—45) aufgenommen hat. dass hier mindestens teilweise abbilder der würklichkeit vorliegen, wird für Rueffs hsl. illustrierten Weingarten gestützt durch K.s hübsche beobachtung, dass die frauen der zeichnungen deutliche männergesichter haben, entsprechend dem brauch, frauenrollen an männer zu geben. übrigens hat auch Rueffs Schaffhauser landsmann, der bekannte maler Tobias Stimmer, die figuren seines kleinen ehelustspiels (1580) in

die hs. hineingezeichnet, und Bächtold Gesch. d. schweiz. litt. anm. 102 erwähnt eine illustrierte hs. von Christ. Murers 'Ecclesia Edessaena'. diese dramenillustration geht indes nicht etwa von der Schweizer volksbühne aus. sie scheint gelehrten herkommens; stecken doch die ältesten in Deutschland auftauchenden beispiele solcher scenenbilder, wie K. wohl weifs (s. 91), in Terenzdrucken; dazu dann, hauptsächlich aus Grüningers Terenzausgabe (Strafsb. 1496) bilder entlehnend, die gleichfalls bei Grüninger gedruckte 'Tragoedia de Turcis et Soldano' Lochers von 1497. aus dem Ulmer Terenz nimmt K. ein bild auf, nicht aus dem Strafsburger oder aus Locher, offenbar weil deren illustrationen ihm durch ihre mittelbare oder unmittelbare franz. herkunft verdächtig waren. mir ist der nach K. benutzte Lyoner Terenz von 1486 nicht zugänglich. indessen die humanistische schulcomoedie hat nun einmal etwas internationales, das merkwürdige, ein theatrum darstellende titelbild des Terenz von 1496 (zwei ränge mit zuschauern über der bühne) ist unter allen umständen kennenswert, und, wenn der übersetzer des Strafsburger Terenz noch 1499 kaum an die bühne dachte (Mitteilungen f. erziehungsgesch. 3, 20), Lochers Tragoedia wurde im jahre ihres druckes würklich zu Freiburg aufgeführt. das gibt ihren zusammengestoppelten scenenbildern doch ein gewisses interesse, zumal da sie, aus schmalen holzstöcken combiniert, eine coulissenartige andeutung der scenerie enthalten : so etwas konnte vorbildlich würken. und in die gleiche humanistisch-gelehrte sphäre weist weiter die 'Comedia welche jn dem Königklichem Sale tzů Pareifse . . . . gespylt worden' (1524), der tendenziöse bericht über ein angeblich vor dem französischen hofe aufgeführtes reformationsspiel; es zeigt im druck die kleinen holzschnitte der dramatis personae Reuchlins (mit langem bart!), Erasmi, Huttens, Luthers, des papstes; mag es mit der aufführung stehn wie es will, die figürchen entspringen doch der fiction einer scenischen darstellung, natürlich durch gelehrte leute[1].

Von der meistersingerbühne haben wir leider nichts bildliches, von den englischen comödianten sehr wenig : erst in der 2 hälfte des 17 jhs. treten wider reichere bühnenbilder auf (K. s. 198. 200f). ich verweise K. noch auf das anschauliche bildchen vor Claufs prosaischer Cidübertragung (Strafsb. 1655). von ChrWeises bühne gibt der titel der 'Liebesalliance', den Fulda (DNL 39, xxiv) abdruckt, allerdings ebenso wenig einen sichern begriff, wie etwa die allegorische scenerie in Menantes 'Theatralischen gelehrten und geistlichen gedichten' (Hamb. 1706) von der damaligen Hamburger theatereinrichtung. dagegen konnte K. für die unglaubliche üppigkeit, die schrankenlose scenische phantastik und die gewaltigen technischen ansprüche und effecte der oper auch in

[1] noch Harsdörffers 'Vernunftkunst' (Frauenzimmergesprächspiele bd v) führt die handelnden personen über den einzelnen scenen als initialbildchen vor.

Deutschland manch überraschendes und leidlich authentisches bühnenbild gewinnen aus den von Math. Küsel gestochnen bildern Burnacinis für die Wiener oper. neben reizvoll verwegenen extravaganzen der tollsten barockarchitectur ein aufgebot aller elemente : ein brennendes zeltlager; ein flammenmeer, das sich über eine statuenwimmelnde prachtstadt mit Semiramisgärten auf den weiten säulenterrassen heranwälzt; ein höllenrachen, aus dem lodernde städte und seen hervorglühn; die unterirdische höhle des Aeolus; der ganze Olymp in den lüften; prächtige wolkenschlösser und wolkensäle; Phöbus, sein sonnengespann über den himmel lenkend; ebenso Mercur, Amor fliegend; erscheinungen in flammen und auf wolken; Pegasus, der durch seinen hufschlag einen wasserfall erweckt; löwengezogene wagen, delphinbespannte schiffe; ein gartenprospect, dessen wände lauter springbrunnen bilden; einstürzende paläste; seesturm : kurz, keine moderne ausstattungsoper überbietet das, und was von dem aufwand zb. der Hamburger oper berichtet wird, erscheint nach diesen bildern nur wahrscheinlich. ich selbst kenne solche stiche nach Burnacini ua. aus einer stattlichen sammlung von franz., ital., holländ., deutschen bühnenprospecten, die, von dem vielseitigen liebhaber JFvUffenbach angelegt, jetzt der Göttinger bibliothek (bibl. Uff. 10 fol.) angehört; von dem blendenden glanz der höfischen bühne des 17 und beginnenden 18 jhs. gibt sie ein verblüffendes bild; übrigens fehlt da auch nicht eine klägliche decoration mit der unterschrift '*princeps invenit*', gezeichnet natürlich von einem andern. jener selbe Uffenbach schrieb für Wolfenbüttel ein, anscheinend nicht aufgeführtes, singspiel 'Pharasmanes' (Göttingen ms. Uff. 18), 1720 nach einer episode der 'Römischen Octavia' für die nachkommen des fürstlichen autors gedichtet; er stattete die hs. mit prachtvollen bunten scenenbildern aus, die ebenso durch ihre architektonik wie durch ballet und aufzüge K.s aufmerksamkeit verdienen. was K. s. 201 gibt, gewährt von der theatralischen pracht, die in oper und ballet entfaltet wurde, nur ein ärmliches bild, und es braucht da der anschauung : wir wissen ja, wie das gesprochene drama unter dieser pracht beim publicum gelitten hat. die für das katholische Deutschland wichtige Jesuitenbühne sollte nicht ganz vergessen sein : die textlich so elende Nagl-Zeidlersche Deutsch-österreichische litteraturgeschichte liefert jetzt dafür, wie sonst, schätzbares bildermaterial. — auch der bühnenvorhang hat bedeutung. am eingang von Harsdörffers Geistlichem waldgedicht tritt die präludierende musica (Frauenzimmergesprächsp. IV 40) aus einem in der mitte sich teilenden teppich hervor, also ein vorhang in Bayreuther art (ähnlich vielleicht in Uffenbachs sammlung nr 17); aber auch der aufrollende vorhang scheint bei Uffenbach nr 96 (vielleicht auch nr 129) bezeugt. er war offenbar schon damals die regel[1], wenigstens

[1] doch hab ich mir aus Picanders Säuffer (Berl. 1725) den schluss notiert : '*so werd ich .... die guardinen zu ziehen lassen*'.

als hauptvorhang : so spricht zb. König im Drefsdner frauenschlendrian (1742) s. 22 vom fallen und aufziehen der 'decke', die bei ihm auch grofse löcher zum durchgucken zeigt wie in spätern tagen.

In ganz anderm sinne gewähren theatergeschichtlichen reiz die vignetten aus dem 'Theater der Deutschen' (Berl. u. Lpz. 1766 ff); sie geben lediglich von der typischen haltung und gebärdensprache der schauspieler Gottsched-Weifsischen stils eine andeutung. das ist nun freilich genug. ligt doch eben darin der wert der vielen an sich sehr schlechten stiche, die K. s. 340—345 aus dem Gothaer theatercalender aufgenommen hat. für die geschichte der schauspielkunst ist ein elendes scenen- und costümbild des schauspielers tausendmal wichtiger als das beste porträt sonst. so hätt ich bei Iffland das Klotzsche porträt gerne geopfert für das berühmte gemälde der Sanssoucigallerie, auf dem Graff seinen vielumstrittnen Pygmalion erfasst hat; es ist sehr lehrreich und vergewissert uns der zuverlässigkeit Graffs, wie die haltung des Rousseauschen helden in Ifflands verkörperung dem einen der Franz-Moor-bilder Catels (K. 345) gar so ähnlich geraten ist : diese bewegung hat Iffland offenbar geliebt. die posierenden rollenbilder, zb. der Unzelmann und LudwDevrients, die K.s umsicht bringt, sind unschätzbar : wäre die Ninastellung der Unzelmann, Devrients Richard III in einer modernen schauspielerphotographie irgend denkbar? der stilistische wechsel der gesten drängt sich vor diesen guten bildern in greller energie auf, und man bedauert nur, dass K. einen vergleich mit der von ihm ganz vernachlässigten süddeutschen schauspielkunst, zumal der Wiener bühnen, nicht gestattet — an material fehlt es wahrlich nicht —, dass er mit Devrient seine schauspielerbilder bereits beendet hat. freilich, die moderne photographie kann auch auf diesem gebiete nicht hergeben, was früher zeichnungen, meinetwegen selbst carricaturen, aus der ganzen stimmung der zeit geboren, eindruckssicher noch für uns festgehalten haben.

Die minderwertigkeit der photographie wird, sollt ich meinen, jedem benutzer des Bilderatlas fast beleidigend empfindlich, wenn er an K.s sichrer hand die wandlungen der porträtkunst sich vergegenwärtigt. K. hat auf die auswahl seiner porträts eine ebenso kritische wie liebevolle sorgfalt verwendet : auch wo ich anfangs nicht ganz einverstanden war, hab ich mich oft bekehrt. so fiel es mir zunächst störend auf, dass K. oft auch da, wo gute ölgemälde vorhanden sind, für den Bilderatlas rohere bilder, so gleich die holzschnitte von Luther und Frischlin, bevorzugt oder wol gar stiche und andre reproductionen nach den gemälden, also abgeleitetes material, heranzieht. er hat doch recht getan. nicht nur weil die mechanische reproduction alter verdunkelter ölgemälde nicht immer glückt, nicht nur weil schliefslich die holzschnitte und stiche doch in ganz andrer weise das verbreitete bild des mannes geben als ein immer nur wenigen zugängliches

ölbild: vor allem auch weil gerade in der eigentümlichen wechselnden art dieser billigen vervielfältigungen ein gutes teil vom intimen hauche der zeit lebt. ist es nicht, als wäre der derbe holzschnitt den groben kraftnaturen des humanismus und der reformationszeit wie auf den leib geschnitten? und wie vortrefflich passt dann die feine, gravitätische, auch wol antik stilisierende manier des kupferstichs von Sandrart und den Kilians bis auf die Bernigroths für die würde des hollandisierenden und französierenden classicismus! die silhouette und die stark unter ihrem einfluss leidenden stiche und radierungen aus der 2 hälfte des 18 jhs. entsprechen ganz den regungen, die sich schliefslich in Lavaters Physiognomischen fragmenten offenbaren. und wem wehte nicht aus den lithographien unsrer grofseltern ein vormärzlicher hauch entgegen? dann eine sehr ausdrucksvolle radierkunst; schliefslich aber doch herschend die fatale, demokratische, nivellierende photographie, aus der so wenig zu gewinnen ist, die unbarmherzig geist und leben und persönlichkeit tötet. man sehe nur einmal auf s. 413 Riehl und Treitschke, zwei herliche, geisteskräftige, originelle menschen: welch leere nichtssagende gesichter, so leer und nichtssagend, wie sie der ganze Bilderatlas bis ums jahr 1850 nicht bringt. oder s. 416 Detlev vLiliencron! auch das schlussbild: ich glaube nun und nimmer, dass Sudermann dieser 'schöne' mann, diese fade graf-Trast-carricatur ist. ich bin nicht immer so skeptisch: Wildenbruch denk ich mir ungefähr so, wie ihn s. 415 zeigt, und auch Hauptmann trau ich wol dieses asketengesicht herber unreife zu, sehnend, durstig, ringend nach einer schönheit und wahrheit, die zu erobern ihm doch an der schaffenden urkraft ein schlimmes etwas immer fehlen wird. aber das sind ausnahmen. die photographie bietet dem, der einen menschen kennt, erwünschten anhalt, die association täuscht dann wol auch über den unwert des hilfsmittels. von dem unbekannten wird das lichtbild im guten falle sehr wenig, viel öfter grundfalsches aussagen. für hss. reicht die photographie aus, nicht für menschen. erst menschenauge, menschenhand, menschengeist vermittelt der nachwelt das bild des bedeutenden menschen. wie sehnt man sich aus diesen photographienseiten zurück zu den schönen Kriehuberschen lithographien, die K. reichlich mitteilt! und welche belebende anschauung tritt uns entgegen aus Hensels entzückenden bildern ETAHoffmanns, Fouqués, WMüllers, die, unter einander grundverschieden, jedes in seiner weise gleich ein ganzes stück geistesgeschichte ausstrahlen; aber auch zb. aus LGrimms Brentano, aus Steinles Görres, aus Storcks Herwegh, den K.schen lithographien Dingelstedts, Sallets usw. ich glaube zu spüren, dass K. ähnlich denkt, und ich kann ihn nur bitten, den raum der photographie so sehr zu beschränken wie möglich: also zb. Gottfr. Keller in Stauffers prächtigem bildchen zu geben. schlimm genug, dass der moderne porträtmaler es so oft nicht verschmäht,

die photographie im interesse einer äufsern ähnlichkeit zu hilfe zu nehmen, der dann doch von der künstlerischen wahrheit und freiheit allzuleicht mehr zum opfer fällt, als jene bequemlichkeit irgend verlohnte.

Die silhouette hat ihrer zeit einen ähnlich ungünstigen einfluss geübt. man vergleiche nur bei K. das zahlenverhältnis der profilbilder zu den bildern en face im 18 und im 19 jh. immerhin, der schade des schattenrisses war geringer: scheint doch die photographie mehr zu geben als das im wenigen um so präcisere schattenbild, und eben dadurch bindet sie den künstler. K. hat hie und da dafür gesorgt, dass das verhältnis von bild und schattenriss recht deutlich hervortrete: so besonders schlagend bei Hölty (s. 258), wo K. in der silhouette[1] die grundlage des medaillons sieht, auf dem dann weiter Chodowieckis kupfer ruhte[2]. er mag wol recht haben. ich will immerhin die frage aufwerfen, ob bei einem zusammenhange zwischen schattenriss und stich oder zeichnung nicht auch das umgekehrte verhältnis denkbar ist. die Göttinger univ.-bibliothek besitzt ein inhaltreiches stammbuch gezeichneter und schwarz getuschter silhouetten, wahrscheinlich zusammengebracht von dem stud. Carl Schubert (angelegt 22 juni 1779). darin findet sich ein riss Basedows, ohne perrücke und sehr viel sturm- und drangmäfsiger als Chodowieckis profil (K. s. 255), der offenbar aufs engste stimmt zu einer flotten zeichnung Schmolls, die das Goethemuseum des Frankfurter Hochstifts in seinen schauschränken aufbewahrt und die garnicht den eindruck einer silhouettencopie macht; man vergleiche den auf Schmoll beruhenden stich Physiogn. fragm. IV 272, wo die übereinstimmung mit der silhouette schon in dem abschluss des halses zu tage tritt. ähnlich deckt sich Schuberts (anscheinend gedruckter) schattenriss Ramlers mit einer rötelzeichnung, eine (nachträglich eingeklebte, ausgeschnittene) silhouette Kästners ganz zwingend mit einem medaillon, die beide Lavater in den Physiogn. fragm. (III 210. IV 375) mitteilt. warum sollte der silhouettenlustige nicht aus einem bilde in scharfem profil seinen riss herstellen, durchzeichnen, ausschneiden? es war das immer noch weit leichter als etwa eine nachzeichnung der ganzen vorlage[3]. und man war gewöhnt, silhouetten auch nach andern silhouetten anzufertigen: schattenrisse berühmter männer sind

[1] die quelle gibt K. eigensinnig auch hier nicht an, ich vermute, dass er die silhouette den 'Schattenrissen edler Teutschen' II 1 (Halle 1784) entnommen hat. da Höltys biographie dort von einem freunde des verstorbenen geschrieben ist, so erhöht das den wert des bildes, trotz der späten publication. aber ich sehe nicht ein, warum diese silhouette älter sein sollte als die schattenrisse Höltys bei Ayrer, Schubert, im Hochstift.

[2] aus welcher quelle schöpft das Baumannsche profilbild in Hennings Deutschem ehrentempel bd VI (Gotha 1824)?

[3] auch Zarncke Originalaufnahmen von Goethes bildnis s. 62 sieht für zwei Goethesilhouetten Schmolls zeichnung (Phys. fragm. III 222) als grundlage an.

massenhaft verbreitet und dabei unwillkürlich auch verändert worden; man wird sich sehr zu hüten haben, überall originalrisse zu suchen.

Grade das Schubertsche stammbuch gibt zu solcher betrachtung anlass. es beginnt mit Göttinger professoren; dann folgen schattenrisse von studenten, die im grofsen und ganzen originalaufnahmen sein werden, es schliefst mit allerlei Göttinger bürgern und damen, für die das gleiche gilt: in der mitte, hinter den studenten, steht eine sehr reiche collection von silhouetten namentlich litterarischer berühmtheiten, unter denen sich recht hübsches findet. so würd ich zb. Schuberts ausdrucksvolles Lessingbild der K.schen silhouette s. 232 vorziehen; ebenso würd ich K. das profil Bürgers zur aufnahme empfehlen, das sehr viel glaubwürdiger ist als die silhouetten der Ayrerschen sammlung, und das Fiorillos (nicht 'Fiorellis') banales ölbild glücklich ergänzt; ferner fesselt alsbald der vornehm sinnliche schattenriss Thümmels; auch von Hölty, Lenz, Campe, Klinger, Gleim, Wieland [1], der Karschin und vielen andern [2] hat Schubert interessante porträts zusammengebracht. ob aber in dieser ganzen grofsen celebritätengruppe auch nur éin originalschnitt ist, sei dahingestellt. jedesfalls sinds nicht alle. ein flüchtiger blick zeigte mir, dass selbst von den Göttinger professoren Claproth, Heyne, Koppe, Feder, Ebeling, (Eyring?), von den schriftstellern Campe, Miller, vielleicht auch Claudius zusammenfallen mit den 'Schattenrissen edler Teutschen' (Halle 1783), alle (aufser Feder) mit umgedrehtem profil: darin steht natürlich Schuberts nachzeichnung den originalen näher als der druck. es stellte sich weiter heraus, dass mindestens Leisewitz, Basedow, die Stolberge schlechthin dieselben profile sind, die auch in der schönen Ayrerschen sammlung (Leipzig 1899) vorkommen: die zahl der identitäten ist wol noch gröfser: auch bei Hölty, Claudius, Rabener, Ebert möcht ich das glauben. zu Lavaters physiognomik stimmen bei Schubert Klopstock, Mendelssohn, Fritz Jacobi, Claudius, die Stolberge ua., wol auch Goethe, jedesfalls der Eimbecker mordgeselle Rüthgerodt, den Schubert, wie das ebenso seine rückenbemerkung als das verkehrte profil zeigt, schwerlich aus Lavater nahm. auf allerlei übereinstimmungen zwischen Ayrer und Lavater hat Ayrers umsichtiger herausgeber Kroker s. 29 seiner einleitung bereits aufmerksam gemacht. und als ich an Goethes feiertage vor den schränken des Hochstifts stand, da fiel mein blick alsbald wider auf eine reihe von silhouetten, die ich sicher war bei Schubert,

[1] die Wielandsilhouette Schuberts stimmt aufs nächste zu der von Weizsäcker (Würtemb. vierteljahrsh. n. f. 2 s. 39) mitgeteilten.

[2] ich hebe noch heraus: Teller, Spalding, Mauvillon, CHSchmid, Gellert, Semler, Kaiser, Gluck, Zachariä, JGJacobi, Hermes, Rabener, Zimmermann, Uz, Herder, Jerusalem, Moser, Bahrdt, Gotter, GForster, Schubart, Bode, Overbeck, Miller, Ebert, Göckingk usw.

Ayrer, Lavater gesehen zu haben, wenn ich sie auch aus dem gedächtnis nicht gleich hier oder da fest unterbringen konnte. dass die Stolberge an allen vier stellen übereinstimmen, bin ich gewis.

Die Schubertsche sammlung hat mich auf diese betrachtungen geführt : ich wollte sie K. nicht rühmen, ohne mir ihren wert klar gemacht zu haben. dass Lavaters berühmtes werk beigesteuert hat, ist mir wahrscheinlich genug : das lag gar so nahe. daneben aber, und weit wichtiger als das, ein lebhaftester austausch, ein eifriges copieren, wobei manche verwechslung vorgekommen sein wird : Kroker überschätzt trotz seinen sehr verständigen einschränkungen s. 28 ff noch die zahl der silhouetten, die Ayrer nach den viel besuchten berühmtheiten selbst schnitt[1]. man liefs sich im vorigen jh. von den reisenden jungen leuten, die die welt und ihre capacitäten kennen lernen wollten, ja viel gefallen. ihre grenzen hatte die geduld doch auch damals. auch silhouetten haben das günstige vorurteil, nach der natur geschnitten zu sein, nicht ohne weiteres für sich; auch sie verlangen eine ikonographische quellenuntersuchung. und sie wird den quellenwert des Schubertschen stammbuchs grade in seinen interessantesten partien wahrscheinlich noch weit mehr in frage stellen, als mich die schnelle orientierung das lehrte.

K. hat die silhouette nur sehr sparsam aufgenommen, wesentlich zur ergänzung des reichen bildmaterials für unsre classiker (so 7 silhouetten Goethes, 3 Schillers) und für nebenfiguren: natürlich wär es nicht schwer gewesen, für Clodius, Knigge, Blumauer auch ausgibigere bilder zu finden, von Fichte und Schelling nicht zu reden. aber ihren bescheidenen raum im Bilderatlas will ich der silhouette gewis nicht bemängeln. dagegen bin ich garnicht einverstanden mit einer andern art t e c h n i k, die K. auffallender weise duldet : ich meine die rohen holzschnitte ANeumanns, die für HnrKurz gut sein mochten, die aber in K.s Bilderatlas unangenehm abstechen. am anstöfsigsten ist mir die verhunzung von Angelikas Winckelmann (s. 230); aber auch Franziska vHohenheim (s. 302) und der gereifte Herwegh (s. 390) verdienen ein besseres schicksal, und den ganz misglückten Bopp (s. XXIII) würd ich lieber missen, als in dieser gestalt sehen. sollte sich nicht auch für Hebbel eine würdigere darstellung finden lassen als der plumpe holzschnitt s. 383? von dem bekannten Rahlschen bilde bin ich freilich auch nicht eben entzückt. der sonderbare holzschnitt s. XXI, auf dem Frdr. Hnr. vdHagen wie ein rococomarquis aussieht, ist wol nur faute de mieux genommen; ich kenne kein bild des fleifsigen mannes.

Ein zweites technisches bedenken! K. gibt die bilder und

[1] so scheint Kroker gerade die oben besprochene silhouette Basedows (Ayrer XXXVI) für original zu halten, die aller wahrscheinlichkeit nach von Schmoll-Lavater entnommen ist.

stiche sehr oft nur im ausschnitt. dabei geht manche charakteristische umrahmung, manche eindrucksvolle zutat verloren, die dem bilde grade besondern reiz gab: K. weist bei Zimmermann s. 239 selbst auf solche zutaten hin, und dem Boltschen stiche Ifflands (nach Schröder), den das Historische porträtwerk bringt, gereichen die mit zartem stift auf den rand hingeworfnen rollenbildchen zu eigentümlicher zier. ich war nun höchst erstaunt, in eben diesem porträtwerk den Kininger-Pfeifferschen Joh. vMüller zu finden mit einem bei K. unkenntlich gemachten bilde der drei Tellen im hintergrunde. warum dies symbol der Müllerschen geschichtsschreibung, und kein übles symbol für seine wenig kritische localhistorische ader, beseitigen? — nach Justi II[2] 269 liefs Winckelmann in bewuster huldigung auf seinem bilde von Angelikas hand ein relief der grazien anbringen: in Neumanns nachzeichnung fehlt es natürlich. und ein dritter, ähnlicher, aber noch stärkerer fall kommt vor. bei Vogt-Koch s. 510 fiel mir auf dem Wielandschen familienbilde der Weimarer bibliothek die andeutung zweier wandbilder auf, von denen K.s weit gröfsere reproduction s. 244 nicht die geringste spur zeigt. Weizsäckers aufsatz über die bildnisse Wielands (Würtemb. vierteljahrshefte n. f. 2, 6) belehrte mich wenigstens für das eine, dass es die wahl des Hercules darstelle; und Schüddekopf war so freundlich, mir aus augenschein zu bestätigen, das grofse viereckige wandbild behandle würklich diesen gegenstand [1]. nun, ein vortrefflicheres, ja drastischeres symbol für Wielands dichtung ist garnicht zu denken, zumal da Sokrates und die grazien auch bei K. aufserdem im zimmer stehn. die 'wahl des Hercules' ist gradezu das leitmotiv Wielandischer poesie: von den Klosterberger schulaufsätzen an hat es ihn nicht losgelassen, und was Seuffert Euph. 1, 531 aus anlass des lyrischen dramas von der 'wahl des Hercules' darüber zusammenstellt, deutet die ausdehnung dieses motivs nur eben an. selbst Hermanns des Cheruskers ahn hat auf dem scheideweg gestanden; Lady Johanna Gray weifs, von NRowe sich emancipierend, dem toten vater nichts bessers nachzurühmen, als dass er gleich Hercules den steilen

[1] Schüddekopf teilt mir aufserdem aber mit, dass links und rechts von diesem grofsen gemälde zwei ovale pendants hängen, von denen das linke also auch bei Vogt-Koch abhanden gekommen ist: dies linke, durch nachdunklung ganz undeutlich, stelle vielleicht einen nackten knieenden jüngling dar, auf seinen schultern einen amor oder genius mit flügeln; das rechte eine sitzende, athletische gestalt (älterer mann mit vollbart?), unbekleidet bis auf einen über das linke knie geschlagenen mantel; der rechte arm ist aufgestützt, die hand fasst einen stab; der linke, auf dem knie ausgestreckt, hält den mantel; im ganzen trauernde, gedrückte stellung; Schüddekopf denkt an den Phanias der Musarion. soweit ich nach seinen eignen angaben ohne autopsie urteilen kann, würd ich eher zwei typen als bestimmte gestalten hier suchen: den jüngling in Amors macht (in der art etwa des Dafnis der Grazien) und den resignierten gereiften philosophen, wie ihn Wieland so oft geschaffen (etwa Diogenes vSinope; das buch war zur zeit des Krausschen bildes eben erschienen).

pfad der tugend der wollust schnöden süfsigkeiten vorgezogen habe; der Phanias der Musarion wird sarkastisch zum neuen Hercules gestempelt, als er keine wahl mehr hat; und im neuen Amadis figuriert der schwankende held Xenophon-Shaftesburys auch schon auf einem wandgemälde: ausgesprochen und unausgesprochen klingt das thema immer wider bei Wieland an, so wenig herculisch sich seine helden zu behaben pflegen. so ist jenes wandbild bei Kraus mit weiser absicht gewählt, wahrscheinlicher von Wieland selbst veranlasst worden, der in diesem symbol ein verschämtes bekenntnis ablegte. nein, dieser zug durfte einer nachbildung des Krausschen bildes am wenigsten abgehn.

Weizsäcker in der eben erwähnten studie lässt, während er eine fülle von Wielandporträts nachbildet, doch einen anonymen stich aus der jugend, ca. 1754/5, unberücksichtigt, da er seiner 'treue' nicht traut. ich bedaure das doch: ein bild von 1770 ist für den frühreifen Wieland etwas spät; kommt er doch 5 jahre drauf den stürmern und drängern eigentlich schon wie ein überlebter greis vor, dessen 'alten tagen' (er war 42 jahr alt) Goethe gerne etwas freundliches bereiten will. und würklich, man möchte wol den seraphischen jüngling oder mindestens doch den dichter des Araspes, des Silvio vor augen sehn: vielleicht entschliefst sich K. später einmal die lücke bei Weizsäcker zu füllen. mich bringt das aber auf eine allgemeinere frage. der dichter, hat er nicht die seltene gabe steter selbstverjüngung, wie sie Goethes begnadeter natur verliehen war, wird eine ἀκμή haben. die braucht keineswegs in der jugend zu liegen: bei Fontane fiel sie bekanntlich ins ende der sechziger. der litterarhistoriker wird aber wünschen müssen, den poeten grade in der blüte seines schaffens vor sich zu sehen. K. ist dieser gesichtspunct natürlich nicht fremd (vgl. zb. s. 372), er ist ihm aber nicht so treu geblieben, wie es doch wol möglich gewesen wäre. ich greife beliebig herein. was sollen mir von Spielhagen und Heyse photographien aus dem jahre 1885? der dichter der Problematischen naturen, der jüngling dem l'Arrabbiata gelang interessiert mich, nicht die würdigen herren, die auf eine rühmliche vergangenheit zurückblicken. gibt es würklich kein bild des jungen Bauernfeld? dann lieber gar keins als ein hässliches greisenbild, das beträchtlich mehr als ein menschenalter über B.s schaffen hinausligt. und was soll mir ein holzschnitt Mor. Hartmanns von 1872, aus einer zeit, wo keine seele mehr von seinem dichten wuste? nein, der schöne interessante flüchtling in Paris gehört in den Bilderatlas, der diese nr freilich überhaupt entbehren konnte: grade bei einem ephemeren poeten dritten oder tiefern ranges ligt alles daran, dass man ihn in der zeit fasst, als er das bischen galt, was er unter glücklichen umständen gelten konnte. auch Schleiermachers bild (s. 324) sieht mir nicht aus, als ob es aus der zeit der Lucindebriefe, der Reden über die religion herstamme: warum nicht der weit jugendlichere Lipssche stich?

denn die litteraturgeschichte kümmert der ausgezeichnete theologe und prediger erst in zweiter linie. und so wenig ich die köstlichen bilder maler Müllers von LGrimm und Genelli missen möchte, dem Bilderatlas ziemte zunächst der dichter der Schafschur, des (ersten) Faust und des Golo, also eher noch ein allzujugendliches bild, wie es die Geliebten schatten bringen, als charakterköpfe, die durch 40 jahre von Müllers dichterischer blüte getrennt sind.

Ich habe auch sonst allerlei bedenken gegen die porträts, die K., wo mehrere in betracht kamen, für seinen bildersaal gewählt hat. zum beispiel: K. hat unbedingt das rechte getroffen, wenn er für Kästner und Lichtenberg die profilbilder Tischbeins [1] und Schwenterleys genommen hat: bei den beiden satirikern (wie bei Liscow) ist das profil besonders frappant: man braucht nur desselben Schwenterley beide enfacebilder und die sonstigen bemühungen um Lichtenbergs offenbar schwer zu fassendes gesicht [2] zu vergleichen. einen seltsamen gegensatz zu diesen scharfen satirikerprofilen konnte Rabeners rundlich behagliche bonhommesilhouette abgeben. der barde Denis dagegen macht in Caspers profilbilde (K. s. 241) ausschliefslich den eindruck des k. k. hofrats: ich zögere keinen augenblick dem Kislingschen von vorn genommenen porträt, das ich in Schleuens stich kenne, den vorzug zu geben. bei Lavater wider plaidier ich unbedingt für das spitznäsige profil, in dem ihn alle welt kannte, dank seiner eignen freude an der silhouette. Fritzschs perrückenloser stich (nach vdSmissen) und auch Graffs bild von Hagedorn scheint mir weit charakteristischer als der von K. gewählte stich nach Denner. auch sonst hätt ich ein paarmal Graffsche porträts vorgezogen: so bei Tiedge, den Graff höchst individuell fasst, bei Nicolai, dessen geschäftliche betriebsamkeit dem ausgezeichneten künstler wundervoll geglückt ist, bei Sulzer, der bei K. eine befremdende verbrecherphysiognomie zeigt. und besonders wenig befriedigt mich die gestalt, in der uns Haller bei K. (s. 208) entgegen tritt: ein wolwollender, würdiger biedermann ohne jede gröfse und kraft. da war doch ein gehaltvolleres, jugendlicheres bild zu finden. Vogt-Koch bringen einen geschwollen-weichlichen stich von Lips, vor dem schon Lavater (Phys. fragm. IV 252) dringend gewarnt hat; aber das bild, das er selbst empfiehlt, ist zu alt. indessen es ist sonst kein mangel an Hallerbildern; allein der katalog der Berner Hallerausstellung von 1877 verzeichnet mehr als ein halbes hundert. Bauses stich, den Seidlitz gewählt hat, ist würdig und ausdrucksvoll; Conradis oben erwähnte sammlung von Göttinger professoren-

[1] zumal Kästners profil muss drastisch gewürkt haben: Schubert hebt in seinem stammbuch die lebendige ähnlichkeit gerade der einen Kästnerschen silhouette (ganz ähnlich Phys. fragm. IV 375) ausdrücklich hervor: '*Kästner wie ihn Gott erschaffen*'.

[2] Schuberts silhouette bestätigt durchaus die ähnlichkeit des Schwenterleyschen profils, dem wol ein schattenriss zu grunde ligt.

bildern zeigt mehrere beachtenswerte stiche; die Georgia Augusta besitzt auch ein, freilich nicht allzuvertrauenswertes ölbild; und die langgesichtige silhouette in Schuberts stammbuch spricht wenigstens gegen die kurze breite des Tardieuschen stiches.

Aber genug dieser zweifel! es soll nicht scheinen, als ob ich über meinen wünschen die dankbarkeit vergäfse, die ich K. für soviel des wichtigen und neuen auf schritt und tritt schulde; als ob ich den vorsichtigen respect aus den augen liefse, den ich einem so trefflichen kenner unsrer porträtkunde um so bereitwilliger zolle, je öfter ich mich überzeugt habe, dass er jeden schritt mit bedächtiger sachkenntnis getan hat. dass der litterarhistoriker hier und da anders denkt, sieht und wählt als der ikonograph, das ist selbstverständlich.

Und so will ich denn einen letzten wunschzettel auch nicht in den papierkorb werfen. er betrifft die wahl der dargestellten. ich darf hier zuversichtlicher sprechen; denn hier entscheidet, soweit porträts überhaupt vorhanden sind, rein der litterarhistorische gesichtspunct. meine desiderien setzen gleich mit der ersten abteilung, den deutschen sprachforschern und litterarhistorikern ein. Morhof verdient da seinen ehrenplatz; Erdmann Neumeister, der erstling modernerer ästhetischer kritik, war aufzunehmen; ob es ein bild Erd. Kochs gibt, weifs ich nicht; Julian Schmidt aber gehört in das präludium eines litterarhistorischen atlas sicherlich dringender als Bopp und gar der ganz überflüssige Pfeiffer. im mittelalter vermiss ich nichts, habe nur zu danken: ein bild wie das mehrfach reproducierte Konrads vAmmenhausen aus der Stuttgarter hs. hat natürlich keinen porträtwert und durfte also fehlen. die neulateiner dagegen sollten stärker auftreten: Erasmus und Macropedius darf keine deutsche litteraturgeschichte den nichtigen grenzpfählen opfern; Pirckheimer hat einen platz unter den poetae wol verdient; vor allem aber vermiss ich Petr. Lotichius, von dem Burmanns grofse quartausgabe einen schönen stich Houbrekens enthält, und Jacob Balde. in andern fällen mag K. ein bild nicht gekannt haben: es wird mir freilich schwer zu glauben, dass würklich zb. von Thomas Naogeorg und späterhin von Lauremberg gar kein bild vorhanden sein sollte: wie unweigerlich hat man im 16. 17 jh. die pastoren und professoren gemalt, brustbilder und ganze figur, bis in die kleinste dorfpfarre herein: bei landedelleuten wie Logau, Ans. Ziegler, Schönaich ist der mangel eines bildes viel weniger auffallend. welche mühe hatte Tersteegen, der aus princip ein conterfei dieses irdischen jammerleibes verschmähte, dem aufdringlichen pinsel zu entgehn (es soll ihm nicht einmal gelungen sein[1]).

[1] nachforschungen, die Tschackert auf meine bitte bei kundigen anzustellen die güte hatte, haben jedoch zu dem ergebnis geführt, dass aller wahrscheinlichkeit nach die Tersteegenbilder, die nachträglich aufgetaucht sind, jeder verlässlichkeit entbehren.

indessen die suche versteckter bilder ist sache der special- und localforschung, kann unmöglich K.s aufgabe sein. ich unterdrücke also alle bitten, soweit ich nicht gewis bin, dass sie erfüllbar sind. dahin aber gehört für das 16 jh. der historiker Tschudi, dann der vielseitige Cyr. Spangenberg, Andr. Musculus, der autor des Hosenteufels, auch der treffliche Martin Rinckart. er führt auf ein durchgängig dürftig versorgtes gebiet, auf das kirchenlied: Selnecker zb., Nic. Herrmann, Mathesius, der später so einflussreiche Heermann, der seltsame Quirinus Kuhlmann, sie alle fehlen; sogar Joh. Arndt, einer der allergelesensten und obendrein ein würklich tüchtiger schriftsteller. man darf die gesunde abneigung gegen alle erbauliche litteratur — ich teile sie von herzen — auch nicht übertreiben. im 17 jh. verdient noch Aug. Buchner, der daktyliker, der mafsgebende Wittenberger professor, einen platz; dann die garnicht vertretenen gesellschaftsdichter wie Greflinger, Wenzel Scherffer; auch von Filidor dem dorferer wissen wir jetzt, dank Köster, wie er ausgesehen hat; Schwiegers 'Liebesgrillen' (Hamb. 1654) zeigen einen schreibenden jüngling, dem Pallas dictiert : das soll doch wol der dichter sein? Stoppes selbstgefälliges bild 'einsam und vergnügt', im schlafrock bei coffee und toback, ist für gewisse niedre sphären lustig bezeichnend. weiter erinnre ich an den politicus Riemer, den wir nicht nur von vorne, sondern anscheinend gar von hinten kennen ('Schatzmeister' Lpz. u. Frkft. 1681); an Drollinger, Richey, an Günthers gönner, den klugen Philander von der Linde; vor allem an den ästhetiker Baumgarten, dessen name trotz allem eine poesiebefreiende tat bedeutet usw. für unsre classische zeit ist sehr reich gesorgt; Sprickmann fand ich nicht und unter den buchhändlern PhilErReich, den Graff vortrefflich gemalt hat; von der Bondeli gibts wol kein bild? sonst eine fülle, die im interesse andrer sogar hie und da gemindert werden könnte : ich wenigstens würde von den dutzendphilosophen, den Moses, Garve, Abbt, Engel, Sturz, ohne schmerz manchen entbehren : solche leute, die man nur im plural denken kann, brauchen eben nur diesen oder jenen repräsentanten.

Ernstlicher weicht mein urteil im 19 jh. ab : auf die jüngste periode unsrer dichtung geh ich geflissentlich nicht ein. aber wo ist Rahel? ich liebe sie wahrhaftig nicht : es gab doch aber eine zeit, wo der salonesprit herschte, den sie besafs wie keine zweite und den sie, wer dürfte das leugnen?, auch fruchtbar zu machen wuste. von bedeutenderen namen kennt der Bilderatlas nicht den grafen Löben, den humoristen Weisflog, die jungdeutschen Wienbarg, Mundt, GeoBüchner, den fürsten Pückler, die lyriker Strachwitz, Gilm, Leuthold, die romanschriftsteller AvSternberg, Sealsfield, Spindler, den epiker Scherenberg, den satyriker Glassbrenner; zumal aber brauchts die philosophen Feuerbach und Nietzsche, die wahrlich dringender in eine deutsche litteraturgeschichte ge-

hören, als ein bedeutender gelehrter von so geringen schriftstellerischen qualitäten wie GeoWaitz, aber auch als Herbart, Roscher, Lotze, AWoltmann, Lübke und manche andre von den aufgenommenen professoren. ich habe mich ja der starken berücksichtigung der wissenschaft gefreut, und so bedeutende prosaiker wie zb. Ranke, Mommsen, Treitschke, Vischer, Lagarde haben den allerbesten anspruch auf ihren platz : auch Jacob Burckhardt wird künftig nicht fehlen dürfen, wie ich denn aus andern naheliegenden gründen den mythologen Creuzer, den physiker Ritter und ähnliche vertreter romantischen denkens in der wissenschaft zur erwägung stelle. wo aber das verdienst ganz vorwiegend wissenschaftlich ist, da hat selbst der fruchtbare modeautor den vortritt. K. hat diese species unbillich zurückgeschoben. er bringt ja Langbein, Clauren, Vulpius. aber das ist zu wenig. wo bleibt der göttliche Lafontaine, wo Cramer, Schilling, Laun, die deutschen Scotte vdVelde und Tromlitz, wo der Freischützdichter, wo eine so merkwürdige erscheinung wie Julius vVoss? selbst Luise Mühlbach oder die Marlitt scheinen mir dringlicher als Höfer und Rodenberg. auch bühnenbeherscher wie die Birch-Pfeiffer, der talentvolle possendichter Räder, der dichter des Narziss gehören in ein solches buch, das nur vor den litterarischen und theatralischen siegen der nackten impotenz halt machen darf: mehr talent als Mosenthal hat die Birch-Pfeiffer gewis gehabt. und endlich : wie darf der gewaltige machthaber der Dresdner abendzeitung, wie darf Theodor Hell vergessen werden? auch Gubitz und der gefürchtete feind der schönen Henriette, Rellstab durften etwa erscheinen. so einflussreiche litterarische organe wie Abendzeitung und Morgenblatt, auch manches der taschenbücher für das frauenzimmer beiderlei geschlechts scheinen mir sogar des facsimiles nicht unwürdig. man denke über die erspriefslichkeit dieser ästhetischen zeitschriften wie man will. sie haben ihrer zeit markt und meinung beherscht, wie Gott sei dank heute nichts ihrer art. fehlte es K. an raum, nun, ich wäre um streichungen nicht verlegen, zumal von s. 381 an; aber auch für Theodor Körner sind zwei blatt des guten doch über alles verhältnis zu viel, und éin exemplar Auerbach (s. 377) hätte mir auch genügt.

Nun aber genug! von dem reichen und freigebigen wird füglich erst recht gefordert, und es ist nur billich, dass in wissenschaftlichen dingen der dank auch wol die form verdoppelter wünsche annimmt. ich bin mir wohl bewust, welch willkürlichen charakter meine bemerkungen tragen, wie zufällig hier mein wissen ist; ich fühle nicht minder, wie viele meiner ansprüche eben erst dadurch rege werden konnten, dass ich aus K.s schönem werke gelernt habe, auf dinge zu achten, über die ich früher allzuleicht hinwegsah. die grofsen vorzüge der zweiten auflage vor der ersten lassen mich gleichen fortschritt zur dritten hin hoffen,

und dazu wollt ich helfen. der bitte gemäfs, mit der K. seine erste vorrede geschlossen hat, hab ich nicht gezögert, so manches von dem auszuschütten, was mir in fleifsiger benutzung des Bilderatlas sich aufgedrängt hat. der grund- und schlusston muss doch der ungebrochne klang voller anerkennung sein. wer unserm auge gestalten und bücher vergangener tage zu so reicher anschauung bringt, wer uns den wechselnden kunstgeschmack in buchschmuck, porträt und bühnenwesen so sinnfällig vergegenwärtigt, der verstärkt in unsrer litterarhistorischen arbeit ein unschätzbares sinnliches element, das über bücher und papier hinweg schliefslich doch frische wege in die nachschaffende kenntnis pulsierenden lebens bahnt.

Göttingen, september 1899. ROETHE.

Niederdeutsche studien. von dr H. TÜMPEL, oberlehrer am gymnasium zu Bielefeld. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1898. XII und 151 ss. 8°. — 3 m.

Die vorliegende schrift, deren erste 30 seiten schon 1896 als beilage zum osterprogramm des Bielefelder gymnasiums erschienen sind, stellt eine weiterführung der bekannten abhandlung des verf.s in Paul und Braunes Beitr. 7, 1 ff dar. während aber Tümpel damals die ostelbischen bezirke sowie Schleswig-Holstein unberücksichtigt liefs und seine hauptaufmerksamkeit auf die mundartlichen verschiedenheiten in der sprache des alten niedersächsischen landes richtete, sind jetzt der ndd. norden und das siedlungsgebiet auf ehemaligem Slavenboden mit in die untersuchung gezogen und die frage nach einer mnd. schriftsprache steht nunmehr im vordergrunde. ein fernerer unterschied zeigt sich in der benutzung des materials : in dem artikel der Beiträge sind blofs urkunden benutzt, in diesem buche aber auch andre quellen, wie rechtsdenkmäler, briefe, chroniken, daneben auch neuniederdeutsche schriften und dialektforschungen. selbst Wenkers Sprachatlas und eine reihe noch unveröffentlichter materialien aus den sammlungen des genannten forschers, die T. in Marburg und durch briefliche mitteilungen Wredes zugänglich gemacht wurden, sind der untersuchung zu gute gekommen. dass der verf. es an müh und fleifs nicht hat fehlen lassen, ersieht man schon aus dem am ende des buches gedruckten quellenverzeichnis, das 15 ss. (134—149) umfasst; auch sonst zeugt die arbeit überall von liebevollem vertiefen in den oft trockenen und öden stoff, der häufig erst — wie das vorwort sagt — nach langer wanderung einen ausblick eröffnete. aber die brennende frage nach dem wesen und der entwicklung einer mnd. schriftsprache hat auch durch T.s bemühungen eine bedeutende förderung erfahren, und alle forscher auf diesem leider noch so wenig bekannten gebiete sind ihm für seine Studien zu lebhaftem danke verpflichtet.

Werfen wir nunmehr einen blick auf den inhalt des buches! das 1 capitel, überschrieben 'Grundsätze der quellenbenutzung', bespricht die frage, welchen wert die mnd. denkmäler, urkunden sowol wie andre aufzeichnungen, für die bestimmung der ortsmundarten haben. T. verteidigt warm die mehrfach verdächtigten urkunden. wenn mnd. formen mit denjenigen der heutigen mundart übereinstimmen, gehörten sie wahrscheinlich der würklichen sprache an, wenn auch die möglichkeit nicht ausgeschlossen ist, dass sie erst später in die letztere eingedrungen sind; weichen aber die mnd. formen von den heutigen ab und stimmen diese widerum mit den altsächsischen überein, so müssen jene formen der schriftsprache angehört haben. besondre verhältnisse herschten in colonisierten orten, wo sich Niederdeutsche verschiedner herkunft niederliefsen und sich erst allmählich durch ausgleichung einheitliche sprachgruppen bildeten: hier kann die mnd. litteratur gar wol formen bewahren, die damals würklich gesprochen wurden, aber heute verschwunden sind. schliefslich gibt es beweise dafür, dass schon im 16 jh. sprachlich abgestufte bevölkerungsschichten bestanden, indem bauern und arbeiter eine gröbere, städter und gebildete eine feinere mundart redeten. dasselbe mag bereits in früherer zeit der fall gewesen sein, und auch solche verschiedenheiten können in den quellen zu tage treten, wenn es natürlich auch schwer fällt, hier eine entscheidung zu treffen. in neuerer zeit finden sich auch dialektmischungen infolge des wechselnden wohnorts der verfasser; darum dürfen denkmäler der letzten jahrhunderte nicht immer unbedingt als reine quellen einer ortsmundart angesehen werden. nachdem T. so alle etwaigen fehlerquellen nachgewiesen hat, geht er im 2 cap. zum vocalismus über und behandelt in 7 abschnitten : 1) *van* und *von*, 2) den wechsel von *i* und *e*, 3) die formen für 'oder' : *efte, ofte, edder* und *oder*, 4) den übergang von *o* zu *a*, 5) den wechsel von *ê, ei* und *i, ie*, 6) den von *ô* und *û*, 7) die präpos. *to, te*. seine ansicht über das nebeneinanderbestehn von *von* und *van*[1] hat T. später (s. 132f) unter dem einfluss der Jostesschen aufstellungen Zs. 40, 129ff geändert, der *von* bekanntlich für südostsächsisch erklärt, während T. darin ursprünglich hochd. einfluss vermutete. wegen der as. formen verweis ich jetzt auf mein Altsächs. elementarbuch § 127 anm. 1; ich halte *fan* für die betonte, *fon* für die unbetonte form (vgl. ae. *an* und *on*). — der wechsel von *e* und *i* findet sich ja auch schon vereinzelt im as. (vgl. mein Elementarbuch § 78, §§ 82ff und § 126), wo er allerdings auf verschiedenen gründen beruht. wenn heutiges westfäl. *iə* für as. *i* auf mnd. *i* zurückgeht, wie ich jetzt auch glaube, so setzt die gleiche vertretung des as. *ë* (*i*-umlaut von *a*), zb. in *biəkə* 'bach', wol zunächst einen allgemeinen westfäl. übergang von *ë* zu *i* voraus. dies konnte bei

[1] s. 13 z. 6 lis *von* statt *van*!

d-schwund sogar lang werden, vgl. Soester *stuiə* 'stätte' = *stie, stide, stèdi.* das s. 17 f besprochene *gistern* 'gestern' zeigt offenbar denselben einfluss des *g* wie schon as. *giƀan, giƀa* und *gilp* (Elementarb. § 83). — zu den formen für 'oder' vgl. jetzt As. elementarb. §§ 121. 152 anm. 2. 204 und 208 anm. und den artikel von WHorn in den Beitr. 24, 403 ff. auch die Soester mundart hat *of* in ausdrücken wie *'n iur of tainə* 'gegen 10 uhr' (wörtlich : 'ein uhr oder 10', vgl. nhd. *ein stück 'er zehn*). — zu § 4 habe ich nur zu bemerken, dass schon das as. einzelne *a* für *o* kennt (Elementarb. § 86 anm. 1), zb. *gibaran, hanig.* — der interessante § 5 : wechsel von *ė, ei* und *i, ie* erinnerte mich an eine ähnliche erscheinung in der engl. orthographie, wo bekanntlich *ie* schon me. zur bezeichnung des langen geschlossenen *e* dient, vgl. ne. *chief, friend, shield* uä.[1] hier war es der dialektische übergang von afrz. *ie* > *ę*, der die 'umgekehrte schreibung' hervorrief; das geschriebene *chief*, gesprochen *tšēf*, war die veranlassung, auch *friend, shield* für *frēnd, shēld* zu schreiben. vgl. hierzu T. s. 28, der übrigens auch noch nr 4 auf s. 30 hätte heranziehen sollen, da mnd. *sėn* auf spät-as. *sian, sien* zurückgeht (vgl. Elementarb. § 83). bei nr 5 (s. 31 ff) wäre es vielleicht gut gewesen, die fälle, wo *ē* = urgerm. *ai* vor folgendem *i* oder *j* steht und wo im heutigen westfäl. *i*-umlaut vorligt (vgl. Soester *vaitə* 'weizen', as. *hwēti*, neben *voit* 'ich weifs'), von den übrigen zu sondern. schreibungen wie die von T. s. 32 angeführten as. *bithion, gihrinid* C = *bēthion, gihrēnid* sind aber gewis blofs schreibfehler, die in ihrer vereinzelung nichts beweisen. — einen zwingenden grund, mit T. die as. *ē* = germ. *ai* in zwei classen, eine speciell as. und eine gemeindeutsche, zu zerlegen, kann ich nicht finden; das s. 35 unter 5b aufgeführte *sile* 'seele' geht übrigens auf spät-as. *siala* (im Ps.-comm.) zurück, und könnte somit historische schreibung zeigen, wenn man eine mittelform **siele* annimmt. dagegen *mira* = *mēra* C (s. 36 unten) ist offenbar schreibfehler; das ebenda genannte *kierta, bikiert* der Prud.-gll. jedoch zeigt palatalisierung des *k* vor *e*, ist somit *kjērta, bikjērt* zu lesen, vgl. As. elementarb. § 242. zum überfluss sind diese beiden formen noch hd. im consonantismus! — wie für *ī* = *ē* ist auch für *ū* = *ō* (urgerm. *ō*) die mark Brandenburg der mittelpunct. T. möchte diesen, in § 6 ausführlich erörterten übergang teilweise durch hochdeutsche bestandteile der colonisten-bevölkerung, teilweise durch den einfluss der hd. schriftsprache aufs mnd. erklären (s. 42 unten f.). s. 133 setzt er sich darüber mit Jostes auseinander, der as. *uo* für eine südostsächs. eigentümlichkeit hält und darnach Hel. C mit andern denkmälern nach Ostfalen verlegt. wegen der im as. weitverbreiteten schreibung *uo* vgl. übrigens mein Elementarb. § 94 f. ich halte den übergang von *ō* > *uo* für ebenso gut as. wie den von *ē* > *ie* und

[1] vgl. Morsbach Me. grammatik s. 36 mitte.

meine im mnd. *u* (*ů*) eine ebenso historische schreibung erblicken zu dürfen, wie in den oben besprochenen *ie* für as. *ie, ia, io*. diese schreibung gewährte zugleich die möglichkeit, nd. *ō* = urgerm. *ō* und ndd. *ō* = urgerm. *au* zu unterscheiden. ndd. (Soester) *xust* 'gut', das T. s. 44 bespricht, muss hd. lehnwort sein und setzt zunächst ein kurzes *u* voraus, Soester *xrius* ist ebenso 'missingsch', wie *jiuda* 'jude', *piudl* 'pudel' uaa. warum aber nicht auch **xiut*? — das in § 7 s. 46f besprochene *tote* 'zu' findet sich as. schon im Ps.-comm., der, wenn T.s sammlung alle mnd. beispiele erschöpft, aus Münster, Dortmund oder Soest stammen könnte, da natürlich Lübeck, Riga, Stendal und Brandenburg für jene zeit noch nicht in betracht kommen. einen schönen beweis für die richtigkeit von T.s ergebnis, dass *te* vorwiegend dem westen angehörte, bildet der name *Altena* gegenüber *Altona* (s. 48).

Das 3 cap. 'Zum consonantismus' behandelt die schreibung *th, dh* für mnd. *d*, ferner intervocal. *d*, inl. *d* nach *n, l, r* und den abfall des *t* in *nicht* usw., sowie die formen für 'nicht' und 'nichts'. die schreibung *dh* (s. 49) findet sich schon — neben *dh* — in der as. Genesis (vgl. Elementarb. § 206 anm.); die form *erder* = *edder* (s. 56) möcht ich nicht für einen druck- oder schreibfehler ansehen, da ähnliches auch sonst vorkommt, vgl. as. *giwerthirid*, Elementarb. § 179 anm.; nnd. *niks* 'nichts' ist wol dissimilation der spiranten, da es zunächst auf *nichs* zurückgeht, also mit as. *ēkso* = **ēgso* (di. *ēchso*) und mnd. *ekster* 'elster' = as. *agastria* (mittelform **echster*) zu vergleichen. dieses *-chs-* hatte jedesfalls eine schärfere aussprache als das alte *-hs-*, da letzteres bekanntlich *-ss-*, im auslaut *-s*, ergibt.

Im 4 cap. 'Ableitungs-, flexions- und proklitische silben' werden der wechsel von *e* und *i* in den endungen, sowie die präfixe *be-, bo-, bu-, bi-* und *er-, der-, dir-* besprochen. in dem *-i-* für *-e-*, dessen verbreitung genauer nachgewiesen wird, sieht T. mitteldeutsche einflüsse, *bo-, bu-* ist besonders häufig östlich der Elbe, ebenso ist *der-, dir-* aufs colonistengebiet beschränkt und offenbar hochdeutsch.

Das 5 cap. gibt belege für den im westen, in Lübeck und im nordosten häufigen gen. *der, des stades* 'der stadt'.

Besonders wichtig und interessant ist das den pronominalformen *ik, ek, mi, mik, di, dik, dek, sik, sek, wy, we, eme, ome, ime* und *us, uns, os, usik* gewidmete 6 cap. in mnd. zeit haben Westfalen, das nördliche Hannover und die Altmark *-ik*, während sich das gebiet der die Elbe und Saale nicht überschreitenden *-ek*-formen wesentlich mit dem heutigen deckt (s. 73); nur in einigen gegenden ist *-ik* auf kosten des *-ek* vorgedrungen. umgekehrt kommt jetzt *-ek* auch in Ost- und Westpreufsen, sowie an der untern Ruhr vor. — ausführlich wird dann die mnd. und die heutige verteilung der formen *mi, mik* und *di, dik*, zt. auf

grund neuen materials, erörtert und auch die nebenformen *mē*, *dē* nicht übersehen (s. 84), die in *wī*, *wē* eine parallele haben (s. 86 ff). letzteres war im mnd. sehr verbreitet, ist aber später beträchtlich zurückgegangen. — auch der wechsel der vocale in *eme, ome, ime, ere* usw., *ene* usw. gibt zu längern ausführungen veranlassung (s. 91 ff), und T. kann auch hier eine wesentliche übereinstimmung zwischen mnd. und nnd. zeigen, woneben aber auch wider gebietseinschränkungen vorkommen. — endlich erörtert T. die formen *uns*, *ons*, *us*, *os*, *usik*. da das as. nur *ūs* kennt, woneben die Harzer formen ein nicht überliefertes **ūsik* erschliefsen lassen, so kann man in dem überhandnehmen der form *uns* hier so recht deutlich den einfluss der schriftsprache erkennen, der sich sogar in einzelnen fällen urkundlich nachweisen lässt.

Das kurze 7 cap. behandelt die zahlwörter *twēne* und *twō*, die im mnd. noch lange vom n. *twē* geschieden bleiben, bis sie endlich von diesem ganz verdrängt werden. die verschiedenen formen des f. *twō, twū, tū, tō* gehn offenbar auf as. *twō* zurück; ein dem as. *twā* entsprechendes *tvā* ist nur einmal in der Sächs. weltchronik belegt.

Im 8 cap. werden eine anzahl charakteristischer verbalformen, wie 1) *is, es, ist*, 2) *hevet, heft, het*, 3) *schal, sal* usw., 4) der pl. auf *-et* und *-en*, 5) die formen des pl. prät. ind. der IV und V ablautsreihe besprochen. von den erstgenannten ist *is* durchaus die herschende form, woneben nur selten *es* und (etwas häufiger) *ist* erscheint. im as. kommt ja *ist* neben *is* oft in C, seltner in M vor, während von den kleinern denkm. nur die Werd. Prud.-gll. einmal *ist* bieten, vgl. mein As. elementarbuch § 239 anm. 2 und § 473 anm. das heutige nd. scheint nur *is* zu kennen. — 'er hat' heifst as. in C *habit* = *havid* in den Elt. und Ess. gll. das ältere mnd. *hevet* setzt ein **hėbit* voraus, vgl. die formen *hėbbiu*, *hėbbiad*, *hėbbie*, *hėbbian* und *sėgis* in C (Elementarb. § 465). später tritt dafür, aufser in Westfalen und den Ostseeprovinzen, in der regel *heft* ein, während die heute sehr häufigen *het*, *hat*[1] im mnd. viel spärlicher belegt sind. seltne nebenform ist *hef*. — *schal* hat in Westfalen meist die jüngere nebenform *sal*, die auch im nordosten und in der mark Brandenburg häufig erscheint. jetzt ist überall die letztere form im vordringen oder herscht schon. in as. zeit bietet nur die Gen. einmal die 2 pers. *salt*. die formen ohne *-k-*, die sich auch in engl. und skandin. mundarten finden, sind wol die im satze unbetonten gewesen, und ich möchte annehmen, dass zunächst im hilfszeitworte unmittelbar nach einem consonanten, also in fällen wie *ik skal kuman*, *wit skulun* usw., diese erleichterung des anlauts durchgeführt wäre. im pl. kommen formen ohne *l*, wie *schun*,

[1] die Soester form ist übrigens *hẹat*, nicht *hevt*, wie T. s. 109 z. 8 v. u. bietet! *ẹa* ist 'brechung' von *e*.

schon, *sun* bis zur mitte des 14 jhs. nicht gerade selten vor (s. 113), verschwinden dann im 15 durch den einfluss der schriftsprache, um im 19 wider aufzutauchen. — die pluralendung des ind. ist jetzt ein wichtiges dialektkriterium, da die mundarten auf as. boden *-t*, in den colonistengegenden — mit ausnahme von Ostholstein und dem westl. Mecklenburg — dagegen *-n* zeigen. letzteres herscht auch schon in der Altmark und bei Magdeburg bis zum Harz hin (s. 114). in mnd. zeit ist anfangs *-et* auf altem Sachsenboden noch überwiegend, um dann gegen 1500 fast ganz zu verschwinden und durch die aus dem hd. und dem nl. stammende endung *-en* ersetzt zu werden. dabei trugen wol auch die präteritopräsentia, der conj. präs. und das ganze prät. mit bei. als *-et* noch herscht, nehmen auch die prät.-präsentia häufig diese endung an. im ostelbischen gebiet ist dagegen schon in mnd. zeit *-en* die regel, *-et* die ausnahme, doch ist die grenzlinie zwischen beiden endungen nicht dieselbe, wie heute. endlich ist die endung *-ent* vereinzelt mnd. bezeugt und findet sich auch jetzt noch in grenzmundarten; T. hätte dabei an die vereinzelten *-ent*, *-and*, *-ond* in C, M und den Werd. gll. erinnern können (vgl. mein Elementarb. § 405 anm. 4), die aber auf die 2 und 3 pers. beschränkt sind. — der letzte § behandelt den umlaut im pl. ind. prät. in *wēren* 'waren', *sprēken* 'sprachen', der, aus dem conjunctiv eingedrungen, in früherer zeit noch öfters fehlt. wenn aber später wider *ā* auftritt, ist dies wol hd. einfluss der schriftsprache. heute ist der umlaut allgemein; formen wie *wœren* (s. 123) neben *wēren* erklären sich durch den einfluss des verbums 'werden', vgl. Soester mda. § 300 anm.

In cap. 9 bespricht T. einen fall von assimilation, nämlich den des artikels mit vorausgehender präposition. hier finden sich sowol in älterer wie in späterer zeit die vollen formen neben den assimilierten, zb. *ūter* neben *ūte der*, doch gelangt T. zu keiner sichern entscheidung darüber, ob in jüngern schriftstücken die letztern formen vermieden werden oder nicht. gewisse schreiber scheinen nämlich unter dem einflusse der schriftsprache wider die unassimilierten formen einzuführen (s. 125).

Das 10 und letzte cap. fasst die 'ergebnisse' zusammen: es gab im mittelalter zwar noch keine durchgeführte, einheitliche mnd. schriftsprache, wol aber ansätze zu einer solchen; die volle entwicklung wurde durch das eindringen der hd. gemeinsprache im 16—17 jh. unterbrochen (s. 128).

Ein 'excurs' bespricht 'die nd. mundarten und die heimat der as. denkmäler' auf grund des aufsatzes von Jostes Zs. 40, 129 ff, zu dem T., auf seine eignen forschungen gestützt, nunmehr stellung nimmt. was zuerst den Heliand betrifft, der im acc. (wie Gen. stets) meist *mi*, *thi*, und nur vereinzelt *mik*, *thik* hat, so hält T. die ersteren formen für die des dichters, die letztern für copisteneigentümlichkeiten. dies würde als heimat des verfassers

das südöstl. Westfalen und das gebiet zwischen Oberweser und Mittelelbe ausschliefsen. der Harz (Südostsachsen) ist auch deshalb auszuschliefsen, weil man sonst einen dat. acc. **ūsik* im Hel. finden müste. die dichtung kennt aber nur die kürzere form *ūs*. in den kl. denkm. finden sich vereinzelt die acc.-formen *mik, thik* in der Beichte, dem Ps.-comm. und den Werd. Prud.-gll., was natürlich auf beziehungen zu den heutigen *mik*-gebieten deutet. wenn T. behauptet, der acc. 'uns' käme im as. nicht vor, so wird er sich aus der neuen ausgabe von Wadstein überzeugen, dass die Gregorgll. dreimal den acc. *ūs* bieten. die formen *ek, thek, mek* finden sich in echt-as. quellen[1] gar nicht, während sie doch im nnd. zwischen Oberweser und Mittelelbe herschen, im mnd. noch weiter gereicht haben, also ostsächsisch sein müssen. dies widerlegt genügend die annahme von Jostes, dass die meisten as. denkmäler dem osten angehörten! nur die östlichen *me, we* finden sich ganz vereinzelt in M. T. meint, vielleicht wären die *ek, mek, thek, we, ge* nur unbetonte nebenformen zu *ik* usw. und hätten in as. zeit noch keine dialektische bedeutung gehabt. ich verweise noch auf die ae. (anglischen) doppelformen *mec, mic* und *ȝe, ȝi,* ferner auf aisl. *ek* neben runischem *ek, ik*, aisl. *mik*, *þik* neben anorw. *mek*, *þek*, ohne diese schwierige frage damit erledigen zu wollen.

Was aber die heimatsfrage der handschriften des Heliand betrifft, so können allerdings die vereinzelten *mik*, *thik*, *me* und *we* auf den südosten deuten. T. ist jetzt geneigt, das von ihm vorher als schriftsprachliche (hd.) form erklärte *von* mit Jostes für echt südostsächsisch zu halten, doch bleibt er in beziehung auf *ie* (*ī*) und *uo* (*ū*) bei seiner meinung, dass sie einem hd. schreiber ihren ursprung verdankten und daher nicht echt sächsisch seien. nun findet sich *ie* für *ê* und *uo* für *ô* auch häufig in andern as. denkmälern (mein Elementarb. §§ 92 und 94) und es ist doch höchst unwahrscheinlich, dass wir in allen diesen fällen hd. schreibereinflüsse haben sollten! ich glaube vielmehr, wie ich schon oben s. 31 f bemerkt habe, dass auf einem teile des as. sprachgebietes *ê* und *ô* würklich, gleichwie im hd., diphthongiert worden sind, dass aber im mnd. diese diphthonge wider zu monophthongen wurden. der rückgang von *ie* zu *ê* und von *uo* zu *ô* würde ja in dem unbezweifelbaren übergang von *ie* = *eo, io* (wie in mnd. *dêf* = as. *thiof*) in *ê* und von *iu* in *ū* sein gegenstück haben! dann könnten mnd. *lêt* 'liefs' und *fôt* 'fufs' sowol auf as. *lêt, fôt* wie auf as. *liet, fuot* zurückgehn. ich steh im übrigen nach wie vor allen localisierungsversuchen, so weit sie die as. denkmäler betreffen, durchaus ungläubig gegenüber und warte auf bessere beweise, als die bisher beigebrachten.

Gotenburg, 21 november 1899. F. HOLTHAUSEN.

[1] zu diesen gehört das wunderliche Taufgelöbnis gewis nicht!

Die lausavísur der Egilssaga. beiträge zu ihrer erklärung von F. Detter. [aus den Abhandlungen zur germ. philologie. festgabe für R. Heinzel.] Halle a. S., MNiemeyer, 1898. s. 1—30. sonderabdruck 1 m.

In dieser abhandlung hat Detter einige der strophen der Egilssaga zum gegenstand einer erneuten untersuchung gemacht: es sind natürlich vorzugsweise die schwersten und dunkelsten. kein wunder, wenn es nicht gelungen ist, alle behandelten stellen befriedigend zu deuten. der vf. hat meine erklärungen oder vielmehr erklärungsversuche geprüft; ich gesteh aber, dass weder die meinigen noch die jetzt von ihm vorgetragenen die schwierigkeiten gelöst haben. nur eine, die erklärung der str. 54 (s. 23—24), scheint mir gut und besser als die meinige; die der str. 2 (s. 3) ist jedesfalls sehr beachtenswert. die übrigen sind ziemlich gezwungen und, was schlimmer ist, nicht immer übereinstimmend mit der ausdrucksweise der skalden oder der alten sprache überhaupt.

regn Háars þegna (str. 10) kann nicht, wie vf. will, eine umschreibung für 'kampf' sein; 'der regen der Asen' ist etwas ganz anderes als wenn der kampf 'der regen (sturm) Odins, Hilds oder der walküre' genannt wird; Odin, Hild oder die walküre waren gerade kriegsgottheiten, aber n i c h t die Asen überhaupt. dagegen ist 'der regen der Asen' (regen = trunk) eine tadellose umschreibung des skaldenmets di. des gedichts. der ganze satz ist einer der häufigsten in der skaldendichtung. warum soll man nun eine correcte umschreibung mit einer unrichtigen vertauschen? was ist eigentlich gewonnen?

In str. 19 habe ich *knák* (Sagabibl.) geschrieben, n i c h t weil *kná ek* etwas bedenkliches an sich hätte; gegen die form ist nichts einzuwenden; es waren vielmehr die hsl. lesarten auf *-is* des voranstehenden wortes (*-meldis,* also ein *ja*-st.), die die form *knák* ermöglichten. übrigens ist D.s vorschlag *vanga* statt *vinga* (*unga*) nicht eben unmöglich, aber kaum nötig.

Die str. 23 und 24, die von Egils liebe (zu Asgerd) handeln, und worin Egil auf ihren namen anspielt, sind mir jetzt ebenso unverständlich als früher. — *bergǫnundr* kann nicht ein 'riese' sein; noch unmöglicher ist eine umschreibung wie '*faldr* (hauptbedeckung der frauen) des ,riesenlandes' für *Gerðr* (und *Gerðr,* als eine a s i n, wider = *As-gerðr*). ich versteh gar nicht, wie eine solche kenning überhaupt nur d e n k b a r wäre. ein non liquet ist doch gewis viel besser. ähnliches gilt auch von der str. 24. schon eine kenning wie *sef-Skuld* 'Skuld iunceti', di. Frigg, genügt, um zu zeigen, dass wir auch hier im gebiete der unmöglichkeit uns befinden. was in aller welt konnte zu einer solchen umschreibung der höchsten göttin berechtigen? gewis nicht der umstand, dass sie 'herrin der Fensalir' genannt wird, denn *sef* und *Fensalir* haben nichts gemein. ein *borga* 'sich hüten' gibt es, wie vf. bemerkt, auch nicht. mit diesem sonst

bekannten worte sind *gjálpa, ekkja* 'schenkel' nicht parallel, denn diese wörter sind sonst unbelegt. mit *sauðr* 'opfer' könnte es sich anders verhalten.

Wider in der folg. str. (25) nimmt vf. eine kenning an, die sonst nicht ihres gleichen hat; ja, hier bildet er selbst ein wort *þorn* 'siccatio'; eine 'siccatio cerevisiae' (*horna á* 'bier') soll 'ein zug, ein schluck' sein; 'Schluck-Ǫnund' wider = *Berg-Ǫnundr*, weil *berg-* sich an *bergja* 'kosten, geniefsen' schliefsen kann — alles gleich unwahrscheinlich und unannehmbar.

Schlimm steht es auch mit der erklärung der str. 26, wo alles, was in betracht kommt, unsicher ist. *fold væringja* würde niemand den 'holm', wo der zweikampf gehalten wurde, genannt haben, denn *væringi* bedeutet sonst niemals ein 'krieger' im allgemeinen. gegen die deutung D.s spricht entschieden das impf. *deildum*, was er ganz übersehen hat. er übersetzt den satz: 'sobald wir (*nærgis vér*) die holmganga ausgefochten haben werden'; aber impf. ist syntaktisch ganz unmöglich von etwas, was futurisch bezeichnet werden soll; es müste *deilum* oder *munum deila* (oder endlich *munum deilt hafa*) heifsen. damit fällt die ganze erklärung.

Zur str. 36 soll nur bemerkt werden, dass in der zeile *hnigrat 'hjallr' sás holla* die dreifache allitteration ein unding ist; so kann ein skalde nicht gedichtet haben. darum ist die conjectur *allr* notwendig; *allr* kann auch 'tot' bedeuten. — in der str. 42 kann es nicht richtig sein, wenn D. *eyða ǫrmálgastan bróður* construiert, denn in einer solchen verbindung müste *eyða* mit dativ stehn; es heifst *eyða land* = *gera land autt* 'ein land verwüsten', aber zb. *eyða mann* udgl. hat niemand jemals gesagt. auch scheint mir die bezeichnung der kehle (!) als 'der bruder des backenzahns' eine verzweifelte zu sein. jedesfalls sehr zweifelhaft ist es weiter, ob man jemals *bera með* mit dativ für *bera* mit einfachem dativ (= überwältigen) gesagt hat.

Zu der erklärung der str. 52 ist zu bemerken, dass *eld* für *eldi* (dativ) kaum für so alte zeit angenommen werden darf; meine beispiele aus der skaldenpoesie sprechen dagegen. hierzu kommt, dass *Emblu eldr* 'das feuer der E.' in der bedeutung 'atem' sicher nicht das richtige getroffen hat.

Zu der str. 55 bemerk ich, obwol *skipa barða baugskjǫldum* nicht sprachwidrig ist, passt eine solche wendung nicht gut in den zusammenhang; es ist doch viel natürlicher, dass Einar drohend sagt: 'ich will mir einen platz auf dem schiffe des ringschildtragenden Sigvaldis aufsuchen' als 'ich will meinen ringschild auf dem schiffe Sigvaldis aufhängen'. — betreffend die str. 58 genügt es zu bemerken, dass *hreggja : fregnask*, also *hregg- : freg-*, was D. als eine 'ganz correcte' aðalhending bezeichnet, überhaupt gar keine hending ist, denn *g*, resp. *gn*, kann nicht mit *gg* reimen. die bei Kahle (Die spr. der skalden s. 100) angeführten

reime sind sämtlich zu streichen: teils enthalten sie *gg : gg*, wenn sie richtig geschrieben werden (nr 2, 4—6), teils *g : g* (nr 1); nr 3 gehört in einen sehr zweifelhaften zusammenhang. das von D. eingesetzte wort *hreggja* kann also nicht das richtige sein.

Es ist also klar, dass die erklärungen D.s in den meisten fällen nicht haltbar sind. es ist überhaupt eine misliche sache, die skaldenpoesie so zu erklären, wie es D. getan hat. vor der verbreiteten neigung, bald wörter mit einer sonst nicht belegten bedeutung anzunehmen, bald umschreibungen, die eine natürliche und zu den alten regeln stimmende auffassung nicht zulassen, eigenmächtig zu bilden, bald endlich unbelegte wörter selbst zu construieren, muss ernstlich gewarnt werden. die skaldenstrophen waren durchaus nicht so geschraubt oder so künstlich, wie man so oft sich denkt; es gab grenzen, die nicht überschritten werden durften! aber leider sind sie oft in den handschriften so verunstaltet, dass sie schwer verständlich, ja geradezu unverständlich sind, und dann helfen in der regel weder scharfsinn noch lexika.

Kopenhagen, januar 1900. FINNUR JÓNSSON.

Das sogenannte II büchlein und Hartmanns werke. von C. KRAUS. [aus den Abhandlungen zur germanischen philologie, festgabe für RICHARD HEINZEL.] Halle a. S., Max Niemeyer, 1898. s. 111—172. sonderabdruck 2 m.

Beobachtungen zum reimgebrauch Hartmanns und Wolframs. von K. ZWIERZINA. [ebendaher.] s. 437—511. sonderabdruck 2 m.

Auf grund eingehnder beobachtung der reime und des sprachgebrauchs weist Kraus nach, dass das II büchlein kein werk Hartmanns sein kann. es kommen in dem kurzen raume von nur 826 versen folgende von HvA. sonst nicht gebrauchte formen im reim vor: conj. prät. *zerunne : sunne* v. 17 f gegenüber seinen sonstigen *günne, künne, gewünne, entrünne*; — *hère* v. 822, das Hartm. wie überhaupt das wort *hèr* nie im reime verwendet; — *daz ein* v. 409 statt *daz eine*; — *inne* (*werden*) v. 290 statt *innen* (*werden*); — *ze klagenne : ze tragenne* v. 337 f, während H. sich dreisilbige reimwörter mit kurzer stammsilbe und zwei durch schwaches *e* gebildeten nebensilben, die durch doppelconsonanz getrennt sind, nicht erlaubt; — ferner *swern* v. 654 und *doln* v. 402 in übertragung auf seelische leiden statt für physische schmerzen; — endlich die sonst bei ihm nicht zu findende redensart *sneller list* v. 30. — begegnen diese erscheinungen sonst nicht in Hartm.s werken, so enthält das II büchl. daneben eine zweite gruppe für seine technik beachtenswerter formen, die zwar bei HvA. auch vorkommen, der mehrzahl nach aber nur in seinen frühern dichtungen. da nun aber die parallelstellen, die schon Saran gesammelt hat und die K. hier bedeutend vermehrt, dem II büchl. seinen platz unmittelbar vor oder nach dem Iwein anweisen würden, den Iw. als letztes der werke H.s vorausgesetzt,

so entsteht ein widerspruch in der chronologischen reihenfolge. die drei ersten dieser zweiten art von formen rücken das gedicht in die nähe des Iw.: *müge* v. 511 findet sich sonst nur noch im Iw., mit 1 pers. sg. ind. *(ent)stân* v. 135 und 676 tritt es vor diesen, der nur *stên* hat, ebenso mit *dâ vone* v. 735, da im Iw. nur *dâ von* begegnet; aber mit *wærlîche* v. 171 schon vor den aHeinr., da in diesem und im Iw. nur noch *-lîchen* gebraucht werden, mit *vervât* statt *vervâhet* v. 572, das sonst nur im I büchl. und im Er. vorkommt, vor den Greg., mit *fruot*, aufserdem nur noch im I büchl., auch vor dieses älteste der reimpaargedichte.

Die erste gruppe allein, ja selbst die beiden zusammengenommen, würden m. e. nicht absolut beweiskräftig sein, denn diese H.s gebrauche widersprechenden einzelheiten wären in einem erstlingswerke, aber auch nur in einem solchen, da er sich noch keine bestimmten grundsätze über sprachrichtigkeit ausgebildet hatte, etwa noch denkbar. aber jene stellen, welche das II büchl. mit den andern dichtungen H.s gemein hat und die jedesfalls erst aus diesen entlehnt sind, würden es an das ende seiner künstlerischen entwicklung rücken. den endgiltigen ausschlag für die unechtheit des II büchl.s gibt also die störung der chronologie. und wer nach Sarans darlegungen noch zweifelhaft war, wird sich der strengen auf gesicherte formale tatsachen gestützten beweisführung von K. nicht mehr entziehen können[1].

Auch für die sonderheiten der zweiten gruppe kann nur das éine mit sicherheit gefolgert werden, dass sie in die erstlingszeit der dichterischen tätigkeit H.s fallen müsten; K. aber nimmt an, dass die fälle, die das II büchl. jeweils gleich hat mit den andern werken, auch ein und dieselbe entstehungszeit bedingen, dass also zb., weil aufser im II büchl. nur noch im Iw. *müge* vorkommt, es unmittelbar vor oder nach diesem entstanden sein müsse (s. 150 und 172). aber die reimgelegenheiten zu *müge* sind überhaupt nicht häufig, es ist auch jedesfalls ein litterarischer reim (H.s dialekt hat ja *mege*), und aufserdem kommt noch hinzu, dass es erst Iw. v. 7985 auftritt, also in jenem letzten teile, der nach Zwierzina (s. unten) mehrfach technische freiheiten enthält. so kann auch das nur 2mal vorkommende *stên* mit *ê* im Iw. nicht für chronologische folgerungen benutzt werden: als litterarische form konnte es Hartmann leicht auch schon in einem technisch noch unvollkommeneren jugendwerke angewendet haben; und diese erwägung drängt sich auch bei andern von K. beigezogenen formen auf.

[1] seitdem hat Saran Beitr. 24, 1ff gezeigt, dass das II büchl., ein rhetorisches kunststück, auch aus innern gründen nicht von H. verfasst sein kann. — codificiert ist diese art rhetorischer minnecasuistik in dem mit scholastischer dialektik abgefassten Tractatus de amore des capellans Andreas.

Die reichen belege sind nicht nur den werken Hartmanns, sondern auch Wolframs und Gotfrids entnommen und behandeln abschliefsend einzelne grammatische erscheinungen in der sprache dieser dichter, so das eintreten bezw. unterbleiben des umlauts bei kurzem *u*, die *gân stân* neben *gên stên*, *vâhen* neben *vân* uaa. K. sucht einzelne ausweichungen scharfsinnig zu erklären, wol zu subtil; die combinationen im sprachleben, die bei der entstehung einer und der andern dieser analogiebildungen vorausgesetzt werden, sind zu verwickelt; sprachliche erscheinungen müssen sich natürlicher, weniger gesucht entfalten, um zu allgemeiner geltung bei einer sprachgemeinschaft zu gelangen. so leitet K. die nicht umgelauteten conj. prät. *vunde*, *betwunge* auf beeinflussung der conjunctive der *i*-conj. wie *ich griffe* zurück, weil die *i*- und die *u*-conj. die einzigen seien, wo der plur. prät. ind. denselben stammvocal habe wie das part. prät., wodurch jene conjunctive an den vocal der indicative und participien angeglichen worden seien. man kann statt dessen zunächst an jenes unterbleiben des umlauts von *u*, besonders im conj. prät. der *u*-reihe, im schweizerischen denken, woneben, ohne dass eine bestimmte regel erkennbar ist, auch umgelautete formen erscheinen. beruht aber das unterbleiben des umlauts auf morphologischer übertragung, was K. annimmt (s. 127, vgl. auch Kauffmann Gesch. d. schwäb. mda. § 124*a*), so ist der vorgang am ehesten folgender: die conjunctive *kunde gunde* hatten als schwach gebildete überhaupt keinen umlaut, durch analogie trat auch *vunde* für *vünde* ein und die mit *nd* den stamm schliefsenden verba zogen dann die auf *ng* nach sich wie *betwunge*, die mit *nn* wie *gewünne* hielten sich dagegen aus dem schon von K. angenommenen grunde, nämlich wegen *künne*, *günne*. Wolfram und Gotfrid anderseits haben auch *künde günde* mit umlaut neben *kunde gunde* in folge von angleichung an ihr *vünde* und wol hauptsächlich aus dem allgemeinen grunde, weil der umlaut dem conjunctiv prät. im sprachgefühl den modalen charakter verleiht. — ob in den reimen von *hân* auf *-an* im I büchl., Er. und Iw. die mdartl. kürze *han* anzunehmen ist (s. 156), ist wol kaum zu beweisen, jedesfalls ist dann auch *hast* in *hastes : gastes* Iw. 2667 f mit Henrici als kurz anzusetzen. schon dadurch ist es ausgeschlossen, dass *han* seine kürzung der angleichung an *kan gan* verdankt; es ist gewis nur in folge von schwacher betonung aus *hân* gekürzt. — auch in der entwicklung der conjugation von *lân* nimmt K. weitgehnde analogische beeinflussung an, nämlich durch *gân* und *stân* (s. 156), aber darauf ist höchstens die I pers. sg. präs. ind. mit *n* zurückzuführen, wobei übrigens auch noch *ich tuon* mitgewürkt haben kann. — die sonst für zusammengezogen gehaltenen 3 sg. *vât*, inf. *vân*, fasst K. (s. 161) ebenfalls als nachbildungen von *gân* auf, und das hat bei der parallele prät. *vie : gie* zunächst etwas bestechendes, aber die den gleichen lautlichen bedingungen unter-

stehenden *nâ* und *hô* können nicht als ausgleichungsergebnisse erklärt werden, deshalb führt K. *nâ* auf **nâw* zurück, nebenform zu got. *nêhv*, ahd. *nâh* nach Sievers gesetz, kann aber für *hô* keine entsprechende entwicklung beibringen. den weg der entstehung von *vât vân nâ hô* zeigen formen wie Notkers *hôo* oder *hô*, *gâes* für *gâhes*, es ist also doch ausfall des hauchlautes und dann contraction eingetreten und ist ein echt alemannischer vorgang. zur stärkern erhaltung der zusammengezogenen formen *vât vân* kann dann allerdings die ideenverbindung mit *gât gân* beigetragen haben.

Die untersuchung von K. ist nicht nur wegen des unumstöfslichen resultats, sondern auch wegen der methodischen behandlung, die jene sicherheit ermöglichte, im höchsten grade beachtenswert. das gleiche gilt von der folgenden arbeit.

Im sinne von Lachmann und Jänicke führt Zwierzina die untersuchung über Hartmanns und Wolframs sprachgebrauch weiter mit umfassender beherschung des materials und feiner beobachtung des details. die ergebnisse sind dafür auch lohnend genug. wir sehen deutlicher als früher, mit welcher selbstprüfung diese dichter an der sprachlichen form ihrer werke gearbeitet haben, wie pedantisch Hartmann im Iwein seinen stil ausfeilt und wie selbst Wolframs freie genialität sich zwang auferlegt, um einem ihm vorschwebenden sprachideale nachzukommen. 'wir sehen die dichter an der arbeit' und werden mit Z. übereinstimmen, dass sie zu den grösten formtalenten aller zeiten gerechnet werden müssen. so bilden Z.s untersuchungen auch einen wertvollen beitrag zur kenntnis der mhd. litteratursprache. höfisch ist in der tat im grunde nur der Iwein, aber bei einem derartig sich steigernden streben nach einer idealsprache von seiten einer gelehrtennatur wie Hartmann ist es für uns nun auch nicht mehr zu verwundern, dass ein einziges werk den gipfelpunct der höfischen kunst bildet, denn dieses werk ist eben, innerhalb der betreffenden stilistischen richtung, ein kunstwerk.

Schon Lachmann hat darauf hingewiesen, dass Hartmann im Iwein es vermeidet, gewisse formen in den reim zu setzen (Z. s. 449). es sind doppelformen, die grofsenteils zugleich je nach den mundarten schwankten wie *began begunde*, *kam kom*, *hâte hete*, *sande sante*, *wande wante*, *twellen tweln*, *gesetzet gesat*, gen. dat. der fem. i-decl. wie *hant hende*, *siecheit siecheite*. einige ist ihm gelungen ganz zu unterdrücken, andre lässt er im Iw. wenigstens nur vereinzelt zu. Lachmanns andeutungen scheinen mir durch Z.s einzelbeobachtungen zur gewisheit erhoben, gegenüber dieser statistik von tatsachen ist blofser zufall ausgeschlossen. — aber nicht der ganze Iw. ist mit dieser tüftelnden pedanterie abgefasst. im ersten tausend der verse hat Hartmann die säuberung nicht mit der vollen entschiedenheit durchgeführt, da begegnet noch sechs mal *kam* (s. 502), das später nur noch einmal durch-

dringt, und neunmal das verbum *dagen* (s. 503), das sonst nie mehr auftritt. und am schluss fällt er wider aus der rolle, in den letzten 500 versen, da er zum ende eilte (s. 465) : hier schlüpft zb. das einzige *begunde* (s. 465) in den reim ein, das einzige *(über)zalt* (s. 481) und *gesat* (s. 485). — auch für Hartmanns dialekt ergeben sich einige feste puncte : er hat nur *gîst gît lîst lît* statt *gibest* usw. (s. 470), *kam kâmen* nicht *kom kômen* (s. 500 ff), nur *treit leit* nicht auch *treget leget* (s. 471), aber *saget* und *seit* nebeneinander [seinem dialekt eignet *seit*, hier hat er also die doppelformen doch nicht vermieden].

Die beobachtungen von wortwahl und reimgebrauch sowie der formelhaften berufungen auf die quelle oder auf vom dichter selbst früher erzähltes (Z. s. 506—510) ergeben eine zielbewuste technik, und diese hat, nach Z., ihre vollendetste stufe erlangt im Iw., demnach muss dieser H.s letztes werk sein und die von Lachmann und Haupt angesetzte reihenfolge I büchl., Erec, Greg., aHeinr., Iw. ist damit gesichert. es geht aber aus Z.s beobachtungen mit sicherheit zunächst nur hervor, dass im Iw. die technik vollkommener ist als im Gregorius, nicht auch als im aHeinr. zwischen Greg. einerseits, aHeinr. und Iw. anderseits ist allerdings ein starker abstand, kein nennenswerter dagegen zwischen aHeinr. und Iw., denn den entgleisungen des ersteren stehn auch solche im Iw. gegenüber, doppelformen wie *mege : müge*, adj. *swâr : swære* (usw., s. Z. s. 490; aber nicht *hôch : hô*, denn *hôch* ist adj., *hô* adv.), 1 mal *hæte* (bezw. 2 mal, weil noch 1 mal in der schlusspartie), und besonders die ungenauen (oder dialektischen) reime wie *man : hân*, *gastes : hâstes*, *pflach : ersach*, *bestreich : sweich*, endlich auch die aufserordentlich häufigen typischen reime auf *man*, die im aHeinr. viel seltner sind, die auf *sâ*, die hier ganz fehlen. — da man aber den aHeinr. in der zeitlichen folge nicht wird vom Greg. trennen können, so ergibt sich, Z.s princip des reim- und sprachgebrauchs vorausgesetzt, der Iw. allerdings als letztes werk Hartmanns.

Nun aber hat neuerdings Saran Z.s entdeckungen mit seiner eigenen reihe, wonach der Iw. v o r den Gregor, aHeinr. fällt, mit sehr beachtenswerten gründen zu vereinigen gesucht, indem die reimtechnik im Gregor in folge längerer arbeitspause, etwa des kreuzzuges, gesunken, die feinere technik im Iw. zudem in seiner höfischen tendenz begründet sei (Beitr. 24, 64 ff). da diese voraussetzungen nicht zu bestreiten sind, so scheint mir die alte chronologie mit Iw. am schlusse noch nicht über alle zweifel hinaus gerettet. — für seine eigene reihenfolge führt Saran die entwicklung in der technik des rhythmus ins feld. besitzt nun d i e s e s erklärungsprincip absolute beweiskraft? zunächst ist der einwand Henricis (Jahresber. der germ. phil. 1891, 264), dass die hss. für diese metrischen untersuchungen nicht volle gewähr bieten, indem sie oft die fehlenden senkungen ausfüllen (vgl.

Bartsch Germ. 19, 229), nicht ganz ungerechtfertigt. vergleicht man zb. die einleitung des Gregorius nach dem texte von Paul mit der herstellung von Z. (Zs. 37, 407ff), bei welcher dieser seine neu gefundene hs. mit benutzen konnte, so findet man hier 4 fälle fehlender senkung mehr als bei Paul. bei der schlechten überlieferung des aHeinr. bieten unsre ausgaben noch weniger sicherheit. und ferner bildet jene glättung der verse würklich allmähliche technische fortschritte? ein allmähliches, unbewustes vorwärtsschreiten, ein natürliches ergebnis zunehmender gewantheit, müste sich eigentlich schon im verlauf der einzelnen dichtungen zeigen, schon während des Erec oder wider im laufe des Iwein; bis zum Gregor hätte H. schon ca. 20000 verse gedichtet, und nun sollen erst mit diesem gedichte, und zwar mit einem male und nur aus dem gefühl heraus, widerum glättere verse als im Iwein entstanden sein, zudem vielleicht noch eine längere arbeitspause, der kreuzzug, vorhergieng, die in der reimtechnik einen rückgang verursachte? und weshalb sind im Greg., aHeinr. nur diejenigen einsilbigen tacte vermindert, die nur aus einem selbständigen wort bestehn? gewis waren diese auffallender als jene, wo die senkung innerhalb desselben wortes fehlt, aber ein ausgleich wäre bei spontaner entwicklung doch auch bis zu einem gewissen grade durch ausfüllung dieser zweiten art von senkungen zu erwarten. und Hartmann, der so fein, ja übertrieben peinlich die form der reime und den sprachgebrauch beobachtete, sollte den rhythmus seiner verse ohne controle gelassen haben? schon im I büchl. hat er viel glättere verse gebaut als in allen seinen spätern reimpaargedichten. diese geschliffenere technik war ihm also schon vor dem Erec geläufig. weshalb ist er im Erec davon abgegangen? gewis mit bewuster kenntnis des unterschieds: er folgt hier dem überkommenen epischen typus wie sein vorbild Heinrich vVeldeke in der Eneide (Behaghel s. cxviif). diesen freiern, archaistischen stil im versbau (Saran s. 41) hat er im Iw. beibehalten, wenn auch, der ganzen sonstigen haltung dieses gedichts entsprechend, bedeutend gemäfsigt. die entwicklung des versbaues ist also nicht unbeeinflusst von künstlerischen principien, dem dichter gleichsam selbst unbewust, vor sich gegangen. dann aber verliert dieses kriterium bedeutend an beweiskraft, denn der dichter konnte zu jeder zeit, je nach dem stoffe des gedichtes (vgl. I büchl. und Erec), eine änderung seines rhythmischen stilcharakters eintreten lassen. — ein unterschied der rhythmischen form besteht auch zwischen Veldekes Eneide und seinem Servatius, bei welchem viel seltener präpositionen oder besonders der artikel allein einen tact bilden als in der Eneide (den Servatius setzt Kraus HvVeldeke und die mhd. dichtersprache s. 166 zeitlich vor die Eneide). und der Stricker hat in seinen epen Karl und Daniel die senkungslosen füfse ziemlich häufig (Rosenhagen Untersuchungen über Daniel s. 31), während er in

seinen beispielen regelrechten wechsel von hebung und senkung durchzuführen strebt.

Demnach bieten bis jetzt weder der reim- und sprachgebrauch noch der rhythmus, die formalen kriterien, ganz einwandfreie merkmale für die relative zeitbestimmung von Hartmanns werken. unwillkürlich prägt sich das bild ein, das Schönbach durch die psychologische betrachtung seines geisteslebens entworfen hat. so stellt sich H. als abgerundeter charakter dar. aber muste selbst er, dessen wolgegliedertes wesen uns freilich in der erfassung und in der darstellung des stoffes klar zu tage tritt, eine solche unserm heutigen empfinden entsprechende einheitliche natur sein? und konnten nicht stimmungen, die uns jetzt widerspruchsvoll erscheinen, im innern der menschen jener zeit enge bei einander wohnen?

Für Wolfram geht Z. aus von Jänickes sammlung sog. unhöfischer wörter. Jänicke hatte nur ganz allgemeine schlüsse auf die fortschreitende kunst Wolframs gezogen, Z., die untersuchung vertiefend, weist nach, dass mehrere dieser wörter auf bestimmte weise in einzelnen partien seiner werke verteilt sind — es sind *mære* (b. I—VIII), *gemeit* (b. I—VI), *urliuge* (b. I—VII), *wîgant* und *wîc* (b. I—V), dazu noch *lære* (b. I—XI), *laz* (b. I—XI) und *last* (b. I—VIII) in umschreibungen und *dagen* (öfter erst von b. IX an) — und zieht aufserdem grammatische formen bei, die nur vereinzelt, besonders in Parz. b. I—II. VII. IX. XV und I. II des Willeh., auftreten und Wolframs dialekt nicht angehören, wie *began, kam, lie, gân stân, lît, treit leit, -lich* uaa. gegenüber seinen einheimischen *begunde, kom, liez, gên stên, liget, treget leget, -lîch* uaa. besonders in die augen springend ist die verteilung von *sân* (Parz. b. I—VIII), und *sît* (b. I und II) gegenüber *sider* (von b. III an). gewisse reimgewohnheiten finden sich also nur über bestimmte teile verbreitet um dann zu verschwinden, andre setzen erst an spätern stellen ein. aber der dichter ist, wenn er einmal einen reim aufgegeben hat, nicht ganz consequent, die verpönte form begegnet wider, es finden sich 'rückfälle' in die frühere technik. diese rückfälle kommen in bedeutungsvolleren zahlen gerade in jenen büchern vor, wo auch die dialektformen häufiger sind, so besonders in b. IX, weniger in b. VII und XV, und dann in den beiden ersten büchern des Willehalm. die rückfälle sind folgen einer 'arbeitspause', der dichter hatte längere zeit seine tätigkeit ausgesetzt und dadurch die übung verloren. derartige arbeitspausen sind ohne weiteres anzunehmen zwischen der abfassungszeit zweier werke, wie hier des Parzival und des Willehalm, aber auch innerhalb ein und desselben gedichts können sie auftreten. eine unterbrechung der arbeit nach b. VI ist schon längst festgestellt dadurch, dass Wirnt nur die ersten sechs bücher bekannt wurden, b. XV wurde nach Haupt (Z. s. 467) vielleicht erst mehrere jahre nach dem vorhergehenden abgefasst. auf zu-

fall können diese verschiedenartigen und doch an bestimmten puncten verstärkt auftretenden erscheinungen nicht beruhen, durch den stoff sind sie nicht bedingt, und so hat Z. wol die glücklichste lösung gefunden, indem er sie als 'rückfälle' erklärt, die in folge von 'arbeitspausen' entstanden sind.

Die grofsen ergebnisse, die einen bis jetzt nicht erreichten einblick in die art des arbeitens beider dichter gewähren, scheinen mir durch diese mit der kraft zwingender tatsachen geführten untersuchungen gesichert. es tut ihnen keinen eintrag, wenn ein einzelner fall sich einem andern anders darstellt.

An die spitze seiner untersuchungen stellt Z., gleichsam als musterbeispiel, die verwendung von *sâ* und *sân* im reime : *sân* tritt bis zu b. VIII des Parz. 86 mal auf, von da an nur ganz vereinzelt (5 mal, im Willeh. 2 mal), das gewöhnliche obd. *sâ* aber nie. Z. erklärt diese zunächst auffallende erscheinung so, dass *sân* eine Wolframs mda. eigentümliche form gewesen sei und zwar die für die pausa, *sâ* dagegen die im satzinnern; er habe später *sân* im reime deshalb aufgegeben, weil es als dialektisch in andern gegenden anstofs erregen muste. aber eine solche verteilung der beiden formen *sân* und *sâ* ist sonst nicht nachzuweisen. zwischen *sâr* und *sâ* wäre sie in gewissen fällen denkbar, sowie zb. nebeneinander *dâr* (*dar*) und *dâ*, dann aber müste umgekehrt eher *sâ* die pausaform sein; zwischen *sân* und *sâr* > *sâ*, die ja ursprünglich verschiedene bildungen sind, lässt sich ein grund für eine derartige scheidung nicht ersehen. auch ist es überhaupt nicht zu erweisen, dass das nd. md. *sân* jemals in Wolframs heimat gesprochen wurde (vgl. Pfeiffer Germ. 6, 242 und Freie forschung 106 ff). zur ahd. zeit galt in Baiern und Ostfranken *sâr* wie in Alemannien, Williram hat nur *sâ*, auch noch in den ältesten gedichten des bair.-österreich. sprachgebiets sind *sâr* (*sâre*) und *sâ* die einzigen formen; in den reimgedichten von MSD. erscheint nie *sân*, auch *sâ* nur 4 mal [1] im Laudate dominum; in den von Kraus herausgegebenen gedichten des 12 jhs. nur 2 *sân* : in dem md. SPaulus; der dichter der Kaiserchronik und des Rolandsliedes hat nur *sâ* (Schröder Kaiserchron. s. 53); nie *sân* bei HvMelk (1 *sâ*), nie in Wernhers Marienliedern (4 *sâ*). erst gegen ausgang des 12 jhs. findet sich *sân* auch im bair.-österr. : in Albers Tundalus 2 *sân* neben 2 *sâ*; im Anegenge ebenso 2 *sân* neben 2 *sâ*; im hErnst B dagegen 13 *sân* gegen 5 *sâ* und diese bair.-österr. überarbeitung eines mittelfränk. originals ist gleichsam der weiser für den weg, auf welchem das md. *sân* ins obd. gekommen ist, nämlich durch die md. dichtung, was schon Pfeiffer aao. ausgesprochen hat. *sân* ist also ein litterar. wort im

[1] bei den folgenden zählungen, die bei rascher durchsicht der betr. werke gemacht sind, sind gewis fehler untergelaufen, aber die relativen verhältnisse, auf die es ankommt, werden darum nicht wesentlich geändert werden.

bair.-österr., es wurde dann daselbst, besonders durch Wolframs einfluss, im 13 jh. als gute reimgelegenheit öfter gebraucht, wenig aber im alem. auch das hat seine parallele in den litterarischen strömungen: die volkstümliche rheinische dichtung, aus der jene *sân* zunächst stammen, wurde fürs erste in Baiern aufgenommen, erst später und spärlicher in Alemannien. so hat denn zb. der erste fortsetzer der Kaiserchronik, ein Baier, 3 *sân* neben 2 *sâ*, der zweite, ein Schwabe, 1 *sân* neben 5 *sâ*, in welchem *sân* sich der 'einfluss der schriftsprache' bezw. litteratursprache verrät (Schröder Kaiserchron. s. 395 u. 410).

sân also war nicht ein dialektwort Wolframs, sondern ein litterarisches. unter den 93 fällen, wo es im reime vorkommt, sind denn auch etwa ein drittel ganz formelhafte einleitungen zu directer rede wie *sprach aber sân*, wo *sân* eine substantielle bedeutung kaum mehr hat. wenn nicht *sân*, so muste aber doch *sâ* ihm geläufig gewesen sein? wäre dies der fall, so wäre es allerdings auffallend, dass Wolfram es nie im reime gebrauchte, und das hat offenbar auch Z. bestimmt, eine scheidung zwischen *sâ* und *sân* in obigem sinne zu machen, indem er zugleich davon ausgeht, dass *sâ* in zahlreichen beispielen im innern vertreten sei (s. 442). aber das ist nicht der fall. ich habe 9 *sâ* und *sân* zusammen im innern des Parzival gefunden, Lachmann schreibt davon 5mal *sâ* und zwar 4mal in *sâ zestunt*, nur éinmal *sâ* allein, und 4mal *sân* (woneben aber auch *sâ* in guten hss. bezeugt ist) alleinstehend, und diese *sâ* und *sân* kommen nur bis b. VI vor; im Willeh. nur 2 *sâ*, in *sâ zehant* 46, 22 und 49, 28 (vgl. anm. zu Erec 8076). dieses sehr spärliche auftreten im innern, wo es sich doch als füll- und flickwort oft willkommen einstellen konnte, beweist, dass einfaches *sâ* in Wolframs dialekt kein ganz gewöhnliches wort war. und auch nicht in dem Hartmanns (vgl. Vos Diction and rime-technic of HvA. s. 28): im Erec steht *sâ* zwar 22mal im reim, aber nur 5mal im innern, im Iwein 13mal im reim und nur 3mal im innern, im Gregor 5mal nur im reim, im aHeinr. 1mal im versinnern; über *sâ zehant, sâ zestunt* vgl. anm. zum Er. 8060. Hartmann hat demnach *sâ* vor allem als litterarisches reimwort mitgenommen und es begegnet fast durchweg in dem formelhaften reime *dâ : sâ*, so 19mal im Er. (aufserdem 2mal zu *anderswâ*, 1mal zu *nâ*), im Iw. 11mal (1mal : *nâ*, 1mal : *wâ*), im Gregorius 4mal (1mal : *Equitânîâ*). mit dieser bindung *sâ : dâ* hat Hartmann also noch im Iw. eine formel fortgeschleppt, einer jener fälle, wo er sich auch hier von der tradition nicht ganz losmachen konnte. beachtenswert ist die verteilung der reimformel im Er.: sie erscheint 17mal bis v. 5171, von da an bis zum schluss nur 1mal. im Iw. wie im Gregorius ist die verteilung gleichmäfsig. *sân* gebraucht Hartmann überhaupt nicht. — im Wigalois zähl ich *sâ* 82mal im reime, darunter 78mal auf *dâ*, im innern nur vor *zehant, sâ zehant*,

9mal, nie alleinstehendes *sâ*; *sân* 5mal im reime, von v. 10192 an, in nachahmung von Wolfram, s. Jänicke s. 32, nie im innern. daraus ergibt sich für Wirnt, der als einer Wolfram benachbarten gegend angehörig, für diesen von besondrer wichtigkeit ist, dass *sân* seiner mundart gar nicht angehörte und ihm *sâ* nur in der verbindung *sâ zehant* üblich war. — im Lanzelot nur 1mal *sâ* im reime (: *Elidiâ* v. 7989), im innern nur 1mal in *sâ zestunden* (v. 7578) und 3mal in *iesâ*; 4mal *sân* im reime (s. Jänicke s. 32, wo statt 2121 zu lesen ist 2427). in Fleckes Flore im reime 5 *sâ*, 2 *iesâ* (je 2mal : *dâ*), 1mal *sân*, im innern nie *sâ* allein, 4mal *iesâ*, 2mal *sâ zestunde*, 1mal *sâ zestunt*, 1mal *sâ zuo der selben stunde*, 1mal *sâ zehant*. Veldeke hat im Servatius 5mal *saen*, in der Eneide nie im reime (Kraus HvVeldeke s. 25).

In den fragm. des alten Reinh. Fuchs im reime 8 mal *sâ* (3 mal : *dâ*), in der bearbeitung 10 *sâ* (9 mal : *dâ*, 1 mal : *jâ*), ein *sân*; im Moriz vCraon 3 mal *sâ* (: *dâ*), kein *sân* (Schröder s. IX); beim Stricker im Karl 11 mal *iesâ* 1 mal *sâ*, im Daniel 1 mal *iesâ* 1 mal *sâ*, im Amis 4 mal *iesâ*, in den kleineren ged. ed. Hahn 1 mal *sâ*, nie *sân*, gerade bei späteren autoren trifft man *sâ* (*iesâ*) zugleich mit *sân*, so bei Lamprecht vRegensburg beide oft im reime, aber im innern *sâ* nur in verbindung mit *zestete zehant zestunt*, nie *sân*; im Renner *sâ* und *sân* oft im reim und innen. einfaches *sâ* ist also offenbar schon gegen ende des 12 jhs. in einem grofsen teile von Deutschland auf dem wege zu veralten oder haftet zunächst nur noch in gewissen kreisen als altmodisches wort. in einzelnen landschaften war es länger üblich, so hat Ulrich vLichtenstein häufig neben *sâ zehant* auch einfaches *sâ* und besonders *sâ als*, *sâ dô* als einleitung eines satzes. dieses *sâ dô* oder meist *sân dô* kommt öfter vor zb. in Alberts hl. Ulrich (über *sân* — *sâ* in dessen reimen s. Kraus in oben besprochener abhandlung s. 125 anm.), auch bei Neidhart (33, 9), in den genannten höfischen epen dagegen nicht, hier auch nie einfaches *sâ* mit der wortstellung des hauptsatzes wie Neidharts *sâ si spranc* (7, 6). sonst hält sich *sâ* länger nur in den verbindungen *sâ zehant sâ zestunt sâ zestete*, (auch in der prosa, bei Berthold vRegensburg oft *sâ zehant* s. Rötteken Der zusammengesetzte satz bei BvR. s. 44) und in den reimen, aber hier als litterarisches wort besonders in der formelhaften bindung auf *dâ*. *sâ* : *dâ* ist übrigens in den älteren gedichten noch nicht fest gewordene conventionelle reimformel, sie begegnet zb. im Rolandsliede noch nicht, obgleich *sâ* 9 mal (aber erst von v. 5298 an!) im reime vorkommt, in der Kaiserchronik 1 mal unter 30 bindungen mit *sâ*; im hErnst B unter 5 reimen mit *sâ* schon vier auf *dâ*. der untergang von *sâ* wurde in vielen mundarten beschleunigt dadurch, dass *â* > *å* oder *ô* übergieng, wodurch es nahezu oder gänzlich mit *sô* zusammenfiel. schon der dichter der Erlösung und der hl. Elisabeth gebraucht neben *iesâ*

auch *iesô* im reime (Bartsch Erlösung s. 371, Germ. 7, s. 3 u. 4, Rieger Elisabeth s. 30 u. 383 f). — es ist also mit obd. *sâ* ähnlich gegangen wie mit nd. *sân*, dessen geschichte Roethe verfolgt hat (Reimvorreden des Sachsenspiegels s. 44 u. 87). für Wolfram ergibt sich, dass *sâ* schon in seinem sprachgebrauch nicht unbedingte geltung mehr hatte, und damit ist es auch nicht mehr auffallend, dass er es im reime meidet.

Ist *sân* ein wort der litteratursprache und nicht der lebenden mundart des dichters, so ist es also doch mit Bötticher unter die 'flickwörter zu reimzwecken' zu rechnen (Z. s. 440). und vielfach werden ihm auch die formwörter *dâ* und *dô*, *nû* und *sô* deshalb aufgestiegen sein, weil er schnell fertig damit einen reim bilden konnte, und nicht in folge des natürlichen flusses der gewöhnlichen rede. bei Hartmann trifft es nicht zu, was Z. für Wolfram geltend macht (s. 440 anm.), dass jene wörtchen bei fortschreitender technik sich häufiger einstellen. im gegenteil. im Erec steht *dô* von v. 1—7031 42 mal im reime, von da bis zum schluss 9 mal (hinter v. 7031 ein merklicher abstand, von da bis v. 8458 nie, von 8834—9725 ebenfalls nie), *sô alsô* im reime von v. 1—7340 19 mal, von da bis zum schluss 2 mal, *dâ* von v. 1—5684 31 mal, von da bis zum schluss 7 mal (*sâ* s. oben). auch eine abnahme vom Er. zum Iw. ist zu bemerken: *dâ* begegnet im Iw. im reime 19 mal, *dô* 17 mal, nur *sô alsô* sind häufiger, 21 mal, aber die bindungen von *frô* zu *dô sô alsô* viel seltener als im Er.

Ein ähnliches ergebnis wie für *sâ-sân* liefert Z.s beobachtung von *sît* und *sider* (s. 478). auch hier nimmt man eine bestimmte absicht im reimgebrauche wahr : Parz. b. I u. II nur *sît*, von da an nur noch 4 mal, im Willeh. gar nicht; für *sît* tritt mit Parz. b. III *sider* ein, bis zum schluss 12 mal, im Willeh. desgleichen 12 fälle. Z. gibt keine erklärung für diese erscheinung und wirft drei fragen auf: war nur *sît* oder nur *sider* oder waren beide zugleich in der mundart des dichters heimisch? *sît* war es jedesfalls, denn er lässt es als adverb auch im innern, also in unbeeinflusstem ausdruck, recht häufig zu. für *sider* ist die entscheidung schwieriger. ich find es im innern des Parz. 6 mal, und zwar in b. I 56, 23 und dann gerade in den gravierten büchern VII 340, 6; IX 434, 9. 439, 29. 446, 4; XV 768, 26 und nur ganz selten im Willeh. das ist wenig gegenüber dem auftreten von *sider* in den reimen. aber diese, *sider* : *nider, wider*, sind litterarische und gehören unter die allgemein gebräuchlichen reimformeln der mhd. technik. *sider* hielt sich hier, indem es sich bequem einstellte zu den häufig sich aufdrängenden vocabeln *nider* und *wider*. darauf weist schon die bemerkung im Mhd. wb. unter *sider* (II² 322 a) 'häufig im reime'. besonders im md. sind die betreffenden bindungen recht oft zu finden, vgl. Bartsch Über Karlmeinet s. 322, Kinzel Lampr. Alex. zu v. 478 (s. 426), Heinr. vFreiberg (im glossar bei Bechstein), Livl. reimchronik

usw. man kann also nicht sicher sagen, ob *sider* auch der mundart Wolframs angehörte oder lediglich ein litterarisches wort für ihn war. und weshalb hat er sein *sît* aufgegeben? aus gründen der wortstellung? Z. ist eher geneigt, die reime mit *sît* als litterarisch aufzufassen, das aber ist ausgeschlossen, weil *sît* gewis Wolframs persönlichem wortschatz angehörte. die untersuchung anderer dichtungen kann vielleicht weiteren aufschluss gewähren. so steht zb. im Nibelungenlied nach Bartschs grofser ausgabe, die varianten eingerechnet, *sider* im innern 27 mal, 8 mal im reime, adverb *sît* aber 100 mal im innern und nur 2 mal im reime, also eine entschiedene abneigung gegen *sît* als reimwort.

Zu einzelheiten noch folgende bemerkungen: *künne* (s. 445) begegnet auch im Gregor v. 3147, dazu *künneschaft* Iw. v. 804 (in den ersten 1000 versen! Jänicke s. 23). — *gemeit* (s. 457) prädicativ auch aHeinr. v. 1192 (Jän. s. 10). — das bild vom spiegelglas (s. 462) als symbol der reinheit geht nach Schönbach Über HvA. s. 131 aus von Sap. 7, 26. ein 'altüberlieferter, conventioneller, fertig vorliegender' vergleich war es am anfang des 13 jhs. wol in der deutschen litteratur noch nicht, gläserne spiegel waren damals noch nicht lange in gebrauch (vgl. Wackernagel Kl. schr. I 131), zur abgegriffenen formel wurde es erst bei den spätern dichtern, in nachahmung von Hartmann, Wolfram und Gotfried. man darf also das zweimalige auftreten von spiegelglas im Willeh. (22, 28 u. 67, 13) nicht als einen beweis für einen rückgang in der technik anführen. (in dem Walther zugeschriebenen liede 122, 24 ff ist *spiegelglas* ein bild der vergänglichkeit [1].) — die präterita der verba *kleiden arbeiten leiten breiten bereiten* werden von Wolfram im reime streng geschieden von den übrigen reimen auf — *eite* — *eiten* (s. 485 f). ligt der grund hierzu in einer andern aussprache, als nachwürkung von ahd. *cleidta leitta* etc.?

Heidelberg. G. EHRISMANN.

[1] Ulrichs vSingenberg lied *Betrogeniu welt* (Wackern.-Rieger Walther s. 215) geht aus der gleichen religiösen anschauung hervor wie dieses Walther zugeschriebene, aber die ähnlichkeit geht über das allgemeine des inhalts hinaus, auch einzelne vorstellungen sind die nämlichen. so jene drei begriffe, welche den gedanken der beiden ersten verse Walther 122, 24 f bestimmen *Ein meister las troum unde spiegelglas*: bei Singenberg 216, 17 *und liegent unser meister niht*, 216, 16 *daz ez im zeime troume wirt*, 216, 4 *ein betrogen glas*; ferner Walther 123, 22 *zer winstern hant reht in die gluot*: bei Singenberg 217, 14 *inz winster viur.* es macht den eindruck, als ob Singenberg die idee des gedichts aufgenommen, dazu einige schlagwörter herausgegriffen und in den zusammenhang seiner eigenen verse gebracht habe. bestehn würklich solche beziehungen zwischen den beiden liedern, dann läge hier ein positiver grund vor, Walther diese strophen zuzusprechen.

SCHRIFTEN ÜBER MURNER.

Thomas Murner Die Gäuchmatt (Basel 1519). herausgegeben von Wilhelm Uhl. mit einleitung, anmerkungen und excursen. Leipzig, Teubner, 1896. vii und 290 ss. — 2,80 m.

Thomas Murner An den grofsmächtigsten und durchlauchtigsten adel deutscher nation, 1520. herausgegeben von Ernst Voss. [= Neudrucke deutscher litteraturwerke des 16 und 17 jhs., nr 153. Flugschriften aus der reformationszeit xiii.] Halle a. S., Niemeyer, 1899. iv und 57 ss. — 0,60 m.

Über Murners verhältnis zu Geiler. von Karl Ott. Bonn, PHanstein, 1896. 103 ss. — 2 m.

Die metrik und rhythmik Thomas Murners. von Julius Popp. Heidelberger diss. Halle a. S., EKarras, 1898. 76 ss.

Das interesse für Murner scheint in stetigem wachsen begriffen zu sein. die letzten jahre haben uns abhandlungen über Murner und ausgaben seiner schriften in reicher fülle bescheert, und unsre kenntnis hat dadurch manche förderung erfahren. von Murners dichtungen liegen nun alle bis auf die Von den vier ketzern predigerordens in bequemen neudrucken vor; zur ausgabe der prosaschriften hat Voss den ersten schritt getan und zugleich versprochen, dass dieser erste schritt nicht der letzte sein soll.

Mit der tüchtigen ausgabe der Narrenbeschwörung (= NB) durch Spanier (s. Anz. xxii 285 ff) ist die der Gäuchmatt (GM) durch Uhl freilich nicht ganz auf gleiche stufe zu stellen. der text scheint den anforderungen, die man an einen neudruck zu stellen gewöhnt ist, zu entsprechen. ich habe keine originalausgabe zur hand und kann keine stichproben nehmen, zweifle aber nicht, dass der herausgeber sorgfältig verfahren ist, wenn ich auch nicht verschweigen kann, dass mich zwei gelegentliche bemerkungen etwas stutzig gemacht haben. erstens die ablehnung der vollständigkeit in anführung der verbesserten druckfehler (s. 8). die berufung auf Scherers verfahren beim photolithographischen nachdruck der Schelmenzunft war doch wahrlich nicht am platze, und wenn irgendwo so gilt hier das 'Si duo idem faciunt'. zweitens aber die anmerkung zu v. 1604, wo es heifst: 'die formen *nach* und *noch* sind wegen der vocalschwankungen manchmal kaum auseinanderzuhalten. ich habe bei diesen wörtern stets die ursprüngliche schreibung gewahrt'. soll das heifsen, dass der herausgeber sonst kühnlicher von der 'ursprünglichen schreibung' abgewichen ist? und was heifst überhaupt in diesem zusammenhange 'ursprüngliche schreibung'? ich vermute, dass wir es nur mit einer leichthin geschriebenen und unbedachtsamen anmerkung zu tun haben, komme aber über ein etwas unbehagliches gefühl nicht ganz hinweg. denn wenn auch die gaben verschieden verteilt sind, und wir philologische mitarbeiter mannigfacher art wünschen müssen und brauchen können: für den herausgeber eines textes bleibt allemal akribie die erste der tugenden.

Einzelne besserungsvorschläge hat U. in der einl. s. 9 be-

sprochen. die zu v. 1595. 1982. 2005. 2561. 3316. 5013 liegen auf der hand. sicher unrichtig sind die zu v. 1512 (*der der* für *der*). 2591 (*eyn wyb zur ee* für *ein zur ee* = eine ehefrau). 3193. 4471 (*also* für *alsa*, was natürlich 'sogleich' heifst, wie U. übersehen zu haben scheint). die übrigen sind discutabel. manches andre aber wäre hinzuzufügen gewesen. v. 210 l. *Ein* st. *En*. v. 416 ligt *beliben* st. *bleiben* sehr nahe. v. 535 fehlt sicher *sy* hinter *Bifs*. sollte s. 42 z. 20 von oben nicht *wes* st. *was* einzusetzen sein? v. 939 (*dem geuchim halfs bandt machen liefsen*) wäre das überlieferte *geuchim* besser in *geuchin* oder *geuchinn* = *geuchinne(n)* st. in *geuch ein* geändert worden. *halfs bandt* ist plural, collectivisch gebraucht. *geuchin ein*, wie in der anmerkung vermutet wird, geht natürlich nicht an.

Die interpunction ist mehrfach verbesserungsbedürftig. v. 4 tilge man das komma hinter *lesen*, v. 13 das hinter *tandt*. v. 16 gehört punct hinter *geseit* : es beginnt ein ganz neuer gedankengang. in v. 38 stünde wol besser komma und in v. 39 punct (s. u.), v. 133 komma, v. 536 komma usw.

Nicht glücklich find ich es, dass U. die verse doppelt beziffert hat, indem er sie einmal durch das ganze werk, dann durch die einzelnen capitel durchzählt.

Die anmerkungen U.s sind nicht unverdienstlich, wenn sie auch einen für mein empfinden gar zu saloppen charakter tragen. das gilt besonders für die ästhetischen aperçüs zu v. 2710. 3775 f. 4276. 4355 uaa. wem nutzen die schulmäfsigen censuren, die der herausgeber seinem dichter mitgibt : 'langweiliger vers, der unschön hinterdreinhinkt', 'zwei sehr schwache verse' usw.?

Irgend ein princip für die anmerkungen vermag ich überhaupt nicht zu entdecken. vielfach hat U. offenbar mit der feder in der hand seinen Murner gelesen und nachher in druck gegeben, was ihm gerade bei diesem oder jenem verse eingefallen war, ohne recht zu überlegen, was und an welcher stelle ein erläuterndes wort dem leser frommen kann. so wird v. 2111 plötzlich bemerkt, das unberechtigte *e* in *gouche* sei wol nur wegen des metrums angehängt. das hätte passend zu v. 21 erwähnt werden sollen. v. 2723 wird mit rücksicht auf *ware*, das auch nicht zum ersten mal vorkommt, hinzugefügt, die meistersinger bezeichneten ein solches *e* als klebsilbe. zu v. 3111 aber entdeckt der herausgeber, allerdings nicht ohne ein sehr berechtigtes fragezeichen, dass das *e* in *stiesse* analogiebildung nach der 2 sing. sein könne.

Vielfach hat U. offenbar vergessen, was er selbst über eine erscheinung anderwärts angemerkt hatte. zu v. 733—739 heifst es : 'die reime sind in diesen versen merkwürdig ungeschickt'. (beiläufig bemerkt : der erste der unerlaubt rührenden reime *nit : nit* lässt sich vermeiden, wenn man v. 734 richtig interpungiert : *so bruchens ouch kein hoffart, nit* [= *nit*], und bei dem zweiten ligt

es gar zu nahe, das *sagt* in v. 739 als druckfehler für *klagt* zu betrachten). v. 1012 f wird dann zu *fundt : kumpt* bemerkt : 'derselbe ungenaue reim wie 736. 737; s. u. zu 1233. 34'. v. 1233 f heifst es '*fündt : kümpt*; vgl. 736. 737. 1482. 83 uö.' eine halbe seite später zu 1299 f heifst es über *fundt : kumpt* : 'diesen unreinen reim gestattet sich M. öfter'.

Bei der ganzen art des arbeitens ist es nicht verwunderlich, dass U. einige kräftige versehen untergelaufen sind, die er leicht bei etwas sorgfältigerer redaction seines manuscripts vermieden hätte.

Dass die anmerkung zu v. 1395 allen erustes den erzvater Isaak auf dem sterbebette einen dachhasen verspeisen lässt, ist doch etwas starker tobak. andres wigt leichter. ich gebe nur ein paar beispiele.

Zu v. 40. *So mer.*] wir sagen 'um so mehr'. nein. *So mer* ist natürlich das mhd. *alse mære* 'gerade so lieb', 'gerade so gut', dann : 'immerhin'.

V. 320 wird es als eine bei Murner 'seltene erscheinung' hervorgehoben, dass der vers keinen auftact habe. nach Popp enthält die GM 10,97 % auftactlose verse!

V. 509. *ietzung* wird freilich kein druckfehler für *ietzund* sein; aber der vergleich mit *tolung* (*tagelanc*) hinkt doch sehr bedenklich.

S. 205 z. 6 v. o. *åschen gryddel* hat mit *Grete* nichts zu tun. s. DWb.

V. 821. die zeile hat der herausgeber offenbar ganz misverstanden. zu übersetzen ist natürlich : 'und männer sind den frauen günstig gesinnt'. von einem latinismus und einem acc. c. inf. kann nicht die rede sein. überhaupt wird mit latinismen bei Murner ein arger unfug getrieben. so soll nach den anmerkungen zu v. 45 und 2364 auch *all die sich wyber lon betriegen; der liefs sich doch die lieb bezwingen* latinismus sein. als ob dergleichen nicht schon im mhd. gang und gäbe wäre. selbst wenn es von v. 1409 in der einleitung heifst, *iederman ein gouch sich syn leuckt* sei dem lat. 'unus quisque cuculum se esse negat' nachgebildet, so möcht ich diese naheliegende annahme bezweifeln. ich fasse zunächst *syn* als gen. neutr. *löugnen* mit gen. ist schon mhd. ganz gewöhnlich; vgl. Freidank 47, 3 *ein iegelich diep weiz vil wol, wie er der diupe louken sol.* ebenso mit zugefügtem dativ der person, zb. Nib. 2284, 1. *sich eines dinges löugnen* könnte, wenn man sich erlaubt, *sich* als dativ zu fassen, im 16 jh. ganz wol bedeuten 'sich etwas nicht gestehen wollen'. wahrscheinlicher aber ist doch *sich* accusativ und *einen eines dinges löugnen* hiefs ebenso wie *einen ein ding löugnen* (HSachs nach DWb. VI 343 : *sie laugnet jn ein verschnitten man*) 'einem gegen die wahrheit eine eigenschaft absprechen. *iederman ein gouch* ist dann zu fassen als 'jeder, der ein gouch ist'. — auch v. 250

Des hand sy mich ein gouch geschatzt soll latinismus sein. statt andern parallelen verweis ich nur auf Fnsp. 262, 7 *so wird ich darumb ein narr geschatzt.*

V. 1745. *Byſs* ist weder in *Wyſs* zu ändern noch gleich *Bissam,* sondern natürlich das lat. *byssus* 'feines leinen, battist'!

V. 2506 wird *schied* in der verbindung *schied es in schon dri künigrich* als conj. prät. von *schaden* erklärt mit der sonderbaren bemerkung: 'Heyne im wb. vergleicht Weinhold[2] 464'. dass die eigentliche schwierigkeit bei dieser auffassung von *schied* = *schüede, schadete* in dem accusativ des inhalts liegen würde, wird mit keiner silbe gssagt. U. übersetzt wol 'kostete es ihnen schon drei königreiche' = 'schadete es ihnen schon unendlich viel'. ich ziehe vor, *schied* als conj. prät. von *scheiden* zu fassen = 'in scheidung, hader bringen'.

Die anmerkung zu 3847 nicht miszuverstehn, scheint mir ein wahres kunststück (lis übrigens: Zs. f. d. ph. 27, 550 f).

V. 3778 ff, im anfang der die sieben bösen weiber einführenden capitel 38—45 lesen wir:

Ich habs im anfang wol betracht,
Das ich zwelff man in gouchradt macht;
Das disser radt möcht nit zergan,
Ich müst ouch wyber dynnen han [1].

U. merkt an: 'gemeint kann wol nur das XXXII capitel der GM sein: 'Summa Summarum aller gouch' (2552 ff), wo jedoch bei aufzählung der thörichten männer die zwölfzahl weit überschritten ist. vom 'gäuchrat', der erst 4075 wider erwähnt wird, war bisher überhaupt noch nicht die rede. vielleicht hat der dichter diese ursprünglich geplante idee später fallen lassen, ohne sich ihrer nachher noch zu entsinnen. man sieht, wie nachlässig M. zu arbeiten pflegte'. damit ist das eigentlich litterarhistorische problem der GM berührt, ich meine die frage, wie die auffallend, auch für das 16 jh. und für Murner auffallend, zerfahrene composition der GM genetisch zu verstehn ist. die sache lässt sich natürlich nicht im handumdrehen erledigen. ich muss also für ein paar hypothetische bemerkungen von vornherein um nachsicht bitten.

Zunächst ist mir die beziehung auf c. XXXII ganz unwahrscheinlich, schon weil, wie U. ganz richtig bemerkt, dort nicht von 12 gäuchischen männern die rede ist und dann, weil mir der vom dichter selbst hervorgehobene parallelismus gegenüber den folgenden 7 weibercapiteln auch 12 vorausgehnde männercapitel und nicht blofs eines zu verlangen scheint. von diesen sind nun auch mindestens 11 würklich vorhanden, nämlich cc. 21—31 (David, Alexander d. Gr., Salomon, Simson, Adam, Herodot, Aeneas, Kasp. Schlick-Eurialus, Moses, Ninus, Holofernes). die

[1] ob diese verse so richtig überliefert und von U. richtig interpungiert sind, ist mir zweifelhaft.

ähnlichkeit mit den weibercapiteln ist unverkennbar, wenn man beachtet, dass die von weibern verführten — es sind die traditionellen namen darunter (vgl. Roethe zu Reinmar vZweter 103) — ebenso wie nachher die weiber meist in erster person reden. die überschriften dürfen zunächst nicht irre führen, und die zwölfzahl würde herauskommen, wenn man c. 20 ('Johannes ein papst') mitrechnet und annimmt, dass entweder die päpstin Johanna würklich vom dichter in unpassender und seinen eigenen intentionen widersprechender weise unter die männer gerechnet wurde, oder erst bei einer ursprüngliche pläne verwischenden überarbeitung an die stelle eines würklichen mannes getreten ist. überhaupt schliefst, wenn ich auch die cc. 20—31 fürs erste zu derselben 'compositionsschicht' rechnen möchte wie cc. 38—45, diese annahme natürlich nicht aus, dass eine überarbeitung stattgefunden hat, worauf schon die wunderliche anordnung hindeutet.

Schwieriger wird die frage dadurch, dass c. 19 mit c. 20 nicht übel zusammen zu passen scheint, und list man die überschriften und vorsprüche zu cc. 19—26, so entsteht der eindruck, als sollten vielmehr die frauen (Venus, die päpstin, Bathseba, Thays, die möhrin, Delila, Eva, Mariamne) revue passieren. man vergleiche dazu Brants NS c. 13. vielleicht hat der hastige mann von vornherein zwei verschiedene ideen durcheinander gemengt, sich aber dann doch im fortgang seiner arbeit durch die dominierende leiten lassen; mir ist nachträgliche umgestaltung a priori wahrscheinlicher : doch führt das zu sehr ins detail, und ich möchte nur betonen, dass cc. (19) 20—31 und 38—45 zu einer leidlich einheitlich werdenden dichtung gehören können. dass dort von der Gäuchmatt, hier von dem Gäuchrat die rede ist, halte ich für belanglos.

Dagegen fallen die abweichungen andrer capitel von den eben erwähnten für die compositionsfrage viel stärker ins gewicht; während wir es hier mit reihen zu tun haben, für die 1) ältere revuen, 2) die fastnachtspiele, 3) Brants NS, 4) die Gäuchmatt Gengenbachs vergleichbar und, was 1—3 angeht, sicherlich auch vorbilder sind, so enthalten c. 7—18 ('*den gouch locken*, — *fahen*, — *berupffen*, — *verkouffen*' usw.), c. 34 ('*dem gouch die pfinn besehen*'), c. 50—54 ('*den gouch lernen essen*', '*ein gouch in pfeffer essen*', '*ein gouch reuchen*', '*den gouch leren gan*', '*den gouch rösten*') reihen ganz andrer art, die sich freilich keineswegs fest zusammenschliefsen, sondern verschiedenartige ansätze erkennen lassen. es sind hier nicht personen, sondern handlungen auf die schnur gezogen, und schon den überschriften nach erinnern diese capitel an die 'Geistliche Badenfahrt', in zweiter linie an die NB. wie in der BF die handlungen des baders (und des badenden) das einteilungsprincip abgegeben haben, so in der GM die des vogelstellers und -züchters. bedenkt man nun, dass die BF 1514 erschien und die GM im jahre 1515 dem drucker Hüpfuff übergeben

wurde, so ist die annahme wol nicht allzukühn, dass die urgestalt der GM, von der sich noch reste in jener zweiten capitelreihe erhalten haben, der BF erheblich näher stand, als die überarbeitung von 1519. weiterhin weist auch, was sonst für die vorgeschichte der GM bei Murner in betracht kommt, zunächst auf diese capitelreihe : NB c. 6 *Geuch vſsbrieten* (vgl. GM c. 11), NB c. 85 *Das Gouch geschrey* (vgl. GM c. 15). auch das capitel '*Von der Genſs wegen*' (NB c. 17), das Spanier Beitr. 18, 55 analysiert hat, ist heranzuziehen. sind die berüchtigten ganspredigten [1] von dem findigen franziskaner etwa zunächst in gauchpredigten umgewandelt, dann versificatorisch verarbeitet worden?

Ob der kanzler, der zunftmeister, der gäuchwäscher und was sonst zur einkleidung gehört, dieser zweiten arbeitsperiode angehört oder einer dritten, altes und neues rasch und äufserlich zusammenschweifsenden, will ich nicht entscheiden. U. hat zu 3827 ff die gute bemerkung gemacht, dass für das Tulliacapitel der personenreihe (c. 39) offenbar MS 329—345 vorgeschwebt hat — das stimmt zu der annahme späterer abfassung [2] —, dass aber Murner sorgfältig vermieden hat, sich wörtlich auszuschreiben. in c. 33 verfährt er viel ungenierter. wie dies und das folgende aus der handlungsreihe stammende capitel, so mag auch noch andrer bauschutt in die lücke zwischen die beiden abteilungen der personenreihe gestopft sein. sorgfältige philologische untersuchung würde wol weiter führen.

U.s excurse enthalten aufser einer antrittsrede des herausgebers, in welcher der misglückte versuch gemacht wird, Murners Institutionen zu 'retten', und allerhand mehr oder weniger belanglosen kleinigkeiten, einen aufsatz Jeeps, in dem, wie mir scheint, überzeugend der name Eulenspiegel als ekelname *ûle den speigel* 'verre podicem' gefasst wird. —

Kürzer kann ich mich über Voss ausgabe der schrift an den adel fassen. sie gleicht den üblichen neudrucken. auch hier hab ich kein exemplar der originalausgabe eingesehen und kann nur anmerken, was mir bei genauerer durchsicht des neudruckes allein aufgefallen ist. 40, 4 war *zwischten* nicht in *zwischen* zu corrigieren, vgl. Uhl zu GM 7. 8, 34 lis *radten* st. *radtcn*; 10, 28 *erkennen* st. *crkennen*, 11, 36 *heiden*, 15, 31 *botten*, 15, 34 *dem*, 18, 7 ist das komma hinter *red* zu tilgen, 24, 15 *finden* st. *findcn*, 38, 21 *erachten*, 50, 26 *belonen* st. *bclonen*. 33, 4 f sind die worte *er das geret hab, ist wol zů ermessen so dy* zweimal gesetzt. sind etwa auch 36, 37 *adelischen*, 41, 2 *engliche* nur druckfehler des neudruckes für *adelichen* und *englische*? manche eigenartige schreibungen (zb. das häufige *Romaniscen*) und offen-

[1] ich glaube nicht, dass sich die bekannten beschuldigungen lediglich auf NB c. 17 stützen.

[2] vorausgesetzt, dass MS erst nach cassierung der ersten GM gearbeitet wurde.

bare fehler (zb. *zerstörung* 8, 33 statt *zerstören*) gehören aber offenbar dem original an. —

Dass Geiler vKaisersberg von ThMurner nicht nur, was uns ausdrücklich bezeugt wird, in äufserlichkeiten nachgeahmt wurde, sondern auch auf ihn einen tiefergehenden einfluss geübt und und zur ausprägung der schriftstellerischen persönlichkeit Murners beigetragen habe, ist an sich sehr wahrscheinlich und mehrfach, am nachdrücklichsten von WKawerau behauptet worden. das misliche ist nur, dass wir kein rechtes mittel besitzen, um uns die unmittelbare einwürkung des predigers auf den prediger anschaulich zu machen. und ist die indirecte einwürkung in den poetischen werken Murners noch deutlich genug erkennbar? Ott ist dieser ansicht und hat dem nachweis scharfsinn und fleifs gewidmet. ich kann indessen nicht sagen, dass mir seine zusammenstellungen ein schärferes und klareres bild hinterlassen hätten.

O.s beweisführung, in äufserlichkeiten an den aufsatz Spaniers Beitr. 18, 1 ff erinnernd, ist eine doppelte, ohne dass die beiden seiten mit der wünschenswerten schärfe auseinander gehalten würden: darin ligt ihre schwäche. einmal sollen auf litterarische werke Murners die predigten Geilers gewürkt haben, und zwar einerseits indirect, indem Murner seine predigten nach dem vorbilde der Geilerschen gestaltete, seine predigtmanier, wie von O. ganz hübsch gezeigt wird und noch schlagender hätte gezeigt werden können, auch in der poesie nicht vergafs, anderseits in einem gleich zu erwähnenden specialfall auch direct. zweitens wäre aber auch mit dem einfluss der geschriebenen und gedruckten predigten zu rechnen. nun erschienen zwar Geilers predigten gröstenteils erst als Murner in NB und SZ seinen stil bereits ausgebildet hatte. es kämen also wesentlich die geschriebenen predigten — etwa nach der sammlung des Joh. Pauli — in betracht. nur für die NB wären wir nach O. in der glücklichen lage, die verschiedenen sich kreuzenden einflüsse in ihrer ganzen stärke kennen zu lernen.

Die NB Murners, so behauptet O., sei nicht allein durch das NS beeinflusst worden, sondern erst die Geilerschen predigten über Brants werke hätten den anstofs zu der 'neuartigen' behandlung gegeben. das ist an sich wol möglich, und ich halte es für einen ansprechenden gedanken, dass Murner durch den seelsorgerischen standpunct, den Geiler den Brantschen narren gegenüber einnimmt, auf die idee eine narrenbesserung gekommen sei; wenn aber O. nun auf schritt und tritt nach spuren Geilers suchte, so geht er entschieden zu weit.

Bekanntlich hat Geiler seine predigten über das NS 1498 —1499 gehalten. 'Murner als mönch, der ja das amt des predigers übte, wird wol ein eifriger zuhörer gewesen sein' (s. 5). 1510 erschien die erste gedruckte ausgabe der Navicula (= Nav.). möglich, dass Murner seiner zeit erst durch Geiler auf das 4 jahre zuvor erschienene NS aufmerksam wurde, sicher, dass er durch

Geiler — vielleicht durch die Nav. von 1510 — angeregt, 1511 bis 1512 über seine NB predigte. aber darf man darum geradezu Geiler an stelle Brants bei der NB zu gevatter bitten? O. nimmt das an. 'bei Brant ist es eben das tote buch, das vor Murner ligt und ihm anregung gibt, bei Geiler das lebendige beispiel in seiner unmittelbarkeit, das einen starken eindruck zurücklässt; eine sinnliche würkung erzeugt, die ihm verwante natur in der tiefe packt.' das klingt ganz gut, besagt aber doch herzlich wenig, wenn man Murners eigene berufung auf Brant bedenkt und die chronologischen schwierigkeiten recht erwägt. die entstehung der NB setzt Spanier in die jahre 1509—1512. legt man auf die bekannte erklärung LN 162ff *ich hab vor fierzehn gantzer iaren Allein die kleinen närlin beschworen* gewicht — meines erachtens darf sie nicht eliminiert werden —, so kommt man ins jahr 1508. später als 1509 aber wird man die anfänge der NB gewis nicht setzen dürfen. sollten nun würklich Geilers NS-predigten ein decennium lang so intensiv nachgewürkt haben, dass Murner auch einzelheiten im gedächtnis blieben? denn dass Murner zwischen 1489 und 1510 seine erinnerungen durch benutzung der sammlung Paulis aufgefrischt habe, bleibt doch eine sehr zweifelhafte hypothese, und wenn man sie auch gelten lässt, so hat Murner doch jene handschriftliche sammlung sicherlich nicht so andauernd in händen gehabt wie das NS, von dem O. ganz grundlos behauptet, es sei erst in den jahren 1510—1512 in den engeren gesichtskreis Murners getreten, weil eine frühere 'eingehnde' beschäftigung mit ihr 'gewis' aus Murners büchern und schriften erkennbar wäre (s. 5). den langen versreihen, die zb. Spanier aus NS und NB nebeneinanderstellt, vermag auch O. nichts von gleicher beweiskraft an die seite zu stellen.

So nimmt O. im gegensatz zu Ries zb. an, dass Nav. c. 87 Murner veranlasst habe, das bild zu NS c. 87 so umzudeuten, wie es in NB c. 7 geschehen ist. dadurch dass Geiler in seiner predigt im vorbeigehn ein 'wurfspiel' erwähnt und einen spieler vorführt, der im frevelnden zorn über verluste sein schwert zum himmel 'wirft', und dass er die bekannte geschichte von den drei söhnen erzählt, die ihre pfeile gegen den leichnam ihres vaters 'schiefsen', soll Murner auf die idee des geisspiels als ein wurfspiel gekommen sein! die Geiler geläufige redensart *die frag eins lochs enger gürten* soll die veranlassung dazu gegeben haben, dass Murner das bild zu NS c. 12 in seiner NB c. 20 im gegensatz zu Brant dahin deutet, als solle der esel gegürtet werden.

Wäre ein so ins einzelne gehnder einfluss aber würklich nachweisbar, so müste man ihn von dem erscheinen der Nav. ab datieren, und es würde sich dann die philologische aufgabe ergeben, die vor der Nav. gearbeiteten capitel von den nach ihrem erscheinen entstandenen zu scheiden. Uhl hat den nicht üblen einfall, die anlage der NB auf eine sprüchwörtersammlung zu-

rückzuführen (s. 261). ich könnte mir denken, dass etwa jemand sich anschickte, nachzuweisen, dass Murner anfangs einzelne capitel im anschluss an diese quelle, aber ohne den gedanken einer beschwörung fertiggestellt und erst nach dem erscheinen der Nav. den eigentlichen plan und mit ihm auch den engeren anschluss an Brant gewonnen habe: vor der hand seh ich indessen keinen rechten grund zu dieser oder einer ähnlichen annahme.

Etwas anderes ist es natürlich mit der behauptung, dass die Nav. nach ihrem erscheinen in secundärer weise für die im anschluss an das NS werdende NB herangezogen ist. hier nun verweist O. auf die ausgabe von 1511. ich habe weder diese noch die von 1510 zur hand, kann also nicht feststellen, ob sich seine angaben etwa auch auf die Nav. von 1510 beziehen lassen. es kommen besonders c. 29. 30. 33 in betracht.

Für das bild zu NB c. 29 hat bereits Ries s. 29 bemerkt, dass es aus Nav. c. 35 stammt. wenn er meinte, der drucker habe gegen des dichters absicht das eigentlich zu diesem capitel gehörige bild des NS durch das entsprechende der Nav. ersetzt, so hat Spanier in seinem commentar zur NB mit recht bemerkt, dass das bild der Nav. auffallend gut passe. O. sieht hier bewuste absicht des dichters, der demnach die Nav. nachweislich wenigstens bei der illustrierung benutzt hätte: wenn Ries ausführungen zutreffen, aber doch wol nach fertigstellung des textes von c. 29. — ebenso behauptet O., wie es scheint, mit recht gegen Spanier, dass das bild zu NB c. 33 nicht aus einer der ausgaben B-F des NS stamme, sondern aus Nav. c. 108 und vom dichter mit absicht und in bezug auf v. 31 = NS 83, 29 gewählt sei (s. 30). auch hier kann es sich aber um heranziehung in letzter stunde handeln. die textparallelen sind ohne belang, und unerlaubt ist es sicherlich, auch später gedruckte predigten mit oberflächlich anklingenden ausdrücken zu vergleichen. — etwas anders ligt der fall bei c. 30. im text ist NS c. 55 benutzt; der schnitt aber, der auch zu NB c. 93 widerkehrt, findet sich in der ersten ausgabe des NS bei dem unverwanten capitel 38. nur die ausgaben B-F bringen ihn zu c. 55, während A hier den von Murner zu NB c. 69 ausdeutend benutzten ähnlichen schnitt hat. (die angaben von Spanier sind ungenau). O. nimmt hier an und glaubt es auch durch textparallelen beweisen zu können, dass Murner Nav. 54 vor augen gehabt und von dort auch den schnitt entlehnt habe. wenn mir die textabhängigkeit, an die ich hier allerdings eher glaube, überzeugender wäre, so würd ich annehmen, dass das ganze capitel, das übrigens eins der wenigen ist, deren überschrift keinen infinitivus enthält, kurz vor der drucklegung eingefügt wurde, als Murner beim suchen nach einem passenden schnitt für NB c. 29 und c. 33 beim durchblättern der Nav. auf schnitt und text von c. 54 aufmerksam wurde. eine gleich späte entstehung für das geniale c. 93 (*Der narren harn*

besehen) anzunehmen, ist deshalb nicht unbedingt notwendig (für kühnere entstehungshypothesen aber vielleicht ganz erwünscht?).

Auch das wird man ohne zwang nur auf die einrichtung der gedruckten Nav. von 1510 bezw. 1511 beziehen können, wenn Murner würklich auf das citat NB 1, 47

Salomon spricht, der narren zal
Unwisslich sy ganz vberal

dadurch gekommen ist, dass jede überschrift der Nav. den spruch *Stultorum infinitus est numerus Eccl.* 1 enthält.

Das zweite und dritte capitel O.s führen die betrachtung mehr ins allgemeine. recht festen boden find ich nirgends, obwol ich nicht leugnen will, dass manche gute bemerkung förderlich ist, wie denn überhaupt redliche arbeit, mag man auch den hauptergebnissen nicht zustimmen, immer mancherlei zu tage fördert und dem der weiterbauen will nützlich ist. —

An die heikle aufgabe, Murners metrik einer darstellung zu unterziehen, hat sich Popp, ein schüler Braunes, gemacht mit frischem wagemut und redlichem fleifs, freilich noch ohne die sichre hand, die eine solche untersuchung erfordert. eine reinliche lösung wird von vornherein dadurch erschwert oder unmöglich gemacht, dass sich die inconsequenzen der überlieferung mit Murners eignen inconsequenzen auf eigentümliche art verketten. Murners eigne sprache enthält dialektische und schriftsprachliche elemente; ebenso, aber in etwas andrer mischung, die seiner drucker, und ich gebe P. völlig recht, wenn er meint, dass nicht nur dialektische formen Murners durch schriftsprachliche, sondern auch umgekehrt, freilich seltner, schriftsprachliche durch dialektische ersetzt seien. es sind daher nach P., um zu Murners text, wie er für den metriker construiert werden muss, zu gelangen, nötig 1) die einführung von formen mit apokopiertem und synkopiertem *e* : *knab* für *knabe, eins* für *eines, filn* für *filen, gemacht* für *gemachet* uaa., aber auch umgekehrt von *e*-formen; 2) einführung von *solch* für *solich*, *heilg* für *heilig, nerrsch* für *nerrisch*, gelegentlich aber auch umgekehrt; 3) reduction von *be-*, *ge-* zu *b-*, *g-*, umgekehrt auch gelegentlich *beleiben* uaa.; *z* für *zů*, *d* für *die*, *s* für *sie* oder *es*, kaum umgekehrt; 5) bisweilen einführung der schriftsprachlichen 2 pl. auf *-t* für dial. auf *-ent, dörft* für *dörffend* uaa. was bei Murner möglich ist, darüber lässt sich wol eine einigung erzielen, schwerer über das, was in einzelnen fällen erforderlich ist. denn hier greift die metrische inconsequenz ein. P.s ansichten über Murners vers lassen sich auf folgende sätze bringen : 1) Murner baut seine verse im princip nach dem natürlichen wortton; 2) es kommen indessen auch nicht wenige verse vor, die nur mit verletzung des natürlichen accents gelesen werden können; 3) Murner strebt im princip wechsel von hebung und senkung (einsilbige senkung) an; 4) in einer anzahl von versen ist aber mehrsilbige (meist zweisilbige) senkung, seltner

auch fehlen der senkung anzunehmen. haben wir es würklich mit einem solchen rattenkönig von inconsequenzen zu tun, so kam für den, der es unternahm, uns Murners metrik zu erklären, alles darauf an, nicht selbst inconsequent zu werden. P. hat das wol gefühlt, wenn er s. 37 schreibt : 'will man einmal die beobachtung des natürlichen sprachaccents zum princip machen, so muss sie consequenter weise stets princip sein'. er seinerseits hat das princip des regelmäfsigen wechsels von hebung und senkung durchzuführen gesucht, aber doch nicht überzeugt genug, um frischen muts die negativen instanzen aus dem wege zu schaffen. man ist denn auch schliefslich trotz aller aufgewanten mühe nicht viel klüger als am anfang. ich habe den eindruck, als schäme sich P. etwas seines unbewiesenen ausgangspunctes und suche ihn unter allerhand zugeständnissen an gegnerische ansichten zu verleugnen : es ist dies der in unserm 'kritischen' zeitalter so häufige verhängnisvolle irrtum, als sei es überhaupt unerlaubt, eine vorgefasste meinung zu haben, während ohne eine klare hypothesis sich weder eine gute analysis noch eine befriedigende synthesis geben lässt. die richtigkeit oder unrichtigkeit muss sich bei methodischem vorgehn more geometrico herausstellen, und wer der kritik völlig genüge tun will, erbringt den indirecten beweis der gegenprobe. meine bemerkungen sollen sich innerhalb der analytischen behandlung halten.

Nimmt man das princip des regelrechten wechsels von hebung und senkung an, so muss, falls sich herausstellt, dass es trotz der von vornherein als nötig anerkannten textconstruction ganz streng nicht durchführbar ist, die erste frage lauten : unter welchen besondern bedingungen ist zweisilbige senkung gestattet?

P. hat sich die frage in der tat gestellt. aber die beantwortung ist unbefriedigend. er ordnet sein statistisches material in vier gruppen : 1) 'flexionssilbe und einsilbiges wort (resp. präfix)'; 2) 'ableitungssilbe und einsilbiges wort (resp. präfix)'; 3) 'ein zweisilbiges wort oder zwei einsilbige wörter'; 4) 'zwei unbetonte (nebentonige) silben eines wortes'. die systematik ist wol der der Wilmannsschen untersuchungen über die metrik Otfrids nachgebildet. unpassender weise! denn bei Otfrid steht von vornherein fest, dass und zt. auch unter welchen lautphysiologischen bedingungen verschleifung auf der hebung oder mehrsilbige senkung gestattet ist. für Murner aber handelt es sich gerade um diese vorfrage. P. hätte also besser getan, zunächst einmal im groben vocale und consonanten der nach seiner hypothese zulässigen doppelten senkungssilben zu betrachten. würklich liefs sich hier weiter kommen. mir scheint, es ergeben sich bei benutzung des von P. zusammengetragenen materials folgende fälle:

1. die beiden silben sind durch einfache consonanten, insbesondere *m*, *n*, *l*, *r* getrennt und zwar:

a) der vocal der ersten silbe ist unbetontes *e*. hier ist doppelsenkung bei Murner ohne weiteres erlaubt. oder vielmehr: man wird in fällen wie NB 8, 57 *umb pfýffȩn ein ésel*, 10, 64 *lästerlichȩn entéren*, Sz 2, 26 *den réchtȩn an léit*, LN 560 *bei diesȩm erbúten*, NB 12, 8 *der ándȩr ist fúl*, GM 653 *artíckȩl ich lésen* gar nicht von zweisilbiger senkung reden dürfen, sondern sagen müssen, dass das sonantische *m, n, l, r* in solchen fällen vor dem folgenden vocal consonant wird. so erledigen sich aus P.s abschnitt: NB 8, 57. 10, 64. 16, 16 (nb. ableitungsilbe). 58, 65. (s. u.). 68, 30. 75, 74. 95, 190; SZ 2, 26. 3, 13. 4, 18. 45, 22 (*frowȩn in kurzen jaren*). 46, 21; BF 8, 24. 9, 21. 14, 33. 24, 33; MS 1532; GM 109. 436. 885. 1315. 2384. 4137. 5003. 5412 (*kloster-fröwȩn ietzúnd*) MN 355. 560. 568. 1176. 1254. 1305. 1390. 1596. 1652. 2158. 2238? (*héiligȩn éwangéliúm*); 3779. 3889. 3908 (*trágȩn einȩ schwére bürd*). 455 (*bei gót und héilgȩn ich schéifs*). nicht mit angeführt sind die verse, denen P. auf andere weise aufhilft, obgleich noch einiges hierher gehören mag. unnötig ist jedenfalls in GM 59 (*buckt üch ir wýbȩr im ánefang*) mit P. *anfang* einzusetzen, und zweifelhaft bleiben andere fälle. vermutlich gehört auch hierher SZ 37, 5 *wir schwýgȩn[t] ir missethát*. GM 1135 *sy háttȩn[t] ein grósse*.

Aus abschnitt 2 sind so zu beurteilen: NB 12, 9. 39, 63. 43, 39. 47, 29. 57, 16. 59, 27. 68, 5. 9, 44. 95, 60. 31, 67; SZ 48, 36. 2, 4; BF 12, 58. 23, 23. 6, 29; GM 550. 659 (s. u.) 1612. 2096. 2844 (*'Alexándȩr ein gánfs*). 653. 665. 3523(?). 4392. LN 1254. 279. 876. 942. 1562. 2176. 2688. 1632. 1230. 1253. 1634 (*im séckel búfs lan úff dȩm áltár*). 3017. 3368. 4077.

Aus abschnitt 3: NB 15, 2 (*drý machȩn ein*). 38 d (*wan ích ein éy uff dȩm* [oder *uffm*] *áltar findt*). 53 d (*das trieg vil mé dann dȩr ésel vier*). 93, 62 (lis: *ȩs trifft dir doch lýb und lében án*). BF 9, 24 (*all deine güt mogȩn úns nit léren*, wenn man nicht vorzieht *dein* für *deine* zu setzen). MS 875 (*dás mein sáck an dȩr érden lýt*), MS 952 (*jo dó der sáck an dȩr érden lág*). LN. 1136 (*hel áb, tüffȩl áb und fégfeüȩr áb*).

Abschnitt 4 lass ich bei seite, weil ich zu weitläufig werden müste.

b) wie unbetontes *e* ist auch unbetontes *i* behandelt. Hierher aus abs. 2: NB 25, 94 *sant vélt̨in und*, abs. 3 LN 250 *fiérn in schón und stélt ̨in an bránger*, 907 *thuot érs, ich schénk ̨im ein schweinin bráten*[1].

2. Auch wenn auf eine mit *r, l, m, n* schliefsende silbe eine zweite mit *h* anlautende silbe folgt, scheint dieselbe art der verschleifung vorzuliegen. die fälle sind, wenn anders P.s zusammenstellungen zuverlässig sind: (abs. 1) NB 11, 59 *liebȩr herr dó-*

[1] NB 67, 10 wird aber wol besser zu lesen sein: *ȩs ist ein glöfslin, ein nüwer ránck*.

miné. 95, 190 *mit den héimschen hab ich* (wo auch *mit dén heimschén hab ich* möglich wäre). 97, 77 *der wýber hab ich.* 8, 48 *sym brůder hatt zů' geséit* (oder *brůder hátt zů geséit?*) LN 2087 *dise lügin hast gethán*, 2087 *ein gůter hauptmán.* (abs. 2) LN 2493 *den tüffel herúfs.* (abs. 3) *und álles dás da ist in der héllen.*

3. die eine silbe kann in folge ihres consonanten mit einer vorausgehnden oder folgenden besonders leicht verschmolzen werden.

a) silbe auf nasal steht hinter nasal: (Abs. 1) NB 6, 60 *kúmendt die teüffel bschwérer,* 12, 15 *méynendt der hýmel,* 19, 19 *gsúngen der, úff den riemen zů trétten;* SZ 44, 37 *singen von üwert wégen,* 47, 16 *weínen so dú;* GM 162 *gespúnnen was sie;* LN 1160 *die stimen regiérten,* 1312 *den schweínen wer bliben,* 2363 *und némen sich,* 2936 *wir künnen doch nichts.*

b) silbe auf nasal steht vor nasal: NB 2, 8 *mit syn wérken mit sýner lére,* 9, 17 *umbwúnden mit,* 65, 12 *die lénden mit,* SZ 46, 13 *lóuffen noch stón,* BF 22, 18 *zéigen nach,* 35, 15 *des gléichen nit ist,* GM 3721 *ein sólchen marckólffen,* 4363 *zů kirchen mit,* 5331 *díchten nach,* LN 89 *und mögen nit,* 613 *uff érden nichtz,* 1193 *des bétlen nit schámen* (?), 1307 *den franzósen nit,* 2741 *weder sitzen noch gón,* 3110 *die kátzen mit müsen,* 4511 *uff érden mein.* vielleicht ist auch hierher zu rechnen NB 3,14 = SZ 22, 28 = 93, 2 (und *wissen*[*dt*] *nit wás die rů'ben gélten,* obgleich auch möglich ist *und wissendt nit was die rů'ben gélten;* ferner NB 3, 14 *wir áchten*[*dt*] *nit.*

c) es folgen zwei silben auf nasal, die eine enthält den artikel oder das pronomen personale GM 759 *die fürsten dés in den órden,* BF 21, 59 *sálben den dótten,* LN 1157 *bráchten den gláuben,* (abs. 3) BF 12, 21 *únd die schäff von den geisen bándt,* 16, 24 *ob mán in wörmt óder zártet schón* (bei P. falsch scandiert), GM 1484 *danck gót das sý nun den spiégel eigt* (wenn man nicht vorzieht *dass nún den spiegel*), 1188 *got géb in den ritten in den sáck.*

4. die beiden silben stehn in einem fremdwort oder eigennamen, vgl. Zarncke NS s. 291.

Mustert man nach diesen abzügen noch einmal P.s material durch, so schrumpfen die fälle von zweisilbiger senkung sehr zusammen, und es bleiben beispielsweise aus abs. 1 von den 132 von P. gezählten fällen zweisilbiger senkung noch 11 übrig. davon erledigt sich leicht NB 5, 45 durch die lesung *Und wi/sten dích noch víl ba/s zů léren.* ebenso BF 9, 58 *Schánden, leiden, das kind gebéren,* SZ 46, 30 *so réd*[*en*] *wir dánn.* NB 90, 44 wird man *zů tütsch* für *zů tütschen* zu lesen haben. ferner sind, wenn man P. darin recht gibt, dass die schwebende oder versetzte betonung für Murner zuzugestehn sei, ganz unanstöfsig: GM 4675 *Hoffieren, sprechén: frow dás nempt ir,* MS 596 *Wo ich nit wil bietén welsch figen,* 1076 *Yetz múo/s mans in küblén dar trágen,* BF 17, 54 *Das sie hielten só grossén gedúlt* (oder *das sie hieltén*

so grössen gędúlt), 3471 *So ich nackènd wurd vór dir stón*[1]. nicht ohne weiteres erledigen sich einzig und allein NB 54, 4 *in eigner persón zůn nárren stán*, wo aber doch vielleicht nicht zufällig am schluss des vorausgehenden verses ein auf nasal ausgehendes wort (*dran*) steht, und GM 1540 *darumb verwundren sol sich nieman*, wo man auf verschiedene weise abhelfen könnte[2]. in den andern abteilungen ist freilich der rest etwas gröfser, und ich bezweifle überdies, dass P. alle fälle zweisilbiger senkung zusammengetragen hat: es ist aber auch gar nicht zu erwarten, dass sich die frage nach den bedingungen für zweisilbige senkung auf anhieb erledigen lässt; mir kam es nur darauf an, zu zeigen, dass man in ihrer beantwortung leicht erheblich weiter kommen kann, als dies in der vorliegenden arbeit geschehen ist.

Ohne diese sicherung des fundaments aber bleiben die ergebnisse des 2 capitels über die betonung, wo nach dem vorbilde der verdienstlichen dissertation von Helm Zur rhythmik der kurzen reimpaare des 16 jhs., Karlsruhe 1895 ziffernmäfsig festgestellt wird, wie oft auf der 1. 2. usw. hebung verletzung des wort- oder satzaccentes statt hat, äufserst problematisch. für tiefere metrische einsichten ist überdies die Helm-Poppsche methode zu grob mechanisch, schon weil sie nur mit der alternative betont oder unbetont, nicht aber mit den feineren abstufungen der betonung rechnet.

Jena, 12 august 1899. VICTOR MICHELS.

Die vorläufer der modernen novelle im achtzehnten jahrhundert. ein beitrag zur vergleichenden litteraturgeschichte von R. FÜRST. Halle a. S., Niemeyer, 1897. 240 ss. 8°. — 6 m.

Die entwicklungsgeschichte der kurzen prosaerzählung im 18 jh., die Goethe übernahm und zur modernen novelle gestaltete, ist das thema dieses buches. die frühen novellen Goethes wie seine theorie dieser art der erzählung bilden den ausgangs- und endpunct desselben und haben wol auch die anregung dazu gegeben. 'überblickt man', sagt Scherer, 'die ganze gruppe Goethischer novellen, so geht auch er (wie die prosaische erzählung überhaupt) von spukgeschichten und märchen zur auffassung des würklichen lebens über'. dazwischen liegen die moralischen erzählungen, und damit ist der stoffkreis der novellistik des 18 jhs., besser gesagt: ihrer vorläufer umschrieben. diese alten formen der kurzen prosaerzählung, die in Goethes, Tiecks und Kleists novellendichtung noch kenntlich sind, verfolgt F. in ihrer entstehung und ihren mannigfachen wandlungen, bis er bei den romantikern halt macht. in drei abschnitten behandelt er die typen des übernatürlichen, des moralischen und revolutionär-

[1] von rechts wegen dürfen, um zweisilbige senkung zu erweisen, nur verse von mehr als 8 bei männlichem, mehr als 9 silben bei weiblichem reim in betracht gezogen werden. P. ist darin nicht consequent verfahren.

[2] oder gestattet sich Murner bei wörtern wie *níeman* die barbarei, die reimsilbe als senkung zu behandeln?

würklichen in einer langen reihe von erzählungen der französischen, englischen und deutschen litteratur.

Dieser grofsen revue geht ein capitel voraus, in dem der verf. die entstehung und entwicklung der form der kurzen prosaerzählung skizziert und zeigen will, dass die kürze eine innere eigenschaft derselben ist. er beginnt damit, die novellensammlungen des mittelalters, des Boccaccio usw., aus dem gebiete seiner untersuchungen zu verweisen; nicht wegen der stoffenge, sondern wegen ihres internationalen zusammenhangs. sie entsprechen, nach der ansicht des verf.s, den anforderungen der modernen richtung nicht; diese verlangen vielmehr eine individuelle erfindung, die darstellung eines neuen, noch nicht gehörten falles, der sich den neigungen der individualität des leserkreises, social oder national gedacht, anzupassen im stande ist (s. 4). an die stelle des nacherzählers müsse der erfinder treten, der seine erzählung aus dem würklichen leben schöpft. das geburtsland der modernen novelle ist demnach Spanien und ihr begründer Cervantes. von da führt sie der verf. nach Frankreich, wo sie den schäferroman vernichtet. eine volkstümliche deutsche prosa, die sich in knapper form mit dem täglichen leben beschäftigte, bildete sich an der übersetzung der französischen 'contes', der spanischen 'novelas', der 'characters' der englischen wochenschriften heran. die letztere brachte zur selbständigen geltung Wieland, Lenz und hauptsächlich Sturz.

Wenn die spanische würklichkeitserzählung der ausgangspunct der modernen novelle ist, so verlor sich zunächst ihre spur völlig in den 'Contes de fées', die durch lange zeit die form der kurzen prosaerzählung ausschliefslich beherschten. F. zeigt uns ihren kreislauf, mit Perraults märchen in der kinderstube anhebend und von Mme de Beaumont nach 70 jahren dorthin zurückgeführt. dann folgt die derbe travestie der feenmärchen durch Crébillon fils, das 'conte licencieux' und orientalische geschichten, die viele motive aus den alten italienischen novellen entnommen haben. das erste feenmärchen in Deutschland, Wielands Don Sylvio, trägt bereits den satirischen zug an sich. hier begleiten uns überall reichliche quellennachweise des verf.s. die motive werden auf ihren ursprung zurückgeführt, die übersetzungen mit dem originale verglichen und die feenmärchen der bühne nicht vergessen. Musaeus erhält eine ausführliche charakteristik. während das deutsche märchen sich nur schwer von seinem vorbild zu trennen vermochte, ist die englische prosa von dem einflusse des französischen conte beinahe unberührt geblieben. hier jedoch nimmt das übernatürliche, das vor, während und nach der herschaft der moralischen erzählung eingedrungen ist, eine eigenartige entwicklung, die zu zwei höhepuncten der litteratur führt, der satirischen wundergeschichte Swifts und dem romantischen spuk Walpoles. England, das in diesem abschnitt

an letzter stelle steht, eröffnet den nächsten, der die neue gattung der moralischen erzählung behandelt (s. 102 ff). der verf. muss dabei an die entstehung der kurzen prosa (s. 20 ff) anknüpfen, die in den wochenschriften die keime der spätern moralischen romane enthält; was er besser im zusammenhange gegeben hätte. dann erschienen, wie ich gleich hier bei der summarischen inhaltsübersicht bemerken will, Addison und Steele als vorläufer der modernen novelle; und entsprechend der anlage des buchs und der absicht des verf.s müsten sie die stelle von Richardson, Fielding und Smollett einnehmen, die umfangreiche romane ('novels') schrieben, denen die kurze prosaerzählung nur motive und tendenz verdankte. denn den kräftigen anstofs zur betrachtung des würklichen lebens haben schon jene gegeben, zugleich aber stehn sie in der form und technik der novelle näher. sie lieferten die einzelnen fälle bürgerlicher existenz, aus denen Richardson und die andern gruppen bildeten, das material, aus dem sie die labyrinthe ihrer romane bauten. Smolletts theorie der erzählung (s. 104) dh. des romans ist natürlich weit entfernt von dem wesen der novelle, die Goethe schuf, indem er sie zu ihrem ausgangspuncte zurückführte.

Die wurzeln der moralischen erzählung reichen wol in die philosophischen schriften John Lockes und David Humes zurück. ihre bedeutung für die entwicklung der gattung lag in der wahl des stoffes aus der würklichen uns umgebenden welt und in der psychologischen vertiefung in die menschliche natur. trotz dem englischen ursprung dieser beiden eigentümlichkeiten der prosaerzählung fanden wir, was deren form betrifft, in England kaum eine entsprechung für Goethes moralische novelle in den Unterhaltungen deutscher ausgewanderten, eher noch in den Contes moraux, deren begründer und hauptsächlichster vertreter Marmontel gewesen ist. F. gibt uns eine skizze seines lebens, einen überblick über seine contes und die der zahlreichen nachahmer (s. 108 ff) und sieht ihre aufgabe, die sie nur zum schein in die hand genommen haben, würklich erfüllt von Voltaires Contes philosophiques (s. 121 ff), so in Candide, L'ingénu ua., die doch als grofs angelegte zeit- und culturbilder von der eigentlichen novelle sich wider entfernen. sie wurden übersetzt, aber nicht nachgeahmt, während den verdeutschten contes moraux alsbald 'Moralische erzählungen im geschmack Marmontels' von Sophie Laroche folgten (s. 129 ff). F. analysiert ihre schriften in erschöpfender weise und knüpft den fortschritt der moralischen erzählungen durch aufnahme eines socialen zugs an den namen August Lafontaines, den er gegen WSchlegel in schutz nimmt. revolutionäre ideen, noch ziemlich harmlos, tauchen auf. die erste wendet sich gegen das starre gesetz, das dem verbrecher nicht in die seele sieht. so zweigt sich von den moralischen erzählungen eine gruppe ab, die criminalgeschichten (s. 143 ff), deren

bedeutendste Schillers Verbrecher aus infamie ist. durch ihr bestreben, den innern menschen zu erfassen, bilden sie — nach einer skizze des deutschen conte licencieux Langbeins und der Straufsfedern, das F. schwank nennt — den übergang zum IV abschnitt: Revolution und realismus (s. 163 ff). die umwertung der moralbegriffe durch den politischen umsturz führt zur entdeckung einer neuen welt: der innern des menschen. Diderot ist der führer. ihm folgt auf eigenen pfaden Restif de la Bretonne 'wie der vertreter einer andern welt' (s. 169 ff). in Deutschland führte der kampf gegen die oberflächliche moralgeschichte zunächst zur abkehr vom täglichen leben, beeinflusst von Goethes Götz, der eine altdeutsche renaissance hervorrief. allein die socialen bestrebungen der gegenwart erfüllten die romantischen erzählungen aus der ritterzeit: hass gegen geistlichkeit und klöster und verfechtung der gleichheit aller stände (s. 177). von der dialogform gibt F. eine ansprechende erklärung und führt die lange reihe der erzähler vor, die die romantik allmählich in verruf bringen. das 3 cap. des letzten abschnitts (s. 189 ff) endlich macht uns mit der 'modernen novelle' Goethes, Tiecks und Kleists bekannt, und es zeigt sich, dass sie mit den alten formen der prosaerzählung eng zusammenhängt, allerdings nur äufserlich. das schlusswort (s. 211) erhalten die englischen erzähler vor Walter Scott, die besser weggeblieben wären und von denen ich nur Mrs. Inchbald nenne, deren namen s. 214 und im index verdruckt ist (Juchbald).

F.s buch gibt mehr und auch weniger als der titel besagt: er behandelt nicht blofs die vorläufer der modernen novelle im 18 jh., sondern alle gattungen der kurzen prosaerzählung; so das märchen, das, ein product der einbildungskraft, welche 'keine pläne macht, sich keinen weg vornimmt, sondern von ihren eigenen flügeln getragen die wunderlichsten bahnen beschreibt', von Goethe der novelle als besondre gattung nachdrücklich gegenübergestellt wird. diese soll verarbeiten, was würklich geschehen ist; sie berührt sich mit jenem weder im stoff noch in der technik. die kunstregeln, die Goethe für die novelle aufstellt, schliefsen das übernatürliche völlig aus, das deshalb als vorläufer der novelle nicht gelten kann. aber auch F.s eigene definition der modernen novelle als würklichkeitserzählung, die frei erfunden und aus der gegenwart geschöpft ist, steht ihm überall im wege. sie passt weder auf die kurze erzählung des 18 jhs. noch auf die novelle unsrer zeit. Goethe verlangt wol von der novelle, dass ihr stoff der würklichen welt entnommen werde, nicht aber der gegenwart, und die forderung der freien erfindung, 'des unerhörten falles' weist er ab. F. citiert (s. 1) aus den Unterhaltungen deutscher ausgewanderten Goethes worte, die die neue erzählung theoretisch einführen; doch finden sich an demselben orte andre, die er hätte mit heranziehen sollen, um Goethes mei-

nung klarer auszudrücken. von dem märchen sprach ich schon (Hempel 16, 102). die novelle vom jungen Ferdinand wird durch die bemerkung eingeleitet (aao. s. 83), dass diese familiengemälde einander alle so gleich sehen, *'und wir haben fast alle Verhältnisse derselben schon gut bearbeitet auf den Theatern gesehen'.* indessen will er die geschichte doch erzählen, *'die nur durch eine genaue Darstellung dessen, was in den Gemüthern vorging, neu und interessant werden dürfte'.* hier sehen wir deutlich : die forderungen der neuen zeit liegen durchaus nicht in der neuheit des stoffes, nicht in der freien erfindung, sondern die individuelle behandlung überlieferten stoffes zeigt sich in der geschmacksrichtung, der lebenserfahrung, der erzählungskunst und der vertieften psychologischen analyse. so hat Goethe des öftern stoffe, die vor ihm behandelt wurden, wider erzählt, und dasselbe tun die novellisten unsrer tage. gibt es überhaupt noch unerhörte fälle? von seiner definition der modernen novelle ausgehend, schiebt F. den meister und das ewige muster der novelle, Boccaccio, zur seite. er stellt an den ausgangspunct ihrer entwicklung die moralischen novellen des Cervantes; hier ist die freie erfindung, dort nachdichtung, hier das würkliche nationale leben, dort internationale stoffe. dass Boccaccios erzählungen weniger national seien als die des Cervantes, lässt sich doch kaum behaupten. ist nicht die fülle realistischen details in den novellen des italienischen meisters eine quelle der culturgeschichte seiner zeit? seine stoffe sind freilich aus internationalen quellen entnommen : das wissen wir, nicht jene, für die Boccaccio schrieb. sie lasen nicht die französischen fabliaux, die wir mit den italienischen erzählungen vergleichen. es war doch nicht wie zu Goethes zeit, wo die originale in jedermanns händen sein konnten, wo man die stoffe vom theater kannte. den lesern des Boccaccio waren die novellen neu und aus dem nationalen leben geschöpft. aus demselben grunde müste F. aus der reihe der vorläufer der modernen novelle Lafontaine ausscheiden, dessen Contes vielfach erneuerung der alten Cent nouvelles nouvelles sind. die feenmärchen in Deutschland, die aus dem französischen und in letzter linie aus dem oriente stammen, sind im grunde ebenso international. aber handelt es sich hier überhaupt um den stoff? Boccaccios verdienst ist, dass er eben aus dem fabliau die novelle schuf und diese kunstform zugleich auf eine unerreichte höhe brachte. ganz verkehrt ist es, bei der betrachtung der entstehung der novelle von Boccaccio abzusehen, von dem ganz allein wir lernen können, was das wahre wesen der novelle ausmacht. spräche F. blofs von den prosaikern des 18 jhs. und hätte er nicht die novellen des Cervantes aus rein stofflichen gründen an die spitze der entwicklung gestellt, so müste er dennoch bei der beurteilung der novellen Goethes auf Boccaccio zurückgreifen. keinem seiner vorgänger im 18 jh. und darüber hinaus ist Goethe

in bezug auf die innere form, die technik, die erzählungskunst der novelle so tief verpflichtet wie dem alten Boccaz. alles was zwischen diesen meistern ligt war irrweg, die alte kunst war verloren und kam auf langem umweg zu Goethe zurück.

Von den kurzen geschichten in den Unterhaltungen deutscher ausgewanderten entspricht keine der forderung der neuheit, die F. für die moderne novelle beansprucht; am allerwenigsten jene, der die oft citierte stelle, in welcher Goethe die erzählungslitteratur vor ihm verurteilt und eine norm für die künftige aufstellt, als einleitung vorausgeht. F. hätte die Goethischen worte mit der erzählung, auf die sie gemünzt sind, in beziehung zu setzen nicht unterlassen sollen : sie erscheinen bei ihm aus ihrem zusammenhange losgelöst. der geistliche hausfreund erklärt sich bereit, eine geschichte zu erzählen; doch die baronesse verlangt, es möge keine von der art sein, welche sie nicht liebt. ihre kritik trifft die ganze gruppe der modeerzählungen, wo auf leichtsinnige weise die neugierde des lesers erregt und seine aufmerksamkeit nur durch seltsame kunstgriffe wach erhalten wird. sie lässt die wahl des stoffes vollkommen frei, denn ihr ästhetisches interesse haftet an der charakteristik der personen, der entwicklung der handlung, der sprache, kurz an der künstlerischen formung des stoffes weit mehr als an diesem selbst. ihre hohen und strengen forderungen setzen den erzähler in verlegenheit; die geschichte, die er vorzubringen im begriffe stand, muss er nun aufgeben, *'und ich weifs wirklich nicht'*, fährt er fort, *'ob ich mich in der Eile vergreife, wenn ich eine alte Geschichte, an die ich aber immer mit einiger Vorliebe gedacht habe, sogleich aus dem Stegreife vorzutragen anfange'*. es ist die novelle vom Ehrlichen procurator, die den Cent nouvelles nouvelles entstammt und bei Goethe die modernste richtung der prosaerzählung inauguriert. die baronesse stellt ein programm auf, welches das vorhandene entschieden ablehnend etwas neues fordert, und erhält eine geschichte, die in der blütezeit der novellistik erzählt wurde. deutlicher konnte Goethe seinen zusammenhang mit den alten meistern nicht bekunden.

F.s bemerkungen über diese novelle, die schon ihrer äufsern stellung nach beachtung verdient, sind äufserst dürftig; er nennt sie einen schwank und berichtet, dass Goethe sie aus dem Boccaz entlehnt zu haben glaubte. er rechnet es Goethe als verdienst an, dass die heldin seiner geschichte vor dem falle bewahrt bleibt und dass die lösung das sittliche gefühl nicht verletzt. doch sein lob gilt der quelle, an die sich Goethe im ganzen verlauf der begebenheiten eng anschliefst und mit der er zum teil wörtlich übereinstimmt. eine genaue vergleichung beider vorzunehmen, ist hier nicht am platze; es mag genügen, auf die quellenuntersuchung hinzuweisen, welche MHerrmann Vjschr. 3, 22ff geliefert hat : danach hat Goethe zweifellos die fassung der Cent

nouv. nouv. direct benutzt und sich vielfach auch bis in einzelne wendungen und geringe details hinein an sie angeschlossen[1].

Daraus mögen wir zugleich entnehmen, dass der erzähler, wie genau er auch dem originale folgt, beflissen ist, dem wunsche der baronesse rechnung tragend den ton der guten gesellschaft zu wahren. darauf beschränken sich dann auch zumeist die änderungen, die Goethe an der alten geschichte vornimmt. die gesellschaft, für die er erzählt, hat sich verfeinert, so ihre begriffe, ihre sprache und künstlerischen ansprüche. wenn Goethe eine lange rede des kaufmanns an seine frau durch die einsprache der letztern zum lebendigern dialog gestaltet, hier und da durch einen psychologischen zug, den er beinahe unvermerkt anbringt, die wahrheit der gestalt bekräftigt, oder zum schluss seiner erzählung mit wenigen strichen einen bedeutenden ausblick eröffnet, *'dem Leser den stillen Reiz hinterlassend, weiter nachzudenken'*; dann hat er die alte novelle unserem modernen geschmacke genähert, aber ihr wesen nicht modificiert. Schiller, dem Goethe die geschichte erzählt hatte, bevor er sie niederschrieb, war beim empfange des ms. besonders über die 'entwicklung' erfreut, bei der Goethe das original verlassen habe. gemeint ist natürlich nicht die aufsteigende entwicklung, sondern die entwirrung (dénouement), die handlung zwischen der peripetie und der katastrophe. doch auch hierin weicht Goethe ebensowenig wie in andern teilen der erzählung von den Cent nouv. nouv. ab. der wörtlichen übereinstimmungen sind zu viele, als dass man annehmen könnte, Goethe habe würklich, wie Schiller annimmt, seine quelle verlassen und sich in seiner eignen erfindung mit den Cent. nouv. nouv. begegnet. Goethe erneuert die alte novelle, wie es viele vor ihm getan haben; das merkwürdige aber ist, dass er sie den novellen seiner zeit als eine neue art gegenüberstellt, die für die zukunft zu gelten habe. Goethe ist auch der erste gewesen, der für seine eigne production daraus gelernt hat. im unmittelbaren anschluss an die alte erzählung gibt er eine neue, eine parallelgeschichte, die denselben moralischen grundgedanken nunmehr nach dem wunsche seiner zuhörer in einem einheimischen familiengemälde entwickelt, die aber zugleich nach denselben gesetzen geformt ist. von diesem gesichtspunct hätte F. die entstehung der modernen novelle betrachten müssen, und wenn er sich nicht ausschliefslich vom stofflichen interesse hätte leiten lassen, würde er wol in den einleitenden worten Goethes zu der geschichte von Ferdinand den richtigen fingerzeig erhalten haben, in welcher richtung die definition der no-

[1] schon bei Guhrauer Wiener jahrbb. d. litt. (1846), bd 116, anzeigebl. s. 81 hätte F. lesen können : seine (Goethes) erzählung stimmt von anfang bis zu ende so ganz mit dem altfranzösischen original überein ...., dass der Procurator weniger den namen einer bearbeitung als einer freien übersetzung verdient.

velle zu suchen ist, oder vielleicht gar die definition selbst gefunden haben. sie lauten : *'Ich übergehe mancherlei Scenen, die in seiner Jugend vorfielen, und erzähle nur eine Begebenheit, die seinen ganzen Charakter ins Licht setzt und in seinem Leben eine entschiedene Epoche machte'.* darin ligt das wahre wesen der novelle, dessen erkenntnis Goethe durch die alten meister vermittelt wurde. man denke nur an des alten Boccaz novelle vom Falken.

Wien. B. HOENIG.

Deutsche einflüsse auf die anfänge der böhmischen romantik. mit einem anhang : Kollár in Jena und beim Wartburgfest. von dr MATTHIAS MURKO. Graz, Styria, 1897. XII und 373 ss. — 5 m.

Der verf. gibt selbst in der vorrede (s. VI) zu, dass der titel seines werkes etwas schwerfällig und zu wenig umfassend sei. in der tat, man würde kaum daraus genau ersehen, um was es sich hier eigentlich handle. darüber werden wir durch das vorwort, in welchem erörtert wird, wie das werk entstanden ist, belehrt. dem verf. handelt es sich da vor allem um den einfluss der spätern deutschen romantik auf die sogenannte patriotische dichterschule in Böhmen, welcher er auch den namen 'romantisch' beilegen möchte. eigentlich bildet dieses werk nur den anfang einer serie von untersuchungen, die den gesamttitel 'Deutsche einflüsse auf die anfänge der slavischen romantik' führen sollen. ursprünglich wollte nämlich M. die deutschen einflüsse auf Stanko Vraz, den bedeutendsten dichter des Illyrismus, aufdecken. da zeigte es sich, dass bei ihm die indirecten einflüsse, die einflüsse der nordslavischen, speciell böhmischen romantik vor allem in betracht hätten kommen müssen. das führte den verf. einerseits notwendigerweise zur böhmischen litteratur, anderseits brachte es so manche unebenheit und ungleichheit in der anordnung des stoffes mit sich.

Bei den engen berührungen der Böhmen und Deutschen auf allen gebieten des geistigen lebens wird man schon von vornherein einflüsse der deutschen litteratur auf die böhmische zugeben können. vielfach sind sie auch schon nachgewiesen worden. für uns kommt hier im besondern eine arbeit von Jaroslav Vlček in betracht (První novočeská škola básnická — Die erste neuböhmische dichterschule, Prag 1896), weil sie jene dichterschule in der neuböhmischen litteratur betrifft, welche der speciell von M. behandelten unmittelbar vorhergieng. es war dies das von dem deutschen oder besser von dem französisch-deutsch-polnischen arkadiertum beeinflusste böhmische rococo mit Ant. Puchmayer an der spitze.

In M.s vorliegender arbeit wird namentlich die darauf folgende sog. patriotische dichterschule eingehender behandelt. worin sieht nun M. hier hauptsächlich den deutschen einfluss oder

den einfluss der deutschen romantik? er muss zwar auf s. 60 zugeben, dass es wol immer in Böhmen leute gegeben hätte, welche die goldenen alten zeiten lobten, aber seit dem aussterben des heidentums hätte es keine solchen gegeben, die ihre heidnischen vorfahren in dem rosigsten licht darstellen und die christianisierung ihres volkes mehr oder minder bedauern würden. auch hätte es in Böhmen patrioten nach den jeweiligen begriffen gegeben, aber selbst den erleuchtetsten und volkstümlichsten männern wäre es nie eingefallen, das ganze geistige leben auf die traditionen ihres volkes in seinen untersten schichten aufzubauen, aus allen seinen erzeugnissen, auch aus solchen, in denen viel aberglaube vorkommt, einen kanon für die kunst zu machen. diese verehrung der alten götter, die man sich zum grofsen teile erst schaffen muste, und die heilige scheu vor dem gesamten volkstum hätte man von der deutschen romantik gelernt, welche schon das wort 'volk' mit frommem schauer aussprach, und von ihrem vorläufer Herder. man könne ruhig sagen, dass die keime, von denen diese befruchtet wurden, in geringem mafse direct nach Böhmen verpflanzt wurden, denn von den litterarischen triebkräften übten nur Ossian und Rousseaus evangelium der rückkehr zur natur ihren einfluss.

Man wird mit diesen ansichten im allgemeinen übereinstimmen müssen, zumal sich dafür aus der böhm. litteratur schlagende beweise anführen lassen. am deutlichsten lässt sich der einfluss der deutschen romantik bei dem hauptrepräsentanten dieser dichterschule, bei Čelakovský verfolgen, da wir neben seinen werken im sinne der romantik auch eine ausführlichere correspondenz von ihm besitzen, in welcher man zumeist genau verzeichnet findet, welche werke er las, wie sie ihm gefielen, auf ihn würkten usw. Murko hat daher mit recht diese correspondenz in hervorragender weise berücksichtigt (s. 56—115). es kommen hier natürlich auch Čelakovskýs freunde in betracht. reflexe des romantismus können wir auch noch bei Šafařík in seinen jugendwerken beobachten (s. 129—192). gar zu stiefmütterlich ist Palacký als vaterländischer historiker, organisator der nationalen arbeit und politiker (s. 115—126) behandelt worden, während man es sonst beobachten kann, dass sich der verfasser nicht immer streng an sein thema hält. jetzt, nachdem seit dem heurigen jahre so zahlreiche jubiläumsschriften über ihn vorliegen, würde das capitel gewis reichhaltiger ausfallen. vom eigentlichen romantismus finden wir bei Palacký freilich wenig. ganz anders verhält es sich wider mit Kollár (s. 192—274), dem sich während seiner studien in Jena (1817—1819), wo Luden, Fries, Oken uaa. würkten, eine ganz neue welt eröffnete, was natürlich für seine dichterische laufbahn nicht ohne folgen blieb. am meisten interessiert uns hier Murkos nachweis, dass Kollár, in seiner 'Slávy dcera' (tochter der göttin Sláva) das ganze capitel Herders über die Slaven (Ideen

zur philosophie der geschichte der menschheit. IV teil, Riga u. Leipzig 1791, 4 cap., 3, 32—36) nebst anderen hierher gehörigen stellen umgedichtet hat. Herder gab aber nicht blofs die anregung zu den vielen archäologischen sonetten, sondern wir finden in der Slávy dcera (und ebenso in anderen werken Kollárs) vielfach auch seine leitenden ideen selbst, insbesondere ist es die idee der humanität, die übrigens auch bei Palacký eine grofse rolle spielt.

Ueberaus anregend ist in der vorliegenden schrift auch das capitel über Hanka und die Königinhofer und Grünberger handschrift (s. 33—52). es wird hier die ideenwelt, aus welcher diese modernen producte hervorgegangen sind, analysiert, wobei Murko namentlich hervorhebt, dass sich in der Königinhofer handschrift sehr viel rittertum und minnesang vorfindet und dass speciell die alten Inder (nicht blofs die Indianer der Chateaubriandschen Atala in Jungmanns übersetzung), welche ebenfalls die deutsche romantik modern gemacht hatte, das modell zu dem curiosen cermoniell in Libušas gericht (der Grünberger hs.) waren.

So hat M. unsere kenntnis der böhmischen litteratur bereichert und einen noch innigeren zusammenhang zwischen der deutschen und der böhmischen litteratur, als man ihn bis jetzt anzunehmen geneigt war, aufgedeckt. ab und zu schiefst er freilich auch übers ziel, so zb. wenn er zum schlusse kommt (s. 275), dass das hauptverdienst an der widergeburt des böhmischen volkes deutschen einflüssen, speciell aber der romantik und ihrem vorläufer Herder zu verdanken sei. denn man kann hier zum mindesten streiten, da es ja doch eine ganze reihe von factoren gab, welche diese widergeburt oder überhaupt dieses erstarken des litterarischen (und geistigen) lebens herbeigeführt haben. dass unter diesen in erster reihe die durch die reformen Josephs II bewürkte lockerung der geistigen fesseln, unter welchen früher das volk schmachtete, anzuführen ist, darüber kann nicht mehr gestritten werden.

Als einen anhang zu seinem werke hat M. auch einen teil aus der autobiographie Kollárs in deutscher übersetzung (s. 293 bis 362) unter dem titel: 'Kollár in Jena und beim Wartburgfest' beigegeben. hier wird das leben auf den deutschen hochschulen, insbesondere in Jena, geschildert. weiter schreibt uns Kollár hier über einige professoren daselbst, so über Luden, LOken, JFFries, wie er auch mit Goethe bekannt wurde und schliefslich über das Wartburgfest.

Wien. W. VONDRÁK.

Michael Albert. sein leben und dichten. von ADOLF SCHULLERUS. Hermannstadt, WKrafft, 1898. 206 ss. 8°. — 3 m.

Selbst guten kennern neuester litteratur wird der name Michael Albert fremd in die ohren klingen; und doch gilt er einem deutschen stamm, den Siebenbürger Sachsen, als der seines bedeutendsten dichters. in der nähe von Schässburg wurde Albert als sohn behäbiger bauersleute geboren, die den ältesten die vornehme laufbahn des gymnasiallehrers einschlagen liefsen, welche dortzulande wol gerne zu einer pfarre, ja gar zur bischofswürde führt; indes blieb Albert bis an seinen tod, 1893, professor in Schässburg, in ungetrübtem stilleben, ja abgesehen von den studentenjahren in Jena und Berlin kaum einmal den bannkreis der heimat verlassend. die dichtkunst, zuerst die lyrik, später die novellistik, zuletzt die hohe tragödie, brachte auch keine aufregung in dieses ruhige dasein, wie ihr ruhm auch nicht über die siebenbürgischen grenzgebirge drang. und dennoch wird nicht leicht ein leser das lebensbild des trefflichen gymnasiallehrers und dichters teilnahmslos aus der hand legen, denn neben und über diesem gemütlichen bild enthält Schullerus büchlein die anziehendste schilderung 'sächsischen' geisteslebens.

Selten passt das wort 'sprachinsel' so völlig, wie auf das Sachsenländchen, dessen 200000 deutsche bewohner so meilenfern von allen volksgenossen getrennt sind. wie auf gewissen landfernen inseln tierisches und pflanzliches leben ganz eigenartige, seltsam altertümliche formen zeigt, so mutet auch bei diesen Sachsen vieles ganz seltsam altfränkisch an. dieser volkssplitter muste, wenn er nur irgend erhalten bleiben wollte, alle kraft in einem zähen verharren suchen; jahrhunderte währt die verteidigung gegen national und culturell grundverschiedene nachbarn. von haus aus bauern bildeten die Sachsen ihre starre bauernnatur zur höchsten potenz aus; auch in den kleinen städten — die übrigens weniger widerstandsfähig sind — ist der bäuerliche geist noch erkennbar. der kampf ist dort ein anderer als an der grofsen sprachgrenze; von einem rückhalt an der übrigen volksmasse, gar von einer sehnsucht, im allgemeinen aufzugehn, kann nicht die rede sein. der bewohner des königsbodens fühlt sich als 'Sachse', nicht als Deutscher; will er schriftsprache und dialekt scheiden, so spricht er von 'deutsch' schlechtweg und 'sächsisch'. diese beschränkung auf den engen stammbezirk, die man nicht engherzig nennen darf, denn sie ist von harter not geboten, kennzeichnet die besten sächsischen schriftsteller, vor allen Schullerus jede sächsische schrift, sei sie welchen inhalts immer, ist mitbestimmt von dem allbeherschenden gedanken, sächsische eigenart zu fördern und zu stützen. so auch die vorliegende schrift, wo den Sachsen — ihnen in erster linie — ihr lieblingsdichter und die entwicklung neuerer sächsischer dichtung überhaupt gezeigt werden soll. der wunsch ist allerdings schwer zu

unterdrücken, dass der verfasser doch wenigstens in den ausdrücken rücksicht auch auf den fremden leser hätte nehmen sollen, dem worte wie 'hattert' (gemeindegebiet) oder 'hann' (schultheifs) unverständlich sind.

Es widerspricht dem sächsischen sondergeist nicht, dass die gebildete sächsische jugend einen starken zug nach dem Deutschen reiche verspürt. hier würkt vor allem das confessionelle moment; dem Sachsen ist die evangelische landeskirche mit eine hauptstütze seiner existenz, die namen Luther, Hutten und Honterus (der landesreformator) klingen ihm sehr lebendig. noch ist der pastor, der 'herr vater', unbedingtes haupt der dorfgemeinde, ist der landesbischof der führer der nation. noch stehn trotz manchen erschütterungen in innigem zusammenhange mit der kirche die gelehrtenschulen des landes, die evangelischen gymnasien, welche bei dem mangel einer sächsischen universität eine weit wichtigere rolle als anderswo spielen, gemahnend in manchem an die einstigen humanistengymnasien. von hier geht eine rastlose wissenschaftliche durchforschung des landes aus, von hier zumeist die spärliche schöne litteratur — künstlerisches schaffen gilt den Sachsen nicht gerade viel; Albert wuste davon ein lied zu singen. bedenkt man die abgelegene lage, den geringen verkehr, die wesentlich auf ackerbau und hausindustrie gestellten erwerbsverhältnisse, so mag dies zusammengehalten mit den eigentümlichen formen geistigen lebens in manchem stark an kleinstädtisches deutsches leben im 18 jh. erinnern, freilich mit manchem befremdenden einschlag aus dem modernen leben und aus der halborientalischen umgebung.

Wie an einem schulbeispiel zeigt dies alles Sch. an Albert, nicht als unbefangener beobachter, sondern selbst alles mitlebend. ihm ist Albert nur dort dichter, wo er ganz aus sächsischem boden emporwächst. wenn der junge lyriker sich von Heine befangen zeigt, so ist das für Sch. eine verirrung, und es bedeutet eine selbstbefreiung und eine läuterung, wenn seine dichtung sich in ziemlich althergebrachten tönen der naturschilderung zuwendet. um die novellen Alberts — die allein in ihrer kräftigen, oft recht unerfreulichen schilderung sächsischen lebens der gegenwart modern anmuten — recht verständlich zu machen, entrollt der kritiker das ganze bild der heimatlichen geistesentwicklung seit den fünfziger jahren, mit ihr auch einen kurzen abriss der gleichzeitigen litteratur. wie Albert immer mehr und mehr mit dem lande verwächst, wie er alle kämpfe inniger und inniger mitfühlt, das wird uns mit unendlicher treue und sorgfalt geschildert. am höchsten stellt Sch. aber — der fremde leser wird ihm hierin wol selten folgen — die dramatische tätigkeit Alberts. dieser schrieb vier dramen, durchaus iambentragödien hohen stils. ein jugendstück 'Karl XII' fiel gänzlich ab; ihm liefs nach langer pause Albert zwei localhistorische dramen 'Die Flandrer am Alt'

und 'Harteneck', endlich einen 'Ulrich von Hutten' folgen. nach Sch. war der miserfolg des Karl XII für Albert ein glück : 'so ward er mit seiner poetischen kraft auch äufserlich von den allgemein der menschheitscultur angehörigen stoffen abgestofsen und in die enge und tiefe des eigenen volkslebens gedrängt; so wurde er nur ein siebenbürgisch-sächsischer dichter, aber ein echter dichter und blieb vor dem geschicke bewahrt, in der schar der 'iambentragödien dichtenden oberlehrer' aufzugehn'.

Es ist leider zu fürchten, dass fremde leser trotz allem den dichter in diese grofse schar stellen werden. diese 4 stücke sind geradezu musterbeispiele des nachschillerschen historischen architekturdramas, mit seinen monologen und massenscenen, mit seinem breiten aufbau, seiner tragischen schuld und mit seiner ganzen kälte. für Sch. freilich gilt dies nicht: in ihm, im Siebenbürger Sachsen überhaupt regen die beiden localhistorischen stücke Alberts mit den mächtigen erinnerungen, den starken anklängen an gedanken der gegenwart, dem dröhnenden nationalen pathos tiefste gefühle auf. wo aber dieses nicht aus den dichtungen selbst stammende interesse fehlt, da fühlt man die kälte, verspürt man die steife, unzulängliche technik, die mehr angedeutete als würklich gegebene charakterschilderung des dramatikers, der kaum einmal eine würkliche bühne zu gesicht bekam; da wird man auch nicht so liebevoll aus eigenem hinzutun, wie der kritiker Sch. sehr bezeichnend ist es, wie Sch. gerade auf den aufbau das gröste gewicht legt und die dramaturgischen vorschriften, die aus den dramen der classiker geschöpft sind, auf diese kaum ein jahrzehnt alten stücke anwendet; bezeichnend ist es auch, dass Sch. zum berater hierin gerade den verfasser der allerjüngsten poetik, Elster in seinen Principien der litteraturwissenschaft (1897) wählt, indes er das völlig veraltete dieser stücke nicht fühlt.

Sind sie aber auch würklich veraltet für die, für die sie geschrieben sind, die Sachsen? ist es nicht ungerecht zu fordern, dass dieselben litterarischen gesetze geltung haben sollen in den weiten deutschen gebieten, wo das deutschtum zwar nicht unbestritten aber doch ungefährdet herscht, und im äufsersten osten, wo stündlich der verzweiflungskampf mit völliger vernichtung zu enden droht? diese Sachsen fordern von ihrem dichter entweder stärkung in ihrem widerstand oder trost in ihrem kummer; ihnen muss man das recht zugestehn, ihre poeten selbst zu wählen, und wenn wir einem ihrer besten glauben dürfen, so ist ihnen Albert ein dichter, ein vates im besten sinne geworden, ein tröster und prophet.

Wien, im februar 1899. VALENTIN POLLAK.

Litteraturnotizen.

Die Sintflutsagen. untersucht von **Hermann Usener**. Bonn, Fr. Cohen, 1899. viii und 279 ss. 8⁰. 8 m. — die erste phase der vergleichenden mythologie ist an der rasch mechanisierten mythendeutung gescheitert. in der zweiten haben sowol die nominalistische schule Max Müllers als auch die realistische der Folkloristen wie Andrew Lang die eigentliche interpretation der mythen vorschnell überhaupt aufgegeben. es wird Useners dauerndes verdienst sein, dass er der deutung der mythen wider zu ihrem recht verholfen hat, hierbei aber den ganzen apparat des gelehrtesten philologen und den scharfsinn des geübten völkerpsychologen zu den alten werkzeugen hinzubrachte. dadurch werden seine mythologischen arbeiten, auch wo man sich nicht völlig überzeugt fühlt, so methodisch, so wichtig, so fruchtbar, so anregend.

Das neue werk stellt eine genaue untersuchung der griechischen flutsagen und ihre vergleichung einerseits mit den stammverwanten indischen, anderseits mit den stammfremden semitischen mythen — deren einfluss auf die arischen (besonders s. 253) entschieden abgelehnt wird — in den vordergrund. U. fasst die sagen von der grofsen flut ('Ergebnisse' s. 230 f) als ursprüngliche lichtmythen auf. der junge himmelsgott wird in der truhe von der flut auf den berg getragen und durch seine epiphanie auf der höhe wird er beginner und vater der menschenwelt. zu diesem ursprünglichen bild tritt dann (s. 234 f) vermittelnd die vorstellung, die 'das aufsteigen des neugeborenen lichtes mit einer flutwelle, die den sonnenball wie mit einem ruck emporzuheben scheint, in verbindung setzte.' aus ihr entwickelte sich die idee der sintflut, die dann unter mitwürkung geographischer, local motivierter legenden (s. 246) zu dem mythus des grofsen strafgerichts umgedeutet wurde.

Glänzend erscheinen mir die nachweise über 'das götterkind in der truhe' (s. 80 f), über den tausch von tod, winter, nacht (s. 85), den ersatz der local- durch die nationalgottheiten (s. 103), das wechselverhältnis von bild und gott (s. 104), über die vielfältigkeit und mehrdeutigkeit mythischer bilder (s. 181 f), den anteil des einzelnen dichters am mythus (s. 182), die doppelung der mythischen bilder (schiff und fisch s. 184 u.). äufserst wertvoll auch speciell für die germanische mythologie sind die erwägungen über die 'novellistischen motive' (s. 139) und über einzelne mythenkreise wie die vom himmelsschatz (s. 182), von den götterträgern (s. 187), vom sitz der götter (s. 192), dem land der seligen (s. 201) und dem goldenen zeitalter (s. 202). überhaupt nimmt U. nicht nur auf germ. sagen, sondern auch auf deutsche märchen und sagen (s. 112), volkslieder (s. 238), familiennamen (s. 195) widerholt bezug. ebenso auf cultgebräuche wie den neuerdings aus anlass des Mauricius vCraun wider mehrfach behandelten schiffsumzug (s. 126 f). vor allem aber scheint mir

doch der grundgedanke wichtig: dass wir uns hüten sollen, allzu rasch sinnliche unterlagen für mythische bilder zu suchen, weil diese bald ein selbständiges leben gewinnen und behalten (s. 194). zwischen die ursprüngliche sinnliche conception und die reife mythe schiebt U. den ganzen process psychologisch-poetischer verarbeitung, und hier vor allem ist der mythologie aller völker ein neues, wichtiges arbeitsgebiet eröffnet.

Für sein hauptergebnis sieht U. (s. 262) neuen urkunden ältester flutsagen mit festem zutrauen entgegen. ein zusammenhang zwischen licht- und flutmythen, wie er ihn aufgedeckt hat, wird wol auch als dauernder gewinn zu verzeichnen sein. der schwächste punct scheint mir die vermittelung durch die wellenberge, die in der ausnutzung der Jordantaufe (s. 235) und poetischer ausdrücke in späten liedern (s. 238) die psychologische vorsicht des berühmten autors nicht immer völlig zu bewähren scheint. ob die griech. etymologien (Herakles s. 58, Deukalion s. 65) tragfähig genug sind, kann ich nicht beurteilen. aber jedesfalls ist über allgemeine probleme der mythologie wider eine so grofse flut von licht ergossen, dass wir diese epiphanie dankbar feiern, wenn selbst das götterkind in der truhe noch länger auf ununsichern wellen schwanken muss. RICHARD M. MEYER.

Die bau- und kunstdenkmäler in den hohenzollerschen landen. im auftrage des hohenzollerschen landesausschusses bearbeitet von dr KARL THEODOR ZINGELER, fürstl. hohenzollerscher hofrat, und WILHELM FRIEDRICH LAUR, architect. mit 22 lichtdrucken, 168 abbildungen im text und einer archäologischen übersichtskarte von Hohenzollern. Stuttgart, Paul Neff, 1896. XI und 304 ss. 8⁰. 15 m. — das officielle vorwort, das der landesausschuss von Hohenzollern dem buche mitgegeben hat, berichtet, wie die inventarisation der kunstdenkmäler in den hohenzollerschen landen wesentlich nach den grundsätzen, die Bergau für Brandenburg und Preufsen aufgestellt, erfolgt sei. demnach enthält das werk eine kurze kritische beschreibung aller in Hohenzollern vorhandenen denkmäler der bau- und bildhauerkunst, der malerei und der verschiedenen kunstgewerbe von der ältesten zeit bis auf unsre tage, soweit solche in kunst- und culturgeschichtlicher beziehung von wert sind, mögen sie im besitze des staates, einzelner communalverbände, gemeinden, corporationen, vereine oder im privatbesitze sein. der landesausschuss hat einen besondern wert darauf gelegt, 'dass das werk durch in Hohenzollern ansässige kräfte ausgearbeitet werde'.

Man muss diesen hohenzollerschen kräften das zeugnis geben, dass sie ihre sache im allgemeinen vortrefflich gemacht haben. kunstdenkmäler höchsten ranges sind überall nicht zu verzeichnen gewesen; aber für das mannigfache, mehr oder minder gute ist, soviel der fernerstehende zu sehen vermag, die höchste sorgfalt sowol in vollständiger aufzählung und angemessener, bis in kleine

einzelheiten reichender beschreibung, als besonders auch in den bildlichen beigaben verwendet worden. zeichnungen und lichtdrucke, und unter den letztern besonders die widergabe der vier Zeitblomschen bilder, die sich in dem pfarrdorf und marktflecken Bingen an der Lauchert befinden, sind vortrefflich. einzig die burgruinen und die vorgeschichtlichen befestigungen kommen etwas zu dürftig weg. ich würde zb. eine ausgeführtere notiz über die bei Weildorf vorkommenden 'trichtergruben', die auf s. 108 mit der bemerkung abgespeist werden : 'im walddistricte Maika bei Tannenburg eine gröfsere anzahl, 50—60 trichtergruben. erdfälle sollen ausgeschlossen sein', und einen lagerplan derselben, auch durchschnitt einzelner; — oder eine nähere beschreibung der bei Dietfurt gelegenen 'interessanten' wallburg (s. 207), und so noch mancher ähnlicher dinge, weit lieber gehabt haben, als die angabe über die in privatbesitz zu Weilheim befindliche 'alte Bibel' (s. 173), deren verdeutscher der herr autor des betreffenden abschnitts nicht entziffern kann und den er als *dr Johann Dieter .. rger* gibt. es handelt sich natürlich um das bekannte scheufsliche machwerk des predigermönches Johann Dietenberger. man sieht, 'die in Hohenzollern ansässigen kräfte' wissen auch nicht alles, und sie durften sich wol herablassen, über den titel und wert des buches leute zu befragen, die nicht die auszeichnung geniefsen, den oberämtern Gammertingen, Haigerloch, Hechingen oder Sigmaringen zugehörig zu sein.

Besonders angenehme zugaben zu dem werke bieten einmal die 'übersicht der in Hohenzollern erhaltenen bau- und kunstdenkmäler' auf s. 294—304, von Laur verfasst, und dann die archäologische übersichtskarte von Hohenzollern, von Zingeler bearbeitet, mit ihrer einzeichnung von römischen und vorgeschichtlichen resten. M. Heyne.

Häufigkeitswörterbuch der deutschen sprache. festgestellt durch einen arbeitsausschuss der deutschen stenographiesysteme. herausgegeben von F. W. Kaeding. Steglitz bei Berlin, 1898. selbstverlag des herausgebers. im buchhandel zu beziehen durch ESMittler & sohn, Berlin. vi und 671 ss. 8°. 22,50 m. — das buch ist das ergebnis einer wahren riesenarbeit, an welcher fünf jahre hindurch 1320 personen teilgenommen haben, und welche sich über 20 millionen silben erstreckt. in erster linie muss es den stenographen nützen, die bei seiner ausarbeitung auch zu einem weit überwiegenden teile tätig gewesen sind; nur auf grund solcher ausgedehnter untersuchungen ist es möglich, verbesserungen in ihren systemen vorzuschlagen und einzuführen. dass auch die deutsche philologie ihren vorteil aus dem werke zieht, ist gern zuzugestehn, soweit es sich um sprachliche untersuchungen handelt, die mit hilfe der statistik gelöst werden müssen. und da auch die fremdwörter berücksichtigt worden sind, so bietet sich, wie der herausgeber selbst bemerkt, dem allgemeinen deutschen sprachverein dadurch

die gelegenheit festzustellen, in welchem grade das deutsche von fremdwörtern durrchsetzt ist. — besonders hervorzuheben ist der sorgfältige, schöne und klare druck, der die benutzung des buches sehr angenehm macht. M. Heyne.

Wegweiser zur deutschen litteraturgeschichte. bibliographischer grundriss für vorlesungen und zum selbststudium. i teil : Die älteste zeit bis zum 11 jh. von dr phil. J. Fath. Würzburg, Stahelsche verlags-anstalt, 1899 8°. viii und 90 ss. 1,60 m. — über die gesichtspuncte dieser bibliographie sagt das vorwort (datiert vom august 1898), dass sie 'dem lernenden als führer dienen und den lehrer entlasten' solle, ferner, dass 'diejenigen denkmäler, welche nur für die sprachwissenschaft von bedeutung sind, weniger eingehend behandelt' wurden, endlich, dass 'jegliche beurteilung der einzelnen schriften' unterblieb, weil 'eine zusammenhängende darstellung der litterarhistorischen forschung' später folgen werde, immerhin seien durch einen stern leicht zugängliche oder mafsgebende arbeiten hervorgehoben.

Fasst man auch die einschränkung, die im ersten satze ligt, möglichst weitherzig auf, so bleibt doch nichts übrig, als die unvollständigkeit, unzuverlässigkeit, flüchtigkeit, mit der dieses buch gearbeitet ist, scharf zu verurteilen.

S. 1 ff ('gesamtdarstellungen') sind Roquette, Lindemann, Koenig genannt, nicht aber Khulls und Golthers arbeiten. unter 'erläuterungen' zu den Merseburger zaubersprüchen fehlen die aufsätze und notizen von Jessen Zs. f. d. phil. 2, 126, Wilken Germ. 21, 218, vdRecke Zs. 23, 409, Behaghel Beitr. 15, 570, Kauffmann und Gering Zs. f. d. phil. 26, 454 ff, Grienberger aao. 27, 433, Möller Allitt.-poesie 51. zum Hildebrandslied vermiss ich unter den ausgaben die textherstellungen Heinzels, Möllers, Vollmer-Hofmanns, die aufsätze und bemerkungen Scherers Zs. 26, 378, Lufts in der festgabe für Weinhold, Wilkens Germ. 24, 263, Martins Zs. f. d. phil. 24, 227, Kraus Zs. f. d. öst. gymn. 1894, 131 und besonders 1896, 316, Gross Über den Kasseler codex 1879, Jellineks Zs. 37, 20, Cosijns Tijdschrift 11, 200, ja sogar Kauffmanns aufsatz in den Philol. studien fehlt. bei De Heinrico erfährt man nichts über die mitteilungen von Priebsch im Anz. xx 207 und den Deutschen hss. in England 25. zu Otfried fehlt unter den 'quellen und vorbildern' Marold Germ. 31, 119 und Loeck Homiliensammlung des Paulus Diac., unter 'grammatik' Benrath Vocalschwankungen, Ohle Wortstellung, Bodenstein Accent der mehrsilb. präp., unter 'metrik' Saran in den Philol. stud., unter 'erklärungen und allgemeines' Schade Wissensch. monatsbll. 7, 205, Krüger Germ. 32, 297, Jellinek Zs. 39, 56. besonders schlecht ist die Wulfilalitteratur vertreten : von Stamm-Heyne ist nur die 8 aufl. genannt. die ganze neuere forschung zum leben Wulfilas seit Krafft in Herzogs Realencycl. und Sievers Beitr. 20, 302 ist bei seite gelassen; zu der Skeireins findet man

weder die ausgabe von van der Waals noch die aufsätze von Jellinek, Beets, Marold, McKnight. von Gallées Alts. sprachdenkm. und Steinmeyers mitteilungen dazu Anz. XXII 266 keine spur. diese (wie ich ausdrücklich bemerke, von mir gelegentlich, nicht systematisch notierten) proben werden genügen.

Die unvollständigkeit ist aber nur éine äufserung der sorglosigkeit, mit der Fath überhaupt seine arbeit zum drucke gebracht hat. auf s. 2 drei druckfehler, s. 4 Sierers (f. Sievers), Seidle (f. Seidel), Bonike (f. Bonitz) usw. usw. diese flüchtigkeit war wol schon im manuscript ausgeprägt: s. 36 citiert er Stosch Zs. 3 statt 33, s. 77 figuriert das Fränk. taufgelöbnis als MSD[3] LXX, das zu GKaufmanns Unterss. der quellen etc. gehörige citat steht s. 48 bei der vorausgehnden nummer (Bessel), die jahreszahlen der aufsätze Moureks zum Tatian nr 13. 14 sind falsch (die abhandlung von 1897 fehlt). die MSD[3] 302ff gebrachten segensformeln werden s. 10 völlig unzureichend als 'bruchstücke von zauberformeln' mit der hinweisung auf MSD und Koegel I 2, 162f abgetan, wahrscheinlich weil der vf. die genauere auseinandersetzung mit der vagen grenzbestimmung 'bis zum 11 jh.' scheute, die er auf das titelblatt schrieb. Otlohs gebet hat er noch, nicht aber das Memento, nicht Williram. die §§-einteilung ist inconsequent.

So taugt die vorliegende bibliographie durch ihre zusammengeraffte unvollständigkeit nicht für den fachmann, für den schüler nicht durch ihre unzuverlässigkeit und die planlosigkeit der sternauszeichnungen, für den gebrauch bei vorlesungen nicht aus eben diesen gründen und durch die aus den vielfachen unterabteilungen folgende unbequemlichkeit des citierens. Fath bezeichnet das heft als '1 teil'; ehe er an den zweiten geht, möge er den ersten von neuem und sorgfältiger anlegen und dadurch seine berufenheit für jenen erst erweisen. JOSEPH SEEMÜLLER.

La lingua gotica. grammatica, esercizi, testi, vocabolario comparato, con ispecial riguardo al tedesco, inglese, latino e greco. del S. FRIEDMANN. Milano 1896. [Manuali Hoepli, serie scientifica, 214—215.]

Gotische sprachdenkmäler mit grammatik, übersetzung und erläuterungen. von HERMANN JANTZEN. Leipzig 1898. [Sammlung Göschen 79.] — der Mailänder professor Friedmann, in Deutschland wol weniger durch seine Grammatica tedesca (1895) als durch sein Dramma tedesco del nostro secolo (1893) schon bekannt, will mit dem vorliegenden manuale die italienischen studenten ins gotische einführen. er bringt eine knappe elementargrammatik im anschluss an Braune, einen sprachvergleichenden anhang, aus der gotischen bibel zusammengestellte und den einzelnen kategorien der grammatik folgende übungssätze, danach etliche bibelstücke im zusammenhang, ein etymologisches und zu dem elementaren charakter des buches kaum im verhältnis stehndes glossar, endlich deutsche, englische, griechische, lateinische,

romanische indices. einzelne fehler wären leicht zu monieren, und neuheiten wird man nicht erwarten, obgleich ebenso discrete wie bedenkliche ansätze dazu nicht fehlen (zb. *sunna* als **sum-nan-* zu *sommer*, *siponeis* zu *sibja* ua.). immerhin darf man es als bescheidenheitshyperbel bezeichnen, wenn der vf. sich nur einen 'dilettante in glottologia' nennt, und zugeben, dass seine arbeit ihren zweck zu erfüllen geeignet ist.

Welchen zweck aber hat Jantzens büchlein? wozu in der sammlung Göschen nun auch ein gotisches bändchen? weshalb den einstigen culturhistoriker, der aus dem inhalt popularisierender verlegerunternehmungen auf das bildungsbedürfnis unsrer tage schliefsen will, so in die irre führen? gewis ist das heft gewissenhaft und solid gearbeitet; einzelne unebenmäfsigkeiten im druck und kleinere versehen wären zu entschuldigen (die 3 druckfehlerberichtigungen s. 137 enthalten selbst wider 2 fehler). aber das hauptbedenken : ich gesteh, dass mir schon bei Braunes altbewährtem hilfsbuch öfter zweifel aufgestiegen sind, ob es praktisch war, ihm die wenigen sprachproben beizugeben : es gibt nur zu oft banausische studenten, die nach seiner durcharbeitung sich einbilden gotisch zu können und deshalb gern vergessen, auch den ganzen Ulfila in die hand zu nehmen. vielleicht verdienten da übungsstücke in Friedmanns art den vorzug. Jantzen nun gar gibt nicht nur sprachproben, sondern darunter auf jeder seite zugleich die nhd. übersetzung und einen zum elementarsten hinab- und zu umfassender sprachvergleichung hinaufsteigenden commentar : ich fürchte, sein erfolg wird der sein, dass man sich in zukunft hüten muss, die von ihm ausgewählten stücke in gotischen seminarübungen von anfängern interpretieren zu lassen! FERD. WREDE.

Ivens saga. herausgegeben von EUGEN KÖLBING. [Altnordische sagabibliothek. herausgegeben von GUSTAF CEDERSCHIÖLD, HUGO GERING und EUGEN MOGK, heft 7.] Halle, Max Niemeyer, 1898. XXVIII und 136 ss. 4 m. — seiner ausgabe der Flóres saga ok Blankiflúr lässt Eugen Kölbing eine ausgabe der Ivens saga folgen, die wie jene ein heft der rüstig fortschreitenden Altnordischen sagabibliothek bildet. nach einer kurzen inhaltsangabe der saga, die der plan der sammlung verlangte, handelt er in der einleitung zunächst über ihre französische quelle. frühern forschungen folgend, eigne ansichten kurz begründend, zeigt er, wie Christian vTroyes aus vorhandenen sagenmotiven den stoff seines Yvain formte. die französische dichtung wurde in der ersten hälfte des 13 jhs. in norwegische prosa übersetzt, aber diese übertragung ist nur in der isländischen, vielfach gekürzten version erhalten. sie lässt sich ebensowenig wie der englische Iwein auf eine hs. des Yvain zurückführen, zeigt vielmehr berührungspuncte mit mehreren von ihnen; die directe vorlage ist demnach nicht mehr erhalten. in zusammenhang mit der norwegischen übersetzung steht eine

schwedische bearbeitung in versen aus dem jahre 1303, der Herra Iwan Lejon-riddaren. in seinen Riddarasögur hatte K. zu erweisen gesucht, dass das schwedische gedicht nicht, wie die schlussverse behaupten, auf eine französische vorlage zurückgehe, sondern dass es nach der norwegischen prosaübersetzung gearbeitet sei; jetzt glaubt er auf grund einer neuen vergleichung, von der die wichtigeren belegstellen mitgeteilt werden, schliefsen zu dürfen, 'dass der verfasser der visa in der tat neben einem ms. der nordischen saga auch eine hs. des frz. Yvain vor sich gehabt und nach neigung je an die eine oder andre fassung oder auch an beide sich angelehnt hat'.

In seiner ersten ausgabe in den Riddarasögur hatte K. den text nach der vollständigeren hs. A (cod. Holm. perg. 6, 4⁰) gegeben und die varianten von B (A. M. perg. 489, 4⁰) mitgeteilt. der neuen ausgabe legt er B zu grunde, das vielfach bessere und vollständigere lesungen bietet, und lässt erst wo diese hs. abbricht die hs. A eintreten. in einer längern note der einleitung und an vielen stellen des commentars gibt er rechenschaft über die stellen, in denen er die la. von A vorgezogen hat. als anhang folgt der text von A, soweit er nicht der ausgabe zu grunde gelegt ist.

Der commentar ist noch reichhaltiger als der zur Flóres saga. er enthält einmal die erklärung der wörter und wendungen, die sich bei Möbius nicht finden. ein geringfügiges versehen bemerk ich in der note zu cap. 1, 3 : '*fyrir hvetvetna* unter allen umständen'; es ist eher *fyrir hvetvetna fram* in der gleichen bedeutung zusammen zu nehmen als *fram* mit *út at ganga* zu verbinden. zu den worterklärungen treten anmerkungen über stoffliche dinge, unter denen ich die über die waldleute zu cap. 2 und die über weinende tiere zu cap. 10, 30 hervorheben möchte. von besonderem interesse sind die stilistischen bemerkungen. der übersetzer hielt sich ganz an die darstellung seiner vorlage, nur vereinzelt tauchen reminiscenzen aus der heimischen litteratur auf. so erinnert der *hituketill*, der in einem der saga eigentümlichen vergleich vorkommt (cap. 2, 25), entfernt an den kessel Hymirs; die voraussage der königin an Kæi : *æ mun þins nafns at illu getit, meðan heimrinn stendr* lässt an Grip. 23 und 41 denken; die worte Lunetas cap. 16, 13 : *Svá fegin em ek yðrum fundi* könnten allenfalls zurückgehn auf HH. II 42. einer anpassung an nordische verhältnisse verdanken ihr dasein *et hæsta sæti* (= *hásæti*) cap. 7, 4 u. 5 und das *svefnhús* cap. 9, 3. eine menge allitterierender formeln zeigen sich, auf die der herausgeber in den anmerkungen aufmerksam macht; an einer stelle — cap. 16, 25 — erscheint zweimal hinter einander gekreuzte allitteration. die eigentümlichkeiten des ältern sagastils sucht man vergebens, und ein übergang wie *Nú er at segja* mutet uns in seiner umgebung fremdartig an. — der herausgeber weifs zu einzelnen stellen zahlreiche parallelen anzuführen aus andern süd-

ländischen sögur wie aus den Fornaldar sögur Norðrlanda; wir sehen hier an vielen beispielen, wie sehr die letztgenannte gattung auch in einzelheiten des stoffs und im stil abhängig ist von der nordischen übersetzungslitteratur. WILHELM RANISCH.

Jacob van Maerlants Strophische gedichten. nieuwe uitgave bewerkt door J. FRANCK en J. VERDAM. Groningen, Wolters, 1898. [Bibliotheek van middelnederlandsche letterkunde onder redactie van J. VERDAM en J. te WINKEL.] XCII und 300 ss. 12,50 m. — die ausgabe umfasst zehn gedichte, von denen acht in 13zeiligen strophen, zwei in 12zeiligen abgefasst sind : die letztern haben die verdopplung der letzten reimzeile nicht. sie unterscheiden sich auch sonst formell und inhaltlich von den andern : der versbau beruht auf regelmäſsiger abwechslung von hebung und senkung; der auftact mangelt. es ist die strophe genau die des 'Stabat mater'. auch der ausdruck ist gewöhnlicher, weniger eigenartig als er bei Maerlant zu sein pflegt. es ist mehr gelehrsamkeit, überlieferung als eignes urteil, wie es bei Maerlant doch sonst überall hervortritt. da diese bedenken von beiden herausgebern geteilt werden (s. XLVII), so wär es doch wol besser gewesen, die beiden gedichte : Vijf vrouden und Ons Heren wonden, wenn nicht von der ausgabe auszuschliefsen, doch sie etwa nur anhangsweise ihr beizufügen.

Die überlieferung ist sehr verschieden für die einzelnen gedichte. von den drei ersten Wapene Martijn ist sie besonders reich : aufser einer anzahl von handschriften ist eine vom dichter selbst verfasste parodie Van den verkeerden Martine, allerdings nur ein fragment, nur der anfang vorhanden, ferner eine lateinische und eine französische übersetzung, letztere bis jetzt nur teilweise bekannt. über die filiation der hss. hat Franck in diesem Anzeiger mehrfach gehandelt und jetzt seine ergebnisse wesentlich bestätigt. es ist freilich unerwünscht, dass für fast alle hss. die benutzung mehrerer vorlagen vorausgesetzt werden muss. immerhin gehören diese gedichte zu den bestbezeugten texten der mnl. litteratur, und es ist sehr richtig gewesen, hier auch die normalisierung der orthographie durchzuführen, die sich auf zahlreiche reime stützen kann.

Ergebnisreich ist auch die behandlung der quellen in der einleitung. abgewiesen wird die benutzung des französischen dichters Rutebeuf, der etwa gleichzeitig gedichte in ähnlicher form und tendenz, teilweise mit den gleichen titeln geschrieben hat, wie wir sie bei Maerlant finden. trotzdem glauben die herausgeber s. LXXV, dass die verwantschaft zwischen den nl. und den franz. gedichten nicht anders zu erklären sei als die, welche heute zwischen artikeln gleichen inhalts von zeitungen derselben partei bestehe. 'Maerlants abwendung von der französischen poesie spricht a priori gegen eine beeinflussung durch den franz. dichter'. dieser allgemeine grund genügt nicht. Maerlant tadelt die lügen

der franz. romandichter : hier haben wir es aber mit einer andern, ihm naheverwanten richtung zu tun. so möge die ganze frage noch offen bleiben; zu einer eignen untersuchung find ich gegenwärtig keine zeit.

Auf den text der gedichte folgen reichhaltige anmerkungen und ein wörterverzeichnis. zu *persemare* (*-mere, -mier*) wird bemerkt, dass es zu mnl. *persemen* 'wuchern' und *perssem* bei Kilian gehöre, das schon in den altniederfränkischen Psalmen als *prisma, presma* vorkommt. die ahd. formen hat Grimm Gramm. II 147 damit zusammengestellt : bei Tatian erscheint *phrasamo*. der ursprung ist, wie es scheint, noch nicht nachgewiesen. sollte nicht eine romanische neubildung von lat. *praesumere* zu grunde liegen, womit das vorwegnehmen des zinses, eine der gewöhnlichsten arten des wuchers, bezeichnet werden konnte? **praesuma* wäre eine wortbildung wie *doute* = lat. **dubita* von *dubitare*. freilich fehlt *praesumere* wie *sumere* in den romanischen sprachen. vielleicht kommt für das wort auch lat. *proxima* in betracht.

Auch sonst fehlt es im wortvorrat der W. M. nicht an puncten, die der aufklärung noch harren. so ist *sonder* (oder *onder*) *spit delven* nicht klar in seiner ableitung, wie zu M. I 20 bemerkt wird. auch *verscruven* 'verstofsen', der bedeutung nach gleich *verscuven* und mit diesem öfters vertauscht, bedarf noch der erklärung. ist der titel De gaudibus beatae Mariae s. LXVIII überliefert?

Erwünscht gewesen wäre eine inhaltsübersicht und womöglich auch ein blattweiser.

E. MARTIN.

Das deutsche Madrigal, geschichte seiner entwickelung bis in die mitte des 18 jhs. von KARL VOSSLER. [Litterarhistorische forschungen, VI heft.] Weimar, Emil Felber, 1898. XI und 163 ss. 8°. 3,50 m. — die geschichte des deutschen madrigals, die wir seit Koberstein, vWaldberg und Minor im umriss übersahen, erfährt durch die V.sche erstlingsarbeit eine sorgfältige und gründliche darstellung. freilich führt die wanderung zumeist durch die niederungen der deutschen litteratur. denn das madrigal, zur zeit ihres grösten tiefstandes in die deutsche dichtung verpflanzt, ist in dem fremden boden nie recht heimisch geworden, es wird vorzugsweise von untergeordneten dichtern gepflegt und stirbt nach kurzer scheinblüte bei dem aufblühen einer kräftigeren nationalen litteratur ebenso schnell ab. V. selbst findet seine bedeutung 'in der fülle verwanter formen, die sich aus ihm heraus entwickelte', vor allem in der ausbildung und förderung der freien verse. immerhin aber bietet seine geschichte einen lehrreichen querschnitt durch die formale entwicklung der lyrik des 17 und und 18 jhs.

V. behandelt nach einem raschen überblick über die entwicklung des italienischen madrigals und einer etwas unklar geratenen betrachtung der etymologie des wortes die zeit bis zum

erscheinen des grundlegenden Ziegleriscben tractats (1653), in der das madrigal, als musikgattung schon sehr beliebt, in der dichtung noch als 'componimento illegitimo' betrachtet wird. Fleming erscheint hier für die lyrik als erster mit übertragungen aus dem pastor Fido. Zieglers bedeutung, seine abhängigkeit von den Italienern, sein einfluss auf die poetik, die weltliche und geistliche lyrik wird eingehend belegt und gewürdigt. unmittelbar unter dem einfluss der italienischen und nun auch der französischen madrigaldichtung stehn die galanten dichter, die es — auch im drama — eifrig pflegen, aber durch vermischung mit verwanten massen verwirrung in die einseitige, aber klare auffassung Zieglers bringen. nicht glücklich erscheint mir die allerdings nur vorsichtig ausgesprochene polemik gegen vWaldberg und Minor s. 108 ff. ob jene übersetzer ihre rein alexandrinischen 'madrigale aus dem französischen oder italienischen' würklich mit bewustsein von der deutschen form unterscheiden wollten, wird sich nicht erweisen lassen. auch die versuche, aus der 'individuellen auffassung, welche der betreffende dichter von den madrigalischen formen überhaupt gehabt haben mag', zu bestimmen, ob ein gedicht noch als madrigal zu bezeichnen sei, wie s. 149 bei Günther, können nicht zu sicheren ergebnissen führen. das entscheidende bleibt doch — was auch V. als endresultat des letzten abschnittes: Die letzten madrigalisten feststellt —, dass eine sichere grenze zwischen madrigal und sinngedicht nicht mehr zu ziehen ist. das madrigal geht in der masse der verwanten formen unter.

Die untersuchungen über die einzelnen dichter sind, soweit sich bei der weitschichtigen, zt. unzugänglichen litteratur überblicken lässt, mit eindringender sorgfalt unter reichlicher benutzung der italienischen und französischen vorbilder angestellt — zu Chph. Woltereck (s. 142) sei bemerkt, dass die erste ausgabe seiner oden, Hamburg 1711, wie die zweite nichts neues bringen, da sie beide in die vollständige ausgabe der 'Holsteinschen musen' aufgenommen sind —; dagegen wäre der arbeit oft gröfsere klarheit der darstellungsform und gruppierung, vor allem ein schärferes herausheben des grofsen zusammenhanges zu wünschen. Weltis darstellung des sonetts hätte hier ein treffliches vorbild geben können. WILHELM KEIPER.

Der einfluss der deutschen litteratur auf die niederländische um die wende des 18 und 19 jahrhunderts. von dr KARL MENNE. I teil: Periode der übersetzungen; Fabel- und idyllendichtung; Klopstocks 'Messias'; Übersicht über das drama. [= Litterarhistorische forschungen, hrsg. von SCHICK und WALDBERG, VIII heft.] Weimar, Emil Felber, 1898. IV und 97 ss. 2,40 m. — das vorliegende heft kündigt sich als erster teil einer gröfseren arbeit an; es behandelt die niederländischen übersetzungen und nachahmungen von Klopstock, Wieland, Gellert, Gessner und einigen andern und

fügt als 'noch nicht ganz verarbeitetes material' eine liste von niederländischen übersetzungen deutscher schauspiele hinzu. ein zweiter teil soll die sentimentalen schriften in Holland, vornehmlich die einwürkung von Goethes Werther, ein dritter Lessing, Goethe, Schiller, ein vierter die lyrik behandeln. das bisher veröffentlichte ist die ausarbeitung fleifsiger, im wesentlichen bibliographischer notizen, in dem sinne, dass vf. seine büchertitel und übrigen collectaneen zu gruppieren sucht und den namen und sachen, die ihm dabei begegnen, nachspürt. diese zusammenstellungen sind zweifelsohne dankenswert (wie auch schon von holländischer seite anerkannt worden ist), wenngleich die ungeschickte redigierung, in folge deren gar kein wertunterschied zwischen dem text und den umfangreichen fufsnoten besteht, die lectüre wenig angenehm macht. auch würde der vf. gut tun, wenn er bei den folgenden teilen einen Niederländer die correctur lesen liefse : die anzahl der schreib- und druckfehler in den titeln und citaten ist gröfser als erlaubt.

Wer aber, durch den titel und den kühnen stil des büchleins verleitet, höhere ansprüche stellen und eine verarbeitung des materials in dem sinne erwarten möchte, dass der einfluss deutscher geistesströmungen auf die führenden und geführten geister Hollands sich aus der masse der erscheinungen heraushöbe, der wird sich durchaus enttäuscht sehen. hierzu fehlt dem vf. nicht nur die nötige bekanntschaft mit der holländischen nationallitteratur, sondern auch überhaupt der für betrachtung culturgeschichtlicher fragen geschulte bedächtige blick. litterarhistorische beeinflussung wirft er rückhaltlos mit übersetzung und nachahmung zusammen; gedrucktes jeglicher qualität nimmt und gibt er ohne unterschied als litterarisches urteil; dagegen geht er ahnungslos an eigentlich wichtigen dingen, zb. der verbreitung einer übersetzung (Gellerts schriften überschwemmen noch heute den büchertrödelmarkt) und deren reflexen bei dem gebildeten publicum vorbei. so ist nicht viel hoffnung, dass die folgenden teile eine in der tat vernachlässigte und schwierige aufgabe der litteraturgeschichte lösen werden; wenn aber der vf. sich entschliefsen könnte, seine übrigen sammlungen in schärfer disponierter schlichter form, unter ausscheidung aller gesuchten citiererei und allgemeiner urteile, zu veröffentlichen, so würde er sich doch auf beiden seiten der grenze dank verdienen. E. F. Kossmann.

Strafsburger Goethevorträge. zum besten des für Strafsburg geplanten denkmals des jungen Goethe. Strafsburg, Karl JTrübner, 1899. 8°. 197 ss. 2,50 m. — das buch enthält sieben vorträge, die sich ihrem zweck entsprechend an das grofse publicum wenden. gleichwol wird sie auch der Goetheforscher mit nutzen lesen, besonders diejenigen, die nicht litterarhistorischen charakters im engsten sinne des wortes sind. Ernst Martin stellt Goethes ansichten über 'Weltlitteratur und dialektpoesie' zusammen. Ru-

dolf Henning gibt eine gedrungene, sehr lebendige charakteristik des 'Jungen Goethe', in der er mit grofsem geschick und plastischer anschaulichkeit die entscheidenden züge seines entwicklungsganges hervorhebt und die bis 1775 entstandenen werke nach art und wesen kurz und prägnant beschreibt. Eugen Joseph bespricht in 'Goethe und Lili' das auf und ab ihrer beziehungen und zeigt in feinen beobachtungen, wie die natur des verhältnisses in den werken des dichters reflectiert. Wilhelm Windelband spendet einen glänzenden abriss 'Aus Goethes philosophie'. den mittelpunct seiner betrachtung bildet die frage, wie Goethe die stellung des menschen im universum auffasste von den tagen an, da er im Prometheus und Faust dem entschiedensten individualismus huldigte, die grenzen des eigenen wesens zu sprengen und sich zum ganzen zu erweitern strebte, bis zu der zeit, da er das sittliche ideal der selbstbefreiung durch erkenntnis fand, um schliefslich die vollkommenheit des menschen in der beschränkung und unterordnung zu erblicken. er gibt also eine entwicklung der Goethischen welt- und lebensanschauung. er zeigt das eingreifen des der natur des dichters so verwanten Spinozismus, erörtert den begriff der Goethischen frömmigkeit und den für die erkenntnis seines wesens so wichtigen der 'entsagung', der in seinem positiven sinn 'tätigkeit' ist. er bespricht die unsterblichkeitslehre des dichters und behandelt den culturphilosophischen grundgedanken des 'Wilhelm Meister', in dessen helden er geistreich den typus des Deutschen dargestellt findet, der vom 18 in das 19 jh. herüberschreitet und das ästhetische ideal mit dem praktischen vertauscht. Adolf Michaelis gibt einen nicht weiter fördernden überblick über Goethes verhältnis zur antike. Jacob Stilling liefert eine sehr beachtenswerte rettung der Goethischen farbenlehre. er preist die verdienste des dichters um die physiologische optik, indem er ihn als den entdecker des wichtigen gesetzes des antagonismus der farben hinstellt, hebt hervor, welche anerkennung noch heute dem psychologischen teile der farbenlehre zukommt, und weist nach, wie Goethe in einem puncte Newton gegenüber recht behalten habe. Theobald Ziegler behandelt den Faust und bemerkt allerlei über seine entstehung, den gegensatz in der auffassung der sage im 16 und 18 jh., über die wandlungen, die der stoff im laufe der langen zeit in Goethe selbst erfuhr, über den charakter des dramas im allgemeinen, über die intentionen des dichters, seinen optimismus in der gestaltung Mephistos uaa. ich bin während der lectüre das gefühl nicht los geworden, dass der dem redner aufgezwungene rahmen und der gebotene oder gewählte ton der leichten plauderei in einem unüberwindlichen misverhältnis zu der schwierigkeit der angeschlagenen probleme stehn.

Berlin. OTTO PNIOWER.

Jahresbericht der männer vom Morgenstern, heimatbund in Nordhannover, heft 1. Bremerhaven, GSchipper, 1898. 112ss. 3 tafeln. — mit diesem 1 hefte tritt eine in der stille herangewachsne nordhannöversche gesellschaft in die öffentlichkeit, es enthält 4 beiträge zur heimatkunde. in der chronik des fleckens Lehe ziehen besonders die um die wende des 18 und 19 jahrhunderts gelegenen jahrzehnte an, in denen der stille Unterweserort zwischen englischer und französischer herschaft hin- und hergeworfen und endlich auch vom deutschen befreiungsdrange ergriffen wird. GvdOsten's deutung der namen der Wurster siedlungen im 2 aufsatz hätte durch benutzung des Förstemannschen Namenbuches hie und da gesichert werden können. Detleffsen berichtet knapp über die beziehungen der Römer zur Nordseeküste zwischen Weser und Elbe, Bohls über einige steinkammergräber, die wenig fundgegenstände bieten, aber, obgleich neben einander gelegen und derselben jüngern steinzeit angehörig, doch verschiedne arten der beisetzung anwenden, den leichenbrand und die bestattung des unverbrannten körpers. wir wünschen dem Morgenstern dauernden, wegweisenden glanz, von dem auch ein heller strahl auf die volkskunde fallen möge. E. H. Meyer.

Personalnotizen.

An der universität Zürich wurde der ao. professor dr A. Bachmann zum ordinarius befördert. die privatdocenten dr M. H. Jellinek in Wien und prof. dr F. Jostes in Münster wurden zu aufserordentlichen professoren ernannt. privatdocent dr E. Joseph, in Strafsburg zum extraordinarius befördert, wurde als aufserordentlicher professor der neuern deutschen sprache und litteratur nach Marburg berufen.

Prof. dr G. Sarrazin wurde in Kiel zum ordinarius befördert und demnächst als nachfolger Kölbings nach Breslau berufen. der privatdocent dr W. Keller in Jena wurde zum ao. professor der englischen philologie ernannt.

Der oberbibliothekar dr W. Seelmann in Berlin sowie die privatdocenten dr O. Bremer in Halle und dr F. Wrede in Marburg erhielten den professortitel.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXVI, 2 mai 1900

Zeitschrift für hochdeutsche mundarten. herausgegeben von Otto Heilig und Philipp Lenz. jahrgang i, heft 1 u. 2. Heidelberg, Carl Winter, 1900. 112 ss. gr. 8°. — (der jahrgang zu 6 heften 12 m.)

Der Naglschen zeitschrift (vgl. Anz. xxiii 313) ist unerwartet rasch die vorliegende nachgefolgt. ihr ziel ist im wesentlichen dasselbe, nur beschränkt sie ihr forschungsgebiet auf den hochdeutschen mundartencomplex, während Nagl — wenigstens auf dem programm — das ganze gebiet einbeziehen will. wir halten diese beschränkung angesichts der tatsache, dass das nd. schon durch den Verein für nd. sprachforschung eine eifrige pflege findet, für durchaus angemessen. auch die namen der herausgeber, die durch ihre bisherigen leistungen in der mundartenkunde einen guten klang haben, berechtigen zu den besten hoffnungen für die zukunft des unternehmens. freilich werden auch sie sich der gefahren wol bewust sein, denen sich eine zeitschrift für dialektforschung aussetzt, und die schicksale der vorgänger sind in der tat noch zu lebendig in aller erinnerung, als dass sie sich allzu optimistischen illusionen hingeben dürften; aber anderseits hat gerade das scheitern früherer unternehmungen die klippen offenbart, die zu vermeiden sind, und namentlich wird man sich vor der einseitigkeit und ausschliefslichkeit zu hüten wissen, wie sie Nagl und vGrienberger in ihren erwiderungen auf die anzeigen der 'Deutschen mundarten' an den tag gelegt haben. eine zeitschrift, die schon im zweiten heft zur polemik übergeht und im dritten symptome von verfolgungswahn zeigt (oder ist die 'Nagl-scheu' etwas andres?), hat sich der existenzberechtigung begeben, und sollte sie noch so treffliche mitarbeiter haben. auf den tact der leitung kommt schliefslich alles an; besonders bei zeitschriften, deren mitarbeiter sich teilweise aus laienkreisen rekrutieren. der leser wird sich viel lieber hie und da einen unwissenschaftlich gehaltenen artikel gefallen lassen, wofern er wenigstens brauchbares material liefert, als wissenschaftlich scheinende hirngespinste ohne materielle basis; ungünstig aber würkt in allen fällen das polemische hervortreten des herausgebers gegen sachliche kritik. vollständige zurückhaltung und stricte objectivität sollte sich jeder herausgeber einer derartigen zeitschrift zum grundsatz machen. von Heilig, Lenz und der rühmlich bekannten verlagshandlung dürfen wir uns wol in dieser hinsicht des besten versehen.

Wenn wir nun im folgenden kurz auf den inhalt dieses ersten doppelheftes eintreten, so erachten wir es als pflicht der kritik, vorwiegend auf diejenigen puncte aufmerksam zu machen, die einer allfälligen verbesserung bedürften.

Die beiden ersten artikel bringen uns eine tabellarische übersicht der verbalformen von Grofsen-Buseck bei Giefsen von Emma Wagner und Wilh. Horn und eine ähnliche des Handschuhsheimer dialekts von Ph. Lenz. ein besonders charakteristischer unterschied zwischen beiden mundarten ligt im präteritum, indem die Grofsen-Busecker mda. die alte ununischriebene form noch besitzt, während in der Handschuhsheimer mda. der präteritale begriff mit 'haben' ausgedrückt wird. das ist wol auch der grund, weshalb die erstere im grofsen und ganzen interessantere formen aufweist. aufgefallen ist mir hier nur die verwendung von χ. soll damit ein andrer laut bezeichnet werden als der stimmlose palatale reibelaut (*ich*), der in der vorschriftsgemäfsen transscriptionstabelle (s. 7) mit *c* widergegeben ist? wenn ja, so hätte in der einleitung etwas über dieses zeichen gesagt werden müssen; ebenso über *å*, das in der lautschrifttabelle merkwürdigerweise fehlt.

Interessant ist ein aufsatz Horns über einige fälle von dissimilation, ein capitel, das verdiente, weiter verfolgt und auf grund eines umfänglichen materials noch mehr präcisiert zu werden. manches ist hier noch fraglich und zweifelhaft, indem bestimmtere gesetze fehlen. in erster linie wäre zu beachten, unter welchen accentverhältnissen die veränderung stattfindet; ist es doch nicht gleichgiltig, ob dissimilation unter hauptton, nebenton oder unbetontheit eintritt. ferner zeigen oft die ersten bestandteile eines compositums trotz ihres ursprünglichen haupttons eine reduction. hierher zb. *schloweifs*, *kawasser* (käswasser), weiterhin schwäb. *bofink* (buchfink), bern. *šumeištər* (schulmeister) usw. — inconsequent ist die anwendung des zeichens *ʒ* bei *neiʒwaʒ*, da dasselbe nach der transscriptionsvorschrift den stimmhaften velaren reibelaut bedeutet. gemeint ist natürlich *ʒ*.

Weniger angesprochen haben uns die beiden aufsätze von O Weise 'Die zahlen im Thüringer volksmunde' und '*Theekessel* (tölpel) und verwantes'. der erstere, weil seine belege denn doch etwas gar spärlich ausgefallen sind. wie kann man überhaupt eine abhandlung über zahlen im volksmunde schreiben, ohne die volkskunde in ausgedehntem mafse beizuziehen? die erklärung von *Theekessel* = 'tölpel' aus dem begriff des hohlen scheint mir gesucht. nach Kluge Studentensprache s. 130 ist theekessel 'ein einfältiger mensch, der nicht gern mitmacht'. dieser letztere begriff ist offenbar der ursprüngliche, und da nun der theekessel ein specifisches hausgefäfs ist, das sich kaum in studentische kreise verirrt, so ist er auch zum symbol des hausbackenen, philiströsen geworden. ganz ähnlich braucht man in der Schweiz '*nachtstuhl*' i. s. v. philister, leimsieder. — zu der redensart *im*

thran sein ('betrunken sein') vergleiche man mecklenburgisch *in't fett sin*.

Über den wortschatz eines erzgebirgischen chronisten (MChrLehmann Historischer schauplatz 1699) berichtet uns EGöpfert. an eine kurze sprachliche charakteristik wird ein sorgfältig ausgearbeitetes alphabetisches wörterverzeichnis angeschlossen, das uns ein anschauliches bild gibt von der starken durchsetzung mit mundartlichen elementen, wie sie in denkmälern des 17 und 18 jhs., die einen local begrenzten leserkreis voraussetzen, noch häufig vorkommt. manches dabei ist freilich allgemein schriftdeutsch (*verrecken*, *schadhaft*, *schaube* uam.) und hätte füglich wegbleiben können.

AHolder verbreitet sich über die berechtigung der stammeslitteraturgeschichte, besonders auch der volksmundartlichen. dass die mda. das recht hat, sich poetisch zu betätigen, wird niemand bestreiten, nur kann ich ihr unmöglich die hohe litterarische bedeutung beimessen, wie H. es tut. die wenigen schriftsteller, die würklich bedeutendes in der mundartdichtung geleistet haben, verdanken ihre erfolge vorzugsweise der einsicht, dass nur ein ganz beschränktes gebiet der poesie der mda. zugänglich ist; die grofse masse aber der mundartlichen litteratur ist übersetztes schriftdeutsch und nichts weniger als 'stammheitlich' empfunden. sie ist nicht einmal für ein idiotikon, geschweige denn für die volkskunde verwertbar.

S. 80ff veröffentlicht KRieder einen mystischen tractat aus dem kloster Unterlinden zu Colmar, von dessen lautstand nur gesagt wird, dass zuweilen *b* für *w* eintrete. es wäre zu wünschen, dass ältere schriftwerke stets von einem kurzen grammatischen commentar begleitet wären.

Den schluss bilden sprachproben und texte. zunächst einige kurze stücke aus dem Markgräflerland von AHaass mit sorgfältiger transscription, dann badische anekdoten von OHeilig und endlich schwäbische sprichwörter und redensarten mit 'leute', 'mann', 'weib' von WUnseld. diese letztern drei gruppen werden als 'texte' qualificiert und sind nicht, wie die 'sprachproben', cursiv gedruckt; auch ist die transscription keine streng phonetische.

Ein wort noch über die lautschrift, wie sie s. 6ff vorgeschrieben wird. im allgemeinen bin ich mit der einfachheit derselben völlig einverstanden; nur darf man darin nicht zu weit gehn. so vermiss ich, wie bereits bemerkt, das dunkle *å*; auch seh ich nicht ein, warum die nasalierung des vocals vor nasal unbezeichnet bleiben soll, da sie ja doch für manche obd. mdaa. geradezu charakteristisch ist; und schliefslich wollen mir die gründe für die graphische unterschiedslosigkeit von stimmhaftem und stimmlosem *b*, *d*, *g* nicht recht einleuchten. ich habe, als im april 1899 der erste prospect der zeitschrift an mich gelangte,

auf diese inconsequenz aufmerksam gemacht und bin noch heute der meinung, dass diese verschiedenheit phonetisch gekennzeichnet werden sollte. ähnlich verhält es sich mit dem stimmhaften *s*, für das die lauttabelle auch kein eigenes zeichen vorgesehen hat.

Dies einige bemerkungen, die man nicht als nörgeleien auffassen wolle. es lag mir daran, durch einige principielle ausführungen und wohlgemeinte besserungsvorschläge mein interesse an dem trefflichen unternehmen zu bekunden. möge es einen gedeihlichen fortgang nehmen.

Wenn wir auch an den verleger noch einen wunsch richten dürfen, so wär es der, die erscheinungsweise der zeitschrift auf dem umschlagtitel zu nennen und im innern des umschlags eine notiz über den inhalt des betreffenden heftes, den preis und die einsendungsbedingungen anzubringen.

Zürich, 15 februar 1900. E. Hoffmann-Krayer.

Der germanische himmelsgott. von R. Much. [sonderabdruck aus Abhandlungen zur germanischen philologie, festgabe für Richard Heinzel, s. 189—278.] Halle a. S., MNiemeyer, 1898. 90 ss. gr. 8°. — 2,50 m.

Als Bremer in den Idg. f. 3, 301 f die gleichung *Ziu Týr* = *Ζεύς* bestritt, erklärte er, zugleich mit dieser etymologie schwinde die ganze lehre von dem einstigen himmelsgotte **Tīu* und seiner entthronung durch Wodan. dass diese folgerung nicht zutrifft, will Much in der vorliegenden schrift zeigen. er hält zwar, mit recht, den lautlichen zusammenhang zwischen *Ziu* und Zeus nicht für widerlegt — seinem hinweis auf Kögel Litt.-gesch. I 1, 14 wäre besonders noch die zweite stelle ebda I 2, 523 beizufügen —, aber er will herkunft und bedeutung des namens aufser spiel lassen, um auf andern wegen die bedeutsame Müllenhoffsche hypothese zu festigen.

Seine wanderung lässt kaum einen wichtigeren teil der germanischen götterlehre unberührt; auch fragen der heldensage, der völkerkunde, der archäologie werden gestreift. überall streut M. verschwenderisch seine combinationen aus : manche davon betracht ich als glückliche erweiterung oder berichtigung der herschenden ansichten; die meisten regen zu ernstlicher prüfung an; einige von denen, an die M. im grunde selbst nicht glaubt, hätten den druck nicht verdient, so die verbindung von *deixl* mit **Þīhsaz* s. 194 (sollte nicht auch mnl. *dijsdach* eine mischform von *Tīs-* und *Dings-* sein, wie md. *diestag*, hd. *zinstag*?); die meinung, *Fiǫrgunn*, auf an. *fiǫr* usw. bezogen, könnte 'weltgott' bedeutet haben s. 207; die frage, ob in mundartlichem *dornstag* ein keltischer *Taranus* stecke s. 228.

Wenn man sich nach der fülle von gesichten, die M. heraufbeschworen hat, dem zu anfang gezeigten ziele zukehrt und sich fragt : kann nun ein germanischer himmelsgott **Tiwaz* (= **deivos*) als gesichert gelten? so würde ich die frage nicht zu bejahen

wagen. als erwiesen betracht ich : 1) dieser gott ist einst nicht nur kriegsgott gewesen, 2) er erscheint an einzelnen puncten als höchster gott. aber dass er der himmelsgott im eigentlichen, naturmythischen sinne gewesen sei, und dass Odin, so wie wir ihn aus der nordischen dichtung kennen, erkleckliche züge gerade von Tý geerbt habe, diese annahme scheint mir nicht mehr notwendig; hierfür wäre der ansatz **Tīuz* = *Ζεύς* nach wie vor unentbehrlich. auch M. bemerkt s. 254, dass der höchste gott, dessen thron Oðin einnahm, nicht überall Tý sein muste; dass es zb. auch Frey gewesen sein kann. anderwärts scheint Thor als höchster gott dem Odin vorangegangen zu sein. für die annahme aber, dass auch Frey und Thor ihrerseits erst einen ältern götterherscher entthront hätten, fehlt uns doch der anhalt; und die forderung, dass es aufser dem sonnengott, dem gewittergott, dem kriegs- und gerichtsgott, die wir, den einen hier, den andern dort, an höchster stelle als vorgänger des windgottes ahnen, noch einen germanischen himmelsgott ungefähr von der art des griechischen gegeben habe, entbehrt des festen grundes — immer abgesehen von der etymologie **Dīēus*.

Für M. stellt sich nämlich die sachlage wesentlich anders als für Mogk und Golther, dadurch dass er Frey, Heimdall, Baldr von dem himmelsgotte trennt und in ihnen eine besondre gruppe der sonnen-, sommer- oder naturgottheiten erblickt. es bildet dies ein hauptthema seiner abhandlung. mir ist diese auffassung, die auf viele einzelfragen einfluss übt, durch M. wahrscheinlich geworden. eine gegnerschaft allerdings zwischen diesen sonnengöttern und dem himmelsgott kann ich in germanischen quellen nirgends erkennen : der Vanenkrieg bietet zu wenige vergleichspuncte mit dem kampf der Kroniden und Titanen dar (s. 273), und Hǫð : Baldr möcht ich nicht neben Zeus : Phaethon stellen (s. 274), sondern zu dem typus finsternisdämon : lichtgott. auch würde man nach der parallele Heimdall : Loki, Frey : Surt (Apollo: Typhon) als gegner des Fenri nicht sowol den Tý (s. 222) als einen aus der Vanengruppe erwarten, wenn es überhaupt geraten wäre, in diesen einzelheiten der epischen ausgestaltung eine naturmythische folgerichtigkeit zu suchen.

Auch ein paar weitre spuren des himmelsgottes halt ich für trügerisch. bei der *Forneótes folme* hat gewis JGrimms hinweis auf die abgerissene hand Grendels (Myth. I 199) den vorzug vor der gleichsetzung mit der abgebissenen hand Týs (s. 224). die beziehung von *heklumaðr* auf den himmel ist abzuweisen, der dunkle mantel (über *blár* vgl. Arkiv 9, 189) könnte nur auf die wolke gehn; und bei *Síðhǫttr* würd ich an M.s stelle eher an den petasos des windgottes Hermes erinnern. für die annahme, dass Wodan auch als herscher der totenhalle einen ältern abgelöst habe, dürfte das s. 266 ff ausgeführte nicht genügen.

Wenn M. Loki und Wodan ebensowenig wie Frey und ge-

nossen als ausflüsse des himmelsgottes gelten lässt und s. 251 bemerkt: 'welchen anlass hätten wir, für die urzeit einen solchen monotheismus vorauszusetzen?', so stimm ich ihm rückhaltlos bei. in der tat trägt man bedenken, da mit hypostasen zu operieren, wo die verglichenen göttertypen ihrem ganzen poetisch-malerischen bilde nach so ungeheuer verschieden sind wie Loki, Wodan und der vorauszusetzende himmelsgott. aus demselben grunde zögert man, die kerngestalt des Thor aus dem Tîu abzuleiten. Muchs versuch in dieser richtung, s. 227 ff, vermag, bei vielem ansprechenden und geistreichen im einzelnen, nicht recht zu überzeugen. er geht davon aus, dass Tîwaz, der germanische Zeus, die blitzwaffe besafs (s. 227); ferner dass **Ferhūnaz-Fiǫrgunn* ein beiname des himmelsgottes war (s. 204 ff. 230). da nun lit. *Perkúnas*, slav. *Perunŭ*, die M. als entlehnungen aus dem germanischen fasst, auf einen donnerer hinweisen, entsteht für M. die frage (s. 230), 'ob hier ein alter beiname des donnernden himmelsgottes auf den neugeschaffenen selbständigen donnergott übertragen worden war, was möglich ist, oder ob die Goten letzteren etwa gar nicht kannten und die befugnisse des *Týr* und *Þórr* noch in éiner hand vereinigt liefsen'. beide annahmen scheinen mir entlegener als die einfache gleichstellung von **Ferhunaz* und **Þunraz*. hiermit liefse sich die bedeutung 'peraltus', die M. für *Ferhunaz vorschlägt, wol vereinigen, ebenso die weibliche *Fiǫrgyn* als mutter Thors, — wogegen freilich der männliche *Fiǫrgynn* in seinem verhältnis zu Frigg unklar bliebe. darauf, dass die Goten den fünften wochentag nicht nach *Þunraz benannten (vgl. bair. *pfinztag*), wird M. selber kein gewicht legen wollen (s. 231); denn es böte sich hier dieselbe erklärung dar wie bei dem schwäbischen *aftermæntig* (s. 253): 'ist hier der name eines besonders angesehenen gottes mit absicht unterdrückt?' indessen wissen wir ja gar nicht, ob die Goten neben dem 'fünften tag' die übrigen wochentage nach den göttern benannt haben.

Die abspaltung des donnerers vom himmelsgott, sagt M. s. 230, muss der erhöhung des windgottes vorausgegangen sein. dies steht aber der meinung entgegen, dass der 'Mars' der Germ. c. 9 noch den Tîwaz + den donnergott umschlossen habe (s. 231), weil Mercurius hier schon als höchster auftritt. — was Thors waffe anlangt, so lehnt es M. mit recht ab, dass uns das wort 'hammer' in die steinzeit zurückführe. aber die grundbedeutung 'stein', vorausgesetzt, dass sie richtig sei [1], nötigt uns überhaupt nicht, den hammer Thors, den litterarischen zeugnissen zuwider,

[1] man berücksichtige, dass an. *hamarr* nicht 'stein' schlechthin und als material bedeutet, sondern 'klippe, felszacke' u. ähnl. (auch in dem ersten der belege bei Fritzner s. v.). GVigfússon übersetzt geradezu 'a hammer-shaped crag, a crag standing out like an anvil', indem er die bedeutung 'malleus' als die ältere nimmt. aber auch wenn sie die jüngere ist, kann bei der benennung des gerätes seine form das bestimmende gewesen sein.

steinern zu denken. wenn das mythische gerät erst aus einer zeit herrührt, wo der menschliche hammer vorwiegend metallen war, hatte man auch bei dem göttlichen keinen anlass, an stein zu denken. M. glaubt allerdings, aufgefundene werkzeuge aus der steinzeit — die man bekanntlich oft als blitzsteine deutete — hätten die vorstellung von Thors hammer erst erzeugt. natürlicher finde ich die auffassung, wie sie zb. in Saxos worten ligt (l. XIII p. 630) : *cupiens enim antiquitas tonitruorum causas usitata rerum similitudine comprehendere, malleos, quibus coeli fragores cieri credebat, ingenti aere complexa fuerat, aptissime tantae sonoritatis vim machinarum fabrilium specie imitandam existimans.* nicht der optische eindruck des blitzes (s. 231), sondern der akustische des donners führte auf den hammer, wie ja überhaupt die naive anschauung im donner nicht die unschädliche begleiterscheinung des blitzes erfasst.

M. vergleicht sehr viel aufsergermanisches, nicht nur bei wortverwantschaft, sondern auch bei inhaltlicher ähnlichkeit. von der frühern, längst in miscredit geratenen mythenvergleichung unterscheidet sich das verfahren dadurch, dass nicht urverwantschaft, sondern spätere wanderung angenommen wird. bei der parallele Gefion : Dido erwägt M. phönikischen einfluss, vermittelt durch die Kelten (s. 265). — angesichts der im kunsthandwerk handgreiflichen steten verbindung des nordens mit dem süden ist es klar, dass man sich nicht auf die zwei factoren, urverwantschaft und späte litterarische zufuhr, beschränken darf; es gibt ein breites gebiet zwischeninne. M. bringt diesen standpunct, der sich schon in verschiedenen bezirken heilsam geäufsert hat, für die germanische göttersage nachdrücklich zur geltung. wieweit die nahe übereinstimmung zwischen keltischer und germanischer religion stich hält, darüber möcht ich mir kein urteil erlauben. die griechische mythenwelt, so häufig sie von M. herangezogen wird, zeigt gerade in der ausgestaltung der grofsen götter mehr unterschiede als gleichheit — obwol man sichs auf dem boden der neuen entlehnungstheorie viel bequemer macht und das irgend vergleichbare heraushebt, ohne erst fragen zu müssen, ob es wol in die vorgriechische zeit zurückreiche. wie ungleich sind die hauptrollen verteilt! wie unvollkommen deckt sich ein einzelner germanischer gott mit einem einzelnen griechischen! wird nicht einer interpretatio graeca zuviel zugemutet, wenn M. aus dem zeugnis Herodots V 7 über 'Hermes' bei den Thrakern kurzweg folgert : Wodan sei mutatis mutandis bei den Thrakern nachgewiesen (s. 268), Kelten-Germanen-Thraker hätten hier eine gemeinsame entwicklung vollzogen (s. 253)? man müste doch wissen, welche züge des griechischen Hermes bei dem thrakischen gott widerkehrten.

Ich habe noch das allgemeine bedenken, dass M. das der entlehnung verdächtige gut zu viel als naturmythisch-religiösen,

zu wenig als märchenhaft-novellistischen stoff behandelt[1]. vgl. s. 246 ff : wegen der ähnlichkeit Bǫdvild : Athene soll die erstgenannte eine germanische kriegsgöttin sein; s. 217 : bei der beziehung des einhändigen Tý zu dem keltischen Nuada, Nudd soll es sich um einen 'austausch heidnischer religiöser vorstellungen' handeln, der nur in urgermanischer zeit in Deutschland erfolgt sein könne. auch glaub ich, dass M. in den vorliegenden litterarischen quellen zu viel mythisch-deutbares sucht. s. 272 soll der tod Ulfheđins Fms. III 183 in dem tode Freys ein gegenstück haben. in der erzählung der Völsungasaga c. 1 von Lióđ mit dem apfel werden andre ein märchenmotiv sehen, das mit costümstücken aus der isländischen mythologischen überlieferung ausstaffiert ist : M. entwirft eine uraltertümliche grundform und vergleicht *Κορωνίς*, die mutter des Asklepios, und eine phrygische phallische sage (s. 275). der stammbaum Fornióts (Fas. II 3), der mir wie ein richtiges zerrbild echt-mythischer fabel vorkommt, wird s. 224 auch wider zu einem kühnen schlusse benutzt. die deutung der germanischen mythen ist hinter der der griechischen so unendlich im nachteil, weil wir von gottesdienstlicher überlieferung nur ärmliche reste haben, die bildende kunst fast ganz mangelt und blofs das dritte und undeutbarste, die unterhaltungslitteratur, reichlicher vorhanden ist.

Da sich die abhandlung auf einem so viel bearbeiteten felde bewegt, kommt sie oft in die lage, bekannte beweisstücke und hypothesen kritisch sichtend vorzunehmen, und in diesen teilen ligt nicht zuletzt ihr verdienst. man muss wünschen, dass der verf., der im wesentlichen als sprach- und mythenvergleicher vorgeht, auch fernerhin sein ausgebreitetes wissen und seine glänzende combinationsgabe der germanischen götterlehre zu gute kommen lasse : die mehr in der litteraturgeschichte wurzelnde betrachtung wird immer viel von ihm zu lernen haben.

Berlin, 9 october 1899. ANDREAS HEUSLER.

Yule and Christmas. their place in the Germanic year. by ALEXANDER TILLE, ph. d. lecturer in German language and literature in the university of Glasgow. London, David Nutt, 1899. 218 ss. 4°.

In ururzeiten haben die Indogermanen ein zweigeteiltes jahr gehabt, in urzeiten haben sie dann von Ägyptern oder Semiten ein sechsteiliges übernommen, ohne aber deswegen das ururzeitliche aufzugeben. dies, wenn ich den autor recht versteh, der inhalt des 1 capitels. worauf gründet sich nun die zweiteilung des ururjahres? auf Schraders schrift Die älteste zeitteilung des idg. volkes (Samml. gemeinverständl. wissenschaftl. vortr. XIII 296. Berlin 1878). in desselben verf.s Sprachvergleichung und urgeschichte (Jena 1883) s. 58 hätte T. bereits einen verschämten rück-

[1] in stärkstem gegensatz dazu steht vdLeyen (Das märchen in den göttersagen der Edda, Berlin 1899), der zugleich die entlehnungen in eine ganz späte periode verlegt.

zug finden können [1], da dort eine unterscheidung angenommen wird 'zunächst zwischen dem schneereichen winter und einer freundlicheren jahreszeit, die wider vielleicht schon frühzeitig, in einen vorsommer (lat. *ver*, griech. ἔαρ etc.) und einen hauptsommer (ahd. *sumar*, altkymr. *ham*, zend *hama* : skrt. *sámá* halbjahr [2]) geteilt gedacht wurde'. factum ist, dass wir 3 jahreszeitennamen überliefert haben : daraus auf eine zweiteilung zu schliefsen, ist kühn (s. Schmidt Urheimat d. Idg. 22 ff). ich möchte auch nicht auf eine dreiteilung schliefsen, obwol sie möglich ist, so gut wie eine zwei- oder vierteilung, wenn die vierte jahreszeit etwa in jedem gau des Indogermanenlandes einen andern namen führte. 'dann müste man auch aus dem fehlen einer gemeinidg. bezeichnung der milch folgern, dass die alten Idg. nicht mit muttermilch gesäugt wurden' (Kretschmer Einl. in d. gesch. d. griech. sprache 68). so steht die ururzeitliche zweiteilung auf schwanken füfsen. wie verhält es sich nun mit der in der urzeit entlehnten sechsteilung? sie soll bewiesen werden: 1) durch die altindische jahresteilung; diese ist aber gewis nicht altertümlicher als etwa die 6 jahreszeiten des Thukydides (s. Unger in Müllers Handb. d. class. altertumswissenschaft I 562) : schon Schrader hat in erstgenannter schrift (s. 22) darauf hingewiesen, dass der Rigveda nur 4 jahreszeiten kennt. 2) durch die germanische. hier wird eine sechsteilung erschlossen aus der ungeschickten verdeutschung je zweier (aber auch dreier!) römischer monatsnamen durch einen deutschen : überliefert ist die sechsteilung in alter zeit nirgends. da haben wir wol auch auf ein doppeltagsystem in der woche zu schliefsen, weil *Sonnabend* und *Sonntag* im grunde den gleichen namen führen und auf einander folgen, und dienstag im Augsburgischen *aftermæntig* heifst [3]? vor der annahme der Grimmschen zusammenstellung von *juleis* etc. mit dem cyprischen ἰουλαῖος hätte T. schon das ags. *geohhol*, das doch nicht davon zu trennen ist, bewahren sollen, da es auf *hw*, *gw* im inlaut weist (Zupitza Die german. gutturalen s. 64). die andern von Beda überlieferten ags. monatsnamen will er ebenfalls aus einer nicht-arischen sprache herleiten: es ist ihm aber wol selbst nicht ernst damit, denn er gibt durchaus keinen fingerzeig, wie er das anfangen will. aus der zweiteilung und der sechsteilung soll sich nun eine dreiteilung (in drei grofshunderte von tagen) auf unbekanntem wege entwickelt, alle drei jahreinteilungen aber immerwährend noch nebeneinander existiert haben. auch diese letzte entwicklung muss wol noch in vorgeschichtlicher zeit stattgefunden haben, da Griechen und Germanen sie teilen. was nun die Griechen anlangt, so haben diese, wie mir scheint, immer 4 jahreszeiten gehabt, die zu Homers zeiten noch ungleiche zeiträume bezeichneten, was später

[[1] vgl. indessen die 2 aufl. (1890) s. 436. E. Sch.]

[2] Kluge Etym. wb.[6] 367 gibt an skr. *samá* jahr; genau zu *sumar* stimmt das armen. *amarn*, gen. *amar-an* (Brugmann Grundr. I[1] § 232). [3] Kluge aao. 77.

als störend empfunden wurde, so dass sich aus seiner ὀπώρα, die schon ende juli begann, die unserem herbst entsprechenden μετόπωρον und φθινόπωρον entwickelten. der name ὀπώρα sieht ja freilich nicht sehr alt aus, aber ebenso wenig ist θέρος für den sommer alt und doch der begriff schon gemeinindogermanisch, wie von keiner seite geleugnet wird. mehr schein hat die dreiteilung des jahres bei den Germanen. Tacitus berichtet, die Germanen (dh. die Germanen, von denen ihm sein gewährsmann nachricht gab) hätten keinen namen für den herbst gekannt. ich sehe keinen grund an dieser angabe zu zweifeln. daraus schliefst er, dass sie auch den begriff nicht gehabt haben, und T. folgt ihm darin. was er zur unterstützung vorbringt, ist aber schwach: es hätte nur 3 volksversammlungen (und damit im zusammenhang 3 miet- und zinstermine) im jahr gegeben — ja, wo steht denn, dass in jeder jahreszeit eine gehalten werden muste? und der schluss des Tacitus ist wol naheliegend, aber durchaus nicht berechtigt: nach verschiedenen analogien kann ich mir sehr wol denken, dass seine Germanen 3 jahreszeiten mit namen bezeichneten, die vierte aber nur 'von mittsommer bei wintersanfang' benannten. die Norweger hatten nur für 4 monate eigentliche namen, dann zählten sie weiter: 1 und 2 frühling-, 1 und 2 sommer-, 1 und 2 herbst-, 1 und 2 wintermonate. mischung von benamung und namenlosigkeit bei einteilungen kommt mir durchaus nicht unwahrscheinlich vor. wo ich hinsehe, find ich eigentlich nichts als unsere 4 jahreszeiten, meist mit stärkerer betonung zweier darunter, der heifsen und der kalten, was auch unserem modernen gefühl nicht widerspricht.

So steht dieses erste capitel in der luft und mit ihm die andern, die darauf gebaut sind. das altgermanische jahr werden wir uns wol nach Bilfingers bezeichnung (Untersuchungen über die zeitrechnung der alten Germanen I. Das an. jahr. Stuttgart 1899) als ein 'naturjahr mit mondmonaten' vorzustellen haben. ob es einen auf den tag bestimmten anfang hatte, ist mir ganz zweifelhaft: man rechnete wol vom eintritt der kalten jahreszeit bis zum widereintritt derselben. die monateinteilung ist davon nur insofern abhängig, als man mit dem nach beginn des neuen jahres fallenden neumond dieselben frisch zu zählen beginnt, doch muss der jahresanfang nicht auf einen neumond fallen und kann die zahl der monate innerhalb eines jahres zwischen 12 und 13 schwanken. aufserdem geht T. von der falschen voraussetzung aus, dass die Germanen 'purely nomadic cattle-keeping tribes' gewesen seien 'at the dawn of history', eine voraussetzung, die mir durch Muchs aufsatz 'Waren die Germanen wanderhirten?' (Zs. 36, 97 ff) endgültig abgetan scheint, ja die wol nicht einmal für die Indogermanen zutrifft, da die alte anschauung, als wäre die ausschliefsliche viehzucht ein notwendiges vorstadium des ackerbaues, doch einmal aufgegeben werden sollte (vgl. Grofse Die formen

der familie s. 29, Bücher Die wirtschaft der naturvölker s. 8 ff). die deutung eines einzelnen calenders aus dem 14 jh., wie des von T. s. 21 angeführten Xantener, kann natürlich nicht ohne genaue erforschung des ganzen zugehörigen materials in der gewissenhaften weise Bilfingers gegeben werden; doch zeigen schon die daten 11 nov., 13 jan., 17 märz, 12 mai, 12 juli, 17 sept., dass wir es mit einem durchaus christlichen calender zu tun haben, der den wintersanfang (und damit allerdings nach volkstümlicher weise den jahresanfang) auf den Martinstag festgelegt hatte, dann aber nach der doch natürlich nicht germanischen 7 tägigen woche weiter rechnete: denn zuerst kommen 2 × 9 wochen, dann 2 × 8 wochen mit einem *sumarauki* von 5 tagen, die setzung des 17 septembers als grenzscheide zwischen den beiden übrigen abschnitten erklärt sich wol am leichtesten dadurch, dass in dem jahre, für das der calender bestimmt war, der herbstquatember (di. der mittwoch nach kreuzerhöhung) wie in den jahren 1315 und 1326 innerhalb des 14 jhs. (Grotefend Handb. d. hist. chronologie s. 123) eben auf diesen tag fiel. worauf die sechsteilung dieses jahres beruht, vermag ich nicht zu sagen; jedesfalls haben wir in einem solchen späten, complicierten, durchaus christlichen calender nichts besonders ursprüngliches zu suchen.

Die deutung des von Tacitus Ann. I 50 erwähnten festes der Marsi auf das winteranfangsfest (s. 24 ff) geht von der voraussetzung aus, dass die Germanen nur jahreszeitenfeste gekannt hätten; richtiger ist es wol (vgl. EHMeyer Germ. mythol. 288, Müllenhoff Zs. 23, 24 ff) auf das fest der gleich nachher erwähnten göttin *Tanfana* gedeutet worden. die erste erwähnung des Martinsfestes bringt vielmehr das concil von Auxerre (573—603; vgl. Gröber Zur volkskunde aus concilienbeschlüssen und capitularien. KWeinhold zum 26 october 1893, nr 4. 5. 18), welches allerhand abergläubische gebräuche an den vorabenden der heiligentage, besonders aber des Martinstags, ebenso wie (can. I) die am neujahrstage, und so wie (can. XI) die schmausereien in der weihnacht und osternacht untersagt. daraus ist nichts zu schliefsen, als dass Martin ein in dieser diöcese besonders hoch verehrter heiliger war. dass diese verehrung später nicht auf Südfrankreich beschränkt blieb, wissen wir allerdings. wann in einer gemeinde geschlachtet wurde, hieng natürlich vor allem von wirtschaftlichen gründen ab : jede solche allgemeine schlachtung wurde aber als ein fest begangen, und ein teil des geschlachteten gehörte den göttern. so erklärt es sich, dass die schlachtfeste und mit ihnen die opferfeste auf verschiedene daten fallen, dass in England der *blótmónath* der november, in Schweden der october ist, ebenso wie in Island der *gormanaðr*, während in Deutschland der *schlachtmant* da und dort bis zum december herunterrückt (vgl. Jahn Die deutschen opfergebräuche 251 f). aber das datum der schlachtfeste ist gewis nicht von cultlichen erwägungen, sondern von

ökonomischen bestimmt und der cultus umgekehrt zeitlich von ihnen abhängig, wie ja T. selbst (s. 64 ff. 72) sehr hübsch anführt. das hat ursprünglich wol weder etwas mit einem auf den tag fixierten wintersanfang noch mit Martinstag zu tun, hat aber natürlich in jenen gegenden, wo das grofse schlachten mitte november stattfand, auf die art der festlichkeiten des Martinstags eingewürkt. ebenso sind auf dasselbe die ursprünglich gewis auch nicht auf einen tag fixierten, nach beendung der wintersaat zur abwehr der dämonen (kaum zur verehrung der götter) angezündeten feuer verlegt worden.

Ob diese verschiebung der wintersaat- und der schlachtfestbräuche der festsetzung des ehemals wandelbaren winter- und jahresanfangs durch die kirche auf Martini vorangegangen oder nachgefolgt sind, wüste ich nicht zu sagen. aber durch die kirche ist es natürlich geschehen, und die Westgoten haben es durchaus nicht, wie T. (s. 36) meint, nach Spanien mitgebracht, sondern aus Südfrankreich aus erster hand empfangen. dass der tag- und nachtgleiche bei der bisherigen speculation über den germanischen calender ein zu breiter spielraum gelassen wurde, glaub ich T. gerne; dass aber dieser begriff den Germanen erst aus den gelehrten kreisen zugänglich gemacht wurde, scheint mir unglaublich: dagegen spricht schon der jedesfalls sehr alte, mit einem kaum belegten simplex componierte ausdruck *sungiht*, welcher ebenso wie *sunnewende* keinesfalls blofs übersetzung von *solstitium* ist, da dieser das stillstehen, jene ausdrücke aber das sich-wider-in-bewegung-setzen der sonne bezeichnen, da auch *wende* hier nicht die änderung, sondern das einschlagen einer richtung meint. und dän. *solhverv* heifst natürlich das gleiche und nicht 'throwing of the sun' (s. 75).

Welche gründe die katholische kirche bewogen, gewisse festliche gebräuche und schliefslich das fest allerheiligen in den anfang des november zu verlegen, kann hier nicht untersucht werden: doch sind die beschlüsse südfranzösischer synoden und römischer päpste wenigstens kein voller beweis für das basieren auf germ. cult, da die anknüpfung an antike bräuche, über die wir ja leider nur sehr fragmentarisch unterrichtet sind, mindestens ebenso nahe läge.

Das dogma vom ursprünglichen monotheismus der Germanen, zu dem sich auch T. (s. 77) bekennt, fängt an gefährliche dimensionen anzunehmen. spukt nicht noch die alte vorstellung dahinter, dass die ersten menschen furchtbar gescheit gewesen sind, so gescheit wie wir selbst, dass sie dann degenerierten, bis die offenbarung sie endlich wider emporhob? halb schüchtern wird ein weibliches princip neben dem männlichen zugegeben. am consequentesten hat Mogk diese lehre ausgebildet: alle götter sollen hypostasen des einen *Tiwaz* sein. gerade diese consequenz der durchführung wird mit der zeit wol manchen die augen darüber öffnen, dass man hier 'auf einer schiefen ebene unaufhaltsam

hinabgleite' (Usener Götternamen 275f). so ist schon Much stutzig geworden, ohne aber von dem princip sich lösen zu können: er hat nur (Der germanische himmelsgott. Abh. z. germ. philol. festgabe f. RHeinzel s. 189ff) für eine gruppe von göttern, bei denen die hypostasenmethode allzu auffällig ins unwegsame führte, entlehnung von den Semiten angenommen[1]. aber so kommt man nicht weiter: man muss mit dem princip brechen. wenn selbst *Tîwaz* der einzige überlieferte name ist[2], so muss es darum nicht der einzige überlieferte gott sein. ebenso leicht wie in urgermanischer nehm ich in indogermanischer zeit hypostasen an. eines der idg. völker mag den eigentlichen namen, alle andern nur die beinamen des gottes erhalten haben, ebenso wie nur die Skandinavier uns den alten namen des frühlings bewahrt, die andern Germanen ihn durch eine neubildung ersetzt haben. so könnten *Indra* und *Thonaraz* (ich will es damit nicht gerade von diesen beiden behaupten) schon einen idg. besondern donnergott repräsentieren. andere götter haben sich wieder sicher nicht aus hypostasen eines gottes entwickelt, sondern sind aus der namenlosen menge der dämonenheere aufgetaucht, wie etwa die hebräischen *Aschmedai* und *Lilith* aus der nicht unterschiedenen masse der *Schedim*. nicht anders scheint mir der führer des seelenheeres, *Wôd-anaz* ('der wutschnaubende' oder 'geisthauchende'), wozu ein altes hypokoristikon im deutschen *Wôde*, *Wuote* erhalten ist, zuerst zu einem namen, dann zu göttlicher verehrung gekommen zu sein. aus der menge der *holden* hat sich ebenso die eine *Holda* als führerin hervorgehoben, die in den verschiedenen gegenden Deutschlands verschiedene namen hat, die man mit vergeblicher mühe alle auf *Frija* zurückleiten will. was verlangt man mehr zum nachweis, dass wir nicht w e n i g e r sondern m e h r götter, je weiter wir zurückgehn, anzusetzen haben, als die tatsache, dass zwei als die ältesten überlieferten götternamen, sich später nur mehr als beinamen Freys und Oðins nachweisen

[1] die ähnlichkeiten gehn wol weiter, als er selbst annimmt: nicht nur *Freyr* ist gleich *Baal*, *Freya* = *Baaltis*, sondern auch *Baldr*, der durch seinen bruder *Váli*, di. der kleine Vane, als zugehörig erwiesen wird, ist gleich *Moloch* 'könig', oder *Adonis* 'herr'. *Niǫrdr*, *Nerthus*, wenn wir sie zu gall. *nertos* 'kraft' stellen dürfen, haben ihre entsprechung in semit. *ēl*, das als 'der starke' gedeutet wird (s. Marti Gesch. d. israel. religion s. 25). die *vanir* sind wol nichts als die bewohner, die *landvættir* eines in besitz genommenen, freundlichen landstriches (wobei man auch mit dem begriff des zeitweiligen aufenthalts auskommt, wenn man, wie Kraus meint, den begriff von *wonen* gegen *bûwen* urgieren müste). auch sie haben ihre semitische parallele: 'die göttlichen mächte waren nicht von einander zu unterscheiden, und *elôhim* bezeichnete wol die summe der göttlichen wesen, die an einem orte hausten' (Marti aao. s. 26). die *vanir* fliefsen mit den *álfar* und diese mit den seelen zusammen, wie auch I Sam. 28, 13 das gespenst *elôhim* heifst. alle diese ähnlichkeiten scheinen mir aber so in der natur der sache zu liegen, dass sie die annahme einer entlehnung nicht genügend begründen. [2] Kretschmer aao. 78 hat allzu bereitwillig Bremers zweifel geteilt; vgl. Kögel Gesch d. deutschen litt. I 14 anm.

lassen : *Yngvi* und *Jǫrmunr*? wer würde der abgeblassten *Hlóðyn* einen cult zutraun, wenn nicht die sicher zugehörige *Hludana* dafür zeugte? wer nicht *Fulla* für eine späte erfindung halten, wenn der Merseburger spruch uns zufällig verloren wäre? *Thrymr* steht neben *Thórr* nicht anders als *Hyperion* neben *Helios*, als *Alexikakos* neben *Apollo*. die allitteration mit *Vóðenn* zeigt, dass *Vile* und *Vé* wenigstens nicht gar zu spät sein können, spätestens ins 8 jh. fallen müssen, wenn Noreen Aisl. gramm.[2] § 228 mit seiner datierung recht hat. was macht man sich für unnütze not mit den versuchen der identification aller von schriftstellern und inschriften überlieferten altgermanischen götternamen mit denen der Edda, statt sie frischweg als das gelten zu lassen, als was sie sich geben, als besondere götter! ich leugne durchaus nicht, dass hypostasen vorgekommen sind, aber ich möchte der mythenbildenden phantasie auch der späteren zeit nur ihr recht gewahrt wissen, dass sie ohne anlehnung an einen grofsen gott aus sich heraus nun kleinere götter schaffen konnte. so sind *Seaxneat*, *Gesecg*, *Andsecg*, *Sveppa*, *Sigefugel*, *Heðca* und *Bedeca* (Müllenhoff Beowulf s. 7 anm.) durchaus nicht hypostasen des kriegsgottes sondern ostsächsische 'sondergötter', an denen Usener seine freude haben könnte. auf 'die zahllosen heiti Oðins' hat schon RMMeyer Anz. XXIII 104 hingewiesen. auch die ags. monatsgöttinnen Bedas möcht ich nicht deswegen von der hand weisen, weil ihre namen aus den monaten abstrahiert scheinen. und was für die spätere zeit galt, hat für die frühere eher in erhöhtem mafse zu gelten. darum glaub ich durchaus nicht mit T. aao., dass der germanische götterhimmel so arm war, dass man bei der übersetzung der wochentagsgötter nicht einmal einen ersatz für *Saturnus* fand. das beweist nur, dass es keine interpretatio romana gab, die irgend einen deutschen gott durch *Saturnus* widergegeben hätte. der germanische götterhimmel war vielmehr so reich, dass ein wochentagsgott *Mars* in 3 verschiedenen gegenden durch je einen besonderen götternamen interpretiert werden konnte (*Ziu*, *Thinxus*[1] und *Er*), von denen freilich der erste das weiteste verbreitungsgebiet hatte, ohne dass aber deshalb die beiden andern sich als blofse hypostasen erweisen liefsen. wie die interpretatio romana schwankte, ehe sie eben durch die wochentagsnamen fixiert wurde, zeigt uns ja am besten der *Hercules*, der bei Tacitus für Donar eintritt. also von dem standpunct aus könnten die Germanen

[1] das ist sicher nichts als ein gott des dingfriedens, den mit Mars zu identificieren die Römer durch sein symbol, den speer, veranlasst sein mochten. dingversammlung und heeresversammlung fallen vielfach, aber doch nicht ganz zusammen, insofern als an ersterer auch die nicht mehr waffenfähigen greise teilnehmen. in dem *Tustingso*, das Hübner (Scherer Kl. schr. I 535) als fehler für *Tiwo Thingso* fassen wollte, könnte man einen dem *Thinxus* entgegengesetzten 'sondergott' (vgl. got. *tuz*, ahd. *zur*) der *dincslete* sehn, dem man so gut altäre errichten mochte, wie die Griechen dem *Φόβος* (Usener aao. 369) opfer brachten.

sehr wol einen sonnendienst gehabt haben, den T. leugnet und auf den allerdings aufser der nachricht Cäsars sonst wenig weist (vgl. Meyer Germ. myth. § 21. 24. 25. 349. 375. 376).

Consequenterweise hält T. (s. 82) den begriff des monats für durchaus nicht indogermanisch, den Germanen insbesondre erst durch die Römer vermittelt. er macht sich den beweis einfach, indem er die vorsichtige ausdrucksweise einzelner forscher, mit der sie sich für die altidg. herkunft dieser monatseinteilung aussprachen, als ein indicium gegen dieselbe verwendet. Kluge (Et. wb.[6] 272) aber hat aus guten gründen das 'vielleicht', mit dem er früher (Et. wb.[5] 260) die behauptung altidg. herkunft einschränkte, weggelassen, Franck (Et. woordenboek 603) hatte sie sofort 'bepaald' behauptet. es wäre ein merkwürdiger zufall, wenn unabhängig von einander die verschiedenen idg. völker darauf gekommen wären, den durch lauf und gestalt des planeten gemessenen zeitraum einfach durch den namen dieses planeten zu bezeichnen. bezeichnet man doch auch das jahr nicht mit 'sonne', den tag höchstens in gehobener sprache, wo auch lat. *luna*, franz. *lune* ab und zu vorkommt. eine übersetzung des lat. *mensis* ist aber *mênô(þ)* gewis nicht.

Ich will nicht weiter fortfahren, die unbegründeten hypothesen T.s zu bekämpfen. eigentlich sind sie auch gar nicht die hauptsache in seinem buch, aber so pompös vorgetragen, dass man sie leicht für die hauptsache halten könnte. den kern seiner arbeit halt ich für gesund. er hat, wie mir scheint, mit guten gründen die meinung erschüttert, dass die gebräuche um martini erst von michaelis, das als eigentlicher winteranfang zu gelten habe, übertragen seien, hat sehr plausibel gemacht, dass Beda nur von dem jahr seiner christlichen mitbürger spricht und nicht als zeuge für ein heidnisches julfest geführt werden kann, und dass begriff und name der zwölften dem kirchlichen *dodekahemeron* entspringt, er hat die annahme eines altgermanischen wintersonnenwendefestes als unbegründete behauptung erwiesen, und die gebräuche um jene zeit überzeugend aus den antiken der *Saturnalia, Brumalia* (vielleicht auch der *Matronalia*), *strenae, tabulae Fortunae* hergeleitet, ohne zu verkennen, dass allerhand deutscher aberglaube, der zu den verschiedensten zeiten des jahres prakticiert wurde, damit verschmolzen ist. über einzelnes will ich mit ihm nicht rechten. er hat sich durch Weinholds vorwurf (Zs. d. ver. f. volksk. 4, 100), er 'hätte manchen irrtum vermeiden können, wenn er über die deutsche jahrteilung die richtige ansicht hätte', verleiten lassen, diese ansicht zur stütze eines ältern buches beweisen zu wollen. das war nicht nötig und hat nur geschadet, indem es schuld trägt, dass das lob seiner arbeit hinter dem tadel zurücktreten muss. die aufsenwerke haben die probe nicht bestanden, die eigentliche festung aber scheint mir solid gebaut.

Bern, 14 november 1899. S. Singer.

Heinrich von Veldeke und die mittelhochdeutsche dichtersprache. von Carl Kraus. mit einem excurs von Edw. Schröder. Halle, Niemeyer, 1899. xv und 189 ss. 8°. — 4 m.

Das problem der sprache Veldekes, die sowol fürs hd. wie fürs nd. in anspruch genommen werden konnte, hat einen unserer tüchtigsten jüngern philologen seit jahren von neuem beschäftigt. seine ansicht, die bereits vor zwei jahren auf der Dresdner philologenversammlung den fachgenossen bekannt geworden war, ligt jetzt ausführlich begründet vor. während Braune und Behaghel beim versuch, Veldekes sprache als rein niederländisch oder maastrichtisch zu erweisen, auf schwierigkeiten gestofsen waren, die sie mit annahmen ad hoc umgehn musten, gelangt die neue untersuchung unter vorsichtiger erwägung der tatsachen zu dem ergebnis, dass die sprache eben nicht rein maastrichtsch sein könne. Kraus sucht zu erweisen, dass das streben des dichters in der Eneide 'in erster linie darauf gerichtet war, reimwörter zu verwenden, die sich ins hd. übertragen liefsen, ohne dass die reinheit des reims darunter zu leiden brauchte', ein streben, das aber durch die reimnot und die beschränkte kenntnis des dichters von dem was im hd. als dialektisch erscheinen muste, in gewissen grenzen gehalten, auch durch stimmungen und gelegentliche unaufmerksamkeit beeinträchtigt wurde. das gleiche gilt auch schon für Veldekes andres gröfseres gedicht, den ältern (s. 166 anm.) Servatius, wenn auch hier das mundartliche in noch etwas stärkerem grade anerkannt werden muss. dagegen hat V. seine lieder in reinem nl. gedichtet.

Die überaus gründliche arbeit ist von einem mangel geschädigt worden, dessentwegen man dem einzelnen kaum einen vorwurf machen kann. die deutsche philologie ist ja gewohnt, an der nl. grenze ganz schroff halt zu machen. auch das gebiet des mnd. und selbst des alts. würdigt sie nicht wie es sich gehörte, und auch die erkenntnis, dass eine menge von sprachlichen und andern culturbeziehungen zwischen den verschiedenen gebieten hin und her gehn, hat vorläufig noch wenig abhilfe gebracht. K. hat sich darauf beschränkt, stücke von 10 mnl. dichtungen zu vergleichen, um die heimatssprache Veldekes festzustellen, und daneben, wie es scheint, recht spärlich, oder auch nachträglich, vHeltens Mnl. spraakkunst und Kerns einleitung zu den Limburgischen sermoenen benutzt. von den texten ist die hälfte flämisch, und von den übrigen kommt nur einer, die Christina, einigermafsen landschaftlich in Veldekes nähe. das ist so, als ob einer durch ein kleines fenster in einer dicken mauer in eine landschaft hinausschaute; und ich habe das gefühl, als müste ich ihn an die offne tür leiten und ihn freundlichst einladen, doch ins freie hinaus zu treten. ich glaube K. gerne, dass er sich von der dürftigkeit der ihm zu gebote stehnden hilfsmittel überall beengt gefühlt hat. aber ich meine, in den jahren, in denen

er dem problem oblag, hätte er dem mangel doch wol abhelfen können und abhelfen müssen bei der wichtigkeit, die die sache beansprucht [1]. er ist weit von der richtigen vorstellung entfernt, wenn er nicht nur den durchschnitt aus jenen 10 mnl. texten im grofsen und ganzen auch für Veldekes heimatssprache nimmt, sondern auch im einzelfalle einen reim, den andre nl. dichter gebrauchen, ohne weiteres, und ganz ausdrücklich mit dieser begründung für V. als rein ansieht (prät. *hilt : schilt* 'scutum', s. 106). wol in den meisten fällen, in denen K. nachweist, dass V. einen reim nicht gebrauchte, der sich bei den Niederländern findet, wird tatsächlich nur bewiesen, dass er sich der in Maastricht oder einem andern centrum seiner heimat zu seiner zeit gebräuchlichen schriftsprache bediente. der abstand zwischen K.s voraussetzung und der würklichkeit wird noch gröfser durch die tatsache, die auch in seinem buche mit Schröders worten (s. 189) ausdruck findet: 'als unser dichter zu schreiben begann, gab es keine nl. litteratur und keine nl. schriftsprache'. auch wenn man die sache nicht ganz so schroff hinstellen mag, so ist doch jedesfalls so viel an ihr richtig, dass selbst dann, wenn in der mitte des 13 jhs. in der limburg. schriftsprache oder sogar später in der dortigen volkssprache eine sprachform sich nachweisen lässt, damit nicht ohne weiteres auch ihr vorkommen am ende des 12 jhs. verbürgt ist. man kann die sachlage nicht mehr verkennen, als es K. s. 30 tut. V. reimt nur die form *geslechte* (einfach weil es die limburg. form ist), nie die unumgelautete *geslachte*, die im nl. die regel bildet. dass daraus nicht folge, V. sei die letztere form überhaupt unbekannt gewesen, zeige zb. Flore, wo neben *geslachte* auch *geslechte* reime. aber der Flore beweist hierin für V. gar nichts. K. geht vom normalmnl. aus, von dem er in einem 1 cap. 11 puncte, und die zt. noch zweifelnd, als nichtlimburg. in abzug bringt, statt V. als hauptzeugen für eine locale litteratursprache zu nehmen, die sich noch jahrhunderte später in vielen puncten vom nl. unterschied, wie das bei Braune und Behaghel und am klarsten bei JHKern hervortritt. auch meine übersicht im vorigen jahrgang von Taal en letteren hätte vielleicht noch dienste tun können.

Noch ein andres tut der sicherheit der ergebnisse abbruch.

[1] an den stellen, wo über den reim von *uo* mit andern *o*-lauten gesprochen wird, § 38, s. 78 anm. 2, s. 79 anm. 1 und s. 98 anm. 2, beeinträchtigt die unzureichende kenntnis des mnl. den gang der untersuchung. *gevloen* (und prät. *vloen*) hat trotz vHelten ohne jeden zweifel den diphthong *oe*, und die reime sind reine, ebenso wie einige andre kategorien, die K. als unreine in anspruch nimmt. vermutlich hat sich K. durch vHeltens darstellung irre führen lassen, während er sich andern orts besser hätte unterrichten können. eine anzahl andrer versehen greift wenigstens nicht weiter in die untersuchung ein. doch sei hier der angebliche plural *lider* (s. 20 anm. 1) berichtigt (an der betreffenden stelle ist 'corium' gemeint), sowie das [von Schröder verschuldete] misverständnis s. 69, als ob ich 'zweig' im nl. (*twijg*) für ein hd. lehnwort erklärt hätte.

K. berechnet nach andern dichtungen, wie oft die einzelnen reime im verhältnis vorkommen sollten, wobei er nicht vergisst, dass die zahlen nicht so genau genommen werden dürfen und allerlei besondre momente im einzelfalle zu berücksichtigen sind. aber er hat die möglichkeit solcher momente m. e. doch nicht genügend erwogen: stimmungen, die art des stoffes, das verhältnis zur quelle, das verhalten stilistischen und metrischen traditionen gegenüber und mancherlei andre — imponderabilien möcht ich sagen, wenn das wort nicht so unphilologisch wäre. das material ist doch lange nicht so empfindlich, wie K. voraussetzt, und nach meinen erfahrungen dürfen solche berechnungen nur mit ganz groben unterschieden arbeiten. in § 33 tut K. dar, dass V. die bindung von wörtern mit germ. *þ* und *d* (hd. *d* und *t*) untereinander stark einschränkt. der folgende § untersucht dann die fälle mit diesen consonanten hinter *l, m, n* und *r*. *lþ* und *ld*, *nþ* und *nd* werden anstandslos gereimt, aber hinter *r* zeigt sich alsbald wider deutlich die zurückhaltung. darin soll sich die bekannte Sieverssche beobachtung aussprechen, dass die grenze der verschiebung des *d* nach *r* viel weiter nördlich läuft als nach *l* oder *n*. es wäre ja recht schön, wenn das material und die methode würklich so empfindlich wären. allein V.s sprache kann ja mit jenem verschiebungsunterschied überhaupt nichts zu tun haben; wenn sie auf oberdeutsche lautformen wie *râten, siten* rücksicht nahm, muste sie es ja auch auf solche wie *swerte* tun. anders läge noch die sache, wenn man etwa betonen wollte, dass *rþ : rd* bei ihm sogar seltner seien als selbst intervocalische *þ : d*. aber ich fürchte, die ganze beobachtung ist reine täuschung. die einzigen wörter mit germ. *rþ*, die in betracht kommen, sind die beiden *erde* und *werden*. sie reimen dreimal mit germ. *rd*, dagegen 20mal untereinander. daneben stell ich nun die tatsache, dass das wort *stonde* 36mal mit germ. *nd*, aber nur 6mal mit *gonde, begonde* oder *konde*, die K. unberechtigterweise mit germ. *nd* statt mit *nþ* ansetzt, gebunden ist. so wenig man daraus schliefsen darf und schliefsen wird, dass die bindung von *nþ : nd* gemieden werde, so wenig berechtigt ist K.s schluss bei *rþ* und *rd*. beide wörter, *erde* und *werden*, gehören zu den formelbildenden, während unter denen mit *rd* kaum solche sind. die 10 wörter mit *rd*, die V. im reim braucht, kommen zusammen überhaupt nur in 33 reimpaaren vor. aufserdem führ ich noch folgendes an. in stark 10000 versen des Lancelot reimt *erde* 18mal zu *perde*, 2mal zu dem fem. subst. *werde*, dagegen nur 8mal mit wörtern, die hd. *rt* haben, trotzdem dem dichter von solchen *herde, swerde, verde* von *vart* und einige präterita zu gebote stehn. bei Gerh. vMinden (ed. Leitzmann) reimen *erde* und *werden* 6mal untereinander und nur 1mal eines der beiden wörter anders (*werde : herde*). wir werden unten noch andre beispiele kennen lernen, wie zb. die reime auf *mê* und *ê*, die uns zeigen,

dass manches nur zufall ist — zufall richtig zu verstehn —, was K. als bedeutungsvoll ansieht.

Bei der wichtigkeit des problems, dem wert, den K., nicht ohne berechtigung, auf seine eindringliche und durchdachte methode legt, und dem hierin sowie in der grofsen fülle des materials begründeten bestechenden charakter seiner arbeit dürfte es geraten sein, in eine besprechung der einzelheiten einzutreten.

In den 1 abschnitt, der die mnl. reime behandelt, die sich bei V. deshalb nicht finden, weil sie nicht limburg. sind, hätte also aus den folgenden noch viel anderes hineingehört. *ăr* und *ĕr* sind limburg. geschieden — *-wart* und *-wert* sind ablaute —; also entfällt auch die bedingte beweiskraft, die § 10 noch zulässt. aus den folgenden paragraphen heb ich hervor *bet, das* (auch die übrigen pronominalformen sind problematisch), *(ge)dwas, echt, vernoi, goom, heden* (Veld. kannte möglicherweise nur *hiden*), *hoe, houde, lier, loech* (präteritum), *ghemicke, port, raken, scern, scamp, geslachte, sochte* (prät. von *soeken*), *spoet, stoet, stont, treke* (so, nicht *trek*), *twint.* bei den allermeisten dieser wörter und formen ist es auf grund des uns bekannten materials oder sonstiger indicien unwahrscheinlich oder mindestens zweifelhaft, ob V. sie in seiner sprache gekannt hat, und unter dem, was der § 29 zusammenstellt, befindet sich recht wenig, was man überhaupt bei V. im reim erwarten könnte.

Im einzelnen hab ich noch das eine und andre hinzuzufügen.

Bei der besprechung von *hoe* übersieht K., dass das fragewort *wie* allgemein limburgisch ist. V. hätte also in jedem falle *wie* reimen können, und das fehlen von *hoe* und *wie* muss sich irgendwie anders erklären. in bezug auf *sochte* ist m. a. nach eher Behaghel im recht. wird doch aus Kern § 15b wahrscheinlich, dass *soeken* im limburg. eine andre als die nl. präteritumsform *sochte* hatte, die dann natürlich auch *roeken* zugestanden haben kann. es ist dann klar, warum die prät. der beiden wörter in der Eneide nur untereinander gebunden werden. im Serv. ist entweder neben der autochthonen form zweimal die nl. gebraucht, oder eher eine in dem spätern werk vermiedene reimungenauigkeit zugelassen. beim prät. von *stân* ligt die sache möglicherweise so, dass die alte form *stoet* V.s sprache gar nicht zukam, auch *stont* eigentlich nicht und darum nur ausnahmsweise gebraucht wurde, die geläufige form vielmehr die mit nasal und erhaltener länge gewesen ist. dass V. *lêren* in der bedeutung 'lernen' absichtlich gemieden haben sollte, ist schwer zu glauben. man wünschte dafür wenigstens den nachweis, dass der begriff auszudrücken gewesen und das wort würklich umgangen worden ist. mit *-wart, -wert* (s. 35) ist nichts bewiesen, denn die eine oder die andre form hätte V. ja auch bei rücksicht auf ein deutsches publicum gebrauchen können, und er vermeidet das wort doch

auch im innern des verses. selbst bei *ghemoet* und *spoet* bin ich nicht ganz überzeugt, dass sie absichtlich umgangen sind und kann auch der anm. bei *gemoet* nicht zugeben, dass die reimwörter auf *-oete(n)* sonderlich beschränkt seien. übrigens scheint es mir immer noch mit Lichtenstein möglich, dass in 5221 ein wort dieser sippe stecke; etwa *diere* (= *die dare*; oder *die hen*) *volgen*, *moeten* (*moeten* als verbalform). aus dem fehlen eines wortes im reim wie *tand*, das überhaupt nur 4 mal vorkommt, kann man aber wol gewis nichts schliefsen.

Selbst in einzelnen der fälle, in denen ich geneigt bin, mich K.s grundanschauung anzuschliefsen, würd ich weniger zuversichtlich sein. bei wortformen wie den participien *gevaen*, *gestaen*, *gegaen*, *geheven* wär es wol nicht richtig, sie für nicht maastr. zu erklären. aber es bleibt immerhin die schon geltend gemachte möglichkeit, dass sie erst nach V.s zeit aus der nl. schriftsprache eingedrungen seien. und sollen sie selbst zu seiner zeit schon vorhanden gewesen sein, so bleibt immer noch zu berücksichtigen, dass jede schriftsprache auch ohne rücksicht auf ein auswärtiges publicum die neigung hat, sich gewählt auszudrücken und ihre beschränkende auswahl auch auf die in der heimat gangbaren formen ausdehnen kann. in der regel wird in dem fall ja, wenn es sich um die auswahl einer ältern und einer jüngern, durch ausgleich entstandenen form handelt, die letztere den vorzug erhalten; doch mag individuell auch das umgekehrte vorkommen. diese frage drängt sich auch bei einem worte wie *trecken* auf; so lange noch ein andres gleichbedeutendes verbum daneben bestand, könnte es als zu alltäglich gemieden worden sein. K. hat einen in diesem sinne gemeinten hinweis Schröders (s. 18) vielleicht nicht genügend berücksichtigt.

Auch in den beiden folgenden abschnitten, die ich hier zusammenfasse, ligt für meine auffassung manches anders. am klarsten dürfte es sein, dass Behaghel wider mit den präteritis vom typus *hielt* und *gienc* im recht ist (§ 47). was Kern § 29 beibringt, spricht entschieden genug dafür, dass die formen mit diphthong (oder länge) die V. geläufigen waren, ähnlich wie wir es auch oben bei *stoent* annahmen. daneben hat er ausnahmsweise auch die formen mit gekürztem vocal gebraucht, die gleichfalls autochthon seiner sprache angehört haben könnten (Mnl. gr. § 153; Zs. 40, 33), oder aber als lehnformen anzusehen sind. eben so sicher ist, dass reime zwischen *ou* und *ô* aus *au* nach V.s eigener sprache ausgeschlossen waren; s. Kern § 62. eine erörterung des § 43 will ich mit *hie* beginnen, das K. auf vHeltens Spraakk. hin für unniederländisch erklärt. doch spricht vHelten gar nicht so bestimmt, und tatsächlich ist *hie* allgemein limburgisch; s. Kern Limb. serm., glossar s. v. desgleichen spricht nichts gegen die möglichkeit, dass *da* und *na* V.s geläufige formen waren; s. Kern unter den wörtern. dasselbe nehm ich von *ê* und *mê*

an; die formen *ér* und *mér* (nicht *mére* = ahd. *méra*) scheinen V. sogar gefehlt zu haben. die beiden wörter reimen dann unter einander, oder stellen sich ein, wenn *sé* und *wé* oder sonst ein wort auf *-é* zu binden ist, und es geht hierbei, wie in einigen andern von K. merkwürdig gefundenen fällen, wol nur ganz natürlich zu, wenn solche reime gruppenweise auftreten. dh. es ist eben nur in bestimmten teilen der erzählung von *wé* und *sê* und andern wörtern auf *-é* die rede. an drei stellen will K. die formen *mére* und *ére* in den text hineinconjicieren, indem er das reimwort *sé* mit dem synonymon *mere* vertauscht. die argumentation wird ohne zweifel bestechen. trotzdem würd ich schon nicht zu folgen wagen, weil ich es entschieden für unberechtigt halten muss, die bindung von länge und kürze in offner silbe durch conjectur in die En. zu bringen. die ganz wenigen überlieferten oder vermuteten beispiele sind zweifelhaft oder mehr als zweifelhaft, bis auf die bindung von *sone* mit formen des verbums *doen*. hier steht aber aufser der quantität auch die qualität des vocals in frage, und diese kann nur gelöst werden durch eine umfassendere untersuchung, die auch auffallende nl. reime zu begreifen hätte. aus V.s gebrauch dürfte sich vielleicht ergeben, dass sich beim vb. *tun* quantitativ und qualitativ besondre formen in minderbetonter satzstellung entwickelt haben. was die synonyma *sé* und *mere* betrifft, so würde ich eher glauben, dass die deutschen hss. das erstere öfter durch das letztere ersetzt haben. dem Österreicher K. ist *sé* 'ungewöhnlich und leicht misverständlich'. für V. kann es aber sehr leicht die geläufige bezeichnung gewesen sein, neben der *mere* vielleicht nur mehr als bequemes reimwort weitergeführt wurde. im Gloss. Bernense (hg. von Buitenrust-Hettema) findet *meere* nur mehr die übersetzung 'lacus', die übrigen bedeutungen sind auf *see* beschränkt. wenn dann V. in den liedern neben *é* auch manchmal *ére* gebraucht, so mag er hier, wo ihn die rücksicht auf deutsche leser weniger band und der reim gesteigerte anforderungen stellte, seine zuflucht zu einer form genommen haben, die er auch kannte, die ihm aber eigentlich nicht geläufig war.

Über die pronomina ist es, wie K. selber anerkennt, nicht so einfach zu reden, da sich so wenig feststellen lässt, wie sie eigentlich in V.s sprache gelautet haben (§ 46). man darf aber hier wol zugeben, dass es mit in der rücksicht auf das deutsche publicum begründet ist, wenn sie im reim fast ausgeschlossen bleiben. ganz lässt sich indessen auch diesmal die skepsis nicht unterdrücken. wenn dativ und accusativ *mik* und *dik* lauteten, und der nominativ 'er' *hē*, mit einer form, deren *ē* sich von dem gewöhnlichen langen *e* im klang unterschieden haben könnte, so war die reimfähigkeit der pronominalformen von natur beschränkt. aufserdem will ich aber darauf aufmerksam machen, dass in den 4704 versen des Moriaen nur ein einziges mal zwei pronominal-

formen, *mi* und *hi*, miteinander gebunden sind. auch sonst kommen bis v. 4000 — von da an ist die hand eines bearbeiters stärker im spiel — pronominalformen verhältnismäfsig selten im reim vor: *u : nu* 3 mal, je 1 mal *mi : bi, mi(e) : sie* ('sehe'), *hen : ben, hem : bem*. das fällt ganz besonders in der umgebung auf, in der uns dies gedicht überliefert ist, in Velthems Lancelot, wo die von den pronomina untereinander und mit andern wörtern gebildeten bequemen reime sich bis zum überdruss widerholen. angesichts dieser tatsache muss man vielleicht mit der möglichkeit rechnen, dass einzelne dichter diese reime wegen ihrer kunstlosigkeit absichtlich gemieden haben [1].

Mit der frage des umlauts von *â* (§ 59) ist ohne zweifel K. wider im unrecht gegenüber Kern (§ 25). V. muss in seiner heimatssprache den umlaut als *ê* gekannt haben, also werden wir wol auch die reime zwischen *êr* aus umgelautetem *âr* und *êr* aus germ. *air* im Servatius als beweise dafür hinzunehmen haben. die versuche, diese reime wegzucorrigieren, könnte man gelten lassen, wenn vorher das nichtvorhandensein des umlauts bewiesen wäre, sie sind aber keineswegs so schlagend, um selbst die sache zu beweisen. weiter glaub ich mit Kern, dass das fehlen entsprechender reime in der En. nur dafür spreche, dass sie nicht ganz rein waren, und der dichter sich in dem jüngern werke gröfserer sorgfalt befliss. ein solcher reim steckt übrigens vielleicht doch auch in der Eneide, denn das durch eine sehr glückliche conjectur Behaghels v. 2240 in den text gebrachte zeitwort lautet vermutlich in seiner eigentlichen form *ontmêren*. schreiben wir in der En., da wo der reim nicht entgegen steht, immer, oder mit abwechslung, *ê*, so haben wir denselben zustand wie in andern limb. texten, wo *â* und *ê* wechseln. vielleicht waren die *â*-formen V. noch nicht so geläufig wie seinen jüngern litterarischen collegen, und erklärt es sich daraus, dass die reime von *â : æ* nicht ganz so häufig sind, wie sie bei völliger unbefangenheit etwa zu erwarten wären. immerhin mag man aber auch hierbei wider an die rücksicht aufs deutsche publicum denken, und jedesfalls tut K. recht daran, hervorzuheben, dass diese bindungen in den letzten 2700 versen überhaupt nicht mehr vorkommen. im ganzen ist aber der reim von *â : æ*, der also mit V.s eigner sprache nicht stimmt, nicht selten, und dabei ist vielleicht zu berücksichtigen, dass auch in den ältern deutschen gedichten die reime von *â : æ* nicht unbekannt sind, eine bekannte tatsache, die aber heute wol eine erneute untersuchung ertragen könnte.

Noch eine reihe weiterer einzelheiten erscheinen mir doch in einem andern lichte. aus den reimen von *doe : toe* (s. 75) würd ich nichts zu schliefsen wagen. ich mache mich anheischig, noch ganz andre unterschiede im verhältnis dieses reimes unter

[1] [vielleicht kommen hier Zwierzinas beobachtungen oben in der Zs. s. 34—46 in betracht.]

den mnl. dichtern selbst nachzuweisen. es braucht einer nur ein etwas sorgfältigerer stilist als ein andrer zu sein, und der bequeme flickreim wird sofort bei ihm zurücktreten. ebenso skeptisch bin ich in bezug auf die reime von *sus* : *-us* (§ 39). K. selbst macht gelegentlich geltend, dass bestimmte reime zufällig eine zeit lang nicht ins gedächtnis treten, dann auf einmal auftauchen und sich nun auch öfter einstellen, ein gedanke, der nicht nur auf reime, sondern auch auf einzelne wörter und wortformen auszudehnen wäre und sich auch sonst wol hätte einstellen dürfen, wo K. an dem vorkommen von einzelheiten etwas auffällig findet. werden nun die namen auf *-us* mit *sus* (oder *dus*) gebunden, so ist es natürlich, dass andre reime, die früher herhalten musten, um die namen auf *-us* zu versorgen, zurücktreten. dreimal hat V. wörter auf hd. *-ahs* mit *was* gereimt (s. 84), und er soll den nicht hd. reim nur zugelassen haben, weil er sich sonst mit den betreffenden wörtern in reimnot befunden habe. warum brachte er sie aber nicht im versinnern unter, womit er sich doch sonst oft geholfen hat (vgl. zb. s. 46 anm. 2)? dasselbe muss man bei *skat* und *geboet* § 31 fragen.

Die geläufige form V.s für die negation war die gemeinnl. *niet* (s. 83). daneben gebraucht er, nur im reim mit 'licht', eine zweite form. da *licht* bei V. offenbar den vocal nicht gekürzt hatte, also *liecht* (oder *lícht*?) lautete, war die andre form *niecht* (*nícht*?). dieselbe könnte aber, neben *niet*, recht wol einheimisch gewesen sein (s. Mnl. woordenb. s. v. *nicht*), und wir dürfen schwerlich mehr behaupten, als dass die bekannte rücksicht vielleicht m i t von einfluss auf ihren gebrauch gewesen sei. auch hier hebt nun K. die merkwürdige verteilung der zweiten form in dem gedichte hervor. ist die aber so merkwürdig? die ungewöhnlichere form stellt sich eben ein, wenn ein reim auf *liecht* nötig ist. das 'licht' ist doch sicher immer das prius bei diesen reimen gewesen. auch die im § 70 behandelten dinge lassen sich m. e. nicht einmal so weit verwerten, als wofür K. sie mit vorbehalt in anspruch nimmt. er führt nicht weniger als 41 reime an, in denen *o* und *u* vor *ld*, *lt*, und 30, in denen sonst *o* und *u* miteinander gebunden sind. ist es nicht bedenklich, bei einer solchen zahl überhaupt noch von einer absichtlichen beschränkung zu reden? im zusammenhang damit macht er die beobachtung geltend, dass vor *ld*, *lt* diese reime bei V. sogar viel häufiger vorkommen als bei den nl. dichtern. auch das erklärt sich anders als er vermutet. die betreffenden wörter reimen nämlich bei den Niederländern — von der möglichkeit der formen *-ult*, *-ulde* abgesehn — mit den zahlreichen wörtern auf *-alt*, *-alde*, und durch diese, für den Limburger nicht möglichen, bildungen wird ihre reimfähigkeit grösteuteils erschöpft. diese tatsache ligt aufserhalb der eigentlichen beweisführung von K. es schien mir aber doch der mühe wert, einen augenblick bei ihr still zu stehn, um auf

die möglichkeit von beobachtungsfehlern hinzuweisen. ein beobachtungsfehler steckt auch in einer erörterung, wie sie § 139 anm. 1 und sonst öfter angestellt wird. ich hebe das prägnanteste daraus hervor. V. hat 2 mal (hd.) *-oge : -oge*, 3 mal *-üge : -üge*, 23 mal *-ogen : -ogen* und 6 mal *-ugen : -ugen*, oder *-ügen : -ügen*, oder *-ugen : -ügen* gebunden. 'da ist es denn gewis höchst bezeichnend, dass gerade auf diese kategorie, wo so viel reimwörter vorliegen, nur ein einziger unhochdeutscher reim entfällt (*bogen : vlugen*)'. ich glaube dagegen, dass die 'richtigen bindungen' sich einfach von natur häufiger einstellen. schon allein die tatsachen, dass die participia *gelogen* und *ongelogen* phrasen bilden und anderseits wortformen auf *-ogen* sehr viel häufiger sind als solche auf *-ugen*, legen ein beträchtliches übergewicht auf ihre seite. ferner ist es möglich, dass im limburg. sich etymologisches *o* und etymologisches *u* etwas von einander unterschieden (Taal en letteren 8, 506) und ganz rein die reime nur in der nl. schriftsprache gewesen wären. wenn also V. absichtlich lieber *ōg* mit *ōg* als mit *ūg* oder *ǖg* reimt, so wäre das doch nicht rücksicht aufs hd., sondern auf die eigene mundart. schliefslich heb ich hervor, dass der 'unrichtige reim' in den 2673 untersuchten versen von Maerlants Alexander überhaupt nicht vorkommt; denn der eine von K. angeführte, *evenhögen : vlogen*, kommt wegen der quantitätsverschiedenheit für V. nicht in betracht. das ergebnis von § 33, dass V. die bindung von germ. *þ* und *d* möglichst einschränke, halt ich im grunde für richtig. doch da K. selbst annimmt, dass der dichter auch die bindung von *i : e* einschränke, die form *-hede* neben *-heit* nicht kenne und das prät. *seide* nicht gebrauche, da ferner die umlautsverhältnisse, sowie die verteilung zwischen monophthongiertem *ê* und nichtmonophthongiertem *ei* in V.s sprache sich nicht ohne weiteres mit den gemeinmnl. verhältnissen decken, so werden die verhältniszahlen auch hier nicht unwesentlich andre, als K. sie berechnet[1]. eine gröfsere anzahl von reimen würden den s. 51 anm. 1 aufgeführten hinzuzuzählen sein. ähnliches gilt für § 35. für nr 1 ist im allgemeinen die möglichkeit zu erwägen, dass V. zt. *i* sprach. und die formen von 'dieser' hätten hier nicht in betracht gezogen werden dürfen, nachdem sie früher bereits in einem andern sinne in anspruch genommen waren (s. Kraus selbst s. 65). dasselbe gilt bei nr 2 b zb. von *bet. iht : reht* im Karel ende Elegast beruht auf einem misverständnis. und wenn gar bei so planen tatsachen wie der vocalkürzung vor *cht* (§ 62) oder den labialverhältnissen (§ 64) noch nach einem besondern grund geforscht wird, warum 'V. nicht das gesamte sprachgebiet des hd. hier berücksichtigte', so wird wol schwerlich jemand so weit folgen wollen. V. ist sicher in keiner weise in der lage gewesen, rücksicht auf ein publicum zu nehmen, dem

[1] durch ein druckversehen bei K. ist das verständnis beeinträchtigt: s. 52 z. 8 v. u. sollen *e* und *i* nicht geschieden werden.

nur das würklich oberdeutsche mundgerecht gewesen wäre. ebenso urteil ich über § 68, unter berücksichtigung des hinweises von Schröder wegen der reime *triuwe:riuwe* und *vrouwen:scouwen*, und, mutatis mutandis, über den folgenden §. zwischen einzelnen unter den verglichenen nl. gedichten könnte man selber ähnliche unterschiede feststellen wie zwischen ihrer summe einerseits und Veldeke anderseits. und es ist nur die anwendung eines satzes, dessen sich K. mit der spitze nach andrer richtung selber bedient, wenn wir sagen, in folge jeder reimmöglichkeit, die auf grund sprachlicher, stilistischer oder stofflicher momente für V. gemeinsam mit den Deutschen oder für den Limburger allein besteht, mindert sich naturgemäfs die anzahl specifisch nl. reime. sehr ansprechend ist die vermutung (s. 112), dass das subst. *here* in den hss. der En. häufig an die stelle des adj. *gehere* getreten sei. weiter würd ich mich aber fragen, ob die gröfsere seltenheit von *here* in der En. dem Serv. gegenüber nicht etwa dadurch bedingt sein könne, dass das wort mit vorliebe von Gott und geistlichen herren gebraucht wurde. die beobachtung s. 109, dass die form *dane* 'von dannen' nur mit der präpos. *ane* reimt, beweist wol sicher, dass V. die form nicht unbefangen gebraucht hat. aber ob es eine hd. form war, durch deren berücksichtigung er sich dabei leiten liefs, halt ich wider nicht für ausgemacht.

Ganz schlagend scheint der nachweis, dass im ganzen Servatius und in der En. bis 8416 das adj. *hart* gebraucht wird, aber von En. 11833 an dreimal *herde*, kein *hart* mehr. er ist um so bedeutsamer, als im nl. eine adjectivform *herde*, wie K. annimmt, überhaupt nicht besteht; an den stellen des Lanc. ist das adv. gemeint und *e* steht secundär für *a* vor *r*-verbindung. mit dieser beobachtung scheint einiges andre zu stimmen: das zurücktreten der bindung *â : æ* zum schluss der En. und die tatsache, dass bis En. 11594 das prät. *sach* auf nl., md. *-ach* = germ. *ag*, von da an aber auf hd. *-ach* = germ. *-ak* reimt. aber scheinbar in geraden gegensatz dazu stellt sich, was über *swâr* s. 116 beobachtet ist. das adj. kommt in der En. nur im letzten teil 3 mal vor, und zwar in der unhd. form *swâr*, eine tatsache, die ich mir nicht zu erklären weifs. K. erörtert die anscheinende zunahme der hd. elemente gegen den schluss der En. noch einmal im zusammenhang s. 151 ff, aber ich habe den eindruck, dass er mit den tatsachen nichts rechtes anzufangen wuste. den wert seiner hübschen beobachtungen will ich nicht verkürzen, obwol wir keineswegs ganz klar in der sache sehen.

Ich möchte hier noch kurz die erörterung einiger einzelheiten anschliefsen, die zwar aufserhalb des von mir zu liefernden nachweises liegen. mit recht nimmt K., s. 41 anm., anstofs an dem reime *wît : vernît* 5171 f. Behaghels versuch eine form *vernît* einzuführen ist nicht berechtigt, nl. ist nur *vernis*. aufserdem könnte man ein *vernitz* zugeben; vgl. mlat. *vernitium*, ital.

vernice, vernitz in hs. G der En. und mnd. *fornitzen* 'firnissen'. auch hätten wir in V.s heimatssprache nicht *wit* vorauszusetzen, sondern, wie allgemein nl., *wit* (reimbelege fehlen). für die annahme, dass die ganze überlieferung hier gründlich geändert habe, dürfte schwerlich raum sein; aber nach der ganzen sachlage glaub ich auch nicht, dass der dichter gleich an hd. *wiz : verniz* gedacht haben könne. was hat er nun gereimt? *wit : vernis* oder *wit : vernitz* mit dem gedanken an eine falsche verhochdeutschung *wiȥ* oder *witz*? — was zur rechtfertigung des reims *satte : vate* (eine form *vatte* ist auch für V. schwerlich berechtigt) 8324 s. 48 f gesagt wird, ist einschliefslich der anm. 3 zu streichen. man könnte denken, V. habe *ût* mit dem acc. construiert (vgl. Behaghel CIII f) und im relativsatz das umschriebene perfectum gehabt. der reim *vat : gesat* hätte an solchen wie *vat : scat* (K. § 31) seine parallelen. aber V. gebraucht das part. *gesat* sonst in En. nicht im reim (s. 46 anm. 2). vielleicht ist würklich *satte* : *vate* als eine gelegentliche folgerung aus jenen zugelassenen reimen wie *vat : scat* anzusehen. — mit der frage nach dem umlaut des *u* sieht es auch nach der besprechung in § 65 noch recht verzweifelt aus. der ausweg, einen klang vorauszusetzen, 'der zwischen dem des *e, i* in *senden, binden* und dem des *u* in *stunde* die mitte hielt', scheint mir nicht gangbar. nach lage der sache müssen wir am ersten annehmen, dass V. würklich neben *sünde* (und vielleicht *sonde* nach nl. art) ein *sende* gebrauchte, eine form, die im nl. ja auch bezeugt ist (meine gr. § 35a; vHelten § 22), aber mundartlich ganz eingeschränkt gewesen sein muss.

K. hat den bau seines beweises mit so massigem material angelegt, dass man ruhig einen grofsen teil desselben entfernen kann, und das gebäude doch bestehn bleibt. dass V. bei seiner En. und auch schon — was ganz neu ist — bei seinem Sinte Servaes an deutsche leser gedacht hat, dürfte wol jetzt trotz den vielen zweifeln, die ich zu erheben hatte, allgemeine überzeugung werden. zu den bis jetzt für eine solche ansicht ganz vereinzelt und gelegentlich geltend gemachten fügt er eine reihe neuer beweismomente, die man schwerlich wird anzweifeln können, hinzu. ich möchte — allerdings auch da noch gern mit vorbehalt, dafür aber auch bei einigen andern die möglichkeit nicht bestreitend — folgendes aus K.s abschnitt II, 1 hierhin rechnen: *blide, doen* 'bewürken', *geval, fijn, vort, vroet, gader, gegaen* nebst *gestaen* und *gevaen* (doch s. oben), *claer, min* (die möglichkeit, dass V. *men* sprach, kann dabei nicht in betracht kommen), *naken, quaet, sachte, saen, gesciede, gesciet, seggen, sie sijn* [1], *wale* (während bei *wel* die sache wider zweifelhaft ist, s. Kern s. 19, fufsnote 3).

[1] da En. 2568 in Hw noch die von mir Anz. VIII 143 f (vgl. auch Mnl. woordenb. II 150) nachgewiesene construction vorligt, die auch 662 und vielleicht sonst erhalten ist, so ist ihre lesart jedesfalls als echt anzusehen. ob es dabei möglich ist, *sijn* als conjunctiv zu fassen, lass ich dahingestellt.

bei den folgenden abschnitten bleibt nicht viel, wo mir die bedenken nicht überwiegen: die erörterungen über die bindung von germ. *t* und *d*[1], *þ* und *d*, die dehnung kurzer vocale in offner silbe und die synkopierten verbalformen wie *breit* für *breitet* § 58. mit einschränkung hab ich mich schon zustimmend geäufsert betreffs der pronominalformen und des umlauts von *â*. auch hier würde die rücksicht des dichters darin bestehn, dass er vermied, was im Deutschen einen unreinen reim ergeben hätte. positiv scheint er nur mit einigen bindungen von *k : g* und — im letzten teil des gedichtes — einigen von *sach* mit wörtern auf germ. *k* über die eigne sprachform und zwar auf die benachbarten mfrk. übergegriffen zu haben. das ist also des beweiskräftigen in diesen abschnitten nicht viel.

Ein weiteres argument hat Schröder beigesteuert mit der beobachtung, dass die neuern französisch höfischen fremdwörter im Servatius und der En. auffallend wenig vorkommen, viel weniger als selbst in V.s liedern. V. 'erblickte darin ein element, das für seine heimatliche sprache charakteristisch war und der hd. zu widerstreben schien'. freilich dürfte sich schwer genauer abschätzen lassen, was von diesem sprachgut in Veldekes heimatlichen kreisen zu seiner zeit schon tatsächlich einigermafsen geläufig gewesen ist. *colomme* und *solfer* sind übrigens im nl. eingebürgerte wörter, und *sot* hätte nicht ohne weiteres als fremdwort in anspruch genommen werden sollen.

Alles in allem wird man den beweis des hauptsatzes, wie gesagt, wol allgemein für erbracht halten. aber um das mafs der rücksicht zu bestimmen, die der dichter nach aufsen gebrauchte, halt ich die untersuchung für weniger geeignet. V. hat im grunde doch eben limburgisch oder maastrichtsch geschrieben. K. selbst führt dafür eine erkleckliche anzahl von einzelheiten ins feld. sie mehren sich beträchtlich durch eine reihe von andern einzelheiten, die entweder unmittelbar dafür sprechen oder die an sich nach beiden seiten verwertbar, m. a. nach in anderm sinne gedeutet werden müssen, als von K. geschieht. ich möchte in diesem zusammenhang auch aus meiner Mnl. gr. s. 94 anm, 1 widerholen, dass m. a. nach V. wahrscheinlich *du doets* und *du moets* gereimt hat (s. Behaghel s. XCI, Kraus s. 151). eine gröfsere anzahl von wörtern und leicht auffallenden flexionsformen scheint er absichtlich gemieden zu haben. in der lautlehre erstreckte sich sein lebendiges bewustsein vom unterschied der sprachen oder seine fähigkeit dem unterschied gerecht zu werden aber nur auf wenige besonders hervorstechende einzelheiten. was hd. *t : ȥ* oder *tz* gewesen wäre, glückt ihm zu vermeiden, aber wo es sich um hd. *ȥ : tz* handelt, da erlahmt schon

[1] gegen die hypothese, ausl. *t* = germ. *t* und ausl. *t* = germ. *d* seien in V.s sprache verschieden gewesen, könnte man auch die reime von *niet* zu wörtern wie *riet* geltend machen.

seine fähigkeit. K. macht eine anzahl von stellen späterer dichter und theoretiker geltend, die uns beweisen, dass man mit vollem bewustsein in der weise, die er für V. schon annimmt, verfuhr, um einer gemeinsprache entgegen zu kommen. aber was diese leute im auge haben, sind doch auch nur verhältnismäfsig wenig sprachliche einzelheiten gewesen und ist, trotzdem wir uns um mehrere jahrhunderte weiter befinden, gar nicht zu vergleichen mit 'der last, die er V. aufbürdet', und die in der tat, glaub ich, seinen schultern zu schwer gewesen wäre. K. hat, um das mafs von V.s rücksicht auf das hd. zu veranschaulichen, s. 155ff die verhältniszahlen von 29 arten von reimpaaren, die nach beiden seiten richtig sein würden, in der En., bei Hartmann, Wolfram und Gotfrit nebeneinader gestellt. da erhalten wir die allerdings auffälligen zahlen: Veldeke1891, Hartm. 713, Wolfr. 509, Gotfr. 775. ich bestreite nicht, dass an ihnen V.s rücksicht auf das deutsche publicum anteil haben mag, aber ob das bild zuverlässig ist, um das ausmafs derselben anschaulich zu machen, bezweifle ich doch. zu diesem zwecke hätten m. e. alle indifferenten reime neben einander gestellt werden müssen, zb. auch die auf *al(le)*, *an(ne)* ua., die nicht aufgenommen sind. auch dann würde es die nackte wahrscheinlichkeitsrechnung allein noch nicht tun; es können mancherlei mitwirkende momente in betracht kommen. es gibt eine sehr grofse anzahl oberdeutscher reime, die V. nicht zu gebote standen — K. selber hat s. 152 eine stattliche liste solcher aufgestellt — und die er also durch andere ersetzen muste. ich glaube nicht, dass sie durch eine ähnliche anzahl von nicht oberd. aus V.s eigner sprache ausgeglichen würden. zur feststellung fehlt uns freilich das material. und wie viel kommt dabei nicht auf die individualität an! zb. das verhalten der dichter gegenüber typischen reimen. in der En. erreichen die reime auf *-as* die höhe von 306 wegen des namens *Eneas*. standen den andern dichtern eben so bequeme namen zu gebote? und wenn ja, haben sie die bequemlichkeit ebenso weit getrieben? K.s liste zeigt offenbar, dass der beträchtliche abstand Wolframs von seinen hd. kunstgenossen wesentlich darin begründet ist, dass er die wortformen *kam*, *kâmen*, *gân* und *stân* so gut wie nicht gebrauchte. man sieht also, wie viel sprachliche einzelheiten hier ausmachen können.

Auch die frage, welche deutsche gegend denn V. im auge gehabt habe, wird beantwortet und zwar dahin, dass es 'hauptsächlich' Thüringen gewesen sei. daneben wird unter benutzung von nachweisen Schröders auf mögliche beziehungen des dichters zu Ostfranken aufmerksam gemacht.

Dem möglichen einwand, dass die uns vorliegende sprache etwa das ergebnis einer mitteldeutsehen bearbeitung von V.s text sein könne, ist der verfasser gleichfalls begegnet. er verneint die möglichkeit im allgemeinen, gibt sie aber bis zu einem ge-

wissen grade zu, indem er an verschiedenen stellen eine bearbeitung, die den zweck gehabt habe, im deutschen nicht reine reime wegzuschaffen, für wahrscheinlich ansieht. ich kann mich indessen mit der auffassung der betreffenden fälle nicht einverstanden erklären. wenn an zwei verschiedenen stellen die reime *jongelinc : dinc vienc : (er)gienc* aufeinanderfolgen, so teil ich K.s ansicht nicht, dass dies unmöglich zufall sein könne. K. hat an 40 000 Wolframschen versen die gegenprobe angestellt, dass dort niemals die beiden reime hintereinander stehn. das spricht gewis für die aufserordentliche gründlichkeit und gewissenhaftigkeit seiner untersuchung, aber es beweist m. e. nichts. dafür müste erst die vollständige übereinstimmung der vorbedingungen dargetan sein. wenn zb. einem autor der ausdruck *sine dinc anevaen* geläufig war, dem andern nicht, so verändert dieser einzige umstand die sachlage von grund aus. freilich geb ich zu, dass der reim *jongelinc : anevinc* oder *dinc : ane vinc,* wie K. als ursprünglich vermutet, besonders nahe ligt für einen, der die lautform *vinc* gebraucht. da aber V. nicht so sprach (s. oben), so würd ich eher noch vermuten, dass er selbst an beiden stellen einen derartigen typischen reim mit rücksicht auf seine sprache, oder auf eine reinere reimtechnik oder meinetwegen auch auf das deutsche publicum umgemodelt habe. bei den beiden ersten der 3 folgenden stellen muss ich bestreiten, dass die herstellung eines reimes von hd. *t : ȥ* durch streichung leicht zu bewerkstelligen sei. wohl ist das der fall 13463 ff, und hier wird jeder aufserdem zugestehn, dass die grofse umständlichkeit des ausdrucks zu der von K. erwogenen athetese verlockt. allein wird würklich viel dabei gewonnen? bleibt nicht auch so eine wenig geminderte redseligkeit bestehn? in v. 10304 ist an dem ausdruck *met mâtliken sinnen* nicht zu mäkeln, denn Lavinias liebe zu Eneas wird in der tat v. 10149 eine *onmâte* genannt, und der folgenden conjectur steht die verschiedenheit der quantität von *speren* und *sêren* entgegen. richtig wird sein, dass 5879 ein part. *geschien* nicht anzuerkennen ist. wenn wir aber K. weiter folgen, so wäre V. nicht nur ein part. *geschiet*, sondern zugleich auch ein reim *t : ȥ* entschlüpft. ich denke, es waren die infinitive *geschien* und *sien* gebunden; die hss.-gruppe EH mag mit rücksicht auf die metrik von 5880 geändert haben.

Ein bemerkenswertes zusammentreffen brachte fast zu gleicher zeit mit dieser schrift, deren eindringlicher philologischer methode, trotzdem sie hier zum teil übers ziel hinausschiefst, ich recht viel nachfolge wünschen möchte, in den Abhandlungen der Göttinger ges. d. wissensch. eine schrift Roethes heraus, die sich in methode und ergebnis eng mit der von K. berührt. sie geht von den zwei gereimten vorreden des Sachsenspiegels aus, von denen sie ihren bescheidenen titel entlehnt[1]. nebenbei weist sie, um das

[1] Die reimvorreden des Sachsenspiegels (Berlin 1899).

hier vorweg zu nehmen, nach, dass die alten sächsischen verse in Goethes epigramm 'Sprache' widerklingen[1]. es ist überraschend, wie viel grammatische, stilistische und metrische beweismomente R. den paar hundert versen abzugewinnen weifs. sie sind manchmal subjectiver art, wie man auch bei dem gründlichen commentar der verse hier und da einmal einen zweifel an der auffassung hegen kann, aber der verfasser dürfte wol jeden überzeugen, dass, wie es auch von anderer seite schon ausgesprochen und auch zu begründen versucht worden ist, nur die zweite der vorreden Eike vReppichau selbst zum verfasser hat. in diesen seinen versen bediente er sich einer sprache, die den prononcierten charakter des mitteldeutschen sowol wie des niederdeutschen meidet, die markanten idiotismen beider sprachgestalten leidlich fern hält und den beiden gemeinsamen besitz bevorzugt.

Auf dem grundsatz fufsend, dass es durchaus nicht 'natürlich' ist mundart zu schreiben — ich möchte, was darüber s. 29 so schön gesagt ist, allen ganz besonders ans herz legen — weist die schrift dann aber weiter nach, dass die gesamte ältere nd. reimlitteratur bis zum 14 jh. in einer sehr stark vom hd. beeinflussten sprache abgefasst ist. die dichter hatten kein heimisches vorbild, und die notwendigkeit, sich an die md. oder hd. kunst anzulehnen, hat den charakter ihrer sprache bestimmt. ähnlich wie bei K. wird der beweis nicht blofs damit geführt, was positiv an nichtniederdeutschem in den texten als ursprünglich von den dichtern herrührend anzusehen ist[2], sondern auch mit dem, was an nd. sprachelementen fehlt, und ein besonderer nachdruck wird auf die bedeutung des wortschatzes für derartige untersuchungen gelegt.

Auch wem nach eigener forschung oder nach Behaghels bekanntem aufsatz die tatsache nicht ganz neu ist, dem dürfte sie hier doch in einem neuen lichte erscheinen, und ebenso neu wie einfach ist vor allem die auffassung des verfassers, dass es durchaus kein zufall ist, wenn fast die gesamte überlieferung dieser ältern poesie so stark hd. erscheint. das ist eben nicht

[1] Roethes auffassung von der construction der letzten 4 zeilen teil ich nicht und bleibe dabei, *Gottheit*, sowie *Macht* als rufformen aufzufassen.

[2] einige kleinigkeiten : zu *das* s. 56 mit anm. 4 ist das mnl. zu beachten; s. Mnl. wb. II 76f und vgl. auch Behaghel im Grundriss I² 778. *straffen* und *klôk* scheint R. mit bestimmtheit als hd. lehnwörter anzusehen; wahrscheinlich mit unrecht. auch die erklärung von *rechter* als comparativ (s. 94 anm. 6) ist nicht sicher. wenn es sich bestätigt, dass die form so weit reicht wie der gebrauch starker adjectivformen nach dem artikel, so spricht das eher für die ableitung aus *ter rechter hant*. bei der verwendung der deminution (s. 81) wäre etwas vorsicht geboten, da die formen ursprünglich wol weniger schroff nach mundarten getrennt waren, sondern vielfach mehrere bildungen nebeneinander gebraucht wurden. reste von dieser gröfseren freiheit sind immer in den mundarten geblieben und am leichtesten wol in der schriftsprache. was das nd. betrifft, so wäre im ganzen vielleicht etwas mehr rücksicht auf die innerhalb des sprachgebiets selbst vorauszusetzenden unterschiede zu nehmen gewesen.

verhochdeutschung durch fremde schreiber, sondern der ursprüngliche charakter. erst vom 14 jh. ab bildete sich, indem man der heimatssprache immer mehr raum gewährte, eine nd. poetische litteratur. auch sie schleppt immer noch eine nicht geringe dosis hd. reime mit sich, die als 'der vererbte, technisch versteinerte rest aus einer periode, wo man in Niederdeutschland nicht nur hd. reimte, sondern auch hd. schrieb, so gut es gehn wollte', anzusehen sind. als eine spontane mode der nd. dichter lassen sie sich nicht erklären.

Kraus hat noch vor dem druckabschluss kenntnis von R.s schrift nehmen können. trotz der übereinstimmung in tendenz und methode zwischen dieser arbeit und seiner eignen muss er (s. 172 anm.) einen wesentlichen unterschied feststellen zwischen dem verhalten der nd. dichter in dieser frage und dem Veldekes. bei jenen ist es der mangel einer heimischen tradition, der sie nach hd. vorbildern zu greifen nötigte; bei Veldeke fehlte diese nötigung, es war vielmehr sein freier wunsch, auf das hd. publicum zu würken. 'ferner stehn die Niederdeutschen so sehr unter dem bann ihrer vornehmeren und gewanteren hochdeutschen genossen, dass sie auch massenhaft hochdeutsches sprachgut aus ihren händen entgegennehmen, ihrer eigenen sprache zum trotz: bei V. aber liefs sich gerade so hübsch beobachten, wie er dem fremden concessionen macht, ohne doch das heimische zu schädigen'. R. sieht das zurücktreten der mundartlichen farbe als eine immanente folge der wahl der hd. schriftsprache an, er will die rücksicht auf ein gemeindeutsches publicum ausschliefsen oder doch stark einschränken. ich bin aber hier von R. nicht ganz überzeugt. selbst wenn die leute blofs in consequenz ihres anschlusses an die hd. litteratursprache dahin gelangt wären, das eigenmundartliche einzuschränken, so scheint mir das kein blofs naives verfahren mehr zu sein. etwas von der überlegung, die R. ausschliefsen zu wollen scheint, ist notwendig dabei vorauszusetzen. R. selber spricht öfter auch von der gewähltheit der sprache, die darin besteht, dass der alltagsausdruck mit bewustsein und absicht gemieden wird, und manchmal fliefst doch auch die rücksicht auf eine gemeinsprache oder doch einen weiteren leserkreis bei seinen betrachtungen ein. also die motive schillern, das verfahren ist ein complicierles, und das spricht mir für bewustheit und überlegung, nicht für die notwendige folge eines getanen schrittes. man stellt sich leicht die mittelalterlichen menschen als zu naiv vor. wenn Maerlant sagt

Men moet om de rime souken
Misselike tonghe in bouken:
Dietsch, brabants, vlaemsch, zeeus,
Walsch, latijn, griex ende hebreeus,

so steht das ja freilich auf einem andern blatte, aber doch wenigstens im selben buche, und es spricht so drastisch für eine

bewustheit und absichtlichkeit in litterarischen dingen, dass es uns auch in verwanten fragen zur vorsicht mahnt. ich meine, wir dürfen V. doch den Niederdeutschen näher rücken und brauchen ihn nicht als besonders individuelle erscheinung zu nehmen. eine schwierigkeit, die dabei nicht zu übersehen ist, hat K. schon richtig hervorgehoben. in V.s nächster nachbarschaft bestand eine ripuarische litteratursprache, aber die schreibt V. entschieden nicht, und sie ist es auch nicht, auf die er besondere rücksicht nimmt. wir sehen uns wol hier zu der voraussetzung gezwungen, dass er seine dichtersprache oder die anschauung, die dazu führte, sich nicht in der heimat, sondern in Niederdeutschland, oder wol im östl. Mitteldeutschland gebildet habe. dort würde er sich die rücksicht auf eine an das hd. sich anlehnende gewähltere sprache, die das ausgeprägt mundartliche vermeidet, angeeignet haben, ohne aber sein maastrichtsch als positive grundlage seiner schriftsprache zu verlernen. ein entschiedenes theoretisches bewustsein, das sich bei ihm besonders stark in den wunsch umsetzte, nach Deutschland hin zu würken, brauchen wir nicht abzuleugnen. wenn also dem dichter sein unvollendetes manuscript entwendet wurde, und er neun jahre warten muste, ehe er in Thüringen wider in dessen besitz gelangte, so war das trotz seinem '*toren*' nicht ganz gegen seine absichten. ohne zweifel ist das werk auch bald in jene art von md. sprache umgeschrieben worden, in der die gesamte überlieferung gehalten ist, und die er selbst vorbereitet hatte. so wurde es um so leichter zum vorbild nicht nur für mitteldeutsche und mitteldeutsch-niederdeutsche, sondern auch für oberdeutsche dichter, die ja daran gewöhnt sein musten, dass ihnen die modecultur in mitteldeutscher form zukam. der zufall hat also nur unterstützt, was V. selbst beabsichtigte, und was die absicht in ihm erregte, werden nicht nur seine beziehungen zu Deutschland gewesen sein, sondern auch die tatsache, dass ihm in den Niederlanden wahrscheinlich ein genügendes publicum gefehlt haben würde. das ritterliche wesen, dem er sich als dichter dienstbar machte, hatte ja jene gegenden mit macht ergriffen und ihnen die hauptsächliche vermittlerrolle zwischen Frankreich und Deutschland übertragen. aber die an verkehr und mitteln reicheren höfe, ohne die eine höfische epik damals noch nicht bestehn konnte, waren in den nl. provinzen, die hier in betracht kommen, wol grofsenteils durch die französische poesie mit beschlag belegt. als wenigstens 50 jahre später eine höfische epik in der landessprache auch dort verbreitung fand, da gab es für V.s gedicht keine nl. überlieferung, und gegen die deutsche poesie hatten die gebiete sich abgeschlossen. auch hatten die zeiten sich inzwischen doch wesentlich geändert, und dem nl. publicum der höfischen gedichte, zu dem, wie ich glaube, schon sehr viele der bürgerlichen gehörten, die gern an der vornehmen mode mittaten, stand der alte ritter Veldeke schon

fern. dass dessen vermittlung nach Oberdeutschland nicht den Rheinlanden zufiel, muss sich eben daraus erklären, dass seine persönlichen beziehungen nicht hierhin, sondern nach Binnendeutschland giengen. der unterschied zwischen V. und den niederdeutschen poeten, den wir eben mit K.s worten hervorgehoben haben, erklärt sich wol genügend einerseits aus dem so viel gröfseren abstand seiner heimat und sprache von dem vorbildlichen litteraturcentrum, anderseits aus der tatsache, dass jene nd. dichter gröstenteils in den gegenden zu hause waren oder würkten, wo doch gewis schon damals das mitteldeutsche die ersten schritte getan hatte, die später zur ablösung auch der niederdeutschen volkssprache führten. natürlich sind auch inviduell bedingte unterschiede nicht ausgeschlossen. wie mannigfach verschieden sich das im grunde übereinstimmende streben nach einer temperierten sprache, 'die weit über die engen grenzen des dialekts verständlich ist und sich aufserdem eine über das alltägliche herausragende würde wahrt', bei den einzelnen dichtern reflectiert, das hebt sowohl K. wie R. hervor, besonders lehrreich der letztere, und unter den individuellen gestalten, die er vor uns vorüberziehen lässt, erscheinen einige höchst interessante charakterköpfe.

Noch manchen trefflichen gedanken für die geschichte der deutschen sprache und litteratur enthält R.s schrift. aber wenn sie nun weiter noch erweisen will, dass Eike auch den text seines rechtsbuches in derselben sprache wie die gereimte vorrede abgefasst habe, so folge ich nicht mehr. R. hat mich wol überzeugt, dass der verfasser auch hier temperierte, vielleicht stark temperierte. aber dem eindruck, den ich stets gehabt habe, auch über die zufällige überlieferung hinaus, dass in seinen versen und in seiner prosa zwei verschiedene arten von sprache zu erkennen sind, kann ich mich auch jetzt nicht entziehen. ich finde es nicht so seltsam, dass man in einer zweisprachigen gesellschaft die im platt sich bewegende prosa von versen in dem vornehmeren gewande begleitet sein lässt. wenn R. so glücklich den stand der überlieferung für seinen satz, dass die frühere nd. poesie hd. abgefasst gewesen sei, verwertet, so möcht ich auch hier die gleiche rücksicht auf die überlieferung beanspruchen. in der Weltchronik haben wir doch wider dasselbe verhältnis, und die sache scheint mir auch nicht viel anders zu liegen, wenn der schreiber eines nd. prosaischen textes, den er nicht selbst verfasst hat, aber doch nd. abschreibt, ihm hd. verse hinzufügt (s. 34; 67 anm.; 74 anm.). wenn der Deutschenspiegel nach einer nd. handschrift bearbeitet ist, so scheint mir das denn doch mehr zu ergeben, als 'dass in den sechziger jahren etwa schon nd. ausgaben des Sachsenspiegels existiert haben müssen'. sollte, wenn Eike das werk selbst hd. geschrieben und verbreitet gehabt hätte, dem bearbeiter eine mehr hd. handschrift so schwer

zu erreichen gewesen sein, dass er sich mit einer nd. begnügt hätte, die ihm so viel gröfsere schwierigkeiten bereitete und ihn zu so mancherlei misverständnissen verführte?

Ich habe der auffassung, dass die poetische sprache sich an die hd. deshalb angelehnt habe, weil ihr die heimische tradition fehlte, nicht widersprochen. wollte man nicht die schwierigkeit auf sich nehmen, die eigene sprache — nicht auf die höhe des schriftlichen ausdrucks, auf der befand sie sich meines dafürhaltens — sondern auf die höhe der gewähltheit, die man der poesie der höhern kreise für angemessen erachtete, zu bringen und sie für den ausdruck neuer anschauungsweisen und gedanken umzumünzen, so blieb nichts anderes übrig als jene anlehnung. die alte epische poesie in versen mag sich grofsenteils in prosa aufgelöst gehabt haben. doch haben auch verse noch weiter bestanden. das würde ja schon allein der von dem mhd. abweichende, aber mit dem mnl. übereinstimmende versbau beweisen, dessen eigentümlichkeiten sich sogar auch da zum teil einstellen, wo man die hd. dichtersprache wählt. diese mündliche poesie hat aber wol nicht für gesellschaftsfähig gegolten, und besonders fehlte die tradition für die neu aufkommenden stoffgattungen. aber ich glaube, wir dürfen dabei zweierlei nicht übersehen. erstens war der schritt wol schon insofern erleichtert, als man sich dort, wo er getan wurde, in den oberen kreisen auch so wie so schon dem einfluss des hd. erschlossen gehabt haben wird, und zweitens war das eindringen der sprache mit dem eindringen einer neuen cultur und deren besonderer poesie verknüpft. also der zwang, den wir hier zugeben, war doch nicht blofs zwang, sondern zugleich auch eine mode, der man willig entgegenkam. demgegenüber ist meines dafürhaltens für die litterarische prosa eine alte tradition vorhanden gewesen. sie ist doch ungefähr zur zeit des Sachsenspiegels als etwas fertiges da. selbst wenn das o r i g i n a l dieses werkes kein zeugnis für sie ablegte, so doch seine nd. redactionen und abschriften; und dann die Weltchronik und so manches andre. das vorhandensein einer nd. geschriebenen prosa erklärt auch leichter den übergang von einer stark hd. gefärbten nd. poesie zu einer reiner niederdeutschen. auch die friesischen gesetze gehören in diesen kreis einer allgemein nd. litteratursprache. wie sollte man ihre erscheinung als eine völlig isolierte erklären können? wer einmal acht darauf gibt, wird wol die beweise für die wechselbeziehungen zwischen nd. und fries. prosa leicht bemerken. ich glaube wenigstens auf e i n e n solchen beweis aufmerksam machen zu können: das gewöhnliche orthographische *th* für germ. *t*, ganz besonders im anlaut, das im norden am häufigsten ist, aber dann in die schriften aller nd. gegenden und ebenso die holländischen eindringt. das griech.-lat. *th* genügt gewis in keiner weise, die orthographie zu erklären, wohl aber würde sie sich erklären, wenn wir von den

schreibgewohnheiten solcher gegenden ausgehn dürften, wo das anl. *th* sprachlich zu *t* geworden war, also friesischer. mir scheint, dass wir uns nicht die richtige vorstellung über den umfang der litteratur — litteratur im weitesten sinne genommen — in früherer zeit machen, dass wir zu viel nach den zufällig bewahrten resten urteilen. auch schon vor unsern ältesten nd. denkmälern dürfte eine geschriebene litteratur liegen, und ein sicherer beweis dafür scheint mir das *uo* neben *ô* in nd. schriften, das ebenso wenig als hd. anzusehen ist, wie zb. das *uo* (für späteres *ô*) in altkölnischen texten, sondern mit einer ursprünglich viel weitern ausdehnung des diphthongierungsgebietes zusammenhängt. auch die *ê* für *â* — soweit sie nicht umlaut sind! — reden vielleicht mit. diese frage, sowie der lebenskampf zwischen den anglofriesischen und sächsischen mundarten bilden wichtige probleme in der geschichte der nd. litteratur, die also, wie ich glaube, keineswegs im 13 jh. neu entstanden ist. wir wollen selbst einmal einen augenblick zugeben, es habe vorher keine prosaische litteratur gegeben; würde es dann richtig sein, dass 'der schritt von der gewohnheitsmäfsigen übung deutscher sprache in dem mündlichen rechtsverfahren bis zu seiner schriftlichen fixierung sehr grofs war'? ich bin überzeugt, dass die öffentliche rede vor gericht in den damaligen zeiten sogar besonders stark stilisiert gewesen ist, und die poesie der geschriebenen gesetze auch schon der gesprochenen rechtsprosa innewohnte. nehmen wir einmal ein andres gebiet. ist wol viel mehr nötig gewesen als der entschluss zu der mechanischen procedur, um eine predigt zum ersten mal schriftlich festzulegen?

Aber Eike sagt ja selber, dass ihm die deutsche abfassung seines werkes, das er vorher schon lateinisch geschrieben hatte, 'so schwer' gefallen sei!

des heren lîbe in gar verwan,
daz he des bûches began,
des im was vil ungedâht,
do erz an latîn hatte brâht
âne helfe und âne lêre;
dô dûhte in daz zû swêre,
daz erz an düsche wante.

wir haben uns hier, fürcht ich, wider einmal verleiten lassen, die alte sprache mit modernen augen zu lesen. ich halte es für unnötig zu untersuchen, ob *swêre* bei Eike überhaupt 'schwierig' bedeuten könne. jeder, der sich richtig besinnt — sonst möge er die gewöhnlichen wörterbücher nachschlagen — wird mir zugeben, dass es für die leser nicht notwendig und nicht einmal das nächstliegende war, die worte in diesem sinne aufzufassen, dass sie ihm vielmehr zunächst nur besagten, die deutsche abfassung sei Eike lästig gewesen. sollte nicht die erwähnung der lat. redaction in bezug zu dem *swêre* stehn, nicht der sinn

einfach sein, 'nachdem ich das mühevolle werk vollbracht, *âne helfe und âne lêre*, schien es mir zu lästig, auch noch die deutsche bearbeitung auf mich zu nehmen'? eine andre auslegung noch steht offen. wir hatten schon einigemal anlass die vermutung auszusprechen, dass bereits damals in eigentlich niederdeutsch redenden gegenden die hd. sprache eingang gefunden habe, und wenn R. sagt, dass man recht gut hd. verstanden haben müsse, so läuft das ja ungefähr auf dasselbe hinaus. dann hat man aber gewis besonders gern beim schreiben das vornehmere idiom gewählt. bei graf Hoyers auftrag kam es jedoch darauf an, zum ganzen volke der Sachsen, den *lûten al gemeyne*, zu reden, und dafür muste eben das platt gewählt werden. das mag Eike 'unangenehm' gewesen sein, ähnlich so wie es auch heute manchem gebildeten *swêre* ist, wenn man ihm nur die kenntnis seiner mundart zutraut, oder etwa einem Luxemburger *swêre* wäre, wenn er zum schriftlichen ausdruck statt des französischen seine landessprache gebrauchen sollte. das könnte wenigstens in den worten gefunden werden, aber ein beweis gegen das vorhandensein einer nd. prosa meines erachtens nicht.

Vielleicht muss ich auch noch dem einwurf begegnen, warum man denn damals die urkunden noch nicht nd. abgefasst habe? darauf würde ich einfach antworten, 'weil es so mode war'. eine notwendigkeit ist es sicher nicht gewesen, sich so lange des lateinischen zu bedienen. es war eine tradition von alter zeit her, und sie fristete sich aus bekannten motiven immer weiter, bis die kunst des lesens schon eine weitere verbreitung erlangt hatte, und der gröfsere anteil von leuten, die kein latein verstanden, an den öffentlichen geschäften erfolgreich an ihr rüttelte.

R. schliefst seine schöne arbeit mit einem hinweis auf den anteil des norddeutschen an unserer modernen litteratursprache, wobei ich in erinnerung bringen darf, was ich in ähnlichem sinne grade vor neun jahren an dieser stelle (XVII 108) geäufsert habe. vor fast 700 jahren ist der Niederdeutsche Eike der schriftsprache, der litteratur und cultur des deutschen südens entgegengekommen. man könnte von einer verlobung reden, bei der der norden sich der feineren erziehung, die in der vornehmeren familie der braut herschte, willig zu fügen suchte. aber das geschlecht, das dieser ehe entsprossen ist, verleugnet die art des vaters nicht.

Bonn, november 1899. J. FRANCK.

Geschichte der deutschen schriftsprache in Augsburg bis zum jahre 1374. von FRIEDRICH SCHOLZ. [= Acta Germanica V 2.] Berlin, Mayer und Müller, 1898. IV und 286 ss. 8°. — 8,50 m.

Die Scholzische arbeit (von der s. 1—38 bereits 1895 als Berliner dissertation erschienen) bietet einen beitrag zur geschichte der deutschen schriftsprache, der aus mehreren gründen beachtenswert erscheint: einmal beruht die untersuchung direct auf

handschriftlichem material, das Sch. selbst aus den archiven zu München, Berlin und Augsburg zusammengetragen hat, und weist principiell, ebenso wie Brandstetter es für Luzern und rec. für Köln und Stettin getan hatten, die benutzung von urkundenpublicationen zurück. anderseits greift er durch die wahl der behandelten stadt mitten hinein in die brennendsten fragen der schriftsprachlichen entwickiung zum nhd. hin, in der Augsburg als vermittlerin zwischen schwäbischen und bayrischen elementen durch seine führende stellung unter den süddeutschen reichsstädten neben Nürnberg zur trägerin weiter greifenden einflusses besonders berufen war. damit ist man endlich einmal an die lösung der schwierigen und für die weitern entwicklungen so wichtigen fragen nach der ausgleichenden wichtigkeit der süddeutschen reichssprache herangetreten. freilich behandelt die vorliegende arbeit erst den zeitraum bis 1374, dh. bis zu der inneren angleichung der localen schriftsprachen Augsburgs unter einander in der zeit des stadtschreibers Nicolaus Hagen: der weitere fortgang, besonders seit dem hinzutreten des buchdruckes, wo sich widerum nach allen seiten neue und wichtige ausblicke öffnen, harrt also noch der bearbeitung; die beginnende zeit Karls IV tritt weniger hervor.

Sch. teilt sein buch in vier abschnitte; der erste behandelt grundlagen und methode der untersuchung, der zweite in allzu ausführlicher weise das urkundenwesen Augsburgs, das sich doch principiell nicht von dem andrer grofser städte unterscheiden dürfte, der dritte bringt die zusammenstellungen über lautstand und schreibung, weniger über stil der quellen, der vierte eine übersicht über den gesamtverlauf der sprachlichen entwicklung des gewählten zeitraums. auf diese teilung selbst werd ich unten weiter einzugehn haben; von den bei Sch. s. 6 angeführten drei methodologischen winken möcht ich jedoch nur den dritten, der übrigens nicht neu ist, im princip anerkennen: 'um für die frage nach der ältesten schriftsprache weitere gesichtspuncte offen zu halten', will Sch. als schauplatz einen für die geschichte der zeit bedeutsamen ort wählen, die localen rechtslitterarischen denkmäler müssen in reicher zahl und womöglich in ununterbrochener reihe vorhanden sein, es darf nur ungedrucktes material gewählt und das vorhandene muss auf originalität des schriftstückes und zuverlässigkeit des ausgangsortes hin kritisch gesichtet werden. dass nur ungedrucktes material zur verwendung kommen dürfe, wie schon oben bemerkt, hat bereits Brandstetter seit 1890 in seinen drei bekannten abhandlungen gezeigt, von denen Sch. (s. 5) nur die letzte citiert; aber auch über kritische sichtung des materials hat derselbe Brandstetter 1891 und der rec. im Nd. jahrb. 20 (1894) s. 59 in einem aufsatze über die pommerische kanzleisprache geredet, den Sch. in diesem bereits 1894 gedruckten teile seines textes nicht mehr verwenden konnte.

Die beiden ersten forderungen hingegen sind als principielle erkenntnisse nicht zu halten. gewis wird sich die schriftsprachliche entwicklung einer bedeutenden stadt wie Augsburg mit ganz anderer klarheit bei fast lückenloser überlieferung des materials entwickeln lassen, als etwa bei kleineren orten. darum dürfen aber doch diese nicht principiell aus der reihe des zu behandelnden ausgeschieden werden; mögen sie sich auch wider an eine gröfsere stadt anlehnen, die in ihrer nähe ligt und in politischer oder handelsbeziehung zu ihnen steht, jedesfalls ist auch hier eine untersuchung geboten, wie ja der verf. selbst vereinzelt derartige bemerkungen gemacht hat. ja es ist der notwendige anhang zur entwicklungsgeschichte der schriftsprache eines centralpunctes, zu sehen, wie die anregungen, die dem gröfseren orte durch den verkehr von aufsen zugeführt wurden, ihrerseits kleineren orten als neues aufgedrängt worden sind. jede arbeit wie die vorliegende steht im dienste einer allgemeinen entwicklungsgeschichte der nhd. schriftsprache, die, wie der rec. an anderm orte ausgeführt hat, erst dann würklich in ihrem ganzen umfange überschaut werden kann, wenn alle archive durchforscht und die tausendfältigen schriftstücke eingesehen worden sind, die in durcheinanderlaufenden fäden das ganze reich durchziehen.

Um diese fäden zu entwirren, dazu bedarf es sorgsamer hände, die die wege im einzelnen kennen. arbeiten in der art der Sch.schen locken zur ausführung : es ist aber zu bedauern, dass jede ihren eignen weg sucht; es ist für ein so wichtiges gebiet der forschung, das würdig der erkenntnis der herausbildung einer mhd. schriftsprache an die seite tritt, ein fester halt nötig, damit man in den weiten sälen der archive nicht irre gehe. und so reich an einzelbeobachtungen die vorliegende arbeit ist, deren minutiöse gewissenhaftigkeit man nur bewundern kann, es fehlen drei wichtige factoren, die vielleicht die gewonnenen resultate zu ändern oder mindestens anders zu beleuchten im stande wären, das ist 1) principielle betonung des adressaten, 2) principielle heranziehung der einlaufenden urkunden, also vorzüglich auch aus der kaiserlichen canzlei, die Sch. nur hie und da und besonders nur dann beachtet, wenn sie in Augsburg ausgestellt waren, und 3) beleuchtung des historischen hintergrundes. hiermit komm ich zur besprechung der disposition.

Sch. hat in seinem grammatischen teile eine eigenartige einteilung gewählt, die zur kritik herausfordert. er gibt äufserlich das schema der mhd. grammatiken, teilt aber innerhalb eines jeden lautes regelmäfsig belege, geltung, bezeichnung; die beiden letzteren bilden öfter éin capitel. innerhalb des abschnittes 'belege' sind aufserordentlich sorgfältig die einzelnen schreiborte Augsburgs, zb. 1) städtische urkunden, 2) bischof und domcapitel, 3) curie, 4) klöster, 5) stadtbuch, 6) achtbuch usw. geschieden.

sehen wir uns aber zb. die belege des wichtigen vorganges der neu eintretenden diphthongierung bei *ī* an (s. 114ff), so folgen da seitenlange aufzählungen der verschiedenen beispiele mit erhaltenem *ī*, und mit neuem *ei ey*, ohne dass ein klarer überblick möglich ist, an wen diese urkunden gerichtet sind. nur vereinzelt erscheint eine orientierende bemerkung darüber: 1342 rat an Rotenburg: *wisen* nur *i* S (= stadtschreiber) 15 (R xi, M 42 1/2 vgl. s. 116) gegenüber einem *ei* bereits bei S 3 z. j. 1283 in einer ratsurk. (an wen?). diese beiden belege geben also nur ein allgemeines bild des schwankens, das wir auch schon a priori haben; die frage tritt aber sofort greifbarer in das licht, wenn wir die belege nach den adressaten scharf sondern. so ist es wol ganz erklärlich, dass 1330 S 9 in einer vorurk. des kaisers an die stadt auch *ei* schreibt, und der einfluss kaiserlicher urk. mit Sch. s. 125f durchaus wahrscheinlich, aber das beispiel gehört, wie alle die gleicher gattung, nur bedingungsweise hierher. die urk. ist zwar in der stadtcanzlei geschrieben, aber von aufsen beeinflusst, da sie an die stadt selbst gerichtet und eine vorurk. ist; ebenso schreibt S 17 bei gleicher gelegenheit 1345 fast nur *ei*, während er 1346—47 sonst *ei* meidet (s. 129): solche urkk. nehmen klärlich eine ausnahmestellung ein und sind besonders zusammenzustellen. die zahlreichen beispiele schliefsen sich also nur dann zu einem verständlichen bilde zusammen, wenn einerseits eingänge von aufsen, und ausgehnde urkunden geschieden und anderseits — damit komme ich auf das im Nd. jahrb. 20 vorgeschlagene zurück — bei diesen letzteren die correspondenz innerhalb der engeren landschaft und über diese grenzen ins reich, an den kaiser auch in den beispielen streng auseinander gehalten werden. dass die sprache im innern verwaltungsdienst der canzlei und in den dafür bestimmten schriftstücken wider eine ganz andre, viel conservativere färbung zeigt, sieht auch Sch. zb. s. 127. ist dem aber so, dann ist die von Sch. zu grunde gelegte disposition nicht zu halten. noch kürzlich wies Burdach in der recension der Arndtschen arbeit über die Breslauer canzleisprache (DLZ 1899, sp. 60ff) darauf hin, dass die schriftsprache ganz anders zu untersuchen und zu behandeln sei, als etwa ein in sich geschlossener volksdialekt: hier tauchen von allen seiten neue fragen auf. wir dürfen also schriftsprachliche untersuchungen nicht in das schema der herkömmlichen mhd. grammatiken zwängen: der zweck des schriftstückes muss das einteilungsprincip geben, nicht der einzelne laut. ist die sprache der urkunden, die nach aufsen gehn, dann ihre sprache innerhalb der landschaft, sodann die sprache der inneren verwaltung, jede in sich mit beispielen belegt, dann erhellt die entwicklung eines jeden dieser teile im einzelnen und kann an einander und an weiteres angeknüpft werden. so gibt Sch. in den capiteln über bezeichnung

der laute resultate, die dann im gesamtverlauf nochmals untersucht werden. das resultat selbst zerfällt in einzelheiten. doch soll eine derartige saubere belegsammlung wie die Sch.s durchaus nicht gering geschätzt werden. sind die belege zu zahlreich, um im text eine stelle zu finden, so sind sie vielleicht als anhang empfehlenswert, wie es Nebert 1891 in seiner freilich nur aus gedruckten quellen schöpfenden arbeit über die Speyrer canzleisprache, getan hat. der text selbst ist der gegebene mittelpunct, den die belege erläutern sollen, nicht umgekehrt!

Als dritten punct möcht ich die möglichst deutliche heranziehung und verwertung historischer beziehungen empfehlen. Sch. hat zum ersten mal, durch sein material in hohem mafse begünstigt, gerade schreiber und schreiberhände zu verfolgen gelegenheit gehabt. in wie weit die zusammenziehung der von Chr. Meyer im stadtbuch von Augsburg geschiedenen hände VIII, IX, X zu éiner hand (S 17) berechtigt ist, kann natürlich nur an ort und stelle entschieden werden; stutzig macht freilich eine allzu grofse regellosigkeit des schreibers (NHagen = S 17), dem Sch. eine führende stellung in der canzlei zuschreibt und unter dessen 'ära', wie er es nennt, die ausgleichung aller augsburgischen schreibgelegenheiten auf sprachlichem gebiete stattfand, so dass er ihn als grenze seiner abhandlung aufstellte. vergleiche dazu die recht praktisch eingerichtete übersicht über die urkunden der stadt und des kaisers als vergleichung s. 275 ff anm. 2 zu den jj. 1347 ff. allerdings wird gerade hier das urteil sehr durch den mangel der adressatenbezeichnung der urkk. eingeschränkt, während Sch. anderseits die einlaufenden kaiserurkk. hier und da wenigstens verwertet und damit die richtigkeit meiner obigen behauptung zugeben wird. im gegensatze dazu scheint dem nachprüfenden beurteiler vielmehr S 16 eine weit gröfsere wichtigkeit wenigstens für die folgezeit gehabt zu haben, wie Sch. selbst s. 283 durchblicken lässt; während nämlich S 17 sich zuerst merkwürdig ablehnend gegen beeinflussung von seiten der kaiserlichen canzlei zeigt, schreibt S 16, der anscheinend 1369/70 (also nach S 17) die leitung der stadtcanzlei übernimmt, *ei* (selten *ai*) für *ai* und meidet den u m l a u t (näheres Sch. s. 283), also mit charakteristischen merkmalen der canzlei Karls IV. die wichtigkeit beider lässt sich danach vielleicht schärfer so trennen, dass S 17 (ich versteh nicht, warum der geselle S 16 eine niedrigere zahl trägt als der meister s. 54) mit seiner entwicklungszeit ganz in die zeit Ludwigs des Bayern gehört und mit all seinen sprachlichen einigungsbestrebungen durchaus auf dem boden einer localen canzleisprache steht, local insofern, als ja bairischer einfluss auf allen gebieten seit lange spürbar war. im unklaren bleibt, woher der merkliche umschwung zur zeit Hagens S 17 1348 ff und der übergang von der gemeinen canzleisprache älterer zeit zu der allgemeiner üblich gewordenen der vierziger

jahre kommt. ist S 17 hier führer oder geführter? wichtig, und noch genauer zu untersuchen bleibt die sprache der urkk. des domcapitels und überhaupt der geistlichen schreiborte Augsburgs, die merkwürdigerweise, wie Sch. auch s. 129 zb. bemerkt, eine schnellere sprachentwicklung genommen haben. sollte hier auf das s. 280 gebotene weiter einzugehn sein?

S 16 ist der schreiber, der sofort der neu eindringenden art der urkundensprache Karls IV rechnung trägt, freilich (s. 283) schon vor 1346 ähnlich geschrieben hat (beispiel?). die beziehung zur kaiserlichen canzlei Ludwigs des Bayern erwähnt Sch. mehrfach und 'widmet dann auf s. 273 dem diplomatischen verkehr zwischen der reichscanzlei und Augsburg einige worte'. zu einem abschliefsenden urteil hat er nicht den mut gefunden. nach seinen ausführungen ist es mir aber sehr wahrscheinlich, dass die kaiserurkk. je nach regerem oder schwächerem verkehr und der anzahl der Augsburger beamten in der kaiserlichen canzlei zeitweilig einen gröfseren oder geringeren einfluss auf die Augsburger urkundensprache gehabt haben.

Eine nochmalige untersuchung gerade dieses problems muss also zwei puncte besonders beachten: erstens hat Sch. die kaiserurkk., die in Augsburg selbst von Augsburger schreibern geschrieben wurden (s. oben), mit andern vermischt, die aus andern städten nach Augsburg gesant worden sind (wenn ich so das fehlen des städtischen schreibers zb. bei der urk. 1322 (A) s. 277 anm. recht deute). zweitens kann diesem schwanken zwischen *i* und *ei* usw. nur dann energisch zu leibe gegangen werden, wenn wir procentualische berechnungen des vorkommens gegen einander halten können: eine bemerkung zb. wie s. 279 anm.: 'S 16 *ī* : *ei*, *i*' nutzt garnichts und lässt die hauptsache im dunkeln. s. 278 anm. 'kaiser: *ī* : *ei*, *ey*, *i*' deutet durch die stellung wenigstens auf geringeres vorkommen des *i*. nur wenn wir die beispiele in zahlen vor uns haben, kann hier ein weiter bindendes urteil gefällt werden. besser orientieren die beispiele, in denen alle fälle der betreffenden art in einer urk. neben einander gestellt werden.

Endlich möcht ich darauf aufmerksam machen, dass die zeit um 1374, bis zu der Sch. seine untersuchung führt, auch noch aus einem andern grunde für die stadt wichtig ist. in diese zeit fällt die innere neuordnung der städtischen regierung, das emporkommen der zünfte an die leitenden stellen, das in der geschichte der stadt so wichtig erschienen ist, dass mehrere der Augsburger chronisten gerade hiervon ihren ausgang nehmen. vgl. Chron. d. dtsch. städte, Augsburg I s. 21. 22. bes. beil. I s. 135ff. III, s. 5 (Hektor Mülich) II, s. 1 ff (Burkard Zink). sollte sich aus der combination dieser städtisch-politischen dinge mit der sprachlichen entwicklung etwa helleres licht auf letztere werfen lassen?

Ich stelle zum schluss noch einmal zusammen, was ich bei weiteren bearbeitungen gleicher themata für nötig halte:

1) die disposition geht von den verschiedenen canzleien aus und gibt nach einander die sprachentwicklung der stadtcanzlei, und eventuell der bischöflichen, fürstlichen usw. canzlei; innerhalb dieser teile nach üblichem grammatischem schema.

2) in der canzlei werden auch räumlich geschieden:
a. urkundensprache nach aufsen,
b. urkundensprache im rahmen der stadt und landschaft,
c. sprache im innern verwaltungsdienst.

3) die einlaufende correspondenz:
a. aus dem reiche,
b. aus der landschaft.
unterteil: fremde urkunden in der eigenen canzlei geschrieben. bei allen teilen ist der adressat zu notieren.

4) procentberechnung der beispiele, soweit nötig.

Steglitz. WILLY SCHEEL.

Die anfänge des deutschen minnesanges. eine studie von ANTON E. SCHÖNBACH. Graz, Leuschner und Lubensky, 1898. IX und 128 ss. 8°. — 3 m.
Beiträge zur erklärung altdeutscher dichterwerke. von ANTON E. SCHÖNBACH. I. Die ältern minnesinger. Wien, bei CGerolds sohn in comm., 1899. [Sitz.-ber. d. acad. d. wiss. in Wien, phil. hist. cl. CXII, II.]

Nachdem unsere wissenschaft sich seit fast zwei jahrzehnten überwiegend mit ängstlicher scheu auf den pfaden der 'exacten' aufnahme und vergleichung gehalten hat, beginnt seit kurzem wieder ein kühnerer wagemut die probleme anzugreifen, die ohne hypothesen und folgerungen nicht von der stelle zu bewegen sind. zum teil sind es dieselben forscher, die skepsis und wagelust verbinden, wie es bei unsern nachbarn, den indogermanisten, in typischer weise Kretschmers ausgezeichnete 'Einleitung in die geschichte der griech. sprache' tut. so ist sich auch Schönbach wol bewust, wie bedenklich es in der philologie in der regel um 'beweise' steht (s. 91); er denkt darüber sogar erheblich ungünstiger, als mir berechtigt scheint. dennoch vereinigt sein neuestes, wider von vielfältiger gelehrsamkeit und scharfsinnigem nachgrübeln beseeltes buch mit dieser erkenntnis vermutungen von überraschender kühnheit.

Man kann es bei der lectüre der gewant und klar, wie immer, geschriebenen studie verfolgen, wie auf einer breiten gut studierten grundansicht sich mit immer gefährlicherer verengung zuletzt eine nadelbreite spitze aufbaut, auf der ich wenigstens nicht fufs zu fassen wage. die grundlage bietet Sch.s allgemeine anschauung von den anfängen des minnesangs. aus einer scharfsinnigen verwertung des über litterarische moden und die zeitdauer ihrer entstehung allgemein bekannten (s. 120) sowie einer vielleicht überscharfen beurteilung der im strengern sinne volks-

tümlichen gesangspoesie der gegenwart (s. 7) kommt Sch. unter sorgfältiger prüfung auch der gegengründe zu einer über Wilmanns hinausgehnden betonung des romanischen ursprungs unserer minnedichtung. nur den sog. 'objectiven gattungen', wie dem tanzlied, traut er eine ununterbrochene einheimische tradition zu, dagegen sei der minnesang (s. 24) schon in den ältesten proben, insbesondere auch in den hierher zu rechnenden stücken der Carmina Burana (s. 6) von den Provençalen beeinflusst. auch die spätere volkstümliche lyrik wie insbesondere Neidhart (s. 22) und das herbstlied (s. 111) seien nur durch romanische nachbarn und vorgänger möglich geworden.

Diese anschauung deckt sich nicht völlig mit der, die Burdach, Berger, ich und andere (s. 1 f) vertreten haben und die mir durch Josephs Kürenberg-analyse (s. 9), selbst wenn ich sie mir ganz aneignen könnte, nicht widerlegt scheinen will. aber ich glaube, dass wir uns für den augenblick mit der annahme einer wenigstens annähernden übereinstimmung begnügen müssen. Edw. Schröder erhofft weitere aufklärung des problems besonders von dem studium des verhältnisses zur antiken lyrik und hat an meister Alexanders kindheitslied (Zs. 42, 371) ein merkwürdiges beispiel solcher beziehungen gegeben; mir selbst scheint eine systematische vergleichung der metrik und besonders des strophenbaus als der hoffnungsvollste weg, die ursprünglichen verhältnisse der vaganten-, troubadour- und minnedichtung aufzuhellen. dass meine formelsammlungen (s. 4 f) allein nicht genügen, um Sch.s wohlbegründete auffassung zu erschüttern, geb ich willig zu.

Als zweite schicht erhebt sich auf dieser basis eine wichtige vermutungsreihe, der wir wol den titel einer entdeckung zugestehn dürfen. für die übermittelung des romanischen geistes nach Deutschland zeigt Sch. neben den bekannten Donaustrafsen den weg durchs Friaul (s. 78) als eine bahn ersten ranges. hier bildet sich zuerst eine ritterschaft von ganz eigentümlicher art (s. 80 f), hier sind ethnologische mischungen vorhanden, die eine verschmelzung romanischer und deutscher art begünstigen (s. 27 f). die aristokratie (s. 33) sowie der von Sch. geistreich, aber doch wol allzuhoch für den minnesang gewertete stand der ministerialen (s. 95) ermöglichen gerade hier ein frühes auftauchen von chevalerie (s. 98) und minnedienst. die blüte in Österreich (s. 79) und persönlichkeiten wie Lichtenstein (s. 89) werden so leichter verständlich : gerade in solchen grenzgebieten entsteht leicht ein übergleiten der poesie ins leben und des lebens in die poesie. (s. 83. könnte es sich aber bei der wappenänderung nicht um einen schon von Wolfram benutzten allgemeinen brauch handeln, so wie zb. die bastarde heraldische abzeichen führen?)

Die dritte stufe bildet ein vergleich romanischen und deutschen minnesangs (s. 92), wobei Sch. mit recht vor der aus bequemlichkeitsgründen vielfach üblich gewordenen 'kanonischen

geltung' von MFr. (s. 94) warnt. Günther vdVorste kann ich freilich unmöglich auf einen der überschüssigen stühle dieser akademie setzen (vgl. ADB 40, 312). Sch. entscheidet sich gegen RBeckers eheliche minne (s. 99) und gegen Scherers deutung der frauenstrophen (s. 103f); er betont stark das conventionelle in dem früh 'feudalisierten' minnesang, obwol er für die musik (s. 112) einfachste volkstümliche art annimmt. von hier aus kommt er (s. 120) im gegensatz zu früheren ausführungen zu einer entschiedenen ablehnung des biographischen werts der lieder, der besonders durch die beständige nachahmung fremder muster (s. 125) bis auf ein minimum zusammenschrumpft.

Ich geh hier nicht ganz mit. wie gefährlich ein biographisches auspressen der dichtung sei, haben neuerdings wider RMWerner und Joseph mit recht betont. ich selbst habe mir einmal das vergnügen gemacht, aus solchem material eine Goethebiographie zu schmieden: geboren im selben haus mit Klinger ('*Eine Schwelle hiefs ins Leben Uns verschiedne Wege gehn*') als sohn eines pastors ('*Um Mitternacht gieng ich nicht eben gerne . . . Zu Vaters Haus des Pfarrers*'), verfasst 1771, also vor Jerusalems selbstmord, 'Werthers leiden' ('*wer mit* XXII *den Werther schrieb* —') usw. aber man darf doch über den conventionellen und phantastischen bestandteilen einer jeden poesie die realistischen nicht vergessen oder gar läugnen. es gibt im minnesang situationen — Morungens papagei, Walters badende — die den eindruck unmittelbarster lebenswahrheit machen; es gibt bilderreihen — vor allem bei Hadlaub —, die nicht einfacher zu erklären sind, als mit der annahme der tatsächlichkeit. vor allem aber zieh ich gerade den entgegengesetzten schluss wie Sch. es ist wol kaum zu bezweifeln, dass die deutschen dichter die lyrischen romane der troubadours — gerade wie die epischen von Tristan und Dido — für erlebt ansahen; was war natürlicher, als nun auch dergleichen erleben zu wollen? man denke nur etwa an die art, wie Lenz seine intriguedramen anzettelte, wie Herwegh den Posa spielte udgl. dafür spricht ja auch, was Sch. selbst über die berührungen von dichtung und leben (s. 83), über die stellung der ministerialen (s. 95) darlegt. und ist es denn unwahrscheinlicher, einem mittelalterlichen dichter einen roman als die erfindung eines romans zuzumuten? was jedem primaner gelingt, das wird Reinmar der Alte wohl auch noch gekonnt haben! gerade weil er ein stück Don Quijote ist, glaube ich, dass seine Dulcinea gelebt hat.

Und nun, als schlussstein der pyramide, wälzt Sch. eine hypothese heran, die gerade seinen eigenen ausführungen über den biographischen wert der dichterworte widerspricht! er hatte (s. 34f) Thomasin vZirklære als typischen repräsentanten der adelichen anschauungen im Friaul (s. 49. 53) scharfsinnig nachgewiesen; er hatte im anschluss an Burdach eine längere dienst-

zeit Walthers bei Wolfger von Aquileja und damit (s. 57) nähere beziehungen zwischen dem welfischen und dem gibellinischen lehrdichter wahrscheinlich gemacht. von dieser auffassung ausgehend, dehnt er (s. 64 f) Thomasins anspielungen auf Walther weit über das gewöhnliche mafs heraus, in geistreicher umschreibung und ausdeutung (s. 70 f) und doch nicht ohne vor verlockenden auslegungen ('der klôsenære' s. 71) auf der hut zu sein. da kommt er nun aber (s. 64) zu der vermutung, Walther und Thomasin müsten zehn jahre im gemeinsamen dienst Wolfgers verbracht haben, weil (v. 11111) sprichwörtlich gesagt wird : 'wenn einer zehn jahr mit mir zusammen gewesen ist, weifs ich immer noch nicht, ob er gut oder schlecht ist!' auf Walther kann das ja freilich nicht gehn, denn den erklärt der Wälsche gast (v. 11191) ausdrücklich für einen *guoten kneht.* noch gewaltsamer scheint mir (s. 67) die übersetzung : 'wenn er da noch mich zum berater gehabt hätte'. wo steht denn 'noch'? Thomasin sagt doch einfach : ich hätte ihm von solcher rede abgeraten! mir scheint es unmöglich, aus solchen stellen mehr zu folgern, als ein durch persönliche begegnung (wie bei Wolfram, der ja auch Walther citiert) erwecktes interesse und eine gute kenntnis der politischen gedichte des gegners. beide puncte haben nichts unwahrscheinliches, und beide bedeuten eine nicht unwichtige bereicherung der mhd. litteraturgeschichte; aber zehnjährige genossenschaft und intime beziehungen herauszulesen, scheint mir eine bedenkliche überschätzung des biographischen wertes dichterischer stellen! —

Die mannigfaltigen anmerkungen Schönbachs zu den gedichten in MFr. erhalten eine innere einheit durch das bestreben, die gemeinsamen voraussetzungen der ältern minnesinger, die 'allgemeine bildung' von dichter und publicum in ihrer zeit festzustellen. als deren hauptelemente stellen sich eine popularisierte biblische sprach- und anschauungsmasse sowie die rechtssprache des bürgerlichen und staatlichen lebens dar. im allgemeinen wird man das ohne weiteres annehmen, im einzelnen die biblischen vorbilder oft ablehnen (zb. zu 12, 18 über stete freundschaft; zu 88, 25. 88, 33. 91, 20—21; zu 117, 25 ankündigung des neuen liedes, die ja auch im Rigveda nicht fehlt) und die juristischen erklärungen zuweilen gesucht finden (so zu 26, 7. 64, 9. 110, 25). es hat doch aber entschiedenen wert, die allgemeine anschauung mit reichlichen belegen durchgeführt zu sehen. es hilft gelegentlich direct zur interpretation (42, 19 hübsch zu *klûse*), öfters zur scheidung der individualitäten. denn bei dichtern von besonders religiöser anlage wie Johansdorf und auch Rugge mag man wol etwa eine antithese, die schon altgermanisch ist (96, 1 *tump-wîse* vgl. Müllenhoff DAk. v 281, meine Altgerm. poesie s. 461), in speciell christlicher beleuchtung aufzufassen haben.

Auf die eigenart der dichter geht Sch. denn auch widerholt ein. Gutenburgs überschwänglichkeit (s. 78—79), Johansdorfs

ausdrucksweise (s. 86), Rugges technik (zu 106, 30), Horheims poetische armut (zu 115, 27) werden hervorgehoben. besonders gipfelt aber die betrachtung in der würdigung Morungens, mit der die studien vorerst abschliefsen. seine eingänge (zu 143, 22) und schlüsse (s. 142), sein realismus (zu 130, 31), seine lieblingsmotive (zu 126, 34) werden beleuchtet, vor allem aber widerholt ein engeres verhältnis zu den classikern und vor allem zu Ovid wol erfolgreich aufgedeckt. Sch. nimmt (s. 151 f) von hier den ausgang, um (im anschluss an Schröder Zs. 42, 371 f) eine unmittelbare einwürkung der antike auf den minnesang zu verteidigen. — aufserdem findet er aber auch bei Mor. (bes. aao. zu 127, 1) eine kühne weltliche ausbeutung geistlicher motive, wie sie sonst (s. 151) nur vereinzelt begegne.

Vor neuen auffassungen schreckt der gelehrte und geistreiche verf. nirgends zurück. oft scheinen sie mir überkühn, wenn er etwa (zu 54, 1 und 115, 27) blofse gedichtentwürfe anzutreffen glaubt, in einer stelle Johansdorfs (90, 36) eine anspielung auf Walther oder bei Morungen (141, 1), zweifelnd, die beschreibung einer statue findet. auch die conjecturen (47, 37 zum *sumer von Triere*!) erwecken oft widerspruch. doch geht Sch. auch hier von allgemeineren anschauungen aus, die er sich über C (zu 39, 18; 45, 37; s. 120) und ihr verhältnis zu A (zu 123, 10) gebildet hat, oder über Bartschs neigung, die dichter aus dialektgründen chronologisch zu verschieben (zu 45, 1. 131, 7). auch seine mahnung zur gründlicheren berücksichtigung der sachen in der deutschen philologie (s. 123) verdient beachtung, da Burdachs älterer appell würkungslos geblieben zu sein scheint. seine eigene belesenheit darf Sch. freilich von andern nicht fordern. wer in kirchenvätern, mirakellitteratur, antike und mhd. dichtung so bewandert ist, der darf wol zu seinen lesern sagen: 'legimus aliqua, ne legantur'!

Berlin, 30 october 1899. RICHARD M. MEYER.

Spaniens anteil an der deutschen litteratur des 16 und 17 jahrhunderts. von ADAM SCHNEIDER. Strafsburg i. E., Schlesier & Schweickhardt, 1898. XIX und 347 ss. 8°. — 9 m.

Unter dem motto: 'Somos hermanos' hat AEbert in dem ersten jahrgange der Deutschen vierteljahresschrift (1857, II 86 ff) einen gehaltvollen aufsatz: 'Litterarische wechselwürkungen Spaniens und Deutschlands' veröffentlicht und als erster in eingehnder weise gezeigt, dass 'die litterarischen wechselwürkungen beider gar mannigfach sind: nur dass w i r erst in diesem jahrhundert in früchten der wissenschaft zurückzahlen, was an blumen der dichtung schon seit jahrhunderten von d o r t wir eingeführt'. Eberts aufsatz, der sich vornehmlich dem neuern schrifttum zuwante, das 16 und 17 jh. nur cursorisch behandelte, fand in AFarinellis untersuchungen: 'Die beziehungen zwischen Spanien und Deutschland in der litteratur beider länder' (I), 'Spanien und die spa-

nische litteratur im lichte der deutschen kritik und poesie' (II, beide teile Berlin, Haack, 1892), endlich : 'Deutschlands und Spaniens litterarische beziehungen' (III und IV, Zs. f. vgl. litt.-gesch. n. f. 8, 318—407) eine erwünschte ergänzung. Farinelli hatte sich nicht begnügt, den deutschen übersetzungen aus dem spanischen nachzugehn; seine beiträge schildern die spanisch-deutschen beziehungen in weitem umfange, also auf grund von reisen, berichten, druckerverhältnissen im zeitraum von mehreren jahrhunderten.

Über eine stattliche reihe ähnlicher untersuchungen gibt eine bibliographie aufschluss, die das einschlägige material zusammenzufassen versucht : es ist der Essai de bibliographie des questions de littérature comparée von Louis PBetz, erschienen in mehreren abteilungen der Revue de philologie française bd x und xi : Études théoriques, Ouvrages généraux (bd x 247 ff) und L'Espagne et l'Allemagne (bd xi 104 ff) [1].

Auch Sch.s buch ist seinem wesen nach eine bibliographie. auf die angabe der titel der deutschen übersetzungen folgt das verzeichnis der urschriften unter berücksichtigung der widerholt nachweisbaren lateinischen, französischen, italienischen und holländischen mittelglieder. biographische angaben über autoren und übersetzer, hie und da auch — verhältnismäfsig umfangreiche — proben aus urschrift und übersetzung sind eingestreut. in dieser weise behandelt Sch., den stoff nach fächern einteilend, zunächst die theologischen erbauungsschriften, die heiligenleben, die wissenschaftliche litteratur, roman, novelle, satire, drama und oper; zum schluss in einem selbständigen anhange Harsdörfers Gesprächspiele.

Eine zeitlich wie stofflich so weit ausgreifende untersuchung lässt natürlich eine beurteilung nach verschiedenen gesichtspuncten zu. nach éiner richtung ist Sch.s verdienst voll anzuerkennen: das vierthalbhundert seiten starke buch, das, wie bemerkt, vorwiegend bibliographisches material bringt, entspricht dem, was Farinelli unter eingehnder berücksichtigung culturhistorischer verhältnisse auf etwa 70 seiten zusammenfasste; schon aus diesem rein äufserlichen vergleich erhellt, dass Sch. — immer mit rücksicht auf das quellenmaterial — eine weit reichere sammlung bietet, als sein trefflicher vorgänger.

Dies verdienst wird nur derjenige verkennen, der nicht aus eigner erfahrung weifs, mit wie grofsem aufwand von mühe und geduld derlei bibliographische zusammenstellungen verbunden sind. es ist ein widerwärtiges schauspiel, wenn ein recensent, dem auf

[1] nach dieser bibliographie [jetzt selbständig unter dem titel : La Littérature comparée, Strasbourg, Trübner, 1900, erschienen] wären die angaben, die JTexte zum schluss seines aufsatzes : Les relations littéraires de la France avec l'étranger au XVIII[e] siècle in Petit de Jullevilles Histoire de la langue et littérature française bd VI veröffentlicht hat, insbesondre die teile 'Espagne' und 'Allemagne', zu ergänzen.

wohlfeile weise ein oder der andre nachtrag zu einer grofsen bibliographie gelungen ist, den 'fund' zum anlass nimmt, um den autor einer so mühsamen zusammenstellung zu zausen. dass Sch. vollständigkeit nicht erreicht habe, dessen war er sich wol bewust. in der vorrede betont er, dass namentlich aus der Wiener und Münchner bibliothek noch reichliche nachträge zu holen seien. sehr mit recht.

Ich habe einzelne teile der bibliographischen angaben Sch.s mit den einschlägigen beständen der k. k. hofbibliothek verglichen und gefunden, dass eine nur auf ein paar wochen ausgedehnte arbeit hier für Sch. genügt hätte, sein material zu verdoppeln. es ist das kein vorwurf, den ich gegen den autor erhebe — die bedingungen, unter denen wir im allgemeinen heute noch bibliographische arbeiten an verschiedenen fundstätten auszuführen haben, sind nicht so glänzend, dass sie einen solchen rechtfertigten.

Es ist mir, schon mit rücksicht auf den rahmen dieser besprechung, nicht möglich, die richtigkeit meiner behauptung hier in ihrem vollen umfang zu erweisen. kleine stichproben müssen genügen. ich wähle als beispiel gleich den ersten absatz in Sch.s buch, in dem die übersetzungen von des Diego de Estella De la vanidad del mundo verzeichnet werden.

Sch. nennt aufser der ersten übersetzung : 'Weltlicher eytelkait Verachtung . . . . verteutscht durch Jodocum Lorichivm, Cöllen, 1586' noch drei weitere deutsche, ferner sechs lateinische, vier italienische ausgaben; zwei auflagen der verdeutschung Huberts (1589 und 1599), endlich drei ausgaben des spanischen originals. die edition der 'Obras del P^e^ Estella', wie es auf dem schmutztitel heifst, enthält mit gesondertem titel und gesonderten seitenzählungen zunächst den 'Tratado de la vanidad' und dann die 'Meditaciones devotissimas del amor de Dios', beide Madrid, Julian de Paredes 1668. Sch. dürfte die ausgabe [HB : 19. C. 14][1] nicht zu gesicht bekommen haben, und aus diesem grund entgieng es ihm wol, dass es auch von den Meditaciones eine deutsche übersetzung gibt : 'Hundert Von der Liebe Gottes Schöne | ausserlesene vnd andechtige Betrachtungen. Auß H. Schrifft vnd anderer H. Vättern Bücher | durch den Ehrw. Herrn Didacum Stellam Ord. S. Francisci beschrieben | Nun aber durch H. Petrum Plickium Andernacum Teutschmeisterischen gebiets auf der Ebnen zu Offenaw Pfarherrn in Teutsch vbergesetzt. Gedruckt zu Cölln durch Arnoldum Quentel im Jar M.DC.VII.' [HB : 16. L. 15]. die vorrede lehrt, dass das buch 'auß dem Latein in unser Teutsch' übersetzt wurde; die lateinische übersetzung fliefst wider aus einer französischen — auch darüber geben unsre Wiener schätze aufschluss : 'Méditations très dévotes de l'amour de Dieu Mises d'Hespañol en Français par Gabriel Chappuys, Anvers, 1594. 8°.'

[1] signatur des exemplars der k. k. hofbibliothek Wien.

[HB. : 17. G. 61.] — und demnächst 'De amore dei meditationes piissimae. Primo ex hispanico in Gallicum denuo nunc primum in latinum sermonem redacte studio et opera Johannes Governerii. Coloniae Agrippinae Baltas. Clipeus 1703' [HB.: BE. 3. V. 80].

Von Petrus Plickius, über den Zedler, Jöcher, Adelung usw. nichts zu sagen wissen, verzeichnet Jos. Hartzheim Bibliotheca Coloniensis s. 279f zwei übersetzungen : 'Nachfolgung Mariae ... durch R. P. Franciscum Ariam ... beschrieben, und jetzt .. verteutscht durch H. P. Plickium Andernac. Gedruckt zu Cöllen durch Arnoldum Quentel 1602' (in 12 mo pp. 634) und 'Geistliche Vollkommenheit' aus dem ital. (bezw. lat.) urtext des Lucas Pinelli, ebenda 1603, jedoch nicht die in rede stehnde übersetzung, die Hartzheim offenbar nicht kannte; da sie auch von Draudius nicht angeführt wird, scheint unser exemplar von Plicks verdeutschung der Meditaciones zu den rariora zu gehören. anderseits besitzen wir kein exemplar der Plickschen verdeutschung : 'Nachfolgung Mariae', auch nicht das spanische original, wohl aber die mittelglieder, denen nachzugehn auch hier wider lehrreich ist : 'Trattato della imitazione della ... vergine Maria madre d'Iddio. Tradotto di Spagnuolo da Giulio Zanchini, Firenze, Michelagnolo Sermartelli, 1599' (1596) [HB. : 31. X. 21]; — 'De imitatione B. Virginis Mariae liber, nunc primum ex Italico idiomate conversus, Coloniae Agrippinae, Birckmann 1602' [HB. : 18. M. 4], ferner noch '... e gallico in latinum sermonem conversus per Andream Hoium Antverpiae Keerberg 1605' [HB. : 18. M. 111] und die 'Diva virgo imitanda' mit dem (separat betitelten und paginierten) 'Rosarium, Coloniae Agrippinae, Joh. Kinckius 1613'. der ganze bei Sch. fehlende artikel Plick-Arias wäre also nach diesen hauptzügen darzustellen. damit ist aber die desideratenliste, die sich an den éinen artikel 'Estella' anschliefst, noch nicht beendet. es fehlen die französischen übersetzungen : 'Livre de la vanité du monde ... Reueu, corrigé et augmenté suyant le dernier exemplaire Espagnol, par Gabriel Chappuis Tourangeau. Paris, Fizelier, 1587' [HB. : 18. X. 50]. 'Livre de la vanité du monde. Édition dernière. Louvain, J. Bogart, 1594'. 8⁰ [HB. : 18. X. 38].

Endlich gibt es aufser der von Sch. angeführten italienischen übersetzung Peruschis (in 4 ausgaben) noch zwei verschiedene andre : 'Il dispreggio delle vanità del mondo. Divisi in tre parti. Nuovamente tradotto dalla Spagnola nella lingua italiana da Gieremia Foresti. Venetia, Zanetti, 1575' [HB. : 71. Z. 83] und 'Dispregio della vanità del mondo ... nuovamente tradotto dalla spagnuola nella lingua toscana dal R. M. Pietro Buonfanti. Venetia, Ziletti, 1589'. 4 bde. [HB. : 18. Y. 48].

Der blofse hinweis auf den umfang dieser nachträge, die zu einem einzigen und verhältnismäfsig unwichtigen artikel in Sch.s buch zu liefern sind, wird es rechtfertigen, wenn ich mich be-

züglich der übrigen teile auf kurze bemerkungen beschränke, die ich mir beim nachprüfen der bibliographie notiert habe.

S. 26. von den latein. übersetzungen der Meditaciones Luis de la Puentes (den vorlagen der deutschen bearbeitungen) besitzt die k. k. hofbibliothek nebst den von Sch. genannten noch eine: Cöln 1636.

S. 27 ff (vgl. insbes. s. 31). 'Luis de Granada : Memoriale Granatae . . Güldin Denkbüchlein von eim vollkommenen Christen . . . . in teutsche Sprach gebracht durch Philip. Dobereiner. München, A. Berg, 1576' [HB. : 22. J. 49]. der übersetzername fehlt bei Sch.; desgleichen die spätere ausgabe v. j. 1588 [HB.: 16. L. 5]. — die verdeutschung des Quadragesimale durch Johannes Rullius, von der Sch. bemerkt, dass sie ihm nicht vorgelegen, findet sich in der hofbibliothek [21. C. 19] : das exemplar trägt die jahreszahl 1593 (Sch. nach Draudius 'o. j.'); unbekannt blieb Sch. (vgl. s. 31) die verdeutschung : 'Dux peccatorum, das ist deß Sünders Beleytsmann. Anfänglich Spanisch beschrieben, jetzt durch Joh. Eisengrein in unser Hochteutsche Sprach gebracht. Meyntz, J. Albin, 1599' [HB. : 16. L. 9]. s. 320 wird zwar erwähnt, dass Harsdörfer eine übersetzung des Dux peccatorum gekannt habe; das ist aber, wie Sch. auch andeutet, die lateinische, Coloniae 1601 [HB. : 19. Aa. 53]. endlich sei noch erwähnt, dass Luis de Granadas 'Seelen-Todt' in Matthaeus Timpes Teutscher Theologey, Münster, 1601—1614 als teil 3 u. 4 erschien. auch die von Sch. mitgeteilte liste der originalausgaben, der werke Luis de Granadas, der ital. und franz. übersetzungen, könnte durch die hiesigen bestände reichliche ergänzungen erfahren.

S. 108 ff. Bernardino de Mendoza. die Sch. unbekannte ital. übersetzung ist: 'Teorica et prattica di guerra terrestre et maritima, Tradotta dalla lingua Spagnuola nella Italiana da Salustio Gratti Venetia, Diotti 1596'. 4° [HB. : *48. C. 54].

S. 245 ff. von dem 'Carcell de Amor' des Diego de San Pedro besitzt die hofbibliothek folgende von Sch. nicht genannte übersetzungen : zwei deutsche : Hamburg 1660 [HB. : 144. H. 45] und ebenda 1675 [HB. SA. 34. F. 7]; eine französische : 1527 [HB. : 39. K. 37] und eine italienische, Venezia, Francesco Bindoni 1537 [HB. 71. Z. 159(3)] [1].

Gelegentlich sei auch auf einige irrtümer und kleinere lücken, die allerdings nicht Sch., sondern seinen vorlagen zur last fallen, aufmerksam gemacht. s. 136 citiert Sch. nach Ferdinand Wolfs vorgang eine ausgabe der Floresta des Santa Cruz de Dueñas: ‚Salamanca' 1576. ich bemerke — damit der fehler sich nicht

[1] der gelehrte catalanische antiquar Salvador Sanpere y Miquel, der Sch.s buch in der Vanguardia (Barcelona) vom 30 dec. v. j. besprach, erwähnt noch die von Sch. nicht verzeichneten ital. erstausgaben (Rusconi) v. j. 1515 und 1518 des Carcello.

weiter schleppe — dass dem bewährten altmeister hier etwas menschliches passiert ist. er hatte offenbar das exemplar der hofbibliothek 74. X. 76 vor sich, dieses enthält aber die angabe 'Caragoça' 1576 auf dem titelblatt. s. 150 ist die titelangabe von Mexias Sylva variarum lectionum nach Jöchers unrichtigen daten widerholt. das buch [HB. : 210. B. 25] hat den titel: 'Petri Messiae von Sibilia vilualtige beschreibung | Christenlicher vnnd Heidnischer Keyseren | Künigen | . . . Jetzt neüwlich auff dass fleißigest verteütscht . . Basel durch Henrichem Petri vnnd Petrum Pernam 1564'. in der widmung erklärt Lucas Zoleckhofer, er habe das buch 'mit gantzem Fleiß aus Frantzösischer und Italienischer spraach . . auff daß verständlichest translatiert'.

Für die bearbeitungen von Gracians Oraculo manual s. 156ff ist folgende italienische übersetzung, die Sch. nicht anführt, von wichtigkeit : 'L'huomo di corte. Tradotto dallo spagnuolo nel francese idioma e comentato dal signor Amelot de la Houssaie nuovamente tradotto dal Francese e comentato dall' abbate Francesco Tosques. Roma, Luca Antonio Chracas, 1698' [HB. : *28. S. 38].

S. 277 ist bei der übersetzung der Celestina das 'unbekannt' durch Christoph Wirsung zu ersetzen; er nennt sich ausdrücklich in der vorrede des buchs [58. V. 42]. vgl. auch Allgem. deutsche biographie 43, 521.

Von werken, beziehungsweise artikeln, die in Sch.s buch gar nicht behandelt sind, erwähn ich zunächst einen interessanten beitrag zu der (bekanntlich jüngst von Farinelli [Guillaume Humboldt] behandelten) Montserrate-litteratur : 'Libro de la Historia y Milagros hechos a invocation de nuestra Señora de Montserrat. 1556'. am ende, nach der tabla : 'Excudebat Barcinone Claudius Bornatius 1556' [HB. : 41. M. 12].

Eine übersetzung dieser von F. Gundisalvus de Soyo (vgl. Nic. Antonio BN. I, 560) verfassten Historia, jedoch nur bis zum cap. VIII, in der ausgabe fol. 25ᵛ, bieten die hefte : Warhafftige vnd gründliche historia | Vom ursprung | auch zunemung des hochheiligen Spannischen Gotteshauß Montis Serrati . . . . auß Hispanischer sprach | durch einen Catholischen Patricium Augustanum in hochteutsche gebracht. München, Adam Berg 1588' [HB. *35. E. 148] und 'Von Ursprung deß Hochheiligen Spanischen Gotteshauß Montis Serrati . . . Prag, in deß Ertz-Bischöfflichen Seminarÿ Druckerey | in Emmaus | im jahr 1687' [HB. 41. L. 40].

Von andern ergänzungen, welche unser hiesiges material an die hand gibt, seien noch angeführt : 'Consuelo de affligidos en el qual se trata de los fructos, y remedios de las tribulaciones . . . . Compuesto por el Reverendo padre Gaspar Loarte, Doctor Theologo, de la Compañia de Jesus, Valencia 1578' [HB.: 17. J. 42] — hiezu die verdeutschung : 'Trostspiegel | Vor die Betrübten | Darinnen der Nutz | Vnnd die Früchten so auß auß

den Betrübnussen volgen | angezeigt werden. Durch den Ehrwürdigen | hochgelehrten Herrn P. Casparum Loart . . . beschrieben 1610' [HB. : 32. Z. 33] (als anhang zu Androzzis Cathol. Carwochen. Freyburg im Br. 1609).

Ferner die übersetzung von Juan Gonzalez de Mendozas Historia de las cosas mas notables, ritos y costumbres del gran reino de la China (Madrid 1586. 8⁰) : 'Ein neuwe, kurtze, doch wahrhaftige Beschreibung deß . . Königreichs China etc. In Hispanischer Sprach beschrieben, auß derselben in die Italienische und nunmehr in Hoch-Teutsch gebracht etc. Frankfurt am Mayn. S. Feyerabend 1589' [HB. : 65. S. 28(3)].

Ich breche hier mit der aufzählung der nachträge zu Sch.s bibliographie ab, um einer allgemeinen bemerkung raum zu geben. die angedeuteten lücken, wie eine reihe anderer, hier nicht erwähnter mängel sind bei einer bibliographischen zusammenstellung, die ein möglichst vollständiges bild liefern soll, gewis bedauerlich, es wäre aber m. e. verfehlt, den herausgeber allein hierfür verantwortlich machen zu wollen. ein derartiges urteil hat gerade das gegenteil von dem im gefolge, was eine gesunde kritik im auge haben muss. wie es einen mut gibt zu irren, so ist es unter umständen auch ein mutiges unterfangen, unvollständiges zu bieten. wer das verkennt, wer insbesondere übersieht, dass bei ausarbeitung einer solchen bibliographie eine reihe äufserer umstände helfend hinzutreten muss, der schreckt einfach davon ab, in zukunft sammelergebnisse zu veröffentlichen, denen zumindest das verdienst brauchbarer vorarbeiten nicht abzusprechen ist. solange man behufs notwendiger vervollständigung solcher bibliographien in den grofsen büchersammlungen des continents nicht bestimmt auf ausreichende unterstützung seitens des staates oder gelehrter gesellschaften rechnen kann; solange ein arbeitsbehelf von universeller bedeutung, der generalkatalog sämtlicher deutscher bibliotheken, noch ein pium desiderium bleibt, ist es ungerecht, mängel in bibliographien, die ein mit bescheidensten mitteln arbeitender privatmann veröffentlicht, allzustark hervorheben zu wollen. weit zweckmäfsiger wär es, die dringende notwendigkeit einer deutschen gesamtbibliographie mit allem nachdruck zu betonen, die mit einem male zahllose arbeiten vor den heute fast noch unvermeidlichen defecten schützen könnte. und man sage nicht, dass bei uns in Deutschland unmöglich ist, was die trustees des Britischen museums schon vor jahren begannen und Léopold Delisle für die Pariser nationalbibliothek eben mit staunenswerter energie ins werk setzt.

Zu den mängeln in Sch.s buch, die nur systematische durchforschung der grofsen deutschen bibliotheken beheben konnte, gesellen sich allerdings auch noch andere, die durch gehörige ausnützung leicht zugänglicher gedruckter hilfsbücher wol zu vermeiden gewesen wären. eine übersichtliche zusammenstellung

der quellenwerke für die spanische litteraturgeschichte, etwa in der art, wie sie Engelmann und Hübner für das classische altertum boten, besitzen wir freilich noch nicht; das 'litteratur-verzeichnis', das Sch. seiner arbeit vorausschickt, begreift wol das allerwichtigste, ist aber doch vielfach zu ergänzen. ich habe, speciell zu dem zwecke, um studien, wie die Sch.s, zu erleichtern, vor einigen jahren die bedeutendsten bibliographischen und biographischen hilfswerke für Spanien zusammengestellt[1]; darunter finden sich solche, die Sch. neues material geboten und gar manche seiner biographischen und litterarischen angaben berichtigt hätten. als beispiel nenn ich Picatoste 'Biblioteca cientifica Española del siglo xvi' (Madrid 1891), ein Buch, dessen verwertung für den vorliegenden zweck sich durch den beigegebenen index: 'Autores españoles comprendidos en este libro, cuyas obras fueron traducidas á otras lenguas' besonders empfohlen hätte. die angabe Picatostes s. 188 bei besprechung von Pedro de Medinas 'Arte de navegar': 'la tradujo . . . al aleman Miguel Coignet, en 1576, haciendose nuevas ediciones aumentadas por el mismo Coignet en 1577, 1580, 1581, 1628 y 1633' beruht zwar auf einem irrtum; 'scripsit et instructionem de Arte navegandi gallice Antver. 1581 4° apud Jac. Henrici' heifst es bei Foppens, Bibliotheca Belgica II, 890, und Coignet starb bereits 1623 (vgl. a. Biographie nationale p. p. l'Ac. roy. de Belgique IV 274). dagegen führt Picatoste durch seine notiz über die verdeutschung der Historia natural de las Indias des José Acosta zur ermittelung der bei Sch. nicht verzeichneten ausgabe: 'New Welt | Das ist: Volkommen Beschreibung von Natur | Art vnd gelegenheit der Newer Welt | die man sonst America oder West- Indien nennet | in zwey theil abgetheilt . . . Erstlich durch den Hochgelerten Herren Josephum de Acosta, zu Latein in Truck außgeben | folgents dem gemeinen Mann zum guten in Teutsch vbergesetzt. Gedruckt zu Cölln, Johan Christoffel 1600' [HB.: 61. c. 3*]. In der vorrede heifst es, herr Joseph de Acosta habe '*ein Buchlein lassen aufsgehen in Lateinischer Sprach, welches er intitulirt DE NATVRA NOVI ORBIS | welches seiner furtrefflichkeit halben wol werth gewesen das es vor lengst vbergesetzt were. Da sich aber sulchės bifsher verzogen | hat sich ein liebhaber der Historien daruber gesetzt | vnd aufs der Lateinischen Spraach in die Teutsche gebracht*'.

Auch sonst hätte auf Picatostes (allerdings mit vorsicht aufzunehmende) angaben wenigstens hingewiesen werden sollen: das todesdatum des Bernardino de Mendoza (vgl. bei Sch. s. 109): 21 jan. 1605; das geburtsjahr Pedro Mexias: beginn 1500 (Sch. 'ums j. 1496'); sein todesjahr vor 1545 (nicht 1552). überhaupt

[1] 'Der stand der biographischen studien in Spanien', Biograph. blätter bd I h. 3. nachträge, die sich seit dem erscheinen dieses versuches einstellten, werden wol bald in einer zweiten ausgabe verwertet werden.

hätte Sch. für die lebensgeschichtlichen einzelheiten neben den älteren autoren wie Nic. Antonio, Capmany usw. die modernen biographien, die sich in der oben erwähnten arbeit gesammelt finden, in ausgedehnterem mafse benützen sollen.

Mit den vorstehnden bemerkungen könnte die besprechung von Sch.s buch schliefsen, wenn allein der umfang des in der vorrede angedeuteten programms — aufnahme der nachweislich in Deutschland gedruckten litterarischen werke nebst angabe der spanischen originale und der vermittelnden übersetzungen — in betracht käme. ein buch, das über 'Spaniens anteil an der deutschen litteratur des 16 und 17 jhs.' handelt, erfordert aber weiteren ausblick: es genügt nicht, die resultate des einflusses in trockenen listen vorzuführen, sondern auch die fäden blofszulegen, welche auf litterarischem gebiete von dem einen lande zu dem andern hinüberführten, kurz, den intellectuellen einfluss Spaniens auf Deutschland während jener zeit bei seiner wurzel zu fassen. dass Sch. dies unterlassen, dass die — übrigens viel zu knapp gehaltene — einleitung die genesis der wechselwürkung zwischen beiden ländern kaum gestreift hat, ist um so überraschender, als sowol Ebert wie auch Farinelli in den oben erwähnten aufsätzen den weg angedeutet haben, der hier einzuschlagen war. ohne dass ich irgendwie den anspruch erhebe, sämtliche einschlägigen fragen zu berühren, möcht ich der historischen entwicklung des einflusses Spaniens auf Deutschland hier etwas näher treten; vielleicht ist es hiebei möglich, schwer zugängliche oder bisher unbekannte daten der weiteren forschung über den gegenstand zuzuführen.

Die vorzüglichste (wenn auch, wie noch später gezeigt werden soll, auch für die ältere zeit gewis nicht allein aufschlussreiche) quelle zur feststellung der spanisch-deutschen beziehungen sind bekanntlich die reisen nach der iberischen halbinsel. man hat ihnen frühzeitig beachtung geschenkt; abgesehen von den älteren grofsen sammlungen von reisen [1] wird schon 1743 in Zedlers Universal-lexicon s. v. 'Spanien' (bd. xxxviii, sp. 1107 ff) unter den 'Schrifften, welche zur Erläuterung dieses ansehnlichen Reichs gute dienste tun' der reisewerke gedacht und insbesondere in dem 'Versuch einer litteratur deutscher reisebeschreibungen', Prag 1793 in der abteilung 'Spanien' eine reihe solcher itinera (auch übersetzungen ins deutsche) mitgeteilt. aber erst die letzten jahre brachten uns zwei arbeiten, welche den gegenstand auf breiter grundlage behandeln. R. Foulché-Delbosc hat in seiner Bibliographie des voyages en Espagne et en Portugal (Revue Hispanique iii, 1896) nicht weniger als 858 originalausgaben solcher reiseberichte zusammengestellt; davon sind 123 in deutscher sprache geschrieben. wie reichliche nachlese selbst

[1] Sammlung der besten und ausführlichsten reisebeschreibungen, Berlin 1764 ff uam.

diese so umsichtig gearbeitete sammlung zuliess, hat in allerjüngster zeit Arthur Farinelli in seinen von staunenswerter belesenheit zeugenden Apuntes sobre viajes y viajeros por España y Portugal (Revista crítica de historia y literatura españolas, II, 1898) gezeigt. die üppigkeit des spicilegiums erklärt sich zum teil durch den umstand, dass Farinelli nicht blofs eigentliche und vollständige reisebeschreibungen in den bereich seiner nachträge einbezog, sondern auch, und zwar mit recht, briefsammlungen, einzelnen schreiben, notizen über stattgefundene reisen, gleichviel ob handschriftlich oder gedruckt, seine aufmerksamkeit zuwante. nicht blofs derjenige, welcher der litterarischen wechselwürkung zwischen Spanien und den übrigen europäischen ländern nachgeht, auch der historiker von fach, der kunst- und culturhistoriker werden diese eben veröffentlichten bibliographien mit grofsem nutzen zu rate ziehen. ich halte vorläufig mit einem allgemeinen urteil über plan und zweck dieser arbeiten zurück und möchte zunächst eine seite derselben näher ins auge fassen, die sich hier, wo wir über den anteil Spaniens an dem deutschen schrifttum sprechen, von selbst in den vordergrund schiebt. unter der grofsen zahl von reisen kommen für den vorliegenden zweck naturgemäfs jene in betracht, bei denen als folgeerscheinung sich ein einfluss auf deutsches schrifttum beziehungsweise deutsches denken entweder sicher erkennen oder doch mit einiger wahrscheinlichkeit voraussetzen lässt. einige beispiele, die hier folgen, mögen dartun, in welchem sinne ein derartiger einfluss würkte oder würken konnte. es ist nicht nötig, erst zu versichern, dass hier vornehmlich solche daten berücksichtigt wurden, die weder Farinelli noch Foulché-Delbosc ihren sammlungen einverleibt haben.

In einem Chronicon von Cardeña, dessen abschluss noch in die erste hälfte des 14 jhs. fällt (herausgegeben von Enrique Florez, España sagrada XXIII [1767] s. 370ff) finden sich folgende zwei eintragungen: *Era de* MCCXCII (1254) *años entró en Burgos la Infant fija del Rey de Noruega è tomola por muger D. Felipe hermano del Rey, è D. Felipe era electo de Sevilla è dejó el Arzobispado. — Era de* MCCXCV (1257) *entraron los Alemaños en Burgos para dar el Emperazgo al Rey D. Alfonso fijo del Rey D. Ferrando en el mes de Junio.*

Die beiden nachrichten gehören zu den ältesten documentarisch beglaubigten zeugnissen für die beziehungen Castiliens zu den germanischen völkern — beziehungen, die durch bedeutsame missionen nach Spanien veranlasst wurden. an der reise der norwegischen prinzessin Christina, tochter könig Håkons IV im j. 1256 (nicht 1254) nahmen aufser dem bischof Peter von Hamar nicht weniger als 120 personen teil [1]. der zug, den im

[1] vgl. Adam Kristoffer Fabricius La connaissance de la Péninsule Espagnole par les hommes du Nord, Lisbonne 1892, 8°. auf die ältern aao.

frühling des jahres 1257 der bischof von Speier, der propst von SGuido derselben stadt, Conrad von Steinach, ferner der bischof von Constanz und der abt von SGallen unternahmen[1], um Alfons x die kunde von seiner wahl zum deutschen Könige zu überbringen, war für jene zeit gewis ein ereignis ersten ranges. hier kommt nun besonders ein punct in betracht, der m. w. bisher noch nicht hervorgehoben wurde. das endziel beider missionen war Burgos, und wir wissen, dass sich die sendboten, die reichsdeutschen wie auch die nordischen, längere zeit in der alten castilischen hauptstadt aufgehalten haben. die fremden gäste sahen gewis das haus des Cid, das man in Burgos heute noch zeigt, man mag sie auch in das benachbarte kloster Cardeña geleitet haben, wo die irdischen überreste des helden und seiner gattin Ximena, ja auch der cadaver seines streitrosses Bavieca begraben worden waren. es scheint undenkbar, dass man gerade den geistlichen würdenträgern aus fernen landen die merkwürdigen erinnerungszeichen an den Cid, an den vorkämpfer der christenheit auf spanischem boden — als solcher erscheint er ja schon im Poema und womöglich noch mehr in der alfonsinischen chronik — sollte vorenthalten haben. um so gewisser ist es, dass sich damals — zum erstenmale — vertretern des gebildeten standes aus unseren ländern der historische kernpunct der glänzendsten spanischen epopöe erschloss. inwieweit diese eindrücke einer fremden, aber darum gewis nicht minder anziehenden heldensage nach der rückkehr der boten in die heimat fortwürkte, ist heute ebenso schwer zu controllieren, wie die spur der xenia, die den gästen von seite Alfonsos gewis geworden sind. ich denke hier nicht blofs an gastgeschenke von materiellem wert, sondern, wie es sich bei dem 'rey sabio', dem fruchtbarsten schriftsteller seiner zeit, annehmen lässt, auch an litterarische. ganz ausgeschlossen ist es ja nicht, dass in Speier oder Constanz sich noch ein oder das andere object findet, das die bischöfe von jener fahrt nach hause gebracht; in SGallen, besonders in der bibliothek, die ich etwas genauer kenne, dürfte leider ein nachforschen vergeblich sein. der abt, um den es sich hier handelt — Berthold vFrankenstein (1244—1271) —, war allerdings, so schildert ihn wenigstens Weidmann[2], ein gar streitbarer herr, dem ein ordentliches rossgeliger höher stand als selbst das schönste messbuch. die hoffnung, greifbare erinnerungszeichen an jene reise deutscher sendboten heute noch auf deutschem boden zu finden, ist freilich umso geringer, als die urkundlichen zeugnisse für eine ganze reihe von gesantschaftsreisen, die im darauffolgenden jahrhundert von

besprochenen reisen norwegischer führer kann hier nur kurz verwiesen werden. [1] so Arn. Busson Die doppelwahl des j. 1257 und das röm. königtum Alfons x von Castilien, Münster 1866, s. 37 f. vgl. aber Böhmer-Ficker Regesta imperii v s. 1027 f. [2] Geschichte der bibliothek zu SGallen s. 26.

Wien aus nach Spanien, speciell nach Aragon erfolgten, sich nicht bei uns erhalten haben, sondern — im kronarchiv von Barcelona. es ist ein verdienst des kürzlich verstorbenen historikers Heinrich vZeifsberg, das umfangreiche register, das die notariellen urkunden über die werbung Friedrichs des Schönen um die hand Isabels, der tochter könig Jaimes II. enthält, diplomatisch getreu veröffentlicht und erläutert zu haben[1]. der ersten reise des sendboten Friedrichs, Konrad vVerhebang [so Zurita; urkdl. 'Conradus dom. nove civitatis', also von Wiener Neustadt], welche Farinelli (Apuntes s. 8) anführt, folgten noch weitere gesantschaften von Wien nach Barcelona, um die heiratsverhandlungen zu ende zu führen: die bedeutendste war natürlich jene, welche die einholung der braut bezweckte. aufser dem abt Otto vSLamprecht, dem kämmerer Rudolf vLiechtenstein, dem hauptmann ob der Enns Heinrich vWalsee und dem hofmeister Hervord vSimaning nahmen an dieser gesantschaft, wie berichtet wird, noch 'andere ehrenwerte personen des geistlichen wie des laienstandes teil'. jenes in der folgezeit so unglückliche aragonesische königskind weilte lange jahre in Wien, in verschiedenen städten Niederösterreichs und der Steiermark, und während dieser zeit, namentlich aber bis zum tode ihres zärtlich besorgten vaters blieb der verkehr zwischen der königin und ihren angehörigen aufrecht erhalten[2]. der fremdartige zauber, welcher die aragonesische königstochter umgab, ihre anmut, ihr mildes wesen, nicht minder auch ihr tragisches geschick lassen es erklärlich erscheinen, dass Johann vVictring ihrer in seinem Liber certarum historiarum widerholt und ausführlich gedenkt; an manchen dieser stellen erhebt sich der alte chronist sogar zu einem gewissen schwung, aus anderen lässt sich erraten, dass ein augenzeuge spreche, der die schöne Spanierin persönlich kannte. auch über die oben erwähnte gesantschaft nach Barcelona verdanken wir Johann vVictring einige anderweitig nicht überlieferte einzelheiten; es ist dies umso bemerkenswerter, als sonst derlei berichte über Spanienfahrten deutscher reisender in jener zeit nur sehr sporadisch auftreten. ja eigentlich erst die zweite hälfte des 15 jhs. bietet uns umfangreichere beschreibungen von reisen, die von unsern gauen aus nach Spanien unternommen wurden. über den mehrmals publicierten trocknen bericht, den Georg vEhingen über seine fahrt nach Spanien (1457) lieferte, ist hier nichts zu sagen. auch 'Des böhmischen herrn Leos von Rožmital ritter- hof- und pilger- reise durch die abendlande 1465—1467. beschrieben von zweien seiner begleiter'[3] ist schon seit geraumer

[1] 'Elisabeth von Aragonien, gemahlin Friedrichs des Schönen von Österreich (1314—1330)'. WSB. phil.-hist. cl. bd 137 nr VII (Wien 1898).

[2] vgl. die publication vZeifsbergs aao. bd 140 nr I.

[3] es sind dies der Böhme Schaschek und der Nürnberger Gabriel Tetzel. der erste beschrieb die reise in lateinischer, der zweite in deutscher sprache.

zeit mehrfach veröffentlicht, sodass ich mich begnüge, auf eine wol zu beachtende einzelheit, das bekanntwerden spanischer sagen in deutschen landen eben durch diese beschreibung aufmerksam zu machen: die von teufeln in einer nacht erbaute brücke von Segovia (der aquaeduct), das wunderbare crucifix von Burgos (eine art gegenstück zu dem crucifix von Oviedo, von dem aber die begleiter Rożmitals nichts erzählen)[1]; der reiche kranz von sagen, die sich um die person des apostels Jacob bildeten und deren mitteilung sich besonders der böhme Schaschek angelegen sein liefs, während bei dem berichte Gabriel Tetzels der passus über den Jacobstein (s. 178 der ausg. Schmellers) vorzüglich bemerkenswert erscheint; die abenteuerliche und an wunderbaren zufällen reiche fahrt der schiffer, die, für vier jahre verproviantiert, von Finisterrae aus nach den 'regiones desertae' geschickt werden, ein wol an legenden üppiger, aber in seinem erfolge weniger glücklicher zug als die 30 jahre später erfolgte expedition Colons (vgl. auch s. IX bei Schmeller); die ganz den alten ritterromanen nachgebildete erzählung von der unglücklichen jungfrau von Merida; die erblindung des königs und des ganzen gesindes bei der belagerung des heiligtums zu Guadalupe — ein unverkennbarer anklang an die auf spanischem boden mit solcher vorliebe erzählten Marienlegenden, die schon zwei jahrhunderte früher, zur zeit Berceos und Alfons des gelehrten, reiche pflege fanden — diese und andere stoffe aus der bekanntlich überaus reichen spanischen sagen- und legendendichtung fanden durch Rożmitals begleiter bei uns eingang[2]. unsere kenntnis von berichten über ältere deutsche reisen nach Spanien ist durch Farinellis nachträge zu Foulché-Delboscs Voyages in wünschenswerter weise bereichert worden. zu den wichtigsten

den citierten titel führt die ausgabe Schmellers, Bibl. des litt. ver. in Stuttgart, bd VII, 1844.

[1] eine kurze erwähnung dieser 'croix faicte des angles' in dem Premier voyage de Philippe le Beau, Chroniques Belges inédites, Collection des voyages des souverains des Pays-Bas p. p. Gachard vol. I (1876) s. 157.

[2] auf das abenteuer, das Rozmital und seinen gefährten bei Cantalapiedra begegnete — sie sahen einen einsiedler, den man für den könig von Polen hielt —, hat Farinelli bereits aufmerksam gemacht. hinzuzufügen wäre, dass die merkwürdige, von Schaschek erzählte erkennungsscene, die huldigung seitens eines untertanen usw. wol blofs eine legende ist, die eben nur so mitgeteilt wird, als hätte sie sich vor den augen der reisenden würklich zugetragen. hält man hiermit die tatsache zusammen, dass Johannes Dantiscus, der gesante Sigmunds I von Polen, eine überaus einflussreiche rolle am spanischen hofe spielte und — auch in verwantschafts- und anerkennungsfragen — eine weitreichende tätigkeit entfaltete, so ergibt sich, dass, wie hier gelegentlich bemerkt sein mag, Calderons berühmte comedia: 'La vida es sueño' rücksichtlich der einkleidung der ursprünglich morgenländischen erzählung nicht durchaus jenes nur der erfindung des dichters entsprungene phantasiestück zu sein braucht, für das sie gewöhnlich gehalten wird.

beschreibungen, auf die Farinelli aufmerksam machte, gehört das itinerarium des Hieronymus Münster aus Nürnberg (1494—1495), handschriftlich in einem codex der Münchener hof- und staatsbibliothek erhalten und bis jetzt unveröffentlicht (inhaltsangabe und ein kurzer auszug in den Apuntes s. 14 und 128f). bei dieser gelegenheit sei erwähnt, dass zu zwei wertvollen alten reiseberichten, die von Foulché-Delbosc zwar verzeichnet, ihrer überlieferung nach jedoch nicht eingehend geprüft wurden, gleichfalls nachträge zu liefern sein werden: ich meine die fahrt des ritters Nicolaus vPopplau nach Portugal und Spanien in den jahren 1484 und 1485 und die relationen des Johannes Dantiscus, — Dantiscus vHöfen — polnischen botschafters am hofe Karls v während der jahre 1519—1531. über dem berichte des Nicolaus vPopplau hat ein eigner unstern gewaltet. das original gieng verloren, nur eine copie hat sich in der Elisabethbibliothek zu Breslau erhalten und nach dieser wurde der bericht in der zs. 'Schlesien ehedem und jetzt' v. j. 1806 veröffentlicht. diese deutsche ausgabe ist aber unauffindbar geworden. weder Foulché-Delbosc noch Farinelli haben sie gesehen, und auch meine bemühungen, sie aufzustöbern, blieben erfolglos. so kommt es, dass wir den deutschen bericht in der spanischen übersetzung benützen müssen: 'Viages de extrangeros por España y Portugal en los siglos xv xvi y xvii. Coleccion de Javier Liske. Traducidos del original y anotados por F. R. [Felix Rozański] Madrid, s. a.' in dieser sammlung nimmt die reise des ritters Nicolaus vPopplau die erste stelle ein. die beigegebenen noten, welche hie und da auch stellen des deutschen textes bieten, legen nun so manche schäden der überlieferung blofs. bald heifst es, das deutsche original sei unverständlich oder ob seines urwüchsigen ausdruckes unübersetzbar gewesen; bald werden stellen willkürlich weggelassen, bald wird schlechthin eine lücke constatiert, wobei wider unentschieden bleibt, ob die hsl. copie oder der abdruck hieran schuld trägt. diese schäden empfindet doppelt, wer in Nicolaus vPopplau einen der bedeutendsten, sicher den originellsten aller mittelalterlichen berichterstatter, die hier in frage kommen, schätzen gelernt hat. der selbstbewuste ritter liebt es zwar, sich auf ein piedestal zu stellen, vornehm zu posieren, aber von seinem seis auch etwas eigenmächtig erhöhten standpunct aus beurteilt er land und leute mit einem freimut, einer sicherheit und unabhängigkeit, die ihm alle ehre machen. ein realist im schauen und jedem legendarischen beiwerk abhold, ist er knapp im ausdruck und besonders treffsicher in sinnfälliger darstellung seiner vielen merkwürdigen erlebnisse. es bedarf nicht erst der versicherung, dass eine correcte neuausgabe des deutschen berichtes in hohem grade wünschenswert wäre. auch für die sehr umfangreichen relationen des Johannes vHöfen führt Foulché-Delbosc die oben erwähnte

sammlung der 'Viages' als alleinige quelle an. da Farinelli in seinen Apuntes auf diese angabe nicht zurückkommt, sei erwähnt, dass die originalberichte dieses ungemein tätigen polnischen sendboten am spanischen hofe in den 'Acta Tomiciana ... resgestae Serenissimi principis Sigismundi ... scriptae per Stanislaum Gorski ... Petri Tomicii secretarium ...' Posen 1852ff nachgelesen werden müssen, da Liske in den 'Viages' aus der fülle der einschlägigen relationen nur kurze auszüge bietet; dass endlich nach publicierung der Viages noch ein weiterer teil (bd. x) der 'Acta' in druck erschienen ist, der gleichfalls eine stattliche reihe von Dantiscusrelationen bietet, daher denn diese ergiebige quelle von berichten über spanische zustände zu beginn des 16 jhs. noch nicht ausgenützt erscheint.

Bei diesen und so manchen andern alten berichten über Spanien fällt vornehmlich ein umstand auf. die deutschen reisenden erzählen nicht nur von gefahren und abenteuern, schwierigen zügen und anderm ungemach; sie geben auch kunde von sitten, festen, aufzügen, von sehenswürdigkeiten aller art, ja selbst — hier steht unser Nicolaus vPopplau an der spitze — von industriellen und commerciellen verhältnissen. nur die litteratur existiert für sie nicht, am allerwenigsten die nationale. es ist eine ausnahme, wenn der Nürnberger Gabriel Tetzel aus Toledo berichtet: *In der stat sahen wir sant Johans Baptistae haubt und vil kostlichs heilthum und sahen die kostlichsten Bibel die man meint, die in der Cristenheit sey. Es sind großer Bücher drey, der text und die gloss ist geschriben mit gulden buchstaben und an der andern seiten die figur gemalt. Man meint auch, es sey der kostlichst maler gewesst, als er in der welt gewest sei*[1].

Allein ein fehlschluss wär es, wenn man annehmen wollte, die deutschen reisenden berichteten nichts von litterarischen schätzen, weil eben solche nicht zu sehen waren. die anfertigung und sammlung von hsl. texten der classischen, mittellateinischen wie auch der nationalen litteratur hatte in der zweiten hälfte des 15 jhs. auf spanischem boden den höhepunct erreicht, ja sogar — man braucht da nur an die memoiren des Ambrosio de Morales zu erinnern — vielfach bereits überschritten. ich kann auf diesen punct hier nicht eingehn und muss, was speciell die texte nationaler litteratur in mittelalterlichen bibliotheken Spaniens anlangt, auf meinen einschlägigen aufsatz in der beilage zur Münchner Allgem.

[1] das ms. gehörte offenbar zu den kirchenbüchern der kathedrale, welche bischof und capitel unter ansehnlichem kostenaufwand zu beginn des 15 jhs. schreiben und illuminieren liefsen, vgl. meine Handschriftenschätze Spaniens s. 473 f. als vielbeschäftigter schreibkünstler erscheint Pero Sanchez, 'cantor, vecino de Toledo'. die oben geschilderte ausstattung lässt übrigens berechtigte zweifel zu, ob das schaustück würklich eine bibel und nicht vielmehr eines der liturgischen werke war, von denen in den rechnungen die rede ist.

zeitung 1895 nr 297 verweisen [1]. das, was den tiefsten einblick in das geistesleben des fremden volkes vermittelt hätte, bleibt nun unsern reisenden so gut wie unbekannt: Schaschek rühmt zb. in Guadalajara die 'aedes magnifice exaedificatas' des marques de Santillana, erwähnt aber die für jene zeit einzig dastehnde bücherei desselben mit keinem wort. Nicolaus vPopplau, der über geringfügige dinge bescheid weifs, von der sitte des besa-manos beim könige, von den tohnwaren, die in der nähe von Valencia gefertigt werden, von kornfrucht und wein ausführlich erzählt, geht an Poblet und Monserrate mit der bemerkung vorbei, dass die mönche dieser beiden klöster Benedictiner seien, und dass den fremden besuchern mit wein und brot aufgewartet werde: über die herlichen bücherschätze, die in Poblet wie in Montserrate aufbewahrt wurden und — heute zt. verloren, zt. verstreut — gerade damals einen besondern anziehungspunct für den wissbegierigen reisenden bilden durften, schweigt er sich völlig aus. wenn hierfür vielleicht ein erklärungsgrund in dem umstand ligt, dass unser ritter Titus Livius und Valerius Maximus in Córdoba geboren sein lässt (Liske s. 51), so bleibt gleichwol bemerkenswert, dass weder Nicolaus vPopplau noch, soweit ich sehe, die zeitgenössischen reisenden den viel sinnfälligeren äufserungen scenischer kunst auf spanischem boden genügend aufmerksamkeit schenkten. dass im 15 jh. in Castilien wie in Catalonien dramatische repräsentationen keineswegs zu den seltenheiten gehörten, ist ja bekannt, und es bedarf nicht erst des hinweises auf die einschlägigen abschnitte bei Schack und Denk [2].

Vom 16 jh. angefangen, ändern sich die verhältnisse vollständig. das würksamste mittel, die kenntnis spanischen geisteslebens im allgemeinen, des schrifttums insbesondere, im ausland zu verbreiten, wird der buchhandel, der spanische originalwerke in unsre lande bringt und übersetzungen derselben veranlasst. doch ist die schwarze kunst nicht so allmächtig, dass sammlung und sichtung ihrer erzeugnisse — selbst im weitesten umfange — genügte, um über die litterarischen beziehungen zwischen Spanien und Deutschland in der neuzeit klarheit zu schaffen. darin ligt der oben gerügte grundsätzliche fehler des Sch.schen werkes; Farinelli hatte recht, bei behandlung des themas in den eingangs

[1] die genaueren angaben in den Handschriftenschätzen Spaniens unter den betreffenden bibliotheken. hierzu kommen noch die bücherei des Gomez Manrique, in der sich nach dem 1490 angelegten inventar 40 hss. — darunter mehr als die hälfte mit vulgärtexten — befanden (vgl. Cancionero de Gomez Manrique, [Madrid 1885] II 332f), und die erst vor kurzem von Paz y Melia glänzend commentierte bücherei des grafen von Haro (1455), die gleichfalls an schätzen nationaler litteratur reich war (vgl. Revista de archivos 1897, 18ff).

[2] für dramatische kunst und poesie Cataloniens im ma. vgl. ua. Sanpere und Miquel Barcelona en el año 1492, Barcelona 1893 s. 96, wo die 'momerias' mit den aus späterer zeit bekannten 'entremeses' identificiert werden, sowie den aufsatz 'Autos sacramentals del sigle XIV' in der Revista de la asociación artistico-arqueológica Barcelonesa II (1898) nr 9 s. 673ff.

erwähnten aufsätzen auch späteren reisen, wie die von Anton Kaufhold, Chr. Aug. Fischer, Heinrich Friedrich Link uaa. volle aufmerksamkeit zu schenken, und in demselben sinne werden die einschlägigen nachrichten der bibliographie von Foulché-Delbosc und der Apuntes Farinellis für unsre aufgabe wichtig. jede ergänzung in dieser richtung ist willkommen zu heifsen, nur wird notwendigerweise eine gewisse arbeitsteilung platzgreifen müssen. wir Deutsche haben für uns allein hier genug zu tun; das einschlägige material ist weit gröfser, als man glauben sollte, und gerade für das 16 und 17 jh. lassen die erwähnten sammlungen von reiseberichten noch zahllose ergänzungen zu. die zt. äufserst umfangreichen relationen, speciell die botschafteracten aus jener zeit sind für unsern zweck fast noch unbenutzt. ganz wenige, kurze hinweise, die teilweise aus jüngst zugänglich gemachten quellen geholt sind, mögen dies erhärten.

Schon bei der fahrt Maximilians II nach Spanien im j. 1548 haben in Barcelona und an andern orten spielleute '*Gaugler Tanntzer und Hofierer*' eine gewisse rolle gespielt — wenigstens werden in dem kürzlich publicierten reisejournal (ed. FMenčik im Arch. f. österr. gesch. 36 I 293 ff) ganz achtenswerte ausgaben für dies fahrende volk verzeichnet. bedauerlicherweise sind die weit umfassenderen berichte eines ganzen geschlechts, nämlich der Khevenhüller-Frankenburg über reisen nach Spanien nur in sehr kargen auszügen bekannt geworden. die spärlichen proben, die aus dem — die jj. 1552—1577 umfassenden — tagebuch des Bartolomaeus Khevenhüller, grafen von Frankenburg, vorliegen, zb. über die erfahrungen, die er mit der spanischen inquisition machte, lassen darauf schliefsen, dass der bericht über seine reise nach Spanien (1559) gar merkwürdige kunde von dem lande nach Deutschland brachte. in noch viel höherem mafse gilt dies von den gesantschaftsrelationen, die von zwei andern mitgliedern des geschlechts verfasst und erhalten sind. Johan graf vKhevenhüller vertrat die interessen seines vaterlandes durch mehr als dreifsig jahre (1571—1605) in Spanien. seine während dieser zeit an den kaiserhof gerichteten amtlichen schreiben und acten (concepte) füllen sechs mächtige foliobände und bilden eine der wichtigsten quellen für die kenntnis der österreichisch-spanischen beziehungen während jenes zeitraumes. Noch eingehender sind die botschaftsprotokolle Franz Christophs I. grafen vKhevenhüller — des verfassers der Annales Ferdinandei — aus den jahren 1617—1625: sie enthalten mehr als 3000 briefe und berichte, unter ersteren solche von trägern tönender namen, wie Lerma, Osuna, Olivarez. in einem andern, fünf foliobände umfassenden werke: 'Allgemeine vnd Particulargeschichten vnd negotia in form eines Prothocols Herrn Franz Christoph Khevenhüller' (1617—1623) 'gruppiert der verfasser in lichtvoller, diplomatisch geschulter darstellung um seine persönlichen erlebnisse und erfahrungen

die damaligen ereignisse, deren hauptschauplatz der würkungskreis Khevenhüllers, Spanien, gewesen'. alle diese acten, ferner die sammlung der urkunden betreffend das verlöbnis erzherzog Ferdinands III mit der infantin doña Maria, bei dessen zustandekommen graf Franz Christoph eine hervorragende rolle zufiel, dann die 'Epistulae hispanicae', mehr als 1000 briefe aus den jj. 1581—1604 (von und an Philipp II, herzog Alba, marques de Castillon) sowie eine reihe anderer ähnlicher urkunden bildeten den hauptschatz des archivs der Khevenhüller-Frankenburg, wurden vor wenigen jahren durch ein Wiener antiquariat verkauft und finden sich heute leider zerstreut in verschiedenen sammelstätten zu Wien und Nürnberg[1].

Besser steht es um die einheitliche erhaltung der hier in frage kommenden acten des archivs der grafen Harrach, das von dem beamten der k. k. hofbibliothek Ferdinand Menčik sorgsam verwaltet und in zuvorkommender weise der forschung zugänglich gemacht wird. die tagebücher des grafen Ferdinand Bonaventura Harrach über seine reisen in Spanien in den jj. 1665 und 1673 bergen eine fülle der merkwürdigsten nachrichten, darunter auch solche, die unmittelbar für den litteraturhistoriker von belang sind. graf Harrach, ein eifriger theaterfreund, macht sorgfältige notizen über den spielplan und fügt auch gelegentlich sein urteil über die darstellung bei[2]. man wende nicht ein, dass dieses

[1] vgl. Der Wiener antiquarische büchermarkt, hrsg. v. SKende nr 1 (1893).
[2] man vergleiche folgende auszüge, die ich der güte des herrn Menčik verdanke:

1674. 9 *Jan. umb drey bin ich in die Comedi al Coral de la Cruz gefahren, alwo sie eine von der Geburt Christi repraesentirt haben, die nit vbel war, das thema war, wie die Invidia undt der Teufel dieses Misteria zu verhindern gesuecht, und doch alles durch die Lieb Gottes gegen den Menschen vollbracht worden.*

= 27 *Jan. Nachmittag al coral de la cruz in die Comedie gangen, alwo sie die batalla de Pavia y prison del Rey Francesco I. de Francia repraesentiret und sehr guet gemacht haben.*

= 10 *May. Ich bin Nachmittag in die Comedie, alwo sie eine repraesentirt haben genandt la carbonera de Sevilla von dem könig Don Pedro el cruel, so nichts absonderliches gewesen.*

= 20 *July. Nachmittag in die Comedi, allwo sie eine repraesentirt haben intitulirt : Dios haçe justicia a todos, so wohl hingangen.*

= 22 *Juli. Nachmittag mit meinem Carl in die Comedi gangen, alwo sie repraesentirt haben, tambien entre las damas ay duelo. Die Comedie ist von D. Pedro Calderon sehr guet, aber gar schlecht durch die neue Compagnia exhibirt worden.*

= 10 *Aug. Nachmittag bin ich in die Comedi, alwo sie die repraesentirt haben, welche man zu der konig Namenstag gehalten. Ist die Fabel von den 2 Brüedern — die sich nie vergleichen können, als einer den anderen zugleich umbgebracht und dise korper zugleich auf einem Scheiterhaufen verbrendt werden.*

= 24 *Aug. Nachmittag bin ich in die Comedi, alwo sie repraesentirt haben las dos Estrellas de Francia war die Fundation de la orden Trinitana redemption de cativos.*

persönliche interesse für die spanische litteratur, das von einem einzelnen, sei es auch von einem botschafter und so nachdrücklich bekundet wurde, ohne weitere nachwürkung geblieben sei. es soll noch gezeigt werden, dass in jener zeit die bedeutung der spanischen litteratur, besonders der bühnenwerke am kaiserhofe zu Wien ebenso gewürdigt wurde wie von dessen repräsentanten in Madrid, ja dass der litterarische einschlag, den die damaligen diplomatischen beziehungen hatten, deutlich und oft genug zur geltung kommt. vorläufig sei, was die kenntnis spanischer bühnenkunst in deutschen landen eben zur nämlichen zeit anlangt, auf ein interessantes zeugnis hingewiesen. Schack, dessen unermüdlicher sammeleifer berichte über das spanische theater allenthalben ausfindig zu machen wuste, hat den wert der nachrichten, die in der beschreibung der reise des François van Aerssen, 'Voyage d'Espagne cvrieux, historiqve et politiqve', Paris 1665. 8⁰ enthalten sind, wohl erkannt, und in seinem classischen werke (II 115ff) eine übersetzung jenes abschnittes aus dem französischen texte geboten. es entgieng ihm aber ein umstand, der gerade für die vorliegende frage von besonderer wichtigkeit ist. die eben erwähnte französische reisebeschreibung wurde kurz nach ihrem erscheinen ins deutsche übersetzt: 'Reyse-Beschreibung nacher Spanien .... anjetzo in das Teutsche übergesetzet durch Johann Mackle', Franckfurt 1667 [HB. : SA. 48. F. 9] und die angezogenen abschnitte gehören wol zu den ausführlichsten berichten, die in deutscher sprache damals über spanische theater kunde gaben[1].

1674. 31 *Aug. Nachmittag bin ich in die Comedie, alwo di Compagnia des Valesso, so ein Zeit abwesend war, die Comedi dicha y desdicha del hombre repräsentirt, so sehr guet an sich selbst, und gar wohl exhibirt wurde, dann sich die Compagnia verändert und umb viel verbessert hat.*

〃 2 *Sept. Nachmittag bin ich in die Comedie, alwo sie repraesentirt haben, Hermosura y discretion,*

〃 7 *Sept. in die Comedi gangen, weillen schon ein Balcon bestellt war, haben repraesentirt die Fabel Philomena und Progne, so gar guet gewesen.*

〃 15 *Sept. Ich bin Nachmittag in die Comedi, alwo sie Pachecos y Palomecos repraesentirt, so wol hingangen.*

[1] dies, wie der umstand, dass der eben verzeichnete deutsche druck schon recht selten geworden sein mag, veranlasst mich, hier eine probe aus dem betreffenden teil (cap. 18 s. 126f) mitzuteilen : *Den Nachmittag umb fünff Vhr stellete man die Autos vor. Es seind geistliche Schauspiele | mit underschiedlichen und recht lächerlichen Streichen untermenget | umb zu versüssen | was das ernstliche von dem Stück verdrießliches an sich hat. Die zwey Hauffen der Schauspieler welche zu Madrid | beschliessen zur selben Zeit ihre Schaubünen und vertreiben einen gantzen Monat mit dem Vorstellen dieser geistlichen Stücke. Auff andern spielen sie offentlich | welche darzu insonderheit auff den Gassen zu bereitet sind. Sie seind verbunden täglich eine vor eines Raths Präsidenten Hauß zu halten. Sie fangen an bey deß königs seinem Ort | eben auff den Tag des Festes | und haben hierzu eine auffgerichtete Büne mit einem Himmel | unter*

Nicht alles, was sich, mitunter recht anspruchsvoll, als 'spanische reise' gibt, wird in gleicher weise für uns aufschlussreich, wie die botschaft Harrachs oder die fahrt Aerssens. gleichwohl erscheint, es sei dies nachdrücklich widerholt, die genaue berücksichtigung der reisen für die abschätzung der wechselseitigen litterarischen einflüsse zwischen Spanien und Deutschland unerlässlich, und die vorhandenen einschlägigen bibliographien laden zu erneutem studium des gegenstandes, beziehungsweise zu weiteren ergänzungen ein. der rahmen dieser besprechung gestattet nicht, noch auf andre, als die eben angedeuteten nachträge hinzuweisen[1]. ein wort gebürt aber den, wie es scheint, bei der vorliegenden frage noch wenig beachteten anlässen, die schon in früher zeit regen geistigen austausch zwischen Spaniern und Deutschen gestatteten, ich meine die kirchenversammlungen. in Basel zb. safsen in der ersten hälfte des 15 jhs. vertreter der natio Hispanica und der natio Germanica fast zwei jahrzehnte hindurch beisammen. leuchten der iberischen halbinsel, wie der cardinal Cervantes, waren daselbst erschienen. der grundgelehrte Juan de Segovia entlockte Enea Silvio ausdrücke der bewunderung und begeisterte noch in viel späterer zeit den Basler professor Iselin zu einem panegyricus; das monumentale geschichts-

welchem sich ihre Mayestäten niedersetzen. An dem Fuß dieser | ist der Schau-Platz; und weil die Spieler den Rucken gegen der Versamlung | so auff dem Platz ist | kehrend spielen | so rollet man kleine Häußlein hinzu | da sie sich mögen kleiden | hinauß gehen und wieder kommen nach jeglichem Stück des Spiels. Man treibet dieses etliche Tag lang | und ein jeglicher Präsident hat das seinige | die obere und den SchauPlatz vor seinem Hauß. Ehe man diese Autos vorstellet | tantzet und springet da alles Possenwerck der Procession | und die RiesenWercke erlustigen das Volck. Was mich in dem | so ich von fernem auff dem alten Prado gesehen | bestürtzet | ist dieses | daß man in der gassen | und in der Lufft zu diesen stücken Fackeln siehet | und daß auf denen zugeschlossenen und täglichen Schaubünen | man nicht bey der Liechter | sondern bey der Sonnen Klarheit spielet.

[1] zu den phantastischen reisen gehört die erzählung von der überführung der reliquien aus Jerusalem nach Oviedo, titelloses stück des 12 jhs., aus 2 hss. herausgegeben von ChKohler Revue de l'Orient latin v (1897) 1 ff; ferner: 'Seltzame Begebenheiten | Eines vornehmen Spanischen Kauffmanns-Sohn | Nahmens Domingo aus Cadix, Bestehend in verschiedenen galanten Liebs-Geschichten und wunderlichen Abentheuern. Aus dem Spanischen in das Teutsche übersetzet. Wien, Johann Gabriel Grahl 1709' [HB.: 240. D. 14]. auf ziemlich reiche nachträge zu Foulché-Delbosc und Farinelli stöfst man, wenn man den indexband der Revista de España (118) auf die zahllosen kleinern spanischen Boletines und Revistas durchsieht. auch aus der Revue de Paris hab ich zt. wertvolle ergänzungen notiert. ich erwähne diesen umstand überhaupt nur aus dem grunde, weil er abermals beweist, dass hier eine arbeitsteilung nach ländern platzgreifen muss; um so mehr, als man sachlich an dem begriff 'reise' nicht engherzig festhalten darf. der sehr interessante brief, auf den mich college Arnold aufmerksam macht: 'Von der spanischen Kleidungsart. Auszug eines Schreibens an den Herrn geheimen Rath von Gemmingen in Stuttgart', datiert Madrid 25 juni 1776 (Deutsches museum 1776, s. 769 ff), sagt über den gegenstand mehr als ein paar dutzend reisebeschreibungen.

werk Juans über das Baseler concil (mit manchem bericht über spanische dinge) findet sich in je zwei abschriften in Wien und in Basel [1].

Es heifst nur einen schritt weiter auf dem vorgezeichneten wege gehen, wenn man auch den reisen der Spanier nach Deutschland und den sich hierdurch ergebenden einflüssen aufmerksamkeit schenkt. der gegenstand ist m. w. bisher noch nicht in zusammenfassender weise bearbeitet worden : ein derartiges gegenstück zu den bibliographien Foulchés und Farinellis existiert nicht. manches hierher gehörige material findet sich an einer stelle, wo man dergleichen nicht vermuten sollte, nämlich in dem anlässlich der Columbusfeier 1894 erschienenen prachtwerk : El Centenario Bd. IV, 427 ff wo Cánovas del Castillo u. d. t. : 'Doña María Cristina de Austria, su matrimonio y su regencia con noticias referentes á las relaciones antiguas entre Austria y España' auch über einige spanische reisen und expeditionen nach deutschen landen handelt (vgl. insbes. abschn. VI) [2].

Den persönlichen mittlern zwischen Spanien und Deutschland stehn gewisse unpersönliche dolmetsche, in erster linie die sprachbücher, grammatiken und lexica, zur seite. Farinelli, dem auch dieses für die erleichterung der litterarischen beziehungen zwischen beiden ländern sehr wesentliche moment nicht entgieng, nennt, die einschlägigen abschnitte in des grafen Viñaza Biblioteca histórica de la filología Castellana (Madrid 1893) ergänzend, einige solcher opuscula, zb. die von Bahrdt (1778), Wagner (1795) uaa. [3]. älter sind — um von einigen anonymen werken, wie den mir nur aus einem antiquariatskatalog bekannten 'Colloquia cum dictionariolo sex linguarum, teut. latin. germ. gall. hispan. et ital., Antwerpiae, apud H. Henricum, 1583' abzusehen — die arbeiten des heute fast vergessenen Spaniers Juan Angel Sumaran, der zu beginn des 17 jhs. als sprachlehrer in Ingolstadt lebte. Nicolaus Antonio Bibliotheca nova I 634 gibt einige nachrichten über ihn, ohne auf Sumarans hauptwerk, den Thesaurus linguarum, Ingolstadii 1626, einzugehn. erst graf Viñaza bot aao. sp. 556 f, 2045 ff genauere aufschlüsse über diese mit rücksicht auf die zeit ihres erscheinens gewis bedeutende grammatikalische leistung [4].

[1] näheres hierüber in meinem aufsatze : Urkundliche beiträge zu Johannes de Segovias geschichte des Basler concils, Wien 1897 (WSB. phil.-hist. cl. bd 135).

[2] Spanische zeitungsflugblätter (widerholt unter dem titel : Noticias generales de Europa venidas à Barcelona por el correo de Francia erschienen) finden sich schon gegen ende des 17 jhs. häufig und beschäftigen sich mit deutschen angelegenheiten. der codex der bibliothek Trivulzio zu Mailand nr 940 s. XVI (Porro s. 280) enthält in journalistischer form die schilderung eines feierlichen einzugs des 'Rey de Romanos' zu Worms, 1495, in spanischer sprache.

[3] vgl. Zs. f. vgl. litt.-gesch. n. f. 8, 350 f.

[4] die widmung ist an 'Don Francisco Moncada Conde de Ossona . . . del Consejo Supremo de su Mag.d Catholica y su Embaxador acerca la Mag.d

Der umstand, dass die wesentlich erweiterte ausgabe des Sumaranschen Thesaurus 1665 in Wien erschien, dass schon fünf jahre später ebendas. Nicolaus Mez de Braidenbachs 'Diccionario muy copioso de la lengua española y alemana hasta agora nunca visto' gedruckt wurde, ist ungemein bezeichnend. soll man die stätte angeben, wo während des von Sch. behandelten zeitraums der litterarische einfluss Spaniens am nachhaltigsten zur geltung kam, so wird unbedenklich der hof kaiser Leopolds I zu nennen sein. '*Cómo queréis*' bemerkte der kaiser einmal, als man die correctheit seines spanischen ausdrucks bewunderte '*que no lo hable así, cuando he vivido usándolo por el día y por la noche*'? (Cánovas aao. 450). zieht man auch von dem inhalt der äufserung, die ja tatsächlich gefallen sein mag, eine gewisse, wol durch äufsere umstände veranlasste hyperbel ab, so bleibt doch genug an historischer wahrheit übrig, um Leopold I als einen der grösten verehrer spanischer sprache und litteratur zu erkennen, den es damals in deutschen landen gegeben hat. diese neigung war nicht sowol durch des kaisers abstammung bedingt — seine mutter die infantin Maria Anna, eine tochter Philipps III, verlor er schon, da er im alter von 6 jahren stand — als durch seine heirat mit Margaretha Theresia, der tochter Philipps IV, die er 1666 heimführte; auch mochte der widerwille, den er gegen das französische empfand, ihn die beiden andern romanischen hauptsprachen umso eifriger haben

Cesarea en Alemania etc.' gerichtet und klärt über die art, wie das werk veranlasst wurde, auf : *Estando yo el año passado en Viena en casa del Sr. Conde y General Marradas, tuue suerte de offrecer mi Persona, y servicios á V. Ex.ª la qual por su solita cortesia me estimó y favoreçió mucho, mandandome compusiesse algunos principios y reglas de la lengua y pronunciacion Alemana* usw. der titel : 'Thesaurus linguarum, in quo facilis via Hispanicam, Gallicam, Italicam attingendi etiam per Latinam et Germanicam sternitur . . editio post Monacenses duas tertia' weist auf frühere ausgaben, die sowol Antonio wie Viñaza unbekannt blieben. tatsächlich besitzt die k. k. hofbibliothek : 'Das Newe Sprachbuch — Liure et instruction pour apprendre les langues — Libro fondamentale per le lingue — Libro muy prouechoso para aprender las lenguas. Monachii Apud Viduam Bergianam 1621' [HB. : 90. F. 27], die vorrede schliefst 'Datum München den 15. Decemb. Anno 1620' und der leser wird apostrophiert wie folgt : *du weist wol | wie fast heutiges Tags die Erkantnuß der Sprachen allen stands Personen wol vonnöthen thut | damit sie inn vnderschidlichen Nationen kauffen vnnd verkauffen können | ohne einiges Dolmetschers hilff | welches zwar die Niderländer vnd der Teutsche Adl wol betrachtet haben | vnnd darumb ziehen sie inn Welschland | Franckreich vnd Hispanien | nicht allein die Sprachen | sonder auch ihre gute gebräuch vnnd sitten zu lernen u. s. w.* die vorrede einer spätern ausgabe von Sumarans Thesaurus (Viennae Austriae, 1665, HB. : 73. V. 61) erhebt sich zu einem förmlichen Panegyricus auf die erlernung der romanischen sprachen : . . . . *es ist zwar nit weniger | daß | welcher die Lateinische Sprach allein wol verstehet, allenthalben viel gelten thuet | vnnd den nechsten Staffel zu Ihren dreyen Töchtern hat : Ist es aber nit viel fürtrefflicher, wann man die frewdige Mutter, mit den verainigten Kindern hat | vnd mit ihrer aller Zierde herrlig und wolbeklaidet heranziehet?*

pflegen lassen. so wenig die österreichische culturgeschichte unter Leopold I (die musikgeschichte ausgenommen) bisher durchforscht ist, so war doch bekannt, dass an seinem hofe spanische bühnenwerke in ihrer originalsprache aufgeführt wurden, und Ebert hat aao. auf diese auffallende tatsache hingewiesen. hiezu bemerkt nun Farinelli (Beziehungen zw. Sp. u. Deutschl. I 58) 'welche spanische stücke er meint, weifs ich nicht. sie sollen sich in der k. k. hofbibliothek finden'. auf diese fragen hat nun Alexander vWeilen erst kürzlich eine befriedigende antwort gegeben. er weist nach (Die theater Wiens I 102 f), dass nicht nur das berühmte drama Calderons : 'Darlo todo y no dar nada' mit einem zwischenspiel : 'Los alcaldes' bei hofe gegeben wurde (1668), sondern auch 1671 ein drama von Cardona : 'Del mal lo menos', 1672 'La flecha del amor', 1673 Moretos 'Primero es la honra' über die Wiener bez. die Laxenburger bühne giengen[1]. wenn Weilen nun bemerkt, dass kaiser Leopolds zarte aufmerksamkeit seiner gattin das fremde land hiedurch zur heimat zu machen suchte, so ist das ganz richtig, es stimmt hiemit auch die anderweitig bezeugte nachricht, dass kaiser Leopold, dem bibliothekar Lambeck seinen und der kaiserin besuch in der hofbibliothek ankündigend, dem schreiben das postscriptum anfügte: '*nec obliviscaris, ut inter hispanos libros ponas comedias a Lope de Vega olim iam compositas*'. aber verschiedene anzeichen sprechen dafür, dass die vorliebe für spanische sprache und litteratur damals in Wien tiefere wurzel gefasst hatte. '*die mujeres Españolas wollen meinen hof ganz spanisch machen*' schrieb einmal der kaiser halb im scherz halb im ernst (Weilen aao. 58), aber nicht blofs das schöne geschlecht stand im banne Spaniens. aufser den bereits genannten sprachwerken wurden noch eine ganze reihe spanischer bücher zu jener zeit in Wien gedruckt[2]. der mittelpunct dieser hispanophilie war, wie sich unschwer zeigen lässt, der kaiser selbst. schon früher wurde angedeutet, dass der

[1] die bibliographischen nachweise bietet Weilen in dem aufsatze : Zur Wiener theatergeschichte, Mitteilungen d. österr. ver. f. bibl.-wesen 1898, nr 3 ff (vgl. bes. die nrr 76. 82. 104. 108. 120). Weilen ergänzt so die daten, welche Joh. Schwarz in seinem buch Die kaiserliche sommerresidenz Favorita auf der Wieden in Wien 1615—1746 (Wien 1898) s. 32 ff geliefert hat.

[2] zunächst einige oben nicht genannte theaterstücke : 'Aun vencido vence el amor ó el Prometeo Comedia en musica escrita en estilo ytaliano 1669' [*38. V. 17]; 'Teofilo : Los amores de Clodio y Pompeya comedia compuesta en ital. puesta en música por A. Draghi y traducida por Juan Silvestre Salva 1669' [*35. H. 78]; dann : Castillo-Calderon, Francisco : 'Oracion flaminia meditada à la luz de la proteccion Mariana 1671' [19. V. 63]; 'Panegyrico de la inefable dignidad de Maria 1671'; 'Sgambata, Scipio Resumen de la vida y milagros de S. Francisco de Borja, duque de Gandia, compuesto primero en Italiano 1671' [41. Mm. 3]. diese daten sind der sorgfältigen, leider bisher unveröffentlichten bibliographie Wiener drucke des 16 und 17 jhs. entnommen, die mein amtsgenosse dr Franz Schöchtner auf grund des materials der k. k. hofbibliothek angelegt hat.

diplomatische vertreter Österreichs am spanischen hofe auch eine art litterarischen wachpostens inne hatte; tatsächlich hatte graf Pötting, Leopolds bevollmächtigter botschafter in Madrid, vollauf zu tun, um dem drängenden ansuchen des kaisers um einsendung von musikalischen werken und bühnenstücken zu genügen (Weilen aao.). ein litterarisches ereignis ersten ranges war der ankauf der bibliothek des marques Gabrega zu Madrid. der hofbibliothekar Peter Lambeck hat hierüber nur ganz kurz berichtet[1]; die nachfolgenden daten sind den noch unveröffentlichten briefen Lambecks an den kaiser (codex der k. k. hofbibliothek no. 8010[2]) und dem gleichfalls bisher noch unbekannten handschriftlichen katalog der bibliothek (codex no. 12601) entnommen. aus dem schreiben Lambecks geht hervor, dass die erwerbung nicht nur unmittelbar auf die initiative des kaisers hin erfolgte, sondern dass dieser auch weiterhin der kostbaren sammlung das gröste augenmerk schenkte. durch ihn erhält Lambeck anfangs 1671 den katalog der sammlung und gerät bei der durchsicht der verzeichneten dritthalbtausend werke (drucke und handschriften) förmlich in verzückung: durch den ankauf werde die hofbibliothek, so schreibt Lambeck an den kaiser 'an reichtum spanischer bücher alle ähnlichen anstalten Italiens, Frankreichs, Deutschlands viele parasangen weit hinter sich lassen'[3]. als die erworbenen bücher tatsächlich eintrafen, ward Lambeck durch den grofsen zuwachs um so mehr in verlegenheit gesetzt, als der kaiser sehr häufig nach spanischen büchern verlangte, insbesondere aus der noch

[1] PLambeckius Commentariorum de Augustissima bibliotheca Caes. Vindob. lib. VII (Vindob. 1675) p. 407 : *Additamentum XII de insigni Bibliotheca Hispanica Illustrissimi Domini Marchionis Gabregae, quae anno hoc* 1675 *Augustissimae Bibliothecae Caesareae Vindobonensi feliciter accessit.* den ankauf liefs kaiser Leopold I durch Franz Eusebius grafen von Pötting, aufserordentlichen gesanten zu Madrid, vermitteln. die bibliothek kam '*viginti tribus cistis inclusa*' am 23 august 1674 in Wien an. das versprechen, über hss. und drucke dieser sammlung später 'accuratissime' zu berichten, hat Lambeck m. w. nicht gehalten.

[2] einige wenige proben aus diesen 'memoralien' bei ThGvKarajan: 'Kaiser Leopold I und Peter Lambeck', Almanach d. kais. ak. d. wiss. XVIII, 1868, s. 101 ff. leider ist gerade der auf die spanischen studien des kaisers bezügliche teil der schwächste dieser sonst so lehrreichen arbeit. Karajan spricht zwar von einem katalog spanischer bücher, den der kaiser besessen, weifs aber nicht, dass es sich eben um das verzeichnis der bibliothek Gabrega handelt.

[3] Cod. 8010 fol. 33 : *Remitto S. Caes. Majestati vestrae Catalogum librorum in Hispania emptorum, et pro benigna communicatione humilimas ago gratias. Perlegi enim illum incredibili cum desiderio et delectatione, ideoque sine mora per amanuensem meum curavi describi, quem admodum ex ipso apographo hisce literis praeter Autographum adjuncto, videre est. Perutile profecto et valde Gloriosum hoc erit incrementum Augustissimae Bibliothecae Caesareae, quippe cuius beneficio ea omnes Italiae, Galliae, Germaniae et Angliae bibliothecas numero, varietate et praestantia librorum Hispanicorum indubitate multis parasangis superare poterit .....*

Vindobonae d. X Mart 1671. *Petrus Lambecius.*

nicht recht geordneten sammlung Gabrega, die er im katalog angezeichnet hatte[1]. diese tatsache, die vorträge Lambecks über eingesendete spanische bücher[2] beweisen im verein mit andern überlieferten nachrichten[3], dass Leopolds I hispanophilie sich durchaus nicht blofs bei prunkvoll ausgestatteten, seiner gemahlin zu liebe veranstalteten schaustellungen äufserte, sondern vielmehr auf ernstes studium spanischer dichter und denker gegründet war. es darf nicht übersehen werden, dass die bibliothek Gabrega (576 drucke in folio, 1176 in quarto, 723 in kleineren formaten) in vortrefflichen ausgaben (auch incunabeln) das erlesenste bot, was Spanien damals an wissenschaftlichen und litterarischen werken aufzuweisen hatte, und dass ihre anschaffung dem kaiser namhafte opfer auferlegte. eine sammlung von achtzehn comedias des Lope de Vega zb. kostete allein 540 realen.

Mit dem hier geführten urkundlichen nachweis für den ursprung des wichtigsten spanischen bestandes jener bibliothek, die es mir ermöglichte, nachträge zu Schneiders werk zu liefern, ist die geschichte der Hispanica Palatina — dieses weit vorgeschobenen litterarischen vorpostens Spaniens, inmitten deutscher lande — keineswegs erschöpft, doch kann auf einzelheiten hier nicht weiter eingegangen werden[4]. ist es aber richtig, dass die geschichte spanischer fonds in unseren bibliotheken die litterarischen beziehungen Deutschlands zu Spanien schon in verhältnismäfsig

[1] Ibid. fol. 79 : *Catalogum Bibliothecae Hispanicae Gabregianae cum adiunctis clementissimis literis recte accepi et omnem adhibebo diligentiam ut transmissione librorum qui pro usu in sacro itinere Cellensi desiderantur et peculiaribus notis signati sunt S. Caes. Maiestati vestrae desiderio quam primum satisfaciam ... Interim igitur mitto inpresenti alios aliquot libellos sacro itineri Cellensi haud incongruentes.*
Ex museolo meo d. 17 *Junii a.* 1676 *P. L.*

[2] Ibid. fol. 74ᵛ : *Cum S. Caes. Maiestati vestrae abhinc quatriduo Vitam Christi a. R. P. Christophoro de Fonseca Hispanice conscriptam, cum adiunctis humilimis literis meis iam transmiserim, mitto nunc porro et demississime Eidem offero etiam alios sex libros sacros, ad Hebdomadem Sanctam itidem pertinentes.*
Ex museolo meo d. 8. *Aprilis A.* 1677. *P. L.*

[3] einmal nimmt der kaiser auf die reise nach Mariazell mit den roman Lope de Vegas El Pelegrino en su patria Brusselas 1608⁰. 12⁰ und Juan de Espinosa Dialogo en laude de las Mugeres Milan 1580. sonst noch wird als reiselecture erwähnt Pedro Mexia Silva de varia leccion Venetia 1558. 8⁰. vgl. Karajan aao.

[4] schon kaiser Ferdinand I liefs 1550 durch vermittlung des licenciaten Gamiz liturgische werke in Toledo abschreiben und nach Wien senden (vgl. meine Handschriftenschätze Spaniens 475 f). weit weniger spanische bücher, als man zunächst erwarten sollte, fanden sich in der bibliothek des erzbischofs von Valencia, Cardona (Mosel Geschichte der k. k. hofbibliothek s. 114 irrig : Cordona), die dieser kirchenfürst dem dortigen Franciscanerkloster vermacht hatte und die Karl VI 1724 für die hofbibliothek erwarb. auch in der abteilung 'Oratores' und 'Poetae' sind, wie der noch erhaltene handschriftliche katalog (cod. 11890, index dazu cod. 11899) zeigt, die lateinischen und griechischen classiker besser vertreten als die spanischen.

früher zeit aufhellen, dass sich ferner auf die kenntnis eben dieser bestände die quellenforschungen betreffs zahlreicher bearbeitungen und übersetzungen stützen, so ergibt sich die notwendigkeit von selbst, diesen fremdsprachlichen bücherschätzen in unsern sammlungen gröfsere beachtung zu schenken, als dies bisher geschah. als Léopold Delisle sein classisches werk : Le cabinet des manuscrits de la bibliothèque impériale (1868 ff) schuf, wuste er, dass er damit nicht blofs einen grundlegenden arbeitsbehelf beim studium der Pariser manuscripte, sondern auch einen bedeutsamen beitrag zur geschichte der mittelalterlichen litteratur überhaupt lieferte. wir wünschen nun jeder deutschen bibliothek ein solches cabinetswerk über ihre bestände — nicht blofs der handschriften — und unter besonderer berücksichtigung fremdländischen gutes [1]. wie aufschlussreich solche untersuchungen auch bei kleineren büchereien sein können, hat erst kürzlich dr. Adolf Schmidt in Darmstadt in einem aufsatz Die bibliothek Moscheroschs (Zs. für bücherfreunde 1899) gezeigt — allerdings handelt es sich da um das litterarische rüstzeug eines schriftstellers 'dessen ganzes schaffen', wie Schmidt hervorhebt, 'auf der aneignung und umbildung fremden gutes beruht' [2].

Den soeben in allgemeinen umrissen angedeuteten gröfsern aufgaben behufs klarlegung der weit ausgreifenden beziehungen zwischen Deutschland und Spanien schliefsen sich einige kleinere, specielle gebiete betreffende an. noch immer fehlt uns eine erschöpfende darstellung der wallfahrten nach Compostella [3], ebenso eine bibliographie der hierhergehörigen, dh. Deutschland und Spanien betreffenden reise- und sonstigen geographischen

[1] als treffliches beispiel für die art, wie solche untersuchungen methodisch zu führen sind, darf die arbeit von EGigas über die spanischen bestände der kgl. bibliothek zu Kopenhagen (Centralblatt f. bibliothekswesen 2 [1885] s. 157 ff) hingestellt werden.

[2] in der bibliothek Moscheroschs bildeten die libri Hispanici eine eigne abteilung, wie sich aus gewissen nachträgen zu seinem handkataloge ergibt; dieser selbst konnte von ASchmidt nicht benutzt werden. doch wäre gerade bei der spanischen abteilung zu ersehen, in welchem mafse sich Moscherosch für die originale, nicht blofs für die französischen bearbeitungen interessierte. vgl. Schneider s. 265 ff.

[3] [vgl. jetzt KHäblers neuste publication Das wallfahrtsbuch des Herm. Künig von Vach und die pilgerreisen der Deutschen nach Santiago de Compostella, Strafsburg 1899.] das kürzlich erschienene werk von Camille Daux Le pèlerinage à Compostelle et la confrérie des pèlerins de monseigneur Saint-Jacques (Paris 1898) bereitet einigermafsen enttäuschung. wir lernen einige routen nach Compostella (von Frankreich aus) kennen, aber der verf. hat nicht einmal den versuch gemacht, die reisen nach dem berühmten wallfahrtsort vom allgemeinen, culturhistorischen standpunct aus darzustellen. es wäre dies übrigens eine dankbare aufgabe der so trefflich geleiteten Biblioteca Gallega, diesem gegenstande aufmerksamkeit zu schenken. nur ganz weniges hierher gehörige im 45 bande der sammlung : Galicia en el último tercio del siglo xv por ALopez-Ferreiro, I cap. XIV Viaje de los reyes católicos á Galicia; vgl. a. p. 124.

werke[1]. dagegen ist auf einem andern, seit Gallardo und Mendez ziemlich vernachlässigten gebiet in jüngster zeit viel gearbeitet worden: wir meinen die geschichte der ältesten — zumeist deutschen — drucker Spaniens, denen Konrad Häbler gründliche studien gewidmet hat[2]. baldiger veröffentlichung harrt eine andere untersuchung: 'Über die spanischen drucke des 16 und 17 jahrhunderts der Niederlande' welche der gegenwärtige spanische botschafter am Wiener hofe José Gutierrez de Agüera nach mehrjährigen forschungen in den bedeutendsten bibliotheken Europas auf grund eines erstaunlichen bibliographischen materials im manuscript vollendet hat. arbeiten, wie die eben erwähnte zeigen deutlich den weg der verbreitung, den das spanische schrifttum gleichsam durch eine vorgeschobene provinz genommen hat, sie erleichtern aber auch die bibliographischen sammlungen, welche die ausbreitung bestimmter schriftwerke vor augen führen; unter diesen sind gerade in jüngster zeit einige sehr beachtenswerte leistungen zu verzeichnen, die von S. zt. nicht mehr benutzt werden konnten[3].

'Wenn je eine litteratur befruchtenden einfluss auf andere zeitgenössische litteraturen ausgeübt hat, so ist es ohne zweifel die spanische in der zweiten hälfte des 16 und im laufe des 17 jhs.

[1] vgl. zb. 'Sommaire description de la France Allemagne, Italie et Espagne .... A quoy est adiousté vn recueil des foires plus celebres presque de toute l'Europe ... Le tout recueilli pour la commodité des voyageurs. s. l. 1591 von Mayerne Turquet [HB.: 47. Z. 14]. auf s. 279 Foires d'Espagne. ferner: Martin Fernandez Enciso's Suma de geographia que trata de todas las partidas y provincias del mundo Sevilla 1519' [HB.: 72. S. 9]. auch hier (auf bogen d 1ʳ) über '*la gente de Austria*' : '*es gente dada a deleytes*'. im übrigen vgl. für die ältere zeit Zedlers schon erwähnte collectanea.

[2] The early printers of Spain and Portugal, London 1897 (Illustrated monographs nr IV). — Spanische und portugiesische bücherzeichen des XV und XVI jhs., Strafsburg 1898 (Die büchermarken oder buchdrucker- und verlegerzeichen bd 5). — 'Iter Ibericum' im Centralbl. für bibliothekswesen jan. febr. 1899.

[3] vgl. zb. 'Obras completas de Don Francisco de Quevedo Villegas, edición crítica .. por D. Aureliano Fernández Guerra y Orbe. t. I (1897) Aparato biográfico y bibliográphico'. darin: 'Traducciones Alemanas' p. 520 ff. — HSAshbee An iconography of Don Quijote 1605—1895, London 1895 (Illustrated monographs III). vgl. p. 152 supplemente enthaltend 'A list of editions of Don Quijote, illustrated, or with a portrait of Cervantes, not notied in the preceding articles, extracted from a table given in La Ilustración Artistica año XIV, núm. 680 Barcelona'. [das gleichfalls hierher gehörige werk von Rius Bibliografia critica de las obras de Miguel Cervantes Saavedra 2 bde. Barcelona 1895—1899. 4°. (mit textillustrationen und tafeln) ist eben, da ich diese zeilen corrigiere, zur ausgabe gelangt.] endlich möcht ich hier noch die — allerdings nur ein theaterstück behandelnde — arbeit von Arthur Peter Des Don Francisco de Rojas tragödie Casarse por vengarse (Jahresber. d. gymn. zum h. kreuz in Dresden 1898) nennen, und zwar aus dem grunde, weil hier der einfluss des spanischen originals in den andern litteraturen (von Marco Napoleone bis JBvZahlhas) sorgsam dargelegt wird.

gewesen'. so urteilt (etwas hyperbolisch) APeter [1] mit rücksicht auf die anregung, die Franzosen, Italiener und Engländer aus Spanien erhielten. Sch.s buch zeigt deutlicher als irgend eine frühere arbeit, dass sich den genannten culturvölkern in der aufnahme spanischer schriftwerke auch die Deutschen eifrig anschlossen. durchaus zutreffend bemerkt Sch., dass das von ihm behandelte gebiet der litteraturgeschichte 'ein sehr vernachlässigtes sei'. tatsächlich hat man sich um diesen teil echter weltgeschichte lange nicht gekümmert, und die klaffenden lücken, auf die in den vorstehnden blättern nur hingewiesen werden konnte, werden sich erst dann schliefsen, wenn den romanischen litteraturen jene stelle im gelehrten studium eingeräumt ist, welche die antiken längst besitzen. in welch tiefgehnder weise unsere altvordern und unser geistesleben durch jene litteraturen beeinflust wurde, wird man auch erst dann recht erkennen. ob Sch.s buch in diesem sinne fruchtbar weiter würken wird, ist nicht vorherzusagen. sein verdienst bleibt es, nach kräften hiezu anstofs gegeben zu haben.

Wien, august 1899. RUDOLF BEER.

Der junge Eichendorff. ein beitrag zur geschichte der romantik von HERM. ANDERS KRÜGER. Oppeln, Georg Maske, 1898. 8°. 172 ss. — 3 m.

Wer das büchlein Krügers mit der erwartung in die hand nimmt, nach dem wortlaute des titels über die geschichte der romantik näher belehrt zu werden, der wird sich wahrscheinlich enttäuscht finden. es wird ihm nur eine darstellung der werke und des lebens eines dichters in einer sehr eng begrenzten lebensperiode gegeben, noch dazu in einer periode, wo der dichter in erster linie receptiv erscheint. zu der geringen Eichendorff-litteratur, welche K. in der einleitung zusammenstellt, ist aber zweifellos ein nicht zu übersehendes neues werk hinzugekommen. nicht als ob uns hier etwas zusammenfassendes, abschliefsendes geboten wäre, aber die wichtigste quelle für Eichendorffs jugendleben, ein fragmentarisches tagebuch, das bereits Hermann vEichendorff kannte und benützte, ist hier zum erstenmale voll ausgeschöpft und zum teil — leider nicht vollständig — abgedruckt. bis zum abschlusse des tagebuchs, 1808, reicht die biographische darstellung wie die litterarische untersuchung K.s. sie erscheint an sehr vielen stellen polemisch gehalten gegenüber der darstellung HvEichendorffs, der nach K.s meinung das tagebuch gegenüber den späteren autobiographischen aufzeichnungen seines vaters ungebührlich zurücksetzte, noch schärfer gegenüber der Eichendorffbiographie Keiters, die 1887 als dritte vereinsschrift der Görres-gesellschaft erschienen ist. es wird K. insbesondere Keiter gegenüber auf der sicheren grundlage des tagebuchs leicht, irrtümer und übertreibungen, die meist eine leichte katholisierende

[1] aao. einleitung.

tendenz zeigen, zu berichtigen. im wesentlichen kommen wir durch K. selbst wenig über den sohn hinaus.

So sehr wir für die mitteilungen aus dem tagebuch dankbar sein müssen, in seinen schlussfolgerungen ist K. nicht immer glücklich. so ist es ein ganz seltsamer irrtum, wenn er in einem bisher unveröffentlichten entwurf aus den Berliner nachlasspapieren eine Goethe nachgeahmte schilderung der umstände bei der geburt des dichters erblickt, also augenscheinlich den anfang einer selbstbiographie. freilich, zeit und ort stimmen, die schilderung der constellation erinnert an Goethe, alles andere ist aber so wunderlich, dass es K. wol hätte stutzig machen müssen; er hätte sich leicht überzeugen können, dass ein grofses stück dieses entwurfs in der novelle 'Die Glücksritter' (1841) wörtlich widerkehrt, dass also nur eine variante vorligt.

In der litterarhistorisch wichtigsten frage: wann, wo, durch welche persönlichkeiten wird Eichendorff der romantik gewonnen? — hat K. an der hand des tagebuchs manches bisher angenommene zweifelhaft zu machen, ja ganz zu widerlegen versucht. so leugnet er den frühzeitigen einfluss von Steffens, von Görres, Arnim und Brentano und will in den kreis der letztgenannten Eichendorff erst später eintreten lassen. in diesen puncten hat ihm Reinhold Steigs anzeige in der DLZ. (18. febr. 1899) einige ungenauigkeiten nachgewiesen, ferner unwiderleglich festgestellt, dass noch in Heidelberg, nach einer kurzen Pariser reise, sich ein näheres verhältnis zwischen Eichendorff und den genannten anbahnte, dass ferner bereits in Paris die beiden jungen barone für Görres Volksbücher arbeiteten. stärker wie bisher wird aber jedesfalls der einfluss des grafen Löben auf den jungen dichter angenommen werden müssen.

Der zweite teil des werkchens beschäftigt sich mit den jugendwerken Eichendorffs. es ist seine ersichtliche tendenz, den lebenseindrücken und ansichten des dichters eine möglichst breite stellung neben den unzweifelhaften litterarischen einflüssen zu erkämpfen. leider gibt K. zu wenig vom tagebuch, um überall auch nur halbwegs sichere schlüsse zu gestatten. wenn er etwa ganz kurz den namen eines 'Philippinchens' erwähnt, das Eichendorff ein paar tage lang verehrte, und eine einwürkung dieser 'reizenden Philippinchenepisode' in 'Ahnung und Gegenwart' widerfinden will, so muss man diese behauptung einfach hinnehmen, nachprüfen kann man nicht. soviel ist indes klar, K. legt viel zu viel gehalt in diese jugendwerke, insbesondere in die gedichte, aus deren reihe er übrigens eines, 'Italien', endgiltig entfernt und einem jugendfreunde Eichendorffs, Werner, zugewiesen hat. er will für eine ganze anzahl dieser offenbar nachempfundenen poesien — die zum unglück grofsenteils einem nachempfinder wie Löben nachempfunden sind — bestimmte motive finden; dann gibt er sich wider mühe, den einfluss der

verschiedenen chorführer damaliger dichtung im einzelnen nachzuweisen. dies wird besonders für den jugendroman 'Ahnung und Gegenwart' nicht gut angehen, in dem sich die einflüsse aller romantiker kreuzen und verwirren. K. war augenscheinlich nicht ganz in der lage, das netz der handlungen dieses romans zu entwirren; es widerfährt ihm, dass er aus der Mignonfigur des romans, die freilich ihre erscheinung wechselt, zwei personen macht. da ist es denn auch völlig vergebliche mühe, reinlich Eichendorffs eigentum von den entlehnungen aus andern dichtern sondern zu wollen. richtig bleibt, was K. sagt, dass das erste buch des romans sich zu seinem vorteil von den andern unterscheidet und augenscheinlich in anderer stimmung und in anderer zeit, schon 1808, entstanden ist. darum braucht man doch nicht anzunehmen, dass in der prosa Eichendorff mit höchster meisterschaft begann, um dann an kraft zu erlahmen. das erste buch zeigt eben noch wenig romanhafte verschlingung, zu deren glücklicher durchführung es dem dichter an conceptionskraft gebrach. als er das später einsah, schuf er in seinen novellen erst seine meisterwerke. übrigens finden sich in dem späteren roman 'Dichter und ihre gesellen' ebensoviel, vielleicht noch mehr und noch deutlichere anklänge an die Lubowitzer zeit; wer uns Eichendorffs jugendzeit schildert, der hätte solche nachklänge wol verfolgen sollen.

Indes gibt uns K. in den vielen stellen des tagebuchs, besonders in der schilderung der studentenjahre in Halle und Heidelberg, so viel anmutendes, dass wir ihm danken müssen, wenn auch nicht ohne den gedanken: mehr Eichendorff, weniger Krüger, und das buch hätte nur gewinnen können.

Wien, im mai 1899. VALENTIN POLLAK.

Justinus Kerners briefwechsel mit seinen freunden. herausgegeben von seinem sohn THEOBALD KERNER. durch einleitungen und anmerkungen erläutert von dr ERNST MÜLLER. mit vielen abbildungen und facsimiles. Stuttgart und Leipzig, Deutsche verlagsanstalt, 1897. 2 bände. x u. 584 und VI u. 554 ss. 8°. — 12 m.

Uhlands Tagbuch 1810—1820. aus des dichters handschriftlichem nachlass herausgegeben von J. HARTMANN. mit einem bild Uhlands nach dem gemälde von Morff aus dem jahr 1818. 2 auflage. Stuttgart, JGCotta nachf., 1898. VIII und 338 ss. 8°. — 3 m.

Zugleich mit der zweiten auflage von Theobald Kerners buche 'Das Kernerhaus und seine gäste' sind zwei bedeutende litterarische erscheinungen aus Schwaben dargeboten worden: Justinus Kerners briefwechsel mit seinen freunden und Uhlands tagbuch. Theobald Kerner, dem wir die veröffentlichung des lang erwarteten briefwechsels verdanken, hatte einige der im Kernerarchive lagernden zahllosen briefe schon für sein erstes buch, das uns den bunten schauplatz des Kernerhauses mit seinen genrebildern so liebenswürdig schildert, stillschweigend herangezogen. der ge-

samte briefwechsel durfte nach des feinfühlenden Justinus Kerners eigner bestimmung erst 30 jahre nach seinem tode herausgegeben werden. das ganze briefmaterial ist herrn Ernst Müller in Tübingen übergeben und ihm volle freiheit in der bearbeitung zugestanden worden, sodass er allein die verantwortung für diese ausgabe trägt. der hier veröffentlichte briefwechsel reicht von 1805—1861 und umfasst 852 gedruckte und 26 in facsimiles widergegebene briefe. sie sind chronologisch geordnet und in 10 abschnitte eingeteilt; jedem abschnitte geht eine historische einleitung voraus. den einzelnen briefen sind erklärende anmerkungen beigefügt, am schlusse jedes bandes findet sich ein verzeichnis der briefe nach ihren absendern, am schlusse des 2 bandes folgt noch ein personenregister. das werk ist reich mit abbildungen und facsimiles ausgestattet.

Die litterarischen und historischen rücksichten, die M. bei der bearbeitung geleitet haben, die grundsätze, nach denen er diese ausgabe veranstaltet hat, gereichen ihr nicht zum vorteile. M. hätte an der monumentalen sammlung der briefe Schillers durch Jonas lernen können und sich diese vorteffliche leistung zum muster nehmen sollen. diese briefe Kerners und seiner freunde, in denen sich ein halbes jahrhundert schwäbischer romantik entrollt, durften der wissenschaft niemals in einer spärlichen auswahl übergeben werden. hier trifft die schuld die Deutsche verlagsanstalt, die sich nur zur herausgabe von 2 bänden mit ca. 70 bogen entschlossen hatte, dieselbe verlagshandlung, die gegen 7 bände Schillerscher briefe in rechter erkenntnis ihrer bedeutung nichts einzuwenden hatte. auch hier war möglichste vollständigkeit am platze. gegen die rücksicht auf weitre kreise, die M. zu üben sich bemüht hat, verstöfst er auch schon mit diesen 2 bänden. aufser specialisten wird kein mensch diese 1200 seiten briefe, die zum grofsen teile redactionell-geschäftlicher art sind, lesen. das 'Kernerhaus und seine gäste' muste jeden fesseln. diese briefe — darüber wollen wir uns nicht täuschen — reizen nur den forscher. sie bieten mehr ein bibliographisches, litterarhistorisches interesse. von 3000—4000 briefen erhalten wir nur ca. 878. allen andern hat der herausgeber 'eine wesentliche bedeutung für die litteraturgeschichte' abgesprochen. er übernimmt mit dieser entscheidung eine gewaltige verantwortung. ich bin der ansicht, dass in diesem briefwechsel nicht nur alle im Kernerarchiv vorhandenen briefe lückenlos zum abdruck kommen musten, sondern dass der herausgeber es sich sogar hätte angelegen sein lassen müssen, die bereits veröffentlichten briefe Kerners in sein werk aufzunehmen und ihnen auch die übrigen an andrer stelle aufbewahrten briefe, die noch nicht bekannt sind, anzuschliefsen. hier bot sich die gelegenheit zu einem monumentalen sammelwerk. so hätten zb. Kerners umfangreiche berichte aus Hamburg und Wien, die für seine jugend-

dichtung so wertvolles material liefern, aus Mayers Uhland-werk herübergenommen werden sollen. ist doch die Lenau-Kernersche correspondenz, die zuerst Schurz 1855 in Lenaus leben mitgeteilt hat, gegenwärtig in diesem briefwechsel widerholt. ich billige das durchaus und wundre mich, dass Geiger in seinem aufsatze 'Lenau als corrector Kerners' in der beilage zur Allgem. zeitung 1898 nr 173 es für überflüssig hält, er, der in einem vortrage 'Zu Justinus Kerners briefen' in der gesellschaft für deutsche litteratur zu Berlin am 16 februar 1898 (vgl. jetzt Zs. f. d. phil. 31, 251 ff) die unvollständigkeit dieser briefsammlung selbst scharf getadelt hat. Geiger wies nach, dass aus der Radowitzschen und Varnhagenschen sammlung auf der königlichen bibliothek zu Berlin sehr viel zu ergänzen sei. dort finden sich allein 73 briefe Kerners an Varnhagen aus den jj. 1809—57, ferner solche an Helmine vChézy, einer an Achim vArnim. ferner gibt es aus dem nachlass von David Assur briefe Kerners und seiner braut an jenen und an Varnhagens schwester Rosa Maria. das alles ist unberücksichtigt geblieben. M. hat aber nicht nur zahllose briefe ausgeschieden, er ist nicht einmal davor zurückgeschreckt, briefe in unvollständigem, verkürztem abdrucke zu geben!

Ich hege starke zweifel, dass der gebotene wortlaut der briefe immer zuverlässig sei. der druck des briefes des nationalökonomen Friedrich List an Kerner vom 7 nov. 1824 im 'Kernerhaus' (s. 44) weicht bedenklich von dem druck im vorliegenden briefwechsel I 560 ab. auch der druck des gedichts 'Glück und glas, Wie bald bricht das!' von Joseph vLassberg (II 416) stimmt mit dem beigefügten facsimile nicht überein. es liefsen sich noch andre beispiele nennen. das gefühl der zuverlässigkeit zum wortlaut, das so sehr in Jonas ausgabe der Schiller-briefe beruhigt, muss aber auch verloren gehn, wenn M. offen erklärt: 'geändert habe ich nichts, höchstens einige offenbare schreibfehler oder sonstige unbedeutende versehen. die schreibung der briefe ist nach neuern vorgängen modern, zumal da der unterschied nur ganz gering ist, wie die facsimiles zeigen'. abgesehen davon, dass ein vergleich des druckes mit dem facsimile zuweilen erhebliche unterschiede aufdeckt, ist ein kritischer herausgeber zur änderung der orthographie und zur verbesserung sogenannter versehen durchaus nicht befugt. leicht wird als versehen betrachtet, was sich bei näherem studium als bewuste stilistische härte oder eigenheit herausstellt. solche schlimmbesserungen machen eine untersuchung des stils ganz unmöglich; man glaubt den urtext zu lesen, und hat ihn doch nur gereinigt vor sich.

Die einleitungen zu den einzelnen abschnitten sind sehr reizlos geschrieben, auf die sachlichen erklärungen und anmerkungen, die leider statt an den schluss des bandes wider einmal unter den seitentext gebracht worden sind, ist mehr sorgfalt verwant. hier ist sogar oft des guten zu viel getan. M. hat sich, in der mei-

nung, 'der briefwechsel dürfte auch weitre kreise interessieren', zb. dazu verleiten lassen, bei erwähnung des Wunderhorns (I 8) die anmerkung zu geben : 'eine sammlung älterer deutscher volkslieder gab Achim vArnim mit Clemens Brentano in drei bänden (Heidelberg 1806—1808) heraus. das werk wurde öfters neu gedruckt', und bei nennung Hölderlins (I 10) zu erklären : 'der lyrische dichter Friedrich Hölderlin (1770—1843) lebte von 1806 bis zu seinem tode in völligem wahnsinn in Tübingen'! aus demselben grunde sind auch die lateinischen und französischen stellen in den briefen verdeutscht worden! glaubt M. würklich, dass jemand diesen briefwechsel zur hand nimmt, der nicht weifs, dass *ombres chinois* 'chinesische schatten' heifst? hochkomisch würkt es, wenn in eckigen klammern erläutert wird, dass : *deus ex machina* — 'Gott aus der maschine' bedeute, *ni fallor* — 'wenn ich nicht irre', *fides historica* — 'geschichtliche treue', *in summo gradu* — 'im höchsten grade', *vale et fave* 'lebe wol und bleibe mir gut', *ego* — 'ich'! merkwürdigerweise ist aber in dem briefe der gräfin Kielmannsegge an Kerner vom 30 mai 1843 (II 229) ein langes citat aus einem briefe der George Sand nicht übersetzt worden. und wenn der briefwechsel in der tat für das grofse publicum berechnet wäre, dann konnte der herausgeber in seinen anmerkungen nicht so oft auf keineswegs populäre bücher verweisen. ganz unverständlich bleibt es, weshalb personennamen zu widerholten malen erst bei ihrem zweiten, dritten, ja vierten vorkommen eine erklärende anmerkung erhalten, und sogar an stellen, wo wir ihnen zum ersten male begegnen, auf die bei ihrem spätern vorkommen gegebene anmerkung verwiesen wird.

Gegen die äufsre ausstattung lässt sich nur einwenden, dass die beigegebenen porträts (wie wir das aber leider bei der Deutschen verlagsanstalt gewöhnt sind) nicht auf der höhe der heutigen technik stehn, und dass es ratsam gewesen wäre, bei allen den namen des malers oder stechers vielleicht auch das entstehungsjahr anzugeben.

Eine gediegene ausgabe hätte diesen so bedeutenden briefwechsel Kerners zu einem monumentalen sammelwerk ausbauen können, das durch die vollständigkeit des materials ein unentbehrliches hilfsbuch für die durchforschung schwäbischer romantik geworden wäre. alle schwäbischen dichter, daneben aber auch Tieck, Lenau, Freiligrath, Geibel, Löben, Fouqué, Varnhagen, Rückert, Dorothea Schlegel, Amalie Schoppe, Carriere, Görres, sind mit briefen vertreten. das gröste interesse nehmen natürlich Kerners und Uhlands briefe in anspruch, jene weich, gefühlvoll, diese verschlossen, spöttisch, oft sogar schroff, oft aber auch von einem bei Uhland ganz ungeahnten humor. Kerner, der in der politik wol seinen eigenen weg geht, erkennt in der poesie Uhland unbedingt als seinen meister an, dem er neidlos folgt.

Wie ergiebig dieser briefwechsel ist, hat Reinhold Steig ge-

zeigt, der aus ihm seinen aufschlussreichen aufsatz über die beziehungen zwischen der Arnimschen und schwäbischen dichtergruppe zusammengearbeitet hat. es ist dies der 2 teil der in der Schwäbischen chronik vom 16 und 20 oct. 1897 veröffentlichten untersuchung Steigs über Achim vArnims schwäbische reise im j. 1820, der ein sehr eingehnder brief Arnims an Bettina zu grunde ligt, in dem dieser sich sehr ausführlich über seine besuche bei Kerner und Uhland ausspricht. auffallend ist, dass sich bei Kerner kein brief von Arnim, der mit ihm im briefwechsel stand, kein brief von Brentano vorgefunden haben sollte. hat sie M. vielleicht als unwesentlich für die litteraturgeschichte unterdrückt?

Dieser aufsatz Steigs gibt zugleich einen commentar zu Uhlands eintragung in sein tagbuch vom 22 oct. 1822: '*Besuch von Arnim*'. solcher commentare bedürfen sehr viele der zusammenhangslosen notizen in dem tagbuche dieses schweigsamen schreibers, das uns mit seinen flüchtigen, scheinbar rein geschäftlichen tagesanmerkungen zunächst gar nicht zu fesseln vermag und das uns doch bald gar nicht mehr loslässt. diese erste gabe aus der reichen dichterischen hinterlassenschaft Uhlands erweist sich als ein unschätzbarer beitrag zur kenntnis des dichters und menschen. das tagbuch umfasst nur die jahre 1810—20, es beginnt mit der Pariser reise und endet mit der hochzeitsreise in die Schweiz. aber diese 11 jahre sind wol des dichters fruchtbarste zeit, und er hat über sie so peinlich genau buch geführt, dass wir einen tiefen einblick in seine bildungsgeschichte, in die werkstatt des dichters und des gelehrten, in die tätigkeit des politikers erhalten, seine lectüre und sein schaffen verfolgen, seine leiden und freuden mitdurchleben. Uhland war kein freund schöner worte. was geht vor allem die welt sein inneres leben an! das lebte er allein. er mied es, dem papiere seine geheimnisse anzuvertrauen, und darum zeigt sich seine zurückhaltung besonders in herzenssachen. erst am tage der verlobung spricht er von seiner braut; nach der hochzeit eine lücke, und dann fasst das kurze wort 'häusliches glück' das ganze junge eheleben zusammen. es ist selten, wenn er, von Richard Ohnefurcht hingerissen, die übliche zurückhaltung vergisst und ins tagbuch schreibt: '*Apollo, wirst du diese Glut noch lindern!*' am ausführlichsten sind die berichte über die Pariser und über die hochzeitsreise. überall in diesen zusammenhangslosen notizen enthüllt sich für den, der zwischen den zeilen zu lesen vermag, wol ein wortkarger, aber ungemein weicher, lyrischer mensch, der das unbedeutendste in der natur entdeckt, in dem die ganze natur leben gewinnt, der alle gestalten festhält, die ihm begegnen, alle gespräche mit leuten, die ihm auf der reise in den weg kommen. wir lernen einen tiefen empfindungsmenschen kennen, der einen versöhnenden gegensatz bildet zu dem spröden, steifnackigen advocaten. ja, das

tagbuch enthüllt uns in Uhland einen träumer, der eigenartig träumte und wert auf seine träume legte, es enthüllt uns einen menschen, der von atmosphärischen erscheinungen abhängig war, der zb. das herannahen eines gewitters lange vorher durch einen druck auf dem kopfe merkte. davon hat Kerner, der so oft des freundes spott erdulden muste, nichts geahnt.

Das tagbuch gibt uns auch über die entstehung vieler gedichte aufschluss und nennt für einzelne die quellen. die genesis der Uhlandschen gedichte war freilich schon immer ziemlich deutlich zu verfolgen, und Holland hatte sie bereits mit grofser genauigkeit zu datieren gewust, aber das tagbuch lehrt nun oft noch genaueres. Hermann Fischer hat in der beilage zur Allgem. zeitung 1898 nr 209 eine ergiebige auslese von tagbuch-notizen zur entstehung einer grofsen zahl von gedichten gegeben. eine fülle neuer aufschlüsse spendet das tagbuch über Uhlands tätigkeit im altfranzösischen bereich. und die vielen einträge hier können belebt und ergänzt werden auf grund eines Tübinger sammelbandes, der zahlreiche eigenhändige entwürfe des dichters aus sehr verschiedener zeit, darunter altfranzösische stücke, vereinigt, die Holland nach und nach von der witwe geschenkt erhalten hat. an der hand dieses sammelbandes und jener tagbuchaufzeichnungen hat Erich Schmidt seine arbeit über Uhlands geplantes 'Märchenbuch des königs von Frankreich', wie es am 15 nov. 1812 genannt wird, geschrieben (Sitzungsberichte d. kgl. preufs. ac. d. wiss. zu Berlin vom 11 nov. 1897).

Oberstudienrat Julius Hartmann ist der herausgeber dieses tagbuchs. er, der selber im besitze einer menge persönlicher erinnerungen ist, vermochte in ausgezeichneter weise die lakonischen einträge zu erläutern. er hat auch knapp das altschwäbische erklärt. aber was er gibt, sind nur nähere bestimmungen der personen, örtlichkeiten und begebenheiten. litterarischen erörterungen ist er aus dem wege gegangen. dadurch ist der text nicht durch den commentar erdrückt, und es bleibt dem leser die freude, sich selbst einen commentar zu schaffen.

Posen. GEORG MINDE-POUET.

LITTERATURNOTIZEN.

Forelæsninger og videnskabelige afhandlinger af KONRÁD GÍSLASON udgivne af kommissionen for det Arnamagnæanske legat (Efterladte skrifter, andet bind). København, Gyldendalske boghandel, 1897. XXIII und 331 ss. 8⁰. — wir erhalten hier zunächst vorlesungen Gíslasons 'over hensynsformen i oldnordisk'. in der einleitung erwähnt G. den alten aufsatz von Dietrich Zs. 8, 23 ff. s. 9 ff handeln über das grenzgebiet von dat. und acc. in fällen wie *Hǫskuldr sat á miðjan bekk* oder *bjartr á hár* zeigt der acc. die richtung des blickes an. verwant ist *vega á pundara* (acc.), wo der act des hinbringens zur wage und des anhängens an den

haken angedeutet wird. so wird auch in *binda boð yfir miðjar dyrr* die bewegung, dagegen in *binda boð yfir miðjum dyrum* die ruhe zum ausdruck gebracht. oder *váru seglin at sjá við hafi* und *váru seglin at sjá við haf* bedeuten das gleiche : 'die segel zeigten sich am horizont', nur gehn beide ausdrucksweisen von verschiedenen arten der beobachtung aus; der dat. drückt das verweilen in der richtung des himmelsrandes, der acc. die berührung mit dieser linie aus.

S. 25 ff handeln über den dativ als objectscasus in fällen wie *bana hánum, afla þvi, aka heim viði, brynna nautum.* G. wendet sich gegen die auffassung des dat. als instr. wenig überzeugend wird *bana hánum* mit *ausa vatni á,* wo ein verb. der bewegung vorligt, gleichgestellt; *bana hánum* soll eigentlich bedeuten 'ihn aus dem leben in den tod, ihn über die grenze zwischen leben und tod bringen'.

Die vorlesungen über die altnordische metrik sind auf den Sieversschen untersuchungen aufgebaut, doch nennt G. Sievers nur gelegentlich, um gegen ihn zu polemisieren. zu neuen ergebnissen hat diese nachprüfung nicht geführt. ihr hauptwert scheint mir in den zusammenstellungen von versen zu liegen, welche sich den Sieversschen typen nicht fügen wollen, so auf s. 97 ff die fälle, wo die verszeile in der 4silbigen runhenda zu lang scheint. recht einleuchtend ist die besserung auf s. 98 von Höfuðlausn 8 *beit bengrefill* | *þat var blóðrefill*, wo G. *es* statt *vas* list. also ein fall von 'tilsagt', von erklärung einer kenning. s. 99 meint G., dass es verkürzte formen wie *heyrð* oder *minst* = *heyrðu, minstu* gegeben habe.

Es folgen bemerkungen über das sogenannte Málsháttakvæði, oder die Fornyrðadrápa, welchen titel G. vermutet : wegen des verses *fœra ætlum forn orð saman* in der ersten strophe. das stef

> *Ekki var þat forðum farald —*
> *Finnan gat þó ærðan Harald*
> *(hánum þótti sólbjǫrt sú) —*
> *slíks dæmi verðr mǫrgum nú*

übersetzt G. s. 139 : 'Det var fordum (just) ingen omgangssyge — skønt man véd, hvorledes det gik Harald —, men hænder nu ofte, at kærlighed forvirrer hjernen'. diese deutung scheint mir nicht wahrscheinlich. die grundbedeutung von *farald* ist offenbar = ags. *fareld* 'iter'. daneben aber weisen stellen wie *mátti þat engi maðr vita, hverju f. þangat mundi farit hafa* auf die bedeutung 'seltsame begebenheit' hin; also ein bedeutungsübergang, ähnlich dem bei *aventure,* vgl. *fara* 'sich ereignen'. diese letztere bedeutung ligt hier vor : 'in alter zeit war das nichts aufsergewöhnliches — die Finnin hat ja (*þó*), wie ihr wisst, den Harald verrückt gemacht —. aber auch heute noch kommt so etwas vor'.

Eine hübsche deutung bringt G. auf s. 140:

Varla sýnisk allt, sem er,
ýtum þeim, er bægir drer

'diejenigen, welche an star leiden, sehen nicht alles, wie es ist'. G. stellt *drer* zu *driusan* und vergleicht zu dem bedeutungswandel 'tropfen' > 'star' die romanischen sprachen, in welchen das lat. *gutta* auch die bedeutung 'star' angenommen hat.

Die vorlesungen über die ältesten rímur sind ungemein sorgfältig ausgearbeitet. G. gibt eine vollständige grammatik (laut- und formenlehre) dieser auf der grenze zwischen an. und isl. stehenden denkmäler, weiter auch eine syntax und metrik. das wörterverzeichnis auf s. 184 ff bringt eine reihe von wörtern, die in den wörterbüchern noch fehlen. in Grímn. 24 *Fimm hundruð gólfa ok um fiórum tegum svá hygg ek Bilskirni með bugum* fasst FJónsson *með bugum* = *með hringum* 'vollständig, alles in allem'. s. 184 bringt G. einen beleg für diese auffassung aus den Konráds rímur.

Die 'Strøbemærkninger' behandeln skaldenstellen, die zt. schon im ersten bande der Efterladte skrifter besprochen sind, und bringen weiter grammatische und lexikalische bemerkungen. den schluss des bandes bilden auszüge aus G.s vorarbeiten zu Cleasbys Dictionary, welche den anteil G.s an dieser arbeit nachweisen gegenüber einigen absprechenden bemerkungen in der vorrede zum Dictionary.

Der zweite band der Efterladte skrifter steht an wert des gebotenen hinter dem ersten zurück, da hier das, was die hauptstärke G.s ausmacht, das feine sprachgefühl und die intime vertrautheit mit der skaldischen dichtung ungleich weniger zur geltung kommt.

Zum schlusse mach ich auf das von Finnur Jónsson herausgegebene Register til Njála andet bind og K. Gíslasons andre afhandlinger, København 1896, 40 ss. 8° aufmerksam, das die auffindung einzelner stellen in den sehr zerstreuten G.schen arbeiten leicht macht und namentlich für alle, die sich mit skaldischer poesie beschäftigen, eine recht willkommene gabe ist. F. Detter.

Cynewulfs Elene. mit einem glossar herausgegeben von Julius Zupitza. vierte auflage. Berlin, Weidmann, 1899. xi und 89 ss. gr. 8°. 2 m. — Zupitzas ausgabe der Elene ist bei ihrem ersten erscheinen vor 22 jahren als ein vortreffliches hilfsmittel für den ags. unterricht begrüfst worden und hat sich, von der kritik lebhaft gefördert, in jeder neuen auflage vollkommener gezeigt. an einem derartigen studentenbuche darf die arbeit nicht rasten, wenn es fortdauernd in gebrauch und respect bleiben soll, und bei Z. sorgte vorurteilslose lernbereitschaft neben conservativer grundstimmung dafür, dass dem werkchen alle gesicherten fortschritte der ags. philologie zu gute kamen. der neue herausgeber dr Albert Herrmann huldigt einer pietät, wie sie

schwerlich im sinne seines lehrers, gewis nicht im interesse des buches ligt, wenn er (nach 11 jahren!) einen unveränderten abdruck der dritten auflage mit 'berichtigung einiger weniger druckfehler' und ergänzung der litteraturangaben liefert. ob ein handexemplars Z.s benutzt wurde, erfahren wir nicht. man kann es nicht billigen, dass dem texte so einleuchtende besserungen wie die interpunctionsvorschläge von Swaen (Anglia 17, 123ff) zu vv. 66—68. 106 vorenthalten bleiben, und auch am sprachlichen gewande der dichtung muste weiter gesäubert und geputzt werden. ich versteh es und es ist mir nur sympathisch, wenn Z. nach dem erscheinen der Sieversschen untersuchungen, deren bedeutung für die sprachliche kritik ags. texte er freudig anerkannte, doch anfangs zögerte mit der durchführung der synkopen wie gewisser neuer längezeichen und durch häkchen hier durch unterpungierung dort eine vermittelung anstrebte. aber ich kann mir nicht vorstellen, dass Z. an diesen notnägeln des übergangs noch heute festhaken würde, wo wir also beispielsweise mehr als ein dutzendmal *hálige* gedruckt finden, während doch auch die hs. selbst 10mal *hálga, hálgan* schreibt, ebenso *wérẹgan* 357, -*wérịge* 560, denen ein hsl. *wérge* 387 gegenübersteht usw. der zaudernde möge doch bedenken, dass die Exeter-hs. die von historischer grammatik und metrik verlangten zweisilbigen formen noch weit häufiger bietet; so heifst Juliana stets *séo hálge* : 315. 345. 567. 589. 696. 716. Z selbst ergänzt 834 *reonian* der hs. (die la. steht versehentlich unter 836) nicht zu *réonịgan*, sondern schreibt *réongan*. ähnlich ligt es mit der behandlung der dehnung vor *r* bei ausfall eines *h* : *mearh-méares*, *fíra* (Sievers Beitr. 10, 487f und Ags. gr. § 218). Z. konnte sich 1888 noch nicht entschliefsen, hier die quantitätsveränderung innerhalb des paradigmas zu crassem ausdruck zu bringen und schrieb darum (vgl. vorw. s. IV) *sæmearʿas* (228) *firʿa* (898. 1078. 1173) was sein nachfolger beibehält. der student erhält dadurch ein bild, für das kein lebender anglist einzutreten gewillt ist. im übrigen ist der druck sorgfältig, ich habe mir nur notiert : 293 l. *hwæt*. 430 l. *sīẹn*. 694 l. VII. 1212 l. *bisceophád*. EDWARD SCHRÖDER.

Die quellen der beispiele Boners. von CHRISTIAN WAAS aus Friedberg in der Wetterau. Dortmund 1899. druck von Fr. Wilh. Kuhfus. (inaugural-dissertation . . . der universität Giefsen.) VI und 77 ss. gr.8⁰. — nachdem der verfasser kurz den bisherigen gang der forschung über die vorlagen Boners dargelegt hat, untersucht er (s. 8—39) die hauptquellen, nämlich die aus dem Anonymus Neveleti und aus Avian geschöpften stücke. er bedient sich bei seiner methodisch und vorsichtig geführten untersuchung des grofsen vorteils, den es ihm gewährt, dass während der letzten jahrzehnte verschiedene, besonders mittelalterliche fabelsammlungen in guten ausgaben, mit einem umfänglichen hss.-apparat ausgestattet, erschienen sind; am wichtigsten natürlich Les fabulistes

latins von LHervieux, jetzt in 2 auflage fünf bände befassend. Waas vergleicht nun dieses bequem zugängliche material mit den fabeln Boners und ist in der angenehmen lage, dass er vielfach genauer die vorlagen des deutschen dichters feststellen kann. so ermittelt er für die Anonymusgruppe die erste Lyoner hs., für die nach Avian gearbeiteten stücke eine hs. b. nur gebraucht er dabei zuweilen eine wunderliche ausdrucksweise; so sagt er s. 38: 'Schönbach und Hlulet haben (wegen einer differenz zwischen Boner und Avian) sofort nach einer andern quelle für seine fabeln gesucht. ein blick in das variantenverzeichnis der hss. hätte ihnen diese mühe ersparen können.' das wäre nun doch ein kunststück gewesen, wenn ich 1875, als ich meine abhandlung über Boner schrieb, die varianten der Avianausgabe von Ellis, die 1887 erschienen ist, hätte einsehen wollen! was würde wol der verfasser sagen, wenn ich ihm vorwerfen wollte, er habe 1896 es (s. 40) auffallend gefunden, dass Berthold von Regensburg so spärlich von exempeln gebrauch mache, indes meine 1890 veröffentlichten mitteilungen aus der Grazer hs. 730 (ebenso wie alle übrigen hss. der ungedruckten lateinischen aufzeichnungen) das gegenteil bezeugen? — der hauptwert der studie von W. ligt in ihrem zweiten teil (s. 39—76), wo er aus einer sehr ansehnlichen belesenheit die quellen für jene fabeln Boners bestimmt, für die sie bisher (besonders von Gottschick) nicht genau oder gar nicht nachgewiesen werden konnten. ich halte diese aufgabe für nunmehr so ziemlich erledigt. bei Boners 4 fabel *Von einem boume ûf einem berge* hatte ich vermutet, der dichter habe sie erfunden. W. sucht zu erweisen, dass die fabel auf einem von Hieronymus gebrauchten vergleich beruhe. das würde nicht viel ändern, denn sobald ein poet aus fünf worten (*radicis amaritudinem dulcedo fructuum compensat*) 64 verse macht, dann wird wol der gröste teil davon ihm gehören. es tritt hinzu, dass diese 4 fabel die einzige unter den 100 nummern Boners ist, bei der das präsens gebraucht wird, nicht das präteritum. dadurch allein tritt sie völlig aus der reihe und stellt sich als ein paradigma dar, das gemäfs dem nachweise von Waas, wahrscheinlich aus dem satze des Hieronymus entwickelt wurde. — die 'Bonerforschung', wie Erich Schmidt das nannte, ist noch nicht abgeschlossen. es fehlt uns ein guter text, der den mangelhaften Pfeiffers ersetzen soll, und es muss eine neue charakteristik des deutschen dichters aus der vergleichung seiner arbeit mit den vorlagen gestaltet werden. die lösung dieser letzten aufgabe hat Waas erheblich gefördert. ANTON E. SCHÖNBACH.

Geschichte des minnesangs. von EDUARD STILGEBAUER. Weimar. Felber, 1898. 295 ss. 6 m. — wenn es ein bedürfnis war, die an verschiedenen allgemein zugänglichen orten niedergelegten nachrichten und darstellungen der geschichte des minnesangs in einer leidlich glatt geschriebenen fortlaufenden erzählung zu ver-

einigen, so hat Stilgebauer einem bedürfnis abgeholfen. er hätte dann allerdings die ADB nicht ganz und gar zu ignorieren brauchen, die doch ganz beachtenswerte artikel über einige minnesinger enthält; auch hätte er etwa für Reinmar vZweter (s. 292) von Roethe vielleicht nicht blofs die dissertation citieren mögen. es ist würklich schade, dass der I band von Goedekes erneuertem Grundriss, auf den alles bücherwissen oder wol richtiger titelwissen des verf.s zurückgeht, schon 1884 erschienen ist. dass St. sich gelegentlich in autorschaftsfragen (kaiser Heinrich s. 29, vgl. s. 31) oder allgemein litterarhistorischen bemerkungen (s. 119 über den Mariencultus; er schreibt 'Marieencultus') den anschein einer gewissen selbständigkeit gibt, wird ihn gewis in seinen augen ebenso sehr gehoben haben wie die phrasen über Morungens 'geradezu moderne detailmalerei der natur draufsen' (s. 60) oder neologismen wie (s. 27) 'einstrophischkeit.' ein leidlich gelungenes zusammenstellen von gedichten Walthers vdVogelweide und Goethes (s. 130) fehlt auch nicht. somit lässt sich das buch den mädchenpensionaten von Lausanne, woselbst verfasser an der universität dociert, um so lebhafter empfehlen, als selbst der böse Neidhart (s. 187) leidlich discret geschildert wird. als wissenschaftliche leistung aber steht das buch etwa so hoch wie das auf s. 155 abgedruckte gedicht von Günther Walling als poetische tat; nur ist es nicht so harmlos. RICHARD M. MEYER.

Das Ifflandische rührstück, ein beitrag zur geschichte der dramatischen technik. von ARTHUR STIEHLER. [= Theatergeschichtliche forschungen. herausgegeben von Berthold Litzmann. XVI.] Hamburg und Leipzig, verlag von Leopold Voss, 1898. IX und 157 ss. 4°. 3,50 m. — wenn in diesem buche nicht eine erweiterte dissertation zu vermuten wäre, so wüste ich sonst keinen grund aufzuspüren, warum der verfasser für gut befunden hat, es zu schreiben. in der 11 seiten langen einleitung wird bemerkt, dass Iffland ein wenig bahnbrechender geist war, kein genie, kaum ein talent, dass er sich in seinen dramen mit rührseliger empfindsamkeit begnügte, da es ihm nicht gelang, 'die befreiende, erlösende, reinigende würkung der tragischen empfindung zu erreichen.' in der 'schlufsbetrachtung', für die sich die bescheidenheit des autors nur eine halbe seite gestattet hat, wird dasselbe noch einmal widerholt als eine 'erkenntnis, welche diese arbeit zu beweisen, zu erklären und zu vertiefen suchte.' von diesen beiden betrachtungen werden einige tausend citate aus Ifflands stücken eingerahmt, mit denen der verfasser, der sich einen litterarhistoriker nennt, seine erkenntnis zu beweisen, zu erklären und zu vertiefen sucht. das geschieht folgendermafsen:

I) einleitung. II) stoffe und gestalten. 1. familienverhältnisse. der gerührte familienvater. die zärtliche hausmutter. rührendes verhältnis zwischen eltern und kindern. conflict zwischen eltern und kindern. glückliche ehegatten. die unglückliche ehe.

geschwister. grofselternglück. onkel, neffen und nichten, vormund und mündel. die witwe. waisen. kinderscenen. — — — vi) scene und sprache. . . . rührende gesten. das weinen. die arten der trähnen. die verborgene trähne. beweggründe zum weinen. sonstige verwendung von trähnen. 'es finden sich heifse trähnen, innige trähnen, fromme trähnen, laute trähnen, ewige trähnen, helle trähnen, stille trähnen, unzählbare trähnen, herzliche trähnen — — gewohnheitsmäfsige trähnen, bezahlte trähnen, heuchlerische trähnen' usw. nichts als mechanisches, sinnloses citieren. auf diese weise kommt ein buch zu stande. dass der verfasser es für nötig hielt, ein buch zu machen, ist sache seines persönlichen ehrgeizes und seiner sonstigen privaten neigungen. wie kommt aber dieses gänzlich nichtige, schülerhafte machwerk in eine sammlung, die von Litzmann herausgegeben wird, und in der es die theatergeschichtlichen forschungen eines Bolte uaa. durch seine nachbarschaft compromittiert? A. Eloesser.

Shakespeares Hamlet nach der übersetzung von A. W. von Schlegel und LTieck. herausgegeben von Eduard Cossmann. Paris, Firmin-Didot et cie. s.a. [1899] 8°. 199 ss. — 'der herausgeber hat es sich zur aufgabe gestellt, darzutun, dass die übersetzung von Schlegel und Tieck, neben ihrer trefflichkeit, mehrfache, auf misverstandenem texte beruhende, bisher beibehaltene mängel enthält, dieselben hervorzuheben, zu motivieren und zu berichtigen, somit eine textgetreue übertragung herzustellen. nebst bemerkungen und erläuterung der dunkeln stellen des textes'. diese wenigen geleitworte gibt C. seiner arbeit auf den weg mit. dass er die sache etwas obenhin behandelt und nicht zu viel zeit auf das studium des problems, noch weniger auf eine peinlich genaue wahl seiner worte verwendet hat, erhellt aus der art, wie er auf dem titel und hier von zwei übersetzern spricht, als ob Tieck irgendwie an der übertragung des Hamlet beteiligt wäre. allein solche kleinigkeiten beirren den herausgeber wol nicht, der mit ironischem lächeln auf die Shakespearephilologen des 19 jhs. herabblickt (s. 151 f uö.), der auch auf das philiströse beiwerk von verszählung, seitenüberschriften usw. verzichtet, dafür den text mit anmerkungssternchen durchspickt und obendrein eine fortlaufende reihe von anmerkungsnummern an den rand hinsetzt (die anmerkungen selbst stehn hinter dem text und umfassen 55 splendid gedruckte seiten). betrachten wir indes die berichtigungen. i 1, 45 '*It would be spoke to*'. vor- und nachher vertritt Schlegel '*to speak to*' durch *sprechen mit*, wo es gleichfalls durch 'anreden' zu vertreten ist'. Sch. v e r t r i t t? wo es zu v e r t r e t e n ist? es erweckt wenig zutrauen zu einem übersetzer, der Schlegel verbessern will, wenn er gleich am anfange mit solchem deutsch aufwartet. dieselbe unkenntnis deutschen sprachgeistes macht sich geltend, wenn ii 1, 63 *in hartem Zweisprach* ('*in an angry parle*') zu 'in zorn'gem zwiesprach' geändert wird, weil *angry* 'zornig' be-

deute. ebenso ist I 1, 86 *schlug diesen Fortinbras* (*'did slay this Fortinbras'*) zwecklos zu 'erschlug den Fortinbras' verbessert, während doch niemand Sch.s übersetzung im sinne einer prügelei deuten wird. — I 1, 93 *'comart'*. C.s 'abschluss' ist mindestens unplastischer, wenn nicht unverständlicher, als Sch.s *Handel.* — I 1, 112 *'A mote it is to trouble the mind's eye'*. Sch.s übertragung *Ein Stäubchen ist's, des Geistes Aug' zu trüben* gibt allerdings *'mote'* und *'trouble'* nicht ganz genau wider. Gosche setzt für *'mote'* 'spukbild' und bleibt so noch in dem von Sch. gewählten bilde; C.s katachrese 's'ist ein atom, des geistes aug' befangend' scheint mir eine unzweideutige schlimmbesserung. — I 2, 65 *'A little more than kin, and less than kind'*. Sch. sucht das wortspiel festzuhalten : *Mehr als befreundet, weniger als Freund.* C., principieller gegner der Shakespearschen wortspiele (s. 195), erklärt : 'Hamlet sagt, er sei mehr als ein blofser verwanter, durch des königs blutschänderische ehe mit seiner mutter, und aus demselben grunde . . . ihm weniger freundlich', und übersetzt : 'mehr als verwant und weniger als freundlich'. ist das nötig? — I 2, 187 sollen wir würklich Sch.s uns so geläufige übersetzung aufgeben für C.s 'er war ein mann — vollkommenheit in allem'? vgl. III 3, 36 C., der übersetzt : 'o meiner tat geruch dringt bis zum himmel', findet Sch.s *stinkt* geradezu widerlich; 'es verhält sich zum texte wie gestank zu geruch'. allein Shakespeares *'My offence is rank'* scheint doch schon auf weniger empfindliche nasen berechnet, und eben dieses *'rank'* kommt bei C. nicht zur geltung. — I 3, 49 *'A puff'd and reckless libertine'*. trifft C.s 'aufgeblasner loser wollüstling' näher zu als Sch.s *frecher, lockrer Wollüstling*? — I 4, 57 soll Sch. übersehen haben. und doch hat MBernays (Zur entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare, Leipzig 1872, s. 180f) längst diesen vers aus der hs. ergänzt. C. scheint von Bernays bemühungen und von seiner ausgabe der Shakespeareübersetzung überhaupt nichts zu ahnen; vgl. III 4, 60 (C. : 'vers von Schlegel ausgelassen, von der Ulr. ausg. hergestellt') zu Bernays aao. s. 182. gegen Bernays ausdrückliche erklärung (s. 228 n. 158) nimmt er auch die beiden ausgelassenen verse IV 7, 171 f auf. — II 2, 160 *'I could be bounded in a nutshell'*, Sch. : *Ich könnte in eine Nufsschale eingesperrt sein.* ist C.s 'in einer nussschale abgegrenzt' nicht unplastischer, und besagt es würklich etwas andres? —

Ich begnüge mich mit diesen stichproben, die von C.s exactheit und übersetzerfähigkeiten kein glänzendes bild geben. ob er gelegentlich einen brauchbaren beitrag zur erklärung des Shakespearischen Hamlet beigebracht hat, überlass ich andern zur entscheidung. I 1, 19 scheint mir Horatios vielgedeutete antwort auf Bernardos frage *'Is Horatio there?'* durch eine bühnenanweisung, die ihn mit den worten *'A piece of him'* dem freunde die hand reichen lässt, glücklich interpretiert. OSKAR F. WALZEL.

SCHRIFTEN DER KÖNIGLICHEN VLAMISCHEN AKADEMIE.

Die errichtung einer vlamischen akademie für sprache und litteratur war ein hauptwunsch der vertreter des germanischen teils der Belgier seit der ablösung von dem Königreich der Niederlande 1830. von der geschichte des sprachenstreits in Belgien gibt eine gute darstellung APrayon-van Zuylen in dem von der akademie preisgekrönten buche: De belgische taalwetten, I afl., Gent 1892 (476 ss.)

Die KVA. wurde am 10. oct. 1886 in Gent eröffnet. sie zählt statutengemäfs 25 tätige mitglieder, höchstens 25 auswärtige ehrenmitglieder (meist Holländer), höchstens 10 inländische correspondierende mitglieder, und als niederländische ehrenmitglieder solche mitglieder, welche früher tätig gewesen sind, sich aber wegen alters oder krankheit zurückgezogen haben.

Eine beständige commission von 10 tätigen mitgliedern hat die aufgabe, das studium der altgermanischen sprachen und der mittelniederländischen sprache zu befördern, mnl. werke herauszugeben und das studium der dialekte zu betreiben und zu unterstützen.

Die akademie veröffentlicht:

I. reeks Verslagen en Mededeelingen, berichte über verhandlungen, darunter auch poetische beiträge, insbesondere von dem in Brüssel lebenden [inzwischen verstorbenen] dichter Emmanuel Hiel. von den vorträgen wird zb. der von Jan ten Brink 'Over den oorsprong van den Graal' (1897, 54—86), worin namentlich das allmähliche zunehmen der mystischen richtung innerhalb der Grallitteratur verfolgt wird, auch deutsche leser anziehen;

II) ein alljährlich im januar erscheinendes Jaerboek, das ua. die biographieen der verstorbenen mitglieder enthält;

III) Middelnederlandsche uitgaven;

IV) Uitgaven der commissie voor geschiedenis, bio-en bibliographie;

V) Uitgaven der commissie voor nieuwere taal- en letterkunde;

VI) Bekroonde werken.

Es möge gestattet sein, die publicationen der vier letzten abteilungen in einer etwas anderen reihenfolge aufzuzählen, wobei die ordnungsnummer nach dem system der akademie in klammer angegeben wird.

A. Sprache. a) allgemeines: 1. HTemmerman 'De Moedertal eenig doel- en redematig voertuig der gedachte in opvoeding en onderwijs' 1898 (VI 1); 2. Hippoliet Meert 'Het voornaamwoord *du*' 1890 (VI 3); b) altgermanisch: 1. P. H. van Moerkerken 'Over de verbinding der volzinnen int gotisch' 1888 (VI 2); 2. J. van de Ven 'Gebruik der naamvallen, tijden en wijzen in den Heliand' 1893 (VI 8); 3. PTack 'Proeve van

oudnederfrankische grammatica' 1897 (VI 14); c) mittelniederländisch: 1. Felix Leviticus 'De klank- en vormleer van het mnd. dialect der StServatiuslegende van Heinrijc van Veldeke' 1892 (VI 4); 2. LRoersch 'Woordenboek op Alexanders Geesten van Jacob van Maerlant', 1. afl. 1888 (III 3, wird wol nicht fortgesetzt?); d) dialecte : LSimons 'Het roermondsch dialect getotst aen het oudsaksisch en oudnederfrankisch' 1889 (III 5); e) neuniederländisch : 1. Jan Broeckaert 'Bastaardwoordenboek' 1895 (VI 10); 2. Vak- en kunstwoorden [diese abteilung ist mit abbildungen ausgestattet] : I. Th. Coopmann 'Steenbakkerij' 1894 (V 3); II. Josef Vuylsteke 'Ambacht van den smid' 1895 (VI 11); III. J. en V. van Keirsblick 'Ambacht van den temmerman' 1898; IV. Alfons van Houcke en Josef Sleypen 'Ambacht van den metselaar' 1897 (VI 13); 3. Jef Cuvelier en Camiel Huysmans 'Toponymische studien over de oude en nieuwere plaatsnamen der gemeente Bilsen' 1897 (V 4).

B. Sprach- und litteraturdenkmäler : a) altgermanische: 1. Beowulf angelsaksisch volksepos vertaald in stafrijm en met inleiding en aanteekeningen voorzien door LSimons 1896 (III 13); b) mittelniederländische : 1. 'Dit is die Istory van Troyen van Jacob van Maerlant naar het vijftiendeeuwsche handschrift van Wessel van de Loe met al de middelnederlandsche fragmenten diplomatisch uitgegeven door N. de Pauw en Edw. Gailliard' I—IV 1—3 1889—92 (III 7; mit guten facsimiles. einleitungen und anmerkungen sollen die 4. lieferung des IV teiles, das wortverzeichnis den V und VI teil bilden); 2. 'Madelghijs kintsheit, al de gekende fragmenten critisch uitgegeven en vergeleken met het duitsche handschrift door N. de Pauw' 1889 (III 6); 3. 'Van de VII vroeden van binnen Rome, een dichtwerk der XIV[e] eeuw uitg. d. KStallaert' 1889 (III 4). dazu : 'Klank-en vormleer van het gedicht van den VII vroeden van binnen Rome' door E. de Neef 1897 (VI 12); 4. 'Hennen van Merchtenens Cornicke van Brabant (1414) uitg. d. Guido Gezelle' 1896 (VI 14); 5. 'De sevenste bliscap van Maria, mysteriespel der XV[e] eeuw, uitg. d. KStallaert' 1887 (III 1). dazu : 6. 'Byvoegsel van de sevenste bliscap van Maria, Woordenlyst' 1888 (III 2); 7. 'Middelnederlandsche gedichten en fragmenten [meist religiösen inhalts] uitg. d. N. de Pauw', 1—3 afl. 1393—97 (III 8); 8. 'Middelnederlandsche geneeskundige recepten en tractaten, zegeningen en tooverformulen uitg. d. W. C. de Vreese' 1894 (III 11); 9. 'Kalender en gezondheidsregels getrokken uit het handschrift der boekerij van de hoogeschool te Leuven getiteld Lib. orat. Fland. ms. uitg. en vergeleken by eenige andere deels ongedrukte kalenders en gezondheitsregelen d. P. Alberdingk Thijm, 1893. [der kalender auf dem beigegebenen facsimile erinnert in anordnung, ausschmückung und selbst in der form mancher zeichen sehr merkwürdig an die skandinavischen bauernkalender mit runen] (III 9); 10) 'De keure

van Hazebroek van 1336 met aanteekeningen en glossarium d. Edw. Gailliard', 3 deelen, 1894—96 (III 10); c) neuniederländisch : 1. 'Rederijkersgedichten der XVIe euw uitg. d. JBroeckaert' (V 2).

C. Litteratur- und culturgeschichte. a) quellenkunde : 1. 'Beschrijving van middelnederlandsche en andere handschriften die in Engeland bewaard worden' d. K. de Flou en Edw. Gailliard 1895—96 3 bd (III 12); 2. 'Catalogus van de bibliotheek der KVlAc. te Gent' 1898; 3. 'Vlaamsche bibliographie. lijst der boeken vlug- en tijdschriften, muziekwerken, kaarten, platen en tabellen, in Belgie van 1830 tot 1890 verscheenen, d. F. de Potter', 1—3 afl. 1893—97 (IV 2); 4. 'Alphabetische lijst van de voorloopig verzamelde namen der in Belgie geboren Nederlandsche schrijvers, dienende tot het samenstellen van de Biographie der Zuidnederlandsche schrijvers d. F. de Potter' (IV 1). b) darstellende werke : 1. 'Historisch en critisch overzicht van het vlaamsch tooneel in de XVIIe eeuw d. O. van Hauwaert' 1893 (VI 6); 2. 'De trol van het booze beginsel in het middeleeuwsch tooneel d. ESoens' 1893 (VI 7); 3. 'Antwerpen in de XVIIIe eeuw voor den inval der Franschen : godsdienst, zeden, gebruiken, vermaken. kunstwinning, handel, nijverheid, onderwijs, geneeskunde, gerecht d. Edw. Poufé' 1895 (VI 9); 4. 'Prudens van Duyse zijn leven en zijne werken d. JMicheels' 1893 (V 1).

Mehrere werke ähnlichen inhalts sind noch im erscheinen begriffen oder in vorbereitung. die reichen mittel, die der akademie zu gebote stehn, gestatten ihren arbeiten eine ausstattung zu geben, welche wir in Deutschland zu beneiden vielfach ursache haben. — —

Seit ich das vorstehnde zu anfang 1899 schrieb, sind noch folgende werke der KVA. erschienen, die ich nach dem obigen schema geordnet anführe:

Aa) A. en Th. van Heuverswijn 'Eene vreemde spraak als overtaal van 't onderwijs' (VI 17); Ac) J. Jacobs 'De verouderde woorden bij Kiliaan' (VI 22); Ad) P. Jozef Cornelissen en JBVervliet 'Idioticon van het Antwerpsch dialect', 1 afl. (VI 21); Ae) AHNBiltris en AJJVan de Velde 'Inleiding tot de studie der analytische scheikunde'; Ae) J. en V. van Keirsblick 'Ambacht van den metselaar : vak-en kunstwoorden' nr 5 (VI 18); Bb) 'De keure van Hazebroek van 1336 met aant. en gloss.' d. EGailliard 4. deel (III 10); Bb) 'Jehan Froissart's Cronyke van Vlaenderen, getranslateerd uuten Franssoyse in duytscher tale bij Gerijt Potter van der Loo, in de XVe eeuw', uitg. en toegelicht d. Nde Pauw 1. deel (III 15); 'Ypre jeghen Poperinghe, gedingstakken der XIVe eeuw nopens het laken', uitg. en toegelicht d. Nde Pauw.

Strafsburg, 15 mai 1900. E. Martin.

Hermann Kurz und Franz Pfeiffer.

Es ist den fachgenossen nicht unbekannt, dass Hermann Kurz (1813—1873) neben seinen poetischen arbeiten auch studien aus dem gebiete der germanischen philologie veröffentlicht hat. am meisten geschätzt sind wol die aufsätze über Shakespeare, die in den sechziger und siebziger jahren von ihm veröffentlicht worden sind und über die er von 1860 an einen nicht uninteressanten briefwechsel mit Karl Elze geführt hat. auch mit deutscher philologie hat er sich zu tun gemacht, freilich mit ungleichem glück. schon im vierundzwanzigsten jahre hat er sich das verdienst erworben, den richtigen namen des verfassers des Simplicissimus zu finden in einer recension der kurzlebigen zeitschrift 'Der Spiegel' vom jahr 1837. ein paar jahre später, 1844, erschien seine übersetzung von Gottfrieds Tristan, die erst viel später in Hertz meisterwerk eine gefährliche concurrenz finden sollte. daran schloss sich die controverse mit Oswald Marbach, die Kurz mit viel witz, aber nicht ohne einen bösen schnitzer im mhd. führte. noch 1868 wollte Kurz die person Gottfrieds in einem 'Godofredus rotularius de Argentina' gefunden haben, als Karl Schmidt nachwies, dass nicht 'rotularius', sondern 'zidelarius' in der urkunde stehe. andres, was er geschrieben hat oder schreiben wollte, ist zu vereinzelt, um hier erwähnt zu werden.

Kurz war ein jahr jünger als Adelbert Keller und aufs engste mit ihm befreundet. von seiner sehr reichhaltigen und geistreichen correspondenz bilden die briefe an Keller nach zahl und bedeutung einen besonders hervorragenden teil. aber gerade diese briefe an Keller, besonders häufig, besonders umfangreich und inhaltsreich in der jugend, als auch Keller noch mehr belletristische ziele verfolgte, in den letzten jahren 1863—1873, als beide den wohnort teilten, sich meist auf bloſse notizenzettel beschränkend, sind für philologische dinge wenig ausgiebig. mehr die kleineren briefwechsel mit Bartsch, von 1866 an gehend, und mit Barack, von 1868 an. schon früher aber hat Kurz mit Franz Pfeiffer correspondiert, und es mögen ein paar zeugnisse dieses verkehrs hier folgen. ich kenne im ganzen 3 briefe von Pfeiffer, an Kurz und 14 von Kurz an Pfeiffer; die erstern befinden sich in Kurz handschriftlichem nachlass, Cod. hist. Q. 344 der k. öffentlichen bibliothek Stuttgart, die letztern hat Pfeiffers sohn, der kunsthistoriker dr Bertold Pfeiffer in Stuttgart, mir freundlich mitgeteilt.

Beide waren im alter nicht weit auseinander, Pfeiffer, am 27 febr. 1815 geboren, fünf vierteljahre jünger als Kurz. sie haben sich in Stuttgart kennen gelernt, wo Pfeiffer seit anfang 1842 als privatgelehrter lebte, Kurz schon länger. eine zeit lang wohnten sie sogar im selben haus in der Sophienstraſse, und der häufige freundschaftliche verkehr scheint namentlich auch der Tristanübersetzung zu gute gekommen zu sein. zu ende 1844 siedelte Kurz nach Karlsruhe über, wo er bis zum februar 1848

blieb, und aus dieser zeit sind 4 briefe an Pfeiffer. von interesse ist wol nur die stelle in dem ersten briefe vom 12 jan. 1845: 'Wie es auch mit St. Gallen werden mag, ich fühle und weifs gewifs, dafs auch Sie noch Ihren verdienten Platz erlangen werden'. es handelt sich offenbar um die stelle des stiftsbibliothekars in SGallen, auf die sich Pfeiffer, da er katholisch und Schweizer war, wol rechnung machen konnte. die stelle war 1845 frei geworden, ist aber dann zwei jahre lang unbesetzt geblieben. statt ihrer erhielt Pfeiffer ein jahr später die bibliothekarstelle in Stuttgart, die er über elf jahre inne hatte. von 1848 an waren beide wider längere zeit in Stuttgart beisammen. nicht ohne interesse mag der erste brief sein, den Pfeiffer dann von Wien aus an Kurz geschrieben und mit dem er die zusendung seines aufsatzes über Gottfrieds Lobgesang (Germania 3, 59ff) begleitet hat.

Lieber Freund! Wien 1. Mai 1858.

„Gleichzeitig mit diesen Zeilen schicke ich Ihnen unter Kreuzband einen kleinen Aufsatz von mir, der Sie an das Tristans-Jahr[1] 1843/4 erinnern soll, das wir Sophienstr. nr. 12 unter einem Dache, Sie im ersten, ich im dritten Stock, zusammen verbrachten. Es wird Sie belustigen, wenn Sie, vielleicht zuerst durch mich, erfahren, dass man unsern Gottfried nicht nur zu einer männlichen Maria Magdalena, sondern gar zu einem Franciskanerbruder zu machen neulich sich bemüht hat. Diesem Herrn Watterich[2] und mit ihm noch andern frommen Seelen hoffe ich einen rechten Strich durch die Rechnung gemacht zu haben. Wenn Sie zwischen den Zeilen zu lesen verstehen, so werden Sie da und dort merken, welche Überwindung es mich gekostet hat, dem Spotte nicht die Zügel schiefsen lafsen zu dürfen. Meine Stellung hier erheischt aber Vorsicht in solchen Dingen und es wäre unklug, wollte ich mir ohne Noth Ungelegenheiten bereiten. Schon dass ich, obwol streng auf dem Boden des wissenschaftlichen Beweises stehen bleibend, das süfse und verlockende Phantasie-Gebilde unbarmherzig zerstört, wird mir vielleicht zum Vorwurf gemacht werden. Doch das kann mir gleichgültig sein, glaube ich doch für immer Gottfried von dem Lobgesang befreit zu haben. Es würde mir lieb sein von Ihnen gelegentlich zu hören, welchen Eindruck meine Beweisführung auf Sie gemacht hat.

Wie es mir hier geht? werden Sie fragen. Die unsinnige Müh und Arbeit, die meine Vorlesungen mir machen, abgerechnet, ganz gut, obwol gerade die Anstrengung auch meiner Gesundheit nicht zum besten bekommt. Vor zwei Jahren werde ich, das sehe ich voraus, zu einer einigermafsen menschlichen Existenz nicht kommen; dann aber, d. h. wenn ich die für meine Vorlesungen nöthige Grundlage gewonnen habe, wirds hoffentlich besser werden und dann erst werde ich meines Lebens und meiner neuen Stellung froh werden können. Unter den

[1] im jahr 1843 war nicht nur Kurz übersetzung im erscheinen, sondern erschien auch Mafsmanns ausgabe, mit der Pfeiffer als redacteur der 'Dichtungen des deutschen mittelalters' (s. Briefwechsel zwischen Lassberg und Uhland s. xxxviiif) jedesfalls zu tun gehabt hat. [2] JMWatterich Gotfried vStrafsburg, ein sänger der Gottesminne. Leipzig 1858.

jungen Leuten herrscht für die altd. Studien viel Eifer und Lust. Im Wintersemester las ich Litt.-Geschichte vor 44, das Nib. Lied vor 36, in diesem Semester deutsche Grammatik vor 38 Zuhörern [1]. Das ist mehr als irgendwo einem deutschen Philologen zu Theil wird.

Über die hiesigen geselligen Verhältnisse weifs ich wenig zu sagen, da ich noch gar keine Zeit fand, über das was ich in dieser Beziehung gegen Stuttg. verloren, nachzudenken. Doch sind, soviel habe ich allerdings schon bemerkt, die grofsen Entfernungen der Geselligkeit und dem öftern Zusammenkommen von Freunden und Bekannten nicht besonders günstig. Wenigstens hörte ich schon vielfach darüber Klage erheben. Ich verkehre bis jetzt meist mit Landsleuten, d. i. Schwaben, die den einen Sonntag bei mir, den andern bei meinem Schwager Reg. Rath Müller [2] sich einzufinden pflegen. — — — — Schliefslich noch meinen herzl. Dank für den 1. Band der Erzählungen [3], womit Sie mich erfreut haben. Leben Sie wohl und bleiben Sie freundich gesinnt

Ihrem

Pfeiffer.

Darauf antwortete Kurz:

Lieber Freund, Stuttgart. 5. Mai 1858.

Ihre Sendung hat mich mit unsrer Abendpost angenehm überrascht. Holtzmann hatte mir vor einigen Wochen (bei Kober [4] alten Andenkens) mitgetheilt dafs das nächste Heft der Germania etwas von Ihnen über unsern gemeinschaftlichen Freund Gottfried bringen werde. Ich meinte nun schon, Sie werden unter irgend einem Umhang der Vergessenheit ein Stück Leben von ihm hervorziehen. Das ist es zwar nicht, aber Sie können sich mein Gaudium denken, die Franciscanerkutte, womit ihn dieser Herr Watterich behängen wollte, in so säuberliche Fetzen zerrissen zu sehen — —. Sie haben nun — — für alle Zeiten bewiesen, dafs der Lobgesang nicht vom Dichter des Tristan sein kann. Ob aber darum nicht dennoch von Gottfried, das ist eine andere Frage. Hören Sie denn, wie es mir vorigen Sommer gegangen ist.

Um für eine meiner Erzählungen [5] mich wieder etwas ins Mittelalter hineinzuhören, hatte ich meinen Gottfried aufgeschlagen, und befand mich richtig bald ganz und gar in der Sophienstrafse Nr. 10 (nicht 12), wäre auch recht gern einmal ums andere die Treppen hinaufgesprungen, um mich bei der oberen Instanz Raths zu erholen oder naseweise Fragen zu stellen. — — — Bei diesem Anlafs nun stiefs ich auch wieder auf den Lobgesang und hätte Ihnen gern eine quæstio tusculana vorgetragen, die sich jetzt freilich nach Ihrer Untersuchung noch lustiger macht. Dieser LG., den ich früher sehr bewundert hatte, weil er eben mhd. war, als er mir jetzt in der Hagen'schen Ausgabe, die mein Verleger Becher mir vorwurfsvoll als die

[1] Lassberg-Uhland s. LXIV steht : Nib. vor 37, geschichte der neuern litteratur vor 43, deutsche grammatik vor 46, Walther ('wo indessen collisionen mit andern collegien störend einwürkten') vor 15 zuhörern.
[2] einem Württemberger. [3] Stuttgart, Franckh 1858. [4] damals viel besuchtes Stuttgarter kaffeehaus. [5] 'Das weifse hemd', Erzählungen I 221 ff.

erste Uebersetzung des Tristan vorwies, wieder vor die Augen kam, da erschien er mir als ein rechtes Musenalmanachgeklingel, — — des Tristan durchaus unwürdig. Und doch klang mir, wie ich so weiter las, etwas Urgottfriedisches heraus. Ich kam also auf den Gedanken, unser liebenswürdiger Freund könnte den frommen Leich [!] als liebes junges Blut, vielleicht als Klosterschüler, gemacht haben, denn das ganz eigenthümliche Spielen und Klingeln hat er ja auch im Tristan nicht lassen können, und der LG. kam mir mehr und mehr wie ein kindisches Vorspiel vor. — — Der Hauptspafs bei der Folgerung wäre, dafs dem Hrn. Watterich der Untergrund nicht blofs unter den Füfsen weggezogen, sondern auch gleich über den Kopf gestülpt würde. Das Hindernifs, das (abgesehen von den innern Gründen) die von Ihnen so reichlich aufgezählten Reime und Sprachformen jeder weiteren Annahme einer nach-tristanisch-gottfriedischen Autorschaft in den Weg legen, scheint mir keines für meine Hypothese zu sein. Man wird ganz eben so in unserm Jahrhundert Poeten genug finden, die, in Platen's Zucht gerathen, eine spätere Periode in der Form zeigen, die der frühern so unähnlich ist, dafs man nicht glauben sollte, es sei derselbe Mann. Das Resultat also wäre, zum Schrecken aller frommen Seelen, dieses, dafs Gottfried nach einer amaranthenen Jugend seinen Styl auf Kosten seiner Seligkeit verbefsert habe, ein Gang der Entwicklung, der leider in unsrem gottlosen Deutschland nichts Seltenes ist.

Diese Grille ist mir über dem Lesen Ihrer Blätter nur um so lebhafter wieder aufgestiegen — —. Ich hätte nicht übel Lust, über die Sache Laut zu geben, aber da Ihr Aufsatz dabei doch mehr oder weniger in dem Lichte stehen könnte, diese böse Saat getragen zu haben, so will ich meinen Eifer zügeln. Ohnehin hat es mir eine Art grimmiger Genugthuung gewährt, am Schlufs Ihrer Blätter „das frühere undurchdringliche Dunkel" zu finden, denn ich sehe Schiller und Goethe auf ihren goldenen Stühlen so beducht wie Bendemanns trauernde Juden sitzen, wahrhaft endlose Höllenstrafen erleidend durch das commentatorische Epigonenpecus. Wie müfsen Sie den Meister Gottfried beneiden! Ihn haben jene Olympischen, die er zwar nicht ganz ordonnanz- und reglementmäfsig, aber nicht erfolglos anrief, in ihre ambrosischen Wolken gehüllt und ihm zu Theil werden lafsen, was er laut und leise gewünscht hat, nämlich dafs ihm diese Welt gestohlen werden möge. Oder sollte vielleicht eher der Gegenstand des jugendlichen LG. (um nach Art wissenschaftlicher Taktik jetzt gleich feste Stellung zu nehmen) trotz alledem und alledem, wie in so mancher Legende, den Schleier über ihn gebreitet haben? Wie dem sei — der Einzige, der seine Ruhe zu stören wagte, ist von Ihnen vor der Kanone weggeblasen worden, und meine Hypothese bleibt ungedruckt. Sie würde auch zu viel Streit erregen, ob Gottfried das Lied im 15. oder 18. oder 20. oder 24. Jahr seines Alters gedichtet habe. — —

Aus Kurz folgenden briefen, deren letzter am 7 juni 1867, also etwa ein jahr vor Pfeiffers tode, geschrieben ist, hebe ich ein paar stellen heraus.

4 aug. 1858 : Ein Gedanke, mit dem ich mich seit Jahren trage, scheint jetzt von der Hauptseite, von der verlegerischen, zu reifen [1]. Ich will ihn sub rosa beichten: deutsche Volksbücher, in einem ausgedehnten und zugleich freien Sinn, also etwa Nr. 1 Siegfried mit einer Verbindung der skandinavischen und deutschen Elemente, Nr. 2 Dietrich von Bern, mit freier Auswahl des Bedeutendsten aus der zum Theil grotesken Masse, Nr. 3 vielleicht Beowulf, u. s. w. Wenn mirs ganz wohl dabei werden sollte, so müfste die Behandlung in Reimen sein, d. h. NB. kein Versuch eines Epos, dafs, wie bei Simrock, nach zwei gelungenen Stücken alles Andre im Stoff ertrinkt, sondern ganz schlicht, jedes einzelne Volksbuch für sich, ohne moderne Schnörkel, aber auch ohne knechtische Gebundenheit an das verworrene Material. — — Saxo dürfte auch noch durchzupeitschen sein, wie ich denn überhaupt noch ein wenig protervioris ingenii invidentiorisque studii bedürftig bin. Es wäre doch ein hübscher Spafs, noch einmal das Volk und (durch eine leidliche Reimform) die Gebildeten um diese Volksbücher zu sammeln, die in den schlechten Bearbeitungen von Schönhuth und Marbach Auflage um Auflage erleben. Auch wäre es eine schöne grüne Bucht für mich, der ich des Romanschreibens und des Marktgetümmels von Virtuosen, Taschenspielern und Taschendieben entsetzlich müde bin.

Am 2 juni 1862 teilt Kurz die von ihm, so viel ich sehe, nicht veröffentlichte, aber von der neuern localforschung [2] gutgeheifsene entdeckung mit, dass die burg, wohin der kammerbote Erchanger 914 den bischof Salomo brachte, nicht beim Hohentwiel herum, sondern in der Diepoldsburg, vulgo 'Rauber', hinter der Teck zu suchen sei, wofür er auch den populären namen der ruine anführt.

14 februar 1862 über Berthold von Regensburg : Was man in der sonstigen Literatur jener Zeit mit wenigen Ausnahmen (wie Meier Helmbrecht etc.) kaum zu Gesicht bekommt, das Menschenthum, das Volk, das Leben, wird durch jedes Wort des Predigers in wimmelnden Schaaren vor das Auge gebracht. von sich selber berichtet Kurz, er habe beschlossen, es wider mit der poesie zu versuchen. „Das Versemachen nun, wenn man es nur nebenher treiben kann, ist, besonders nach langer Entwöhnung, ein etwas schüchternes Ding, und so bin ich ganz natürlich auf den Gedanken gekommen, mich zunächst am Tristan zu versuchen, der doch schon etwas Gegebenes mitbringt und doch zugleich freie Bewegung nicht blofs gestattet, sondern verlangt. Im Gewand des 13. Jahrhunderts, zumal in linearer Uebersetzung, ist er nur noch halb geniefsbar und bedarf einer Umformung. Ich habe nun angefangen, in der Weise des Ihnen bekannten Schlufses [3] das Ganze zu bearbeiten, wobei aber die besten Bestandtheile von Gottfried beibehalten und aufs liebevollste meist neu übertragen wer-

[1] ist nicht zu stande gekommen.
[2] Württembergische vierteljahrshefte 1, 33. 3, 247; neue folge 1, 301.
[3] seiner übersetzung; das von Gottfried selbst nicht gedichtete hatte Kurz dort, im freien anschluss an die alten fortsetzer, selbst hinzugefügt.

den [1]. Mittelalterlicher Plunder, wie Drachenkampf u. dgl., wird ganz weggeschnitten, so dafs die Erzählung streckenweise selbst geändert wird. Ein eigenthümlich Stück Arbeit — frech rebellisch und wieder jedem schönen Worte des Meisters gehorsam, für den Kenner des Originals die allerwunderlichste Lectüre! Die Kritik wird natürlich die Operation für verfehlt schon darum erklären, weil es ja doch nichts Eigenes (!) auf diese Weise sei, und wenn man im gelehrten Lager davon Notiz nimmt, so bin ich darauf gefafst, dafs die äufserste Rechte auf Baumfrevlerstrafe erkennt, das Centrum auf die Hurt, und geht der mildeste Antrag durch, auf Schlegel und Barte, so ists reine Gnade. Da aber die Feierstunden langsam tragen, so währt es schon noch eine gute Weile, bis ich geköpft werde. Heute hoffe ich den zweiten Abschnitt vollends fertig zu bringen, und bin zufrieden mit der Aussicht, der Welt einmal einen lesbaren Tristan zu hinterlassen, mit dem sie vorlieb nehmen mufs, bis wieder einmal ein ganzer Gottfried kommt.

Dazu aber am 15 sept. 1864, nach andern klagen: Am schlimmsten steht es mit dem Tristan. Der Abschnitt „Riwalin und Blancheflur" ist unter L. Seeger's [2] Papieren verloren gegangen (so darf man jetzt wohl sagen), und ich habe nur noch den in Seeger's Dichterbuch abgedruckten Schlufs, dem der Berner „Bund" die Ehre erwiesen hat, ihn für Gottfriedisch zu halten.

7 juni 1867, mit dank für die zusendung der sammlung 'Freie forschung': Ein literarisch-biographisches Cabinetstück ist die Untersuchung über den Titurel. Schade dafs der Marienhymnus nicht als eine Jugendarbeit Gottfried's festgehalten werden kann. Der Gegensatz der beiden Sterne würde äufserst pittoresk: beide in Rectascension und zugleich rückläufig sich an einander vorbei bewegend, der eine vom Parnafs zum Himmel, der andre umgekehrt.

Tübingen, im september 1899. HERMANN FISCHER.

[1] eine probe davon gab K. 1863 in Ludwig Seegers 'Deutschem dichterbuch aus Schwaben' s. 66—90: 'Riwalin und Blancheflur'.
[2] der am 22 märz 1864 in Stuttgart gestorben war.

Am 27 märz d. j. starb im 96 lebensjahre der altenburgische geh. kirchenrat dr theol. et phil. JULIUS LOEBE, der uns in den jj. 1843—1846 gemeinsam mit vdGabelentz die erste kritische ausgabe des Ulfila geschenkt hat.

In Greifswald habilitierte sich dr ERNST ZUPITZA für vergleichende sprachwissenschaft.

Der professortitel wurde verliehen: dem oberlehrer dr J. BOLTE und dem bibliothekar dr G. KOSSINNA in Berlin; den privatdocenten dr AvWEILEN in Wien, dr A. E. BERGER (aus Bonn) in Berlin, dr O. L. JIRICZEK in Breslau.

Der professor dr GUSTAV KETTNER in Schulpforta wurde zum director des gymnasiums zu Marburg i. H. ernannt.

Der seitherige 'lecturer' dr K. BREUL wurde zum 'reader in Germanic' an der universität Cambridge ernannt.

ANZEIGER
FÜR
DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR
XXVI, 3 juli 1900

Jakob Bächtold, Kleine schriften, mit einem lebensbilde von W. von Arx, herausgegeben von Theodor Vetter. mit porträt und bibliographie. Frauenfeld, JHuber, 1899. 330 ss. — 4,80 m.

Man ist heutzutage mit der ausgabe 'kleiner schriften' von gelehrten schnell bei der hand. allzuschnell. was den brüdern Grimm, was Lachmann und Scherer gebührt, das taugt darum noch lange nicht für — doch wozu namen nennen? es braucht schon eine sehr starke oder sehr fesselnde persönlichkeit, um eine sammlung von tagesaufsätzen, gelegenheitsschriften, recensionen, wissenschaftlichen einzelheiten und gar hinterbliebenem ungedruckten zu rechtfertigen. wer das andenken eines geliebten freundes oder lehrers würklich ehren will, der sage sich, dass tact und urteil da weit wichtiger ist als pietät. ich darf mit freude bekunden, das der herausgeber des anspruchslosen bändchens, das vor mir ligt, verstanden hat zu wählen und fortzulassen; als ich die bibliographie am schlusse durchmusterte, hab ich bedauert, dass nicht noch so manches andre aufgenommen war; grade solch bedauern war in diesem falle das beste lob. und tiefer als früher hab ich beklagt, dass es mir nie vergönnt war, dem trefflichen manne ins auge zu sehen, der aus den blättern der sammlung spricht. diese wärme verbreitende eigenwärme, dies humorvolle behagen, diese derbe und liebenswürdige gesundheit, wie sie zumal in der zweiten abteilung des bändchens zu tage tritt —, wen sollte sie bei dem vieljährigen freunde Gottfried Kellers überraschen? und doch — Bächtolds bücher hatten jene eigenschaften dem fremden nur sehr sparsam gezeigt.

Wenn mir in Weimar die männerkundigen schatzhüter des Goethearchivs abends einmal von ihren erlebnissen erzählten, von all der philologen wechselnden geschlechtern, fleifsigen und neugierigen, lästigen und minder lästigen, die sie an sich hatten vorbei wallen sehen 'und verzogen kein gesicht', kam dann auf Bächtold die rede, nun, dann verzogen sie das gesicht doch: 'das war schön! ja, wenn sie alle so wären!' und wenn mir verehrte, höchst urteilsfähige Göttinger collegen von dem Zürich Gottfried Kellers aus eigenster anschauung dies und das berichteten, es dauerte nie lange, so trat Bächtolds breite gestalt in den vordergrund, mit erquicklichsten erinnerungen unlöslich verwebt. die tonart, in der ThVetters schlichter nekrolog, in der B.s naher freund W. vArx

über den geschiednen sprechen, klingt natürlich anders, als wo es sich um warme augenblickseindrücke des lebens handelte; aber die bilder vertragen sich gut, vertragen sich auch mit den kräftigen, vertrauenerweckenden zügen, die uns am eingang der 'Kleinen schriften' begrüfsen. ich glaube fast, man muss B. gekannt haben, auch um seiner wissenschaftlichen tätigkeit ganz gerecht zu werden.

'Ich wollte ein lesbares, manchmal sogar ein kurzweiliges buch schreiben': so heifsts im vorwort der schweizerischen litteraturgeschichte, des lebenswerkes. die freunde zweifeln nicht, dass es gelungen: ich würde mit der zustimmung zögern. sprach die wohlbekannte stimme zu ihnen, wenn sie ihn lasen? und half ihnen das weiter? offen gestanden: ich habe in B.s schweizerischem mittelalter — und ich rechne das 16 jh. litterarisch dazu — stets ebenso an dem eindringenden blick in die, freilich nicht leicht zu fassenden, dichterischen persönlichkeiten etwas vermisst, wie an der vergegenwärtigenden gestaltung anschaulicher gesamtbilder: der einleitenden epochenzeichnung gliedert sich die besondere figur nicht recht ein; eine imponierende gelehrsamkeit legt sich in einzelheiten fast mechanisch auseinander, von den ewigen ermüdenden inhaltsangaben, von dem übermafs der ausgeschütteten tatsachen gar nicht zu sprechen. ganz wohl ist mir immer erst geworden, wenn ich bei vater Bodmer anlangte: da war ein mittelpunct da, um den sich, dem leser deutlich, das ganze gruppiert; und die enthaltsame trockenheit des gelehrten berichts wird Gott sei dank saftiger durch eine woltätige beimischung halb von localpatriotischem stolz auf den mann, der Zürich zeitweilig zur litterarischen grofsmacht erhob, halb von belustigtem ärger über diesen gar nicht tot zu machenden alten, verdriefslichen langweiler. B. selbst hatte das gefühl, dass die gelehrsamkeit zu sehr herrin geblieben sei; Vetter erzählt, dass B. an 'eine völlige umarbeitung des hauptwerks' gedacht habe. es lag aber doch nicht nur an der massenhaftigkeit des materials: ich traue B. unbedingt die kraft zu, die erdrückende last zu bewältigen. ihm war leider Uhlands handhabung der beschreibenden litteraturgeschichte vorbildlich, die m. e. nur einer frühern orientierungsphase unsrer wissenschaft entspricht. B. hat wol auch, nicht ganz frei, geglaubt, nach jener vielgepriesnen und vielgeforderten 'objectivität' streben zu müssen, die, wenn sie keine harmlose selbstverständlichkeit sein soll gut zur erziehung von füchsen, als forciertes erstes gebot der methode die besten erkenntnis- und gestaltungskräfte lähmen wird; dazu eine zarte persönliche sprödigkeit und scham, die uns bei Alemannen nicht selten entgegen tritt, — kurz, die litteraturgeschichte leidet auf weite strecken an dem mangel, dass B., reichstes wissen ausbreitend, doch von seinem eigensten selbst zu wenig hineingelegt hat, wählend, ordnend, verbindend, beleuchtend. das nachschaffen braucht beim philologen wie beim

künstler das medium eines kräftigen und fruchtbaren subjects: an die rampe freilich braucht es nicht zu treten.

Ich zweifle kaum, hätte B. das buch zum zweiten male herausgehn lassen, fortgeführt bis auf die gegenwart, wie er das wollte, ich hätte nicht zu schreiben, was ich eben schrieb. die lebendige kenntnis Gottfried Kellers, die er grade ganz sich selbst, nicht seinem gelehrten ich verdankte, die beziehungen zu Leuthold, die nach der bekannten vorrede zu urteilen nicht ohne ein reiben widerstrebender geister sich abgespielt hatten, ganz besonders auch das tief persönliche verhältnis, das B. mit der poesie Eduard Mörikes verknüpfte — schon in den feldzugbriefen von 70 fehlt das 'schnurbartsbewustsein' und die 'sommerweste' nicht —, das alles muste, dem litterarischen zusammenhang einverleibt, verlebendigend zurückwürken auch in reformationszeit und mittelalter. denn was B. in der kunst nachbildender charakteristik konnte, wenn er nur wollte, das zeigt die zarte und doch so zwingende zeichnung Eduard Mörikes, die Vetter mit bestem rechte aus der ADB auch in diese sammlung verpflanzt hat.

Eröffnet wird sie, recht hübsch, durch die einleitung der Lanzeletdissertation: so harmlos die mit einer der liebenswürdigen naivetäten meister Sepps einsetzt, so präludiert sie mit fug dem lebenswerk dieses ganz schweizerischen litterarhistorikers. der habilitationsvortrag über die germanistischen verdienste der Züricher gibt eine angemessene probe jener rein tatsächlichen aufreihenden art, in die B.s wissenschaftliches schriftstellern so leicht verfällt, und das bild des lexikographen Josua Malers macht gute folie in seinem chronikartigen nacherzählen zu dem freien nachschaffen der Mörikeskizze. die 'litterarischen bilder aus Zürichs vergangenheit', mir bisher unbekannt, decken sich zum teil, selbst wörtlich, mit dem Bodmer gewidmeten abschnitt der litteraturgeschichte, haben aber vor ihr eine deutliche, rundende beleuchtung, eine behagliche zuständliche ruhe voraus, die auch kennenswerten nebenfiguren wie Hartm. Rahn ein freundliches verweilen gönnt; ihre genrehaften züge sind dem inhalt sehr angemessen, und sie gewinnen sich einen bessern abschluss als das grofse werk, da sie nicht mit der 'veralteten welt' schliefsen, sondern mit hellem aufblick zu der alles durchwärmenden mittagssonne unsrer classischen zeit. — nun aber die zweite abteilung: kriegsbriefe, reiseberichte, festbeschreibung: das klingt wenig lockend, und dabei ists eine pracht! der 22jährige feldjournalist, dem man die leisen nachwehen frischer Heine- und Börnelectüre freilich anspürt, schaut doch so helläugig und selbständig um sich und weifs uns mitten in jammer und graue trübsal des krieges so drastische figuren und bilder hineinzustellen, zum entzücken: vor allem die weinbudike in Courcelles lässt fast bedauern, dass der gelehrte schliefslich den schriftsteller doch geschädigt hat. die beiden seelen schaffen in schönster eintracht an den Walliser schilderungen: ein bischen

geschichte und sage und litteratur und kunst, aber ohne jeden schatten von lehrhaftigkeit: das gute, kluge, beschaulich-behagliche lächeln des erzählers scheucht den leisesten hauch von didaktischer pedanterie: doppelt rühmlich bei diesem vieljährigen schulmeister. und dann am schönen Bozener Walthertage — ein herzensfäserchen zuckt doch: schade dass es nichts mit dem Thurgau ist! —, da wird der germanist wol laut, wie sichs ziemt, auch zu ernster wärme, das pathos freilich andern überlassend; das beste ist schliefslich doch die sonnen- und bergfreudigkeit, die ihn hier überkommt zu füfsen des leuchtenden Rosengartens: ich muste an Hans Hoffmanns Bozener novellen gedenken, die auch verraten, dass nur der germanist Bozen ganz würdigen kann; ich muste an das Batzenhäusl gedenken, wo ich voriges jahr auf Bächtolds spuren wehmütig stiefs, wo er sich einst den trocknen humor mit ernstprüfender zunge zu feuchten wuste.

Ich danke dem herausgeber ganz besonders, dass er auch diese seite Bächtoldscher schriftstellerei anklingen liefs. er hat dem freunde damit unzweifelhaft einen dienst getan. der ton wird weiterklingen, bei mir und bei andern, und ich denke, künftig hör ich ihn auch da leise mitschwingen, wo der spröde gelehrte sein bestes schauen für sich behielt. wissen wir jetzt doch, wie er schauen konnte! und er sollte die helden seiner forschung nicht gleichfalls geschaut haben mitsamt ihrer umgebung? vielleicht lags doch auch an mir, der ich nicht feinhöriger war. ROETHE.

Einleitung in die geschichte der griechischen sprache. von PAUL KRETSCHMER. Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1896. 428 ss. 8°. — 9 m.

Da Kretschmers buch auf den ss. 1—170 fragen von allgemeinem interesse behandelt, hat dieser teil mit recht auch die aufmerksamkeit der germanisten auf sich gezogen. die absendung der besprechung, welche die redaction des Anzeigers von mir gewünscht hatte, hat sich mehr verzögert, als mir lieb, und das durch umstände, die zu erörtern hier nicht der platz ist. die späteren capitel berühren uns an dieser stelle nicht. zuerst eine kurze inhaltsangabe und heraushebung der wichtigsten sätze.

Einleitung s. 4 sagt K., neben das grammatische handbuch müsse eine darstellung treten, welche die entwicklung der sprache in ihrer ganzen breite schildert und den zusammenhang mit dem culturleben nachweist. diesen versuch mache er fürs griechische.

I cap. 'Die indogermanische ursprache'. diese war nicht dialektlos. so zb. hat es keine einheitliche idg. bezeichnung der einzahl gegeben: ai. *éka*, aps. *aiva*, ab. *aēva*; gr. *οἰνή*, lat. *oinos*, air. *oen*, got. *ains*, lit. *vënas*, asl. *inŭ*; gr. *εἱς*, lat. *sin-guli* usw. K. trennt dann vor allem die begriffe gemeinindogermanisch und urindogermanisch. ein gemeinidg. wort zb. **óvis* 'schaf' kann

sich auch nach der 'ersten trennung' der Indogermanen noch über das ganze sprachgebiet verbreitet haben, muss also nicht ursprachlich gewesen sein. relativsätze sind nicht gemeinidg. aber sind sie deshalb nicht ursprachlich? waren sie vielleicht in einem teile der ursprache vorhanden? oder haben sie sich erst nach der ersten trennung von einem puncte verbreitet? jedesfalls sind sie altindogerm. die wörter für meer **mari*, für salz **sāld*, **salnés* sind nicht bei allen Indogermanen belegt, trotzdem machen sie den eindruck hohen alters. sie sind altidg., vielleicht schon in einem teile der ursprache vorhanden gewesen, aber nichts spricht für die annahme, dass die wörter jemals gemeinidg. waren. man muss also drei begriffe scheiden: gemeinidg., altidg. und ursprachlich.

Die ursprache war dialektisch differenziert. so sind die *m*-casussuffixe im germ. und slav.-lit. gegen die *bh*-suffixe der andren sprachen zu erklären, zo erklärt sich gr. locativsuffix *σι* gegen arisch-slavisch-litauisch *su*, so die differenzen in der bildung des genetivs sg. der *o*-stämme. ein ursprachlicher unterschied lag bereits in dem ausdruck für 'hand' (got. *handus*, lat. *manus* usw.), vielleicht im lautwert von *ē*. daraus ergibt sich, dass es nicht erlaubt ist zwischen ursprache und einzelsprachen einen strich zu ziehen.

II cap. 'Das indogermanische urvolk' (s. 20—47). die linguistische paläontologie ist nicht geeignet, die cultur des urvolks aufzuschliefsen. die gleichung ai. *yugám*, gr. *ζυγόν*, lat. *jugum* usw. beweise nur, dass einmal von irgend einem puncte sich das wort **jugom* vermutlich mit dem gegenstande selbst verbreitet hat. auch nach der sprachlichen und politischen trennung konnte sich das wort noch über alle idg. völker ausbreiten. dasselbe gelte etwa von **ʒ"ōus* 'rind', **mūs* 'maus' uaa. 'es ist aber von wichtigkeit festzuhalten, dass auch die sogen. urverwanten wörter nur auf dem wege der entlehnung gemeinindogermanisch geworden sind, denn in andrer weise verbreiten sich sprachneuerungen überhaupt nicht, als dass sie von einer oder wenigen personen ausgehend von individuum zu individuum, von volk zu volk weitergegeben werden'. auch der lautwandel konnte noch dialektische grenzen überspringen. K. weist auf die bekannte erscheinung der verbreitung des *ϝ*-schwunds in den griech. dialekten hin.

Sind die idg. stämme aus einem verhältnismäfsig kleinen und im wesentlichen dialektlosen stamme hervorgegangen? alle sind geneigt, diese frage zu bejahen. ein versuch, der die ähnlichkeit der idg. sprachen aus der ähnlichkeit der klimatischen und geographischen verhältnise herleiten zu können glaubte, ist ganz misglückt. wie kann aber ein kleiner stamm sich zu einer so grofsen völkergruppe entwickelt haben? sind vielleicht andre völker aufgesogen worden? was lehrt die anthropologie? die folgende auseinandersetzung über die ergebnisse der physischen anthropologie (s. 29—47) gehört zu den dankenswertesten teilen

des buches, weil K. nicht die mühe gescheut hat einzudringen und weil es ihm geglückt ist, klare kritik zu üben. s. 45: 'also weder die schädelformen noch die haarfärbung haben sich als geeignet erwiesen, licht über die älteste geschichte der Idgg. zu verbreiten'. s. 46: 'ein so sichres factum wie die idg. spracheinheit, eine so scharfe ethnische abgrenzung, wie dieselbe gegen die nachbarvölker erlaubt, hat keine der anthropologischen theorien, die sich mit der idg. frage beschäftigen, aufzuweisen vermocht'.

III cap. 'Die ältesten culturzustände der Indogermanen' (s. 48—92). eine idg. altertumswissenschaft auf blofs linguistischer basis ist unmöglich. Hehn hat diesen fehler im gegensatze zu AKuhn bis zu einem gewissen grade vermieden. aber die ergebnisse der prähistorischen forschung hat auch er ignoriert sowie die sich daraus ergebenden zoologischen und botanischen folgerungen. der grund dieses fehlers ist, dass man meinte, die Idgg. seien in verhältnismäfsig junger zeit aus Asien nach Europa eingewandert. von seiten der anthropologie steht aber nichts dagegen, dass die neolithischen menschen idg. idiome gesprochen haben (s. 51). zwischen der paläolithischen zeit und der neolithischen klafft aber der sogen. hiatus. trotzdem hält man heute schon die annahme der einwandrung einer ganzen, neuen bevölkerung im beginne der neolithischen zeit nicht mehr für nötig. weder von anthropologischer noch von archäologischer seite ligt ein anlass vor, die gesamte neolithische und vielleicht sogar paläolithische epoche samt und sonders den Indogermanen abzusprechen. das führt zur frage nach der urheimat. die linguistische paläontologie wollte die frage mit hilfe des idg. lexikons lösen. der versuch ist gescheitert. auch JSchmidts versuch, die spuren des sexagesimalsystems in den idg. sprachen in bezug auf die urheimat zu verwerten, wird von K. abgelehnt (s. 58). man hat sich eben das ziel zu weit gesteckt. 'wenn man unter urheimat der Idgg. die ältesten wohnsitze jenes urstämmchens versteht, aus welchem der grofse, vielverzweigte baum der idg. völker erwachsen ist, dann müssen wir, meine ich, zunächst darauf verzichten, diese urheimat bestimmen zu wollen'. die historischen und bekannten geologischen verhältnisse führen uns auf ein maximalgebiet von Frankreich bis Iran, einen schmalen und langgestreckten streifen, weil wegen der eisverhältnisse der norden und süden ausgeschlossen sind. auf die urheimatfrage: Europa oder Asien? ist also zu antworten: Europa und Asien. man hat ganz übersehen, 'dass die lexikalischen verhältnisse der idg. sprachen im grunde am besten auf die wohnsitze passen, die die träger dieser sprachen in historischer zeit einnehmen, dass sie also nicht notwendig eine sehr bedeutende verschiebung ihrer wohnsitze voraussetzen' (s. 64). wenn der name der buche den Slaven ursprünglich fehlt (ahd. *buohha*, lat. *fāgus*), so hat das seinen grund darin, dass die Slaven erst in den zeiten der

völkerwandrung in die buchenregion einzogen. für das meer haben Italiker, Kelten, Germanen, Litauer und Slaven eine gemeinsame bezeichnung.

Nach K. waren davon die Kelten die einzigen, welche am meere safsen, und von ihnen gieng das wort zu den andern stämmen über (s. 65). K. meint, man könnte gegen seine annahme des ursitzes der Idgg., der sich nach ihm über die südrussischen steppen hingezogen hat, anführen, was man gegen die annahme der urheimat in den russischen steppen überhaupt einwendete, dass sie nämlich den bär, die birke und einen frühling nicht kennen. K. zeigt, dass das nicht ganz richtig sei (s. 66). dass Indern und Iraniern das idg. wort für salz fehlt, ist bei jeder urheimattheorie auffällig; das salz muss den alten Iraniern des Avesta bekannt gewesen sein, und doch wird es nicht im Avesta erwähnt. 'wenn man aus dem fehler seines westidg. namens bei den Indoiraniern schliefsen wollte, dass diese das salz nicht gekannt haben, dann müste man aus dem fehlen einer gemeinidg. bezeichnung der milch folgern, dass die alten Indogermanen nicht mit muttermilch gesäugt wurden!' (s. 68). 'sind die vorgetragenen anschauungen über die älteste ausbreitung der Idgg. richtig, so kann es niemandem mehr einfallen, aus den blofsen wortgleichungen culturgeschichte herausdestillieren zu wollen, wo uns die reste altidg. cultur selbst in reicher fülle vor augen liegen' (s. 68). mit zurückhaltung bespricht K. die frage, ob die Idgg. nomaden oder ackerbauer gewesen seien (s. 70 ff). wahr ist, dass das indisch-iranische mit den europäischen sprachen nur sehr wenige agrarische ausdrücke teilt, aber die zahl der auf viehzucht bezüglichen gemeinidg. wörter ist auch nicht sehr grofs. nicht einmal für 'melken' gibt es eine einheitliche bezeichnung. man kommt nirgendwo auf unbedingte einheitlichkeit, weder auf sprachlichem noch auf culturellem gebiete. am wenigsten auf dem gebiete der vergleichenden mythologie. der german. *Ziu-Týr* wird von ai. *Dyaús* abgetrennt, wie schon Bremer getan hat; nur Dyaus *Ζεύς* Juppiter bleiben beisammen. ferner asl. *bogŭ*, aps. *baga*, av. *baγa-*, ai. *bhága-*; av. *spenta*, lit. *szveñtas*, asl. *svętŭ*, got. *hunsl*; ai. *brahmán-*, lat. *flāmen*; lat. *victima* 'opfertier', got. *veihs* 'heilig'; lit. *Perkúnas*, an *Fjorgynn*, alban. *perendí*, 'himmel' (asl. *Perunŭ* entlehnt aus dem Illyrischen s. 82). andere gleichungen beweisen religionsgeschichtlich für die urzeit garnichts: ai. *Ushās*, gr. *'Ηώς*. dagegen kann man zugeben, dass die vorstellung vom *ἱερὸς γάμος* des 'vaters himmel' mit der 'mutter erde' uralt sei (s. 90), aber ungewis ist, ob sie gemeinidg. ist. an einen idg. herdgott glaubt K. nicht (s. 91) im gegensatze zu EdMeyer.

IV 'Die verwantschaftsverhältnisse der indogermanischen sprachen' (s. 93). die wellenförmige verbreitung teilen die sprachlichen veränderungen mit allen ethnologischen

(besser wol 'culturellen') neuerungen. darin ist K. mit dem ref. derselben meinung. aber mit einer theorie wird man die sprachlichen erscheinungen nie völlig verstehn können. auch sprachspaltungen mögen vorgekommen sein und vermischungen. die antwort auf die frage nach der verwantschaft mehrerer sprachen ist nur die ganze älteste geschichte dieser sprachen selbst (s. 97). das mittel, die historischen beziehungen der einzelsprachen zu erkennen, bieten ihre partiellen übereinstimmungen (s. 98). solche können rein theoretisch genommen zufällig sein, aber man kann in vielen fällen praktisch unmöglich an zufall denken. das ist der fall bei den palatalen, welche in einer geographisch zusammenhängenden gruppe (arisch, baltisch, slavisch, thrakisch, phrygisch, armenisch und albanesisch) als zischlaute erscheinen, im griech., italischen, keltischen und germanischen durch explosivlaute vertreten sind. die über mehrere benachbarte einzelsprachen sich erstreckenden übereinstimmungen weisen in eine epoche zurück, in welcher die sprachgrenzen noch weniger scharf waren als in historischer zeit. K. bemerkt hier gelegentlich, dass babyl. *pilakku*, gr. *πέλεκυς*, ai. *paraçú-s* — wo also der übergang von *k* zu *ç* klar vorliege — einen unumstöfslichen beweis liefern, dass die palatalen zischlaute ursprünglich explosivlaute gewesen seien (s. 107). aber man darf sich die grenzen zwischen den *k̑*- und den *ç*-stämmen nicht tief einschneidend denken, denn vor und nach dem übergange der palatalen explosiva in zischlaute auf ostidg. gebiet haben austauschungen sprachlichen gutes stattgefunden. vor dem angegebenen zeitpuncte erfolgte austausch von got. *gulþ* — asl. *zlato*, got. *galga* — lit. *żalga*, ahd. *wurgen* — lit. *verżiù* 'schnüre ein', ahd. *lahs* — russ. *lososĭ*, ahd. *harmo* — lit. *szarmů*, got. *hilpan* — lit. *szelpiù* 'helfe', welche alle auf slavolettischem gebiete zischlaute zeigen, ohne dass man aber daran denken könnte, dass diese wörter einst gemeinidg. gewesen seien. aber auch nach dem palatalwandel fand austausch sprachlichen gutes über die germanisch-lit.-lettische grenze statt (s. 108). K.s tellt hierher got. *faihu* — aprss. *pecku*, lit. *pekus* trotz ai. *paçú*; got. *hunds* — lettisch *kuna* 'hündin' trotz lit. *szů*, ai. *çúnas*; ahd. *hlosēn* (das K. anzuführen vergisst) — aprss. *klausiton* trotz asl. *slyšati*, ai. *çrushṭi*; got. *svaihra* — asl. *svekrŭ* trotz lit. *szeszuras*, ai. *çvaçura* usw.

Zu den german.-lituslavischen gleichungen gehören dann noch das zahlwort für 1000 und der dual der personalpronomina, die bildung des dat. plur. mit einem *m*-suffix statt des *bh*-suffixes der andern sprachen. bei einer anzahl von fragen lässt es K. offen, ob und in wieweit zusammenhang anzunehmen ist. überall mit ausnahme des italischen, griechischen, indischen sind die mediae aspiratae *bh dh gh* in mediae übergegangen, im german. über die zwischenstufe tönender spiranten. möglich wäre also, dass wenigstens der übergang zu den med. aspir. von Iran bis

Gallien gemeinsam vollzogen wurde. weiter ist im indisch-iranischen, slavisch-baltischen, germanischen und albanesischen kurzes *o* zu *a* geworden. auch hier denkt K. an gemeinsamen ursprung trotz des *o* von *Hario-baudus*, *Lango-bardi* usw. (115). Italiker, Kelten, Germanen und Letten haben den hauptton auf die erste silbe verlegt. wider enger berühren sich keltisch und germanisch. das vorhistorische latein betonte in der verbalen composition die präposition: **cónfacio*, *conficio*, das irische und germ. aber die erste silbe des verbums air. *do-mélim* 'vescor', got. *du-ginna* (s. 116). dieselben völker: Italiker, Kelten, Germanen haben das suffix *-tū-t*, *-tū-ti*. von ital.-kelt.-germ.-lituslavischem sprachgut ist aufser der bezeichnung des meeres das wort für 'gemeinde, volk' hervorzuheben: osc. *touta*, air. *tuath*, got. *þiuda*, aprss. *tauto* 'land', lett. *tauta* 'ausland'.

Nirgends führen die partiellen übereinstimmungen zu der annahme einer spaltung. deshalb ist auch der versuch, die Idgg. in *satem*- und *centum*-stämme zu sondern, abzulehnen (s. 119).

Eine principiell andre erklärungsart als die von innen heraus hat Hirt (und vor ihm Penka) aufgestellt. 'die grofsen dialektgruppen der idg. sprachen erklären sich in der hauptsache aus dem übertragen der sprache der idg. erobrer auf die fremdsprachige unterworfne bevölkrung' sagt Hirt (vgl. s. 120). K. meint, das sei für das Armenische anzunehmen, ja er macht sogar für die beiden deutschen lautverschiebungen die Kelten verantwortlich.

v cap. 'Partielle übereinstimmungen zwischen nicht benachbarten sprachen'. auffallend sind die übereinstimmungen zwischen arisch und italisch-keltisch. nur hier erscheint die gleichung für 'herscher, könig': ai. *rāj*, lat. *rēx*, gall. *rīx*, air. *rī*. das dazu gehörige verbum ist über sämtliche sprachen verteilt, heifst aber nur dort 'herschen', wo sich auch das nomen **rēǵ* in der entsprechenden bedeutung findet. weiter lat. *flāmen*, ai. *brahmán*- 'priester'; der name 'Arier' hat dieselbe verbreitung, da durch *Ario-vistus* keineswegs das element **arjo*- auch als german. erwiesen wird, weil es entweder gallisch sein kann, oder aus **harjo*- zu erklären ist (s. 131). dann gibt K. noch die andren belege von ital.-keltisch-arischen übereinstimmungen s. 132 b. 137. schwerwiegend sind die flexivischen übereinstimmungen (s. 137 ff): die ausbreitung des ablativ-*d*, die feminina von 'drei' und 'vier', die personalendung auf *-r*. auch lat. und germ. haben ihre sonderbeziehungen (s. 144): lat. *bīni*, *terni* und *trīni*, *quaterni* usw. zu aisl. *tuenner* 'je zwei' aus **twizna*- (vgl. mhd. *zwirn* 'zweidrätiger faden'), *þrenner* 'je drei' aus **þrizna*. 'in den german. bildungen ist das suffix- *no*- an die zahladverbia **twiz*- 'zweimal' (wie es in aisl. *tvisvar* 'zweimal', got. *tvis*- vorligt) aus **dvis*-, **þris* 'dreimal' aus **tris* angetreten'. da auch *terni*, *quaterni* deutlich mit *ter*, *quater* zusammenhängen, so ist es wahrscheinlich, dass auch *bīni*, *trīni* aus **bis-ni*, *tris-ni* entstanden und mit den

aisl. bildungen identisch sind. dann muss aber die annahme nächsten zusammenhangs von *bini* mit lit. *dvynù* 'zwillinge' abgelehnt werden. zu diesem gehört nur ags. *twin* 'zwirn'. die Italiker teilen mit den Germanen drei ausdrücke für jahreszeiten (s. 145 anm 1): 1) lat *annus*, got. *aþn*, 2) *annōna* (für **ānōna*) zu got. *asans* 'erntezeit', 3) *vēr* zu an. *vár* 'frühling'; K. meint, dass schon in uralter zeit **vesr* zu **vēr* geworden sei. das italisch-lituslavische sprachgut stellt K. s. 146 ff zusammen. der name des goldes *aurum* ist frühzeitig auf dem handelswege von Italien über keltisches und germ. gebiet zu den Ästiern gelangt (s. 150).

Wie diese kreuzungen zu stande gekommen sind, ist im einzelnen nicht zu sagen. urzeitliche völkervermischungen und völkerverschiebungen sind nicht aus der berechnung zu lassen (s. 152). uns unbekannte zwischenvölker können wandernd sprachlichen austausch vermittelt haben (vgl. namentlich s. 142 mitte). —

Dies ist der inhalt jenes teils des buchs, welcher den germanisten direct mit angeht. man wird auch aus dem auszuge erkennen, dass K. ruhig und sachlich ans werk geht, mit kritik, die nicht ergebnislos ist. neue, selbständige und bedeutende gedanken wird man allerdings nicht finden. die nüchterne art K.s hätte noch vor zwei decennien, in den zeiten des sturms und dranges, wenig gewürkt, heute und in hinkunft kann sie auf die dankbare zustimmung der leser rechnen.

Es ligt in der natur dieses teils des buches, dass es mehr schutt wegzuräumen galt, als eigentlich zu bauen. es bleibt die frage, ob K. nicht mit vielem würklich wertlosen auch wertvolles verworfen hat. K.s ausführungen entsprechen dem allgemeinen nihilismus in allen höheren fragen unsrer wissenschaft, sie entsprechen einem gewissen tiefstande unsrer hoffnungen in bezug auf diese letzten und schwierigsten fragen unsrer disciplin, und ich muss gestehn, dass ich glaube, wir werden unsre erwartungen noch tiefer herabstimmen müssen. den keim zu dieser weitern entwicklung hat K. selbst gelegt und ihn mit zweifeln reichlich befruchtet. wo er selbst führen will, treffen ihn alle seine eigenen bedenken.

Er geht über JSchmidt hinaus und legt den partiellen übereinstimmungen der idg. sprachen besondern wert bei. die ganze alte geschichte der sprachen könne blofs die antwort geben auf die frage der nähern verwantschaften. wie sollen wir aber die — sozusagen — prähistorische geschichte erforschen? K. meint, dass eben die partiellen übereinstimmungen sie uns kennen lehren.

Es existieren zb. zwischen dem äufsersten osten und westen solche sprachliche übereinstimmungen, die sonst nicht vorkommen. also muss nach K. einstmals ein volk zwischen Kelten und Ariern gewandert sein, das sprachliches gut von einem ende zum an-

dern brachte und dann aufgesogen wurde und verschwand. eine solche annahme kann ich mit K.s sonstigen ansichten schwer in zusammenhang bringen. bei andern forschern tadelt es K., dass sie zu irgend einer hypothese extra ein volk 'erfinden', was er doch hier selbst tut. sehr merkwürdig ist auch, dass dieses volk auf der langen wanderstrecke just blofs dem endvolke sprachliches material überliefert haben soll, ohne ein einziges zwischenglied im norden oder süden zu beglücken. das letztere ist um so auffallender, als die Indogermanen nach K. in einem langen, schmalen streifen zwischen dem Atlantischen ocean und Iran safsen, sodass schwer abzusehen ist, wie zwischen norden und süden so viel platz für unbehinderte völkerwanderungen gewesen sein konnte.

JSchmidt hat die verwantschaftsverhältnisse der ungefähr schon in historischer art angeordneten idg. völker m. e. endgiltig bewiesen und seine hypothese der wellenausbreitung beweist jeden tag die lebendige erfahrung dem culturforscher — gewis ein glänzender triumph von Schmidts ansicht. auch K. hat dagegen nichts einzuwenden. nur die partiellen übereinstimmungen nicht benachbarter völker will er deuten : er legt ihnen so viel wert bei, dass er — ohne es zu merken — Schmidts theorie carikiert und ad absurdum führt. mit dem steigenden wert und der bedeutung der sprachlichen beziehungen aufserhalb Schmidts kette fällt aber das zwingende der verwertung von übereinstimmungen benachbarter sprachen. wenn K. zb. wichtige übereinstimmungen zwischen arisch und keltisch findet, dann ist der logische schluss doch nur der, dass auch die übereinstimmungen benachbarter sprachen gar nichts beweisen. Schmidt wird nun wol doch recht behalten, aber eben mit der einschränkung, dass, wie bereits angedeutet, die idg. ursitze in Europa zu suchen sind. ich muss auch jetzt noch sagen, dass mir wellentheorie und asiatische urheimat unvereinbar zu sein scheinen. Schmidt hat meine zweifel nicht beseitigt [1], und mich dünkt, dass man gegen Schmidts theorie von der asiatischen urheimat gar nichts besseres einwenden kann, als Schmidts nachweis der verwantschaftsverhältnisse der idg. völker — seine wellentheorie. die partiellen übereinstimmungen nicht benachbarter teile der Indogermanen muss man entweder durch verlust des sprachguts innerhalb der zwischenvölker erklären oder man muss überhaupt bei dem jetzigen stand unsers wissens auf eine erklärung verzichten. Brugmann hat schon auf die möglichkeit von zufällen hingewiesen. ist es denn aber ein zufall zu nennen, wenn zwei oder mehrere sprachen in einem halben oder ganzen dutzend erscheinungen auf dieselbe neubildung kommen? oder wär es nicht umgekehrt der gröfsere zufall, wenn sich solche

[1] vgl. JSchmidt Die urheimat der Indogermanen, Abhandlungen d. kgl. preufs. akad. d. wissensch., Berlin 1890, sa. s. 19.

dinge nicht ereignet hätten? was soll es beweisen, dass osten und westen allein in der gleichung *$r\bar{e}ks$ 'könig' zusammentreffen, da doch das primitive wurzelverb gleichmäfsig dort und da zu dieser bildung führen konnte?

Weil K. von der europäischen urheimat überzeugt ist, folgt für ihn weiter, dass auch für die erschliefsung der urcultur der Indogermanen die europäischen prähistorischen überreste zu verwerten seien, denn mit recht legt K. dem 'idg. lexikon' zur erforschung dieser tatsachen wenig wert bei. leider ist es auch K. nicht gelungen, den geringsten beweis dafür zu erbringen, dass die prähistorischen europäischen funde den Indogermanen selbst zuzuschreiben seien. eine bestimmte antwort auf die frage, welcher teil dieser überreste der cultur der idg. völker zuzusprechen ist, scheint bis heute noch nicht möglich zu sein. ich komme darin mit K. überein, dass auch ich möglichst viel davon unsern idg. ahnen zuweisen möchte.

Ich heb es nochmals hervor, dass die ähnlichkeiten der sprachlichen tatsachen zwischen benachbarten völkern mir nur wie K. an eine urheimat in Europa und etwa in den nächsten teilen Asiens zu glauben gestatten, und bin schon früher der jetzt von K. ausgesprochenen meinung gewesen, dass uns zur erschliefsung einer noch ferner liegenden urheimat jedes wissenschaftliche kriterium fehlt.

Zu diesen allgemeinen darlegungen seien noch einige bemerkungen zu einzelnen stellen erlaubt.

'Aber neben das grammatische handbuch hat, meine ich, eine darstellung zu treten, welche die entwicklung der sprache in ihrer ganzen breite, von periode zu periode, schildert und den zusammenhang mit dem culturleben und der nationalen entwicklung der träger der sprache nachweist — eine würkliche sprachgeschichte' s. 10. dass das endziel der sprachgeschichte ist, die zusammenhänge sprachlicher entwicklung mit den ganzen geschichtlichen schicksalen und den culturellen fortschritten zu begreifen, ist gewis kein neuer gedanke. das wort 'national' möcht ich aus dem satze K.s streichen. worauf man aber billich gespannt sein kann, ist, wie K. sich die praktische durchführung dieser erkenntnis denkt. in der vorliegenden 'einleitung' seh ich noch keinen ansatz zur durchführung eines ähnlichen planes. jedesfalls bin ich aber auch überzeugt, dass s p r a c h erklärung die kenntnis der s a c h e n voraussetzt, des sinnes und des mit den wörtern gemeinten culturmaterials. es wäre nicht der mühe wert, solche dinge zu sagen, wenn man nicht der allein formalistischen sprachbetrachtung gewöhnlich zu viel, oft ausschliefsliche bedeutung beilegte.

K. hält es für unwahrscheinlich, dass es je eine idg. bezeichnung für 'eins' gegeben hat (s. 11). das ist eine so tapfere bemerkung, dass sie sofort den leser für den autor einzunehmen

im stande ist. in der tat weichen **oino-*, **oiu̯o-*, **sem* genug von einander ab. aber K. wird doch gerade so gut wie die andern forscher annehmen müssen, dass es doch einmal eine gemeinsame bezeichnung gab, und wär es auch nur bei jenem gewissen idg. urstämmchen, von dem wir gar nichts wissen (s. 59). mit demselben rechte kann man nachweisen, dass die Idgg. keine gemeinsame bezeichnung für 'zweiter' hatten (ai. *dvitīya*, lat. *secundus*, gr. *δεύτερος*, got. *anþar*), natürlich auch für 'erster' nicht, ebensowenig für 'elf, zwölf' uam., während doch die sache so steht, dass gr. *οἰνή* 'ass' das gr. *εἷς* schon als das jüngere erscheinen lässt und dann nur mehr **oino-* **oiu̯o-* zurückbleiben (welche beide schon recht nahe liegen), weil ai. *éka-* sich wider durch aps. *aiva*, av. *aēva-* als das jüngere erweist. ähnlich verhält es sich doch — nach allgemeiner annahme — mit *dvādaça*, *δώδεκα*, *duodecim* gegen got. *tvalif*, lit. *dvýlika*, dh. niemand leugnet eine urform, man sucht nur den grund der abweichung, der wider durch beeinflussung aus andern sprachen (so in diesem falle) oder durch vorgänge derselben sprache sich ergeben haben kann. K. sieht nun wol, dass schon zahlen wie 11. 21 usw. die existenz einer 'eins' voraussetzen, aber er bleibt dabei, dass das zahlwort für 'eins' jünger sein müsse, als die für 2—10, was wenige ihm werden nachfühlen können.

K.s kritik des wortes 'urindogermanisch' führt ihn dazu, drei sachliche bedeutungen daraus zu entwickeln : ursprachlich, gemeinindogermanisch und altindogermanisch (s. 12ff). diese drei begriffe sind wohl auseinanderzuhalten, denn ein ursprachliches wort kann ja auch blofs einem teile dessen angehört haben, was wir schon 'ursprache' nennen können, muss also nicht 'gemeinindogermanisch' gewesen sein, dagegen muss ein gemeinindogermanisches wort, dh. ein wort, bei dem die grüstmögliche verbreitung historisch beglaubigt ist, noch nicht ursprachlich sein, weil es sich auch später bei schon bestehnden leichten dialektgrenzen noch verbreitet haben kann, und endlich kann ein wort sehr alt sein, 'altindogermanisch', ohne je ursprachlich oder gemeinindogermanisch gewesen zu sein.

Das ist alles richtig, ist auch nichts andres, als das, was die andern ja auch glauben, aber irgend eine praktische consequenz folgt daraus nicht. Brugmann wird, wie bisher, in allen drei fällen 'uridg.' schreiben, die andern werden 'idg.' setzen, und das genügt auch vollständig. auch 'gemeinindogermanisch' anzuwenden, werden wir uns hüten müssen, weil doch niemand weifs, ob irgend ein sonst überall belegtes wort auch dort vorhanden war, wo wir nur sehr wenig oder so gut wie gar kein material vorliegen haben. wenn K. s. 21 sagt, aus der gleichung ai. *yugám*, gr. *ζυγόν*, got. *juk*, asl. *igo*, lit. *jùngas* folge noch nicht, dass die Indogermanen das j o c h gekannt haben, so braucht man sich noch nicht bange machen zu lassen. auch wenn das wort

bei einem teile nur entstanden ist mit der sache selbst und sich zu den andern teilen verbreitet hat, so ist es jedesfalls so alt, dass wir es weiter ruhig den Indogermanen zuschreiben werden, wie 'rad', 'achse', 'nabe', zumal ja K. selbst glaubt, dass schon das urvolk dialektische differenzen hatte. die linguistische paläontologie, die gewis einen berechtigten kern hat, wird sich durch diesen schreckschuss K.s schwerlich ins bockshorn jagen lassen.

S. 95 bezieht sich K. auf meine schrift 'Versprechen und verlesen' und nennt die sprechfehler 'individuell', während ich ihm ruhig, ohne ihn je gesehen zu haben, hiermit die versicherung senden kann, dass auch er sich nach den von mir gegebenen regeln verspricht und dass sich jeder so verspricht. ich komme auf K.s worte vielleicht noch in dem bald erscheinenden II bd von 'Versprechen und verlesen' zurück. gerne stimm ich K. s. 105 zu, wenn er sagt, 'für das lautphysiologisch mögliche gibt es eigentlich keine grenzen', was auch mir den wert der lautphysiologie für die historische sprachbetrachtung sehr herabzusetzen geeignet erscheint.

Zu der angeblich Italikern, Kelten, Germanen gemeinsamen verlegung des haupttons auf die erste silbe des wortes vgl. jetzt wider HHirt Idg. f. 9, 290. ich möchte vorläufig noch die ganze frage als nicht spruchreif ansehen.

So viel ich sehen kann, ligt gar kein ernster grund vor anzunehmen (s. 123), dass die hochdeutsche lautverschiebung 'auf der verschmelzung keltischer elemente mit den Germanen im südlichen und südwestlichen Deutschland beruht'. K. selbst sagt klar und deutlich s. 121 : 'natürlich haben wir aber nur da das recht, einen solchen vorgang anzunehmen, wo der sprachwechsel würklich erwiesen ist und die sprachliche veränderung in der richtung des alten idioms ligt'. die letzte forderung ist die selbstverständliche, und da hätt ich allerdings gerne den gesehen, der nachweist, dass die zweite lautverschiebung in der richtung des keltischen ligt! ich glaube, dass HHirt, der bei allen grofsen sprachlichen veränderungen an mischung denkt, arg in der irre geht, was übrigens auch K. meint.

Den germanisten werden noch folgende details interessieren. K. setzt s. 74 anm. 2 zu an. *hvalr*, ahd. *wal* das lat. *squalus* 'meersaufisch, art haie'. über die sprachlichen beziehungen zwischen Germanen und Griechen vgl. K. s. 167. daselbst citiert er *χανθύλη* : got. *gunds* 'geschwür', ahd. *gund* 'eiter', *κάλη* ion. *κήλη* : an. *haull*, ahd. *hōla* 'hernia'. auch in einem **ak-ous-* 'ein scharfes ohr habend', dh. in dem davon abgeleiteten denominativum lässt K. Germanen und Griechen zusammentreffen. die übereinstimmung bleibt auch dann, wenn man zusammenhang mit w. **ak* 'scharf sein' dankend ablehnt. zahlreich oder besonders wichtig sind diese griechisch-german. übereinstimmungen gewis

nicht. die Italiker stimmen nur mit den Germanen in drei ausdrücken für jahreszeiten überein (s. 145 anm.): *annus*, got. *aþn*; *annōna* (für **ānōna* mit angleichung an *annus*), got. *asans*; *vēr*, an. *vár*. gegenüber lit. *vasarà*, gr. *ἔαρ* meint K. an einen alten übergang von **vesr* : **vēr* denken zu dürfen, etwa wie Kluge **vēro-* 'wahr' aus einem **vesr-* hergeleitet hat. die 'sacralgeschichtlich wichtige lat.-germ. gleichung' lat. *victima* 'opfertier' : got. *veihs, veihan* nimmt auch K. ebenda an.

Druckfehler sind leider genug stehn geblieben. s. 64 steht ein unverständliches 'einer so grofsen anschauung der Indogermanen', s. 83 steht '*ατ̓ώς* aiol. *ὕως*', s. 108 'skr. *páçu*' für *paçú*, 'skr. *çunás*' für *çúnas*, s. 172 sind die nummern der anm. verdruckt, s. 145 steht in anm. 1 unten *st* für *ist* usw.

Wien [Graz] 1899. RUDOLF MERINGER.

Die schwellformen des verstypus A in der altsächsischen bibeldichtung. von HERMANN SAFTIEN. Bonner diss. Bonn, universitätsbuchdruckerei von Carl Georgi, 1898. 53 ss. 8°.

Es ist nicht leicht, über diese schrift zu berichten; denn sie ist im grunde ein einzelnes capitel mitten aus einem gröfseren ungeschriebenen zusammenhang heraus. der verf. verhehlt nicht, dass zeit und raum seiner arbeit grenzen gesteckt haben, die sich mit dem gegenstande nicht recht vertragen. die widerkehrenden bemerkungen, dass dies noch zu untersuchen wäre, jenes noch einer vorarbeit bedürfte, geben dem ganzen das gepräge des provisorischen. man fragt sich mit unbehagen: wird die gesamtrechnung auch stimmen — schon nur innerhalb der altsächsischen dichtung? und dann das draufsen liegende: kaum ein paar mal wird der hier behandelte ausschnitt von versformen in flüchtigem zusammenhang gezeigt mit versen des Beowulf; von den andern ae. epen, die für die vergleichung viel ergiebiger wären, ist nicht die rede, ebensowenig von hd. und nord. stabreimversen; ganz zu schweigen von einem ausblick auf die uns näher liegenden, sichrer zu fassenden versgebilde. neben diesem verzicht, das einzelne ins ganze einzufügen, will es weniger besagen, dass S. seinen standpunct dem altgermanischen verse gegenüber nur kurz andeutet, ohne jede begründung, obwohl er von allen vorhandenen theorien nicht unerheblich abweicht. denn was S. zu erweisen sucht, ist wenigstens bis zu einem gewissen grade neutral: manches liefse sich mutatis mutandis in verschiedene auffassungen vom stabreimvers eingliedern. S. sieht denn auch von allgemeineren folgerungen ab; die fragen erster ordnung bleiben in ruhe. aber ich kann doch nicht finden, dass die schrift durch sich selbst den versuch rechtfertige, auf diesem unsichern erdreich eine so eng umgrenzte frage in angriff zu nehmen.

S. geht von viertactigkeit des kurzverses aus. er sucht der übergrofsen silbenzahl im auftact und im 1 verstact der as. dichtung

aus dem wege zu gehn. er kommt s. 11 zu der ansicht, dass zweisilbige senkung im A-verse (ʹ ʹ ˋ) im allgemeinen nicht überschritten werde. darnach ist nicht zu betonen

Críst an enero cópstèdì
skénkeon endi scápuuàrdòs,

sondern

Críst an ènero cópstèdi
skénkeon èndi scápuuàrdos;

also nicht typus D, sondern A 'mit abweichendem versausgang'. wie man sieht, befreit sich S. hier von dem alten axiom der vierhebungslehre, dass ⏊́ ⏑̄ keinen schlusstact füllen könne. — auch 'A 3'-verse (: mit stabreim nur in der dritten hebung) können diese form haben; vom standpunct der zweihebungslehre ausgedrückt: der stabreimtypus xa ist nicht auf den ausgang ⏊́ ⏑ beschränkt. hiebei werden wider silbenreiche erste tacte bezw. (bei 2-tactiger messung) auftacte vermieden. S. betont

than skèðid he thèa fardúanan màn

usw. (s. 24). auch den geraden kurzversen ist diese stellung des stabes zuzuerkennen. anderseits gelangt man auch dazu, ungerade verse mit stabender 3 und 4 hebung zu lesen:

èr scalt thù thi símbla gesònien

u. ähnl. (s. 30). 'die eigentlichen schwellverse' kennzeichnet der schluss ⏊́ × (×) ⏊̀ ×. jene A-typen mit abweichendem ausgang wären als 'schwellverse zweiten grades' (s. 42) zu benennen. eine 'scharfe natürliche grenze' zwischen diesen beiden gruppen und den gewöhnlichen versen gibt es nicht (s. 42 f.). S. bringt noch eine reihe 'hilfsmittel', um die einordnung mehrdeutiger verse zu ermöglichen. dabei wird gewicht gelegt auf die nachbarschaft der betreffenden zeilen; die grenzen der senkungssilben werden zt. noch enger gezogen. gewisse einzelheiten erschliefst S., indem er in beachtenswerter weise formelhafte wortgruppen nach ihrem ungleichen auftreten im 1 und 2 kurzvers verfolgt.

Eine auseinandersetzung mit S.s ansichten könnte nur von einer der vierhebungstheorien aus, wie sie Koegel, Kaluza, Trautmann ua. dargestellt haben, mit nutzen unternommen werden. mit der zweitacttheorie, zu der sich ref. bekennt, hat S. einige specielle berührungen: die annahme sogen. akatalektischer verse (s. o.); messungen wie

hófuuàrd hérren sìnes

und manche andre; auch die meinung, dass sich die 'schwellverse' nicht durch verlängertes grundmafs, sondern durch gedrängtere füllung auszeichnen, find ich immer noch die wahrscheinlichste. dass die stabform xa auch im geraden kurzvers zu recht bestehe, wird zweifellos durch manche as. (und ae.) verse nahegelegt; die sache scheint mir discutabel, aber durch S. nicht bewiesen. unmöglich dagegen kommen mir messungen vor wie

thát thar uuárđ gúmono bárnun
iu hábad geuuíhid sélƀo

usw. (s. 28. 30. 35). indem hier die beiden gipfel der wortreihe in die zweite vershälfte hinausgedrängt werden und nachdruckslose glieder sich breit über die erste hälfte ausdehnen, entsteht ein misverhältnis der gewichtsverteilung, das dem innersten gesetz des stabreimverses, so wie ich ihn fasse, zuwiderläuft. aber dies rührt an einen punct, der von der vierhebungslehre überhaupt misachtet wird: das verhältnis zwischen dem rhetorischen gehalt der satzteile und dem zeitlichen mafs, das sie als versteile erlangen; die eigentliche disposition der massen.

Durch die entfernung der überlangen auftacte und senkungen kommt sicherlich ein rhythmus heraus, der an unsre zungenfertigkeit geringere ansprüche stellt und dem flusse mancher reimverse viel näher ligt. aber die anknüpfung an die übrigen stabreimverse, die ae., ahd., an., auch diejenigen as., die sich mit weniger silben behelfen, wird im grunde bei S.s verfahren unmöglich. die eigentlichen und uneigentlichen schwellverse erscheinen nicht mehr als eine weitgehende, aber stufenweise zu verfolgende steigerung, eine hypertrophie gewisser seit alters vorhandener ansätze. es tritt an einer stelle ein bruch ein: geht es über eine bestimmte silbenmenge hinaus, so wird, bei sonst übereinstimmendem sprachrhythmischem bau, plötzlich anders rhythmisiert. diese bedenkliche wendung müste bei einer umfassenden vorführung und gliederung des stoffes klar hervortreten.

Berlin, 30 september 1899. ANDREAS HEUSLER.

Kleinere altsächsische sprachdenkmäler mit anmerkungen und glossar herausgegeben von ELIS WADSTEIN. [Niederdeutsche denkmäler. herausgegeben vom verein für niederdeutsche sprachforschung. band VI.] Norden und Leipzig, Soltau, 1899. xv und 250 ss. 8°. — 7,50 m.

Es gereicht mir zu lebhafter befriedigung, dass meine kritik von Gallées Alts. sprachdenkmälern Anz. XXII und der dort geführte nachweis ihrer totalen unbrauchbarkeit so rasch den anstofs für vorliegende sammlung abgegeben hat, welche die bei Gallée vereinigten stücke (s. ihr verzeichnis Anz. aao. 267 f) mit recht um die nrn 10. 12. 18. 23. 25. 26 kürzt, dagegen um einen abschnitt aus dem ältesten Werdener heberegister (zuletzt abgedruckt MSD³ II 371), um die Leidener Vegetiusgll. (Ahd. gll. II 625), ein Wiener Vergilfragment (Ahd. gll. II 719) und vier Gandersheimer gll. (Ahd. gll. IV 374 anm.) vermehrt. denn der neue bearbeiter besitzt gerade diejenigen eigenschaften in seltenem mafse, welche Gallée schmerzlichst vermissen liefs: peinliche gewissenhaftigkeit in der widergabe des handschriftlichen befundes und minutiöse sorgfalt bei der correctur. in folge dessen hat er den bruchstücken des Psalmencommentars (MSD LXXI. Gallée 14) und den Düsseldorfer Gregorgll. (Gallée 3) eine so völlig ver-

änderte gestalt geben können, dass alle künftige beschäftigung mit ihnen von seinen lesungen ausgehn muss. aber seiner rastlosen mühe danken willkommene besserungen und ergänzungen im einzelnen auch die meisten übrigen texte. unter ihnen gehören einige der zusammenhängenden denkmäler und der gröste teil der gll. sowol der alts. wie der ahd. litteratur an. in keiner sammlung der kleinern ahd. sprachreste wird man das Taufgelöbnis, den Beichtspiegel, die segen gegen würmer und pferdelähme, das Abecedarium nordmannicum entbehren können. die mehrzahl aber der alts. gll. geht zurück auf hd. vorlagen : sie müssen darum in einem ahd. wb. volle berücksichtigung finden. ein solches wird bekanntlich von mir geplant. um dort nicht genötigt zu sein, die citate zu häufen, will ich hier darlegen, was W.s buch für den ahd. sprachschatz an neuem bringt.

Im Abecedarium (MSD V) setzt W., gewis richtig, z. 4 *is themo* statt *ist himo* ein.

Ganz unwahrscheinlich dünkt mich hingegen seine lesung des ersten wortes im Taufgelöbnis (MSD LI) als *forsaichistu: ai* soll bezeichnung des umlauts sein. der kleine strich oben zwischen *a* und *c* ähnelt nach den facsimilibus einem *i* durchaus nicht. dies zeigt sonst einen nach unten zu sich verjüngenden ductus und starke biegung des obern endes nach links, während jenes übergeschriebene zeichen unten stark und oben ohne neigung gebildet ist. ich möchte darin eher einen vorzeitigen ansatz zum folgenden *h* erblicken.

SPeterer[1] gll. (Ahd. gll. I. II. IV). I 617, 17 *scenkio* (bei mir druckfehler *skenkio*). II 353, 16 *astę*. 494, 36 *hizihti* (verschrieben für *bizihti*, obwol diese lesung statt der meinen *Inzihti* noch nicht über allen zweifel erhaben scheint). 497, 65 *thruth* (bei mir druckfehler *truth*). 497, 67 *Specculum*. 498 anm. 17 *décoris* ab.

Düsseldorfer Prudentiusgll. (Ahd. gll. II 575ff). vor 575, 1 *Inuitatorium* [*librum*] *spanandelica* 1ᵃ — Gennadius De viris illustribus. 575, 5 *s. me dara dar*(*a*)[2]. nach 575, 38 *Fundit hie* 2ᵈ—51. 575, 39 unter *girvnnunon* steht noch *quagul* (dies wort belegt Diefenbach s. v. *coagulum* aus zwei jungen glossaren). 575 anm. 13 *ana* (deutsch) *ruit* (lat.) statt *anabatut* ist ganz unsichre vermutung. nach 576, 18 *Liquesce, id est euanesce. uersuint* 5ᶜ—146. 577, 6 *bigéngitha*. nach 578, 23 *Nuntia sia* 14ᶜ—399. *Audiit thé* 14ᶜ—424. nach 578, 63 *Subtacitam uegniun* (eingekratzt) 21ᵈ—174. 579, 36 *Rath. rath.* 582, 34 *thégnos.* 582, 51 *hóp.* 583, 26 *scérsáhssón.* 583, 49 vielleicht *té.* nach 584, 26 *Infrequenti filo* 59ᶜ—218. 585, 32 dürfte mein *dogal-*

[1] W. nennt sie SPetrier. dem Schweden verzeiht man diese misbildung. aber der Deutsche Holthausen hätte nicht in seinem Alts. elementarbuch sie weiterverbreiten sollen.

[2] runde klammern bei W. schliefsen unsichre buchstaben ein.

nussion vor W.s *dogalnussion* den vorzug verdienen. 585, 73 ergänzt W. *gi . . . úuua* zu *gigarúuua.* 586, 44 zieht er nach Heynes vorgang *oúarmódigo* zum nächsten wort *turgida :* aber *oúarmódigo* kann auch adverb sein, parallel zu *úuilo,* das W. im glossar unbegreiflicher weise für einen gen. plur. des substantivs *uvil* ansieht. 587, 66 *ácáldóda.* 587 anm. 1 ist die lesung resp. ergänzung *fiurgard* 'feuergabel' sehr wenig glaublich. 588, 1 *landŏuo* (bei mir *lantŏuo* druckfehler). 588, 6 *gisiahá.* 588, 34 *grduon.* 588, 76 *méthértíklíka* (*-ca* bei mir druckfehler). 588, 80 *só* (das zweite mal). 589, 7 *bescermian.* nach 589, 26 *Ut so* 65[d]—21. 589, 65 *óf.* nach 590, 35 *Uirgulas u(a)ldon* (eingekratzt) 67[d]—78.

Pariser Prudentiusgll. (Ahd. gll. II 595). nach 595, 12 *Calathos senkiphatu* 151[a]—327. *Lora sel* 151[a]—335. nach 595, 16 *Cesariem loci* 151[b]—358. nach 595, 35 *Fuluis brunrad* 155[a]—470. nach 595, 36 über *baculo* v. 485 auf bl. 155[b] ein sehr zweifelhaftes *nul,* das W. gleich Gallée für *mid* nimmt. nach 595, 44 *Coreis motsandium* 161[b]—688 : im glossar ändert W. zu *motfandium* und erklärt 'art contertanz'. mir erscheint ein dat. pl. auf *-m* bei den sonst stark geschwächten endungen dieser glossatur unglaublich. anm. 2 *gisomuuard* wird richtig als *gisomuuarđ* = *gisamuuardon* gedeutet.

Für die Oxforder Vergilgll. (Ahd. gll. II 716 ff) konnte von mir nur eine copie Madans benutzt werden. die collationen Kluges (Zs. 28, 260), Gallées, Napiers (bei W. s. 152) und W.s selbst (s. XIV) ergeben nun folgendes : 716, 4 *uiuhtan.* nach 716, 23 *Ubere udere* 7[b]—G. III 309. 716, 24 *gederun.* nach 716, 24 *Stiria cakeli* (*k* aus corr.?) 8[a]—366. 716, 36 *drana.* nach 716, 45 *Crateras bikerias* 111[b]—724. *Proluit big(a)t* 111[b]—739. 716, 52 *uuirthiganen, an* unterstrichen. 716, 56 *murbraca* 116[b]. vor 717, 1 *Lucifer dagsterra* (vielleicht stand ein buchstab zwischen *g* und *s*) 117[a]—801. nach 717, 5 (*Notas*) *notun* 121[b]—444. vor 717, 19 *Dotales uuithumlica* 125[a]—104. 717, 26 *scridscos.* nach 717, 32 (*Fama*) *imarida* 131[b]—v 106. nach 717, 34 ( ) *Contos st(an)ge* (davor etwas verwischt) 132[b]—208. nach 717, 42 ( ) *Cęstus coluan* 134[b]—379. nach 718, 10 (*Colo*) *colus uuakka* 159[a]—409. (*Penso*) *dis(e)ne* 159[a]—412. nach 718, 15 (*Tela*) *spin* 167[a]—489. nach 718, 26 *Quin neuan* 170[a]—x 23. nach 725, 10 *Renones cursinę* 73[b]—383. 725, 23 l. 83[b]. 24 *ungeldan.* 726, 9 *hulis.* nach 726, 21 *Mistica. quasi mundantur palea. a frumento cum uuanna* (falls da nicht lat. *vanno* vorligt) 87[b]—166. 726, 46 f *chrāpho.* 726, 79 *rūphusla.* endlich hat der schreiber des codex nicht *Tibericus* (Ahd. gll. IV 588, 15), sondern *Tidericus* geheifsen. nicht aber scheinen mir deutschen ursprungs zu sein die worte *uidere theathe* über *scena ut uersis* 5[a] G. III 24 : ich vermute, dass darin eine verderbnis von *theatrum* steckt. ebenso wenig kann ich W. s. XIV beistimmen, wenn er in *forths* bl. 119[b] etwas deutsches

sieht. als randgl. zu *proluuies* steht dort nach Madans abdruck und abschrift *forthseffusio* und darunter *i. gesscod est.* da damit nichts anzufangen war und der Serviuscommentar *sordis effusio* bot, so hielt ich *forths* für eine graphisch leicht begreifliche corruptel von *sordis* und setzte letzteres 717, 2 in den text. anders vermag ich auch jetzt die sache nicht zu beurteilen. denn was soll W.s nach *gesscod* vorgenommener ergänzungsversuch *forthscod* bedeuten? *gesscod* ist substantiv zu *gescon* 'oscitare', ein substantiv, das ich auch Ahd. gll. III 508, 59 als übersetzung von *singultum* widerherstellen konnte; W.s erklärung im glossar *gesscod* = *gi-skod* — also zu *skietan* gehörig? — ist die denkbar unwahrscheinlichste.

Essener evangeliengll. (Ahd. gll. IV 286 ff). 287, 2 *gimerkta; b(e)quam* .. 22 *iam*] *tamen.* 23 *mág; gi uúnnian.* 30 f *doctrene.* 288, 38 *guodi.* 289, 52 *biuuérida.* 289, 53 *niátanna.* nach 289, 58 ( ) *Cum so sia* 48ᵇ—15, 24. nach 290, 8 ( ) *Quam filu m(i)kila* 50ᵃ—16, 26. 292, 33 *fleonthi.* nach 292, 48 *Prophetiza rad nu* 65ᵃ—26, 68. 294, 41 *uuirthid, d* aber unsicher. 295 anm. 1 *afth* nimmt W. für *afthe* und bezieht es auf *si homo* in einer marginalnote zu 4, 27. 295 anm. 4 *bi themo* gehört hinter *mittit* am schluss einer randgl. zu 4, 26. nach 296, 35 *Habraham is* 104ᵃ—3, 8. 296, 60 *fefra* (bei mir druckfehler *febra*). 297, 17 *herduom.* nach 298, 33 ( ) *Insinuat meind(a)* 126ᵃ—17, 37. 298, 37 fällt die von mir, weil sie meiner abschrift fehlte, Gallées text entnommene gl. (*Timui*) *ec hopada* fort, dgl. anm. 15 *Terre motus erdon uuagi* sowie 299, 23 ( ) *Satane est, froon proprium.* 298, 66 *als(o) gilesti.* 298, 68 *lāb.* 299 anm. 4 *endi thia* gehört vielle cht zu 22, 24 *eos.* nach 299, 36 ( ) *Orauit prolixius so* 133ᵃ—22, 43. 299, 54 *tha* (bei mir druckfehler *tho*). 299, 64 zieht W. zu der marginalgl. für *quod sibi inmerito arrogaret regiam potestatem,* 300, 19 zu 23, 23. 301 anm. 2 *te,* ohne dass davor etwas erloschen wäre. 301, 36 *gimendon,* kaum *gimendun.* 301, 38 bezieht W. auf 4, 7. nur eine scheinbare differenz ligt 301, 30. 302, 14. 303, 10 vor: das *sign̄* der hs. löste W. in *significauit* auf, ich, gestützt auf 301, 49, in *significat.* vor 299, 31 las W. noch ein *at* über *sacculum* 22, 36, das er dann höchst unwahrscheinlich zu *atsac* (speisesack) ergänzte: dies *at* kann sehr wol zb. supplierte vorsatzpartikel für das folgende *tollat* sein. wer von uns 299, 33 (W. *nohu(an),* ich *nohuo::*), 299, 57 (W. *is,* ich *ist*), 299, 66 (W. *iudeon(o),* ich *iudeon*), 300 anm. 4 (W. *(o)thes vuas,* ich *so . . . o . . . ches vuas*), 300, 35 (W. *uuerth(lico) angeld(ad),* ich *uuerthi . . . angeld . .,* ergänzt zu *uuerthid angeldid*) recht hat, steht dahin. in anderen fällen bietet aber mein abdruck, den W. noch nicht benutzen konnte, da seine texte bereits fertig vorlagen, als im mai 1898 der vierte glossenband erschien, das richtigere, wie für einige W. selbst im glossar anerkannt hat: 289, 21 f *sán, dóma, látan* (bei W. fehlt überall der accent),

290, 9 *húttia* (W. *huttia*), 290, 14 *sam uurdig* (W. *samuurdig*), 296, 28 *st* (W. *si*), 297, 28 *gi huuit sce pia* (W. *g(i)huuit(s)c(e)pi*), 298, 1 *faruúarta* (W. *faruuarta*), 298, 23 *precingit* (W. *percingit*; die hs. hat *p̄cingit*), 298, 24 *suliches* (W. *suli thes*), 299, 50 *lucikerv* (W. *lucikeru*), 299, 53 ein *is* mehr, 300, 27 *gibáron* (W. *gibaron*), 302, 50 *deuor*ꝭ (W. *deuorat*), 304, 25 *tethiv* (W. *te thiu*).

Düsseldorfer Prudentiusfragment (Ahd. gll. IV 345). 345, 17 *ménfúllígó*.

Sehr bequem allerdings hat W. die benutzung seiner texte nicht gemacht: es fehlen alle columnenüberschriften; marginalzahlen finden sich nur auf den äufsern spalten und mangeln selbst dort, sobald sie mit den gleichfalls vorgerückten blattangaben der hss. in conflict geraten: darum entbehrt ihrer gänzlich zb. s. 88. recht störend würkt auch die reproduction der handschriftlichen verweisungssiglen in randnoten der Essener gll.: wert hat sie höchstens für einen nachvergleicher des codex, der auf diese weise rascher die stellen finden kann, welchen die gll. angehören.

Die den zweiten abschnitt des buches einnehmenden anmerkungen (s. 119—153) geben knappe beschreibungen der hss., orientieren über die bisher erwachsene litteratur und setzen sich mit den ansichten früherer herausgeber auseinander : alles durchaus verständig, aber ohne dass neues dabei zu tage träte.

Der dritte teil bringt zwei glossare. zunächst ein kurzes verzeichnis der vorkommenden orts- und personennamen (s. 157 bis 165), das mir zu keinem notat anlass gibt. dann ein sehr ausführliches wörterbuch (s. 166—250). und dies misfällt mir in hohem grade. sein zweck ist ein doppelter. einmal soll es alle vorkommenden wörter und wortformen registrieren. dann sieht man aber nicht ein (denn raumgründe können schwerlich mafsgebend gewesen sein), warum bei gewissen partikeln, präpositionen, pronominibus nicht sämtliche stellen angegeben wurden, sondern neben vereinzelten beispielen nur die summe der vorkommenden fälle vermerkt ist. mehrfach bleibt man jetzt im zweifel, wie W. bestimmte worte verstanden hat, ob er zb. das *te* 59ᵃ, 8 über *in presenti* für eine präposition nimmt, oder welcher beurteilung er *is* 54ᵇ, 26 und *(o)thes vuas* 58ᵃ, 27 unterwirft. recht lästig ist auch, dass innerhalb jedes ansatzes die gleichen flexionsformen nicht beisammen stehn, sondern nach den denkmälern ausgeschieden sind: will ich wissen, welche belege für die 3 p. pl. präs. ind. des verbum substantivum existieren, so muss ich unter *uuesan* an 13 verschiedenen orten nachschauen. der andere zweck des glossars besteht, weil innerhalb der meisten glossaturen auch hd. formen auftreten, in der sonderung des alts. sprachguts von dem hd. sie geschieht vorwiegend in der weise, dass die hd. stichworte mit eckigen klammern umgeben werden. die folge davon aber ist, dass nun niemand, der das glossar nicht vom anfang bis zum ende durchliest, über das volle material verfügt. denn

dasselbe wort erscheint, je nach dem es der text in hd. oder sächsischer oder sächsisch gefärbter gestalt enthielt, an sehr verschiedenen stellen des glossars, ohne dass im allgemeinen verweise stattfänden. so bilden zb. *alātan* und [*arlāzan*], *āthumtuht* und [*ātumzuht*], *binitin* und [*binizzin*], *hrōt* und [*hruoz*], *sōkjan* und [*suochen*], *swēgeri* und [*sweigeri*], selbst *kolvo* und [*kolbo*] ansätze für sich. ja diese trennung erstreckt sich auch auf vocalisch differierende formen alts. wörter: *drāno* und *dreno*, *errislo* und *irrislo* sind geschieden, bei *irrislo* wird allerdings auf *errislo* verwiesen. und wer soll gar in einem alts. wb. *kevagon* unter *k* suchen? es wäre gewis ein leichtes gewesen, auch bei vereinigung der zusammengehörigen wortformen und worte für unterscheidung zwischen sächsischem und hd. ursprung zu sorgen. doch wenigstens für die SPeterer gll. ist diese sonderung W. überhaupt nicht gelungen, weil er sich das verhältnis der Carlsruher hs. (a), welcher wir ihre kunde verdanken, zu der SGaller hs. (b) nicht klar gemacht hat (s. 148). dass beide mss. in einem nahen verwantschaftsverhältnis stehn, folgt daraus, dass ihnen in ihren vergleichbaren teilen 375 gll. gemeinsam sind, während 242 nur a, 173 nur b angehören[1]. scheidet man aber zwischen den glossierten büchern, so zeigt sich (unbeschadet minimaler rechenfehler, die mir untergelaufen sein können) folgendes verhältnis: bibelgll.: a + b 113, a 161, b 23. Prudentiusgll.: a + b 129, a 58, b 80. übrige gll.: a + b 133, a 23, b 70. besonders lehrreich ist innerhalb dieser dritten gruppe der abschnitt De virtutibus apostolorum: a + b 66, a 1, b 28; zudem trägt hier keine der in a vorliegenden 67 gll. ein ausgesprochen sächsisches gepräge. daraus erhellt doch, dass die sächsische redaction, welche von a repräsentiert wird, nur besonders gelesene schriften traf, in erster reihe die bibel, in zweiter den Prudentius, während für das buch De virtutibus apostolorum (und ähnlich für die Vita SMartini) a nur eine mehr oder minder treue copie der nicht sächsischen, möglicher weise südfränkischen (dafür spricht auch die herkunft des dritten vertreters der sippe, des Pal. 288, aus Frankental) vorlage darstellt. bei so bewanten umständen ergibt sich, will man aus a den sächsischen bestand ausheben, als kritische norm: ein a mit b gemeinsames wort darf nur dann für sächsisch erklärt werden, wenn seine form specifische saxonismen aufweist. wider diesen grundsatz verstöfst aber W. sehr häufig, der zb. *Denni* 75[a], 32 (*denne* b), *hangilla* 75[b], 16 (ebenso b), *circil* 76[b], 31 (ebenso b), *ieda* 76[b], 32 (ebenso b), *piliri* 77[b], 33 (*piliri* b), *craa*

[1] Moureks zählungen im Budweiser programm von 1873 (es ist übrigens nicht čechisch geschrieben, wie W., verleitet durch den von Holder Germ. 22, 405 citierten haupttitel, s. 148 angibt) sind, abgesehen davon, dass sie veralteter ausgaben sich bedienen, darum nicht brauchbar, weil sie die b gänzlich fehlenden abschnitte De SSebastiano, De SDionysio, Cura pastoralis, Regula SBenedicti, Dialogi, Sequentiae, Lex Ribuariorum, De diversis auctoribus mitrechnen und zu gunsten von a in anschlag bringen.

78^{b}, 9 (ebenso b) uneingeklammert aufführt. und in gleichem sinne müste gegenüber den blofs in a belegten gll. vorgegangen werden; nur solche worte, welche lauteigentümlichkeiten zeigen, die dem sächsischen idiom allein, nicht auch dem südfränkischen zukommen, dürften als sächsisch gekennzeichnet werden. denn die parallelhs. c (Pal. 288) enthält in der partie, wo sie die controle gestattet (sie reicht leider nur bis III Regum 6, 8), von den 35 gll. a + b 30, von den 6 gll. b 5, von den 78 gll. a 30 vollständig, 4 teilweise, beweist also, dass sehr viele der jetzt nur in a vorfindlichen gll. der gemeinsamen quelle zuzuschreiben sind. demgemäfs hätten bei W. als nicht sächsisch eingeklammert werden sollen zb. 73^{b}, 20 *butticlari* (*buttigilari* c), 74^{b}, 28 *huuuo* (*huwo* c), 74^{b}, 31 *horodumil* (*hordumel* c), 74^{b}, 36 *euuidehsa* (*ouuede*^{h}*ssa* c), 75^{a}, 8 *lura* (*lûrun* c).

Auch sonst hat die nichtberücksichtigung der SGaller hs. b oder mangelnde vertrautheit mit ahd. gll. überhaupt W.s glossar geschädigt. wir finden s. 240^{b} den ansatz: '*flat* adj. flach, nicht tief, seicht. P ns *flat* (*f. scip* cymba) 87^{a}, 7'. aber *flātscip* entspricht genau dem *flozscif* der hs. b, nur mit demselben *ā* für *ō*, das in *brādbaccari* 73^{b}, 21 erscheint. zwei zeilen hinter *flatscip* bietet W.s text des SPetrinus 87^{a}, 9 *mancus. manube : lamer* : zu *manube* wird in der anmerkung ein fragezeichen gesetzt. dies würde sich W. haben ersparen können, wenn er
ceptus. la mer
zunächst Holders abdruck Germ. 22, 403^{b}: *manc'. manube.* und dann Hattemer I 276 eingesehen hätte, wo die gl. lautet *mancus. manu deceptus.* das wort *linimenta* 90^{a}, 20 ist nicht gesperrt und nicht in das glossar aufgenommen, scheint also nicht für deutsch angesehen worden zu sein. aber meine verweiszahlen Ahd. gll. II 576, 1 konnten W. auf 502 anm. 14 und den dort angeführten aufsatz Francks aufmerksam machen, der hinreichende belege für die deutsche qualität des wortes an die hand gibt. vgl. jetzt auch noch Ahd. gll. III 716, 40.

Doch ich muss noch einen andern einwand gegen das glossar erheben. W. rühmt s. IX f als einen vorzug desselben, dass es die bedeutungen der deutschen worte genau dem speciellen sinn entsprechend angebe, welchen jeweils ihre lateinischen äquivalente besäfsen. ich sehe darin keinen vorzug, sondern einen nachteil, sowol in pädagogischem betracht, wie schon vor jahren ich gegen Kelle, der ähnliche bahnen in seinem Otfridglossar gewandelt ist, hervorhob, als auch in wissenschaftlichem, weil derartige specialisierungen der bedeutung leicht kühne sprachvergleicher zu bodenlosen etymologien oder altertumsforscher zu luftigen combinationen verleiten. und im grunde beruht W.s verfahren nur auf der vorgefassten meinung, dass unsre glossatoren männer von tiefem verständnis aller feinheiten der lateinischen sprache gewesen seien. 110^{a}, 22 heifst es *coturno calciamento uenatricio quod*

alii dicunt periscelidas. aut hoson. darauf hin wird im glossar angesetzt '*hosa* schw. f. art jagdschuh'. ich versteife mich nicht darauf, dass *hoson* an der stelle wol nur *periscelidas* übersetzen soll; aber das ist klar, dass die gleichung *hosa : coturnus : calciamentum uenatricium* nur auf der durch alle drei bewürkten bedeckung des schienbeins beruht und dass nur der sinn von 'gamasche' oder 'jagdstrumpf' dem deutschen worte gemäfs ist. neben dem subst. *scīmo* wird für 106ᵇ, 10 ein solches mit kurzem *i* postuliert, weil es dort *umbra* übersetzt. ist aber ein schatten nicht auch ein schein? da *vela* 86ᵃ, 27 nicht 'segel', sondern 'vorhänge' bezeichnet, erklärt W. seine glossierung *segela* für ein st. femininum mit der bedeutung 'leinener vorhang', und construiert für *carbasea segelahti* 85ᵇ, 17 aus ähnlichem grunde gar ein masculinum *segelāth* 'kostbarer stoff, feine leinewand'. ich brauche kaum zu sagen, dass das adj. *segelaht, segelahti* 'mit einem segel versehen' sich ebenso zu *segal* verhält, wie *carbaseus* zu *carbasus.* weil lat. *zizania* ein plural ist und *lolium* 84ᵃ, 31 *zizaniorum* glossiert, fasst W. hier und 50ᵃ, 11 *radan* als nom. pl. des sg. *rādo.* aber wenn Ahd. gll. III 111, 59. 264, 56 *zizania* mit *rato,* wenn es häufig mit *turd,* nie mit *turda,* widergegeben wird, so brauchen wir schwerlich anstand zu nehmen, für unsere stellen den ahd. mhd. neben *rato* weit verbreiteten sg. *ratan* anzusetzen. das gleiche gilt für *abdomina ámbón* 96ᵇ, 26. 105ᵇ, 4: W. construiert einen sg. *ambo.* nur Ahd. gll. II 348, 20 *abdomine ābin* könnte so gedeutet werden: an allen andern fast zahllosen stellen, an denen *abdomen* oder *abdomina* erscheint, lautet die gl. stets *amban* oder *ambana.* *hodscohc* 88ᵇ, 9 wird unnützer weise geändert in *hodscohe,* weil *manicis* plural ist: vgl. aber in derselben glossatur die singulare *speca* und *slinderi* neben den lat. pluralen *radiorum* und *ganearum* 88ᵃ, 9. 10. für *gifadiman* gibt W., wenngleich zweifelnd, als bedeutung an 'durch umarmung adoptieren', weil es 83ᵃ, 34 *affatimire* übersetzt. ich meine, der glossator hat den altfränkischen rechtsterminus, in begreiflicher unkenntnis seiner etymologie, mit dem ihm geläufigen wort *fadem* 'filum' zusammengebracht und dem gemäfs verdeutscht. auch die begriffsverengerungen von *clauum helta* 111ᵃ, 6 als 'griff am steuerruder', von *felgian cognoscere* 46ᵃ, 26. 48ᵃ, 11. 12 als 'beschlafen' und andere mehr kann ich nicht billigen.

Auch sonst begegnen in dem glossar auf schritt und tritt anstöfse. nur einige will ich namhaft machen. 46ᵃ, 13 wird *collatione* ganz wörtlicchübersetzt durch das compositum *tesamnabrahti,* welches die Ahd. gll. I 708, 15 (*zisamenebrahti*). 1, 719, 21 = IV 293, 12 und IV 294, 24 (*cesamaneprahti*) bestätigen: ich versteh daher nicht, warum die nachträge s. XV *brahti* fragweise für einen cj. prät. ansehen. *heccor* 92ᵇ, 8 stellt das glossar unter *elkor*; richtiger scheint mir, das wort unverändert mit *ekir* und ahd. *eccorôdo* zu verbinden. für *vsáro gódo rástun puluinar no-*

strum 98[a], 20 setzt W. ein compositum an *godorasta*, das hier im acc. sg. stände. dann begreift man aber *usáro*, das im glossar s. v. *ūse* fehlt, nicht. ich habe die glosse stets als gen. plur. 'nostrorum deorum pulvinar' gefasst. dunkel bleibt mir, weshalb für *grabon fossis* 86[b], 26 ein nom. sg. *grab* statt *grabo* statuiert ist. *háthilīnon pannis* 101[a], 2 deutet W. nach Heynes vorgang als adj. im sinn von 'hadern, lumpicht'. aber der lat. text gibt doch ein subst. an die hand, und ich wüste nicht, was gegen das deminutiv *hathilin* (vgl. *hadel* im DWB IV 2, 109) einzuwenden wäre. demselben gelehrten folgend schreibt W. *huo* 107[a], 24 statt des überlieferten *huc:* indessen gerade die form mit der gutturalis ist nd., s. Ahd. gll. I 352, 49. III 22, 37. 86, 18. 364, 57. 458, 3. IV 197, 42. 256, 22 und Mnd. wb. II 328[a]. ebenfalls mit Heyne wird, allerdings zweifelnd, *tálhéd pernicitas* 106[a], 30 als *tālhēd* 'gefährlichkeit' genommen; aber ahd. *gizal* 'levis, alacer' ligt gewis näher. denn accentuierung weist in den Strafsburger gll. keineswegs immer auf länge, vgl. *ándod, stafuúrt, umbiuérbi.* *in rámon in catastis* 81[a], 8 verzeichnet das glossar unter dem stichwort '*hrama* ein foltergerät (?)'. ob dem wort ein anlautendes *h* zukommt und ob es mit got. *hramjan* verwant ist, steht dahin; aber wenn W. durchaus die bedeutung specialisieren und sich nicht mit der angabe 'gestell' begnügen wollte, so konnte wenigstens das fragezeichen gespart werden: s. DWB VIII 66. für *ingimedodera conducta* 114[b], 19f findet sich *in-mēdon* angesetzt: die bedeutung 'einmieten' würde jedoch schlecht für den zusammenhang passen, zweifellos ist *in* präposition. *hehhring orbis* 108[a], 14 stellt W. sehr unwahrscheinlich unter *hegi-hring:* ich vermute *herhhring* = *erthhring* mit vorgeschlagenem *h* wie bei *hettaruurtia* und mit *h* für *th* wie bei *uuegsceh* derselben gll. *negagan cassari* 82[b], 15 erklärt W. als *ne hagan* 'nicht passen, nicht nützen'. das ist eine der vielen mühselig zusammengequälten, nach der lampe riechenden und aller überzeugenden kraft baren conjecturen des buches: denn 1) wäre der ausdruck 'nicht nützen' statt 'zu nichte werden' ein sehr matter, 2) weist sonst der SPetrinus für die negation nur die form *ni* auf. wahrscheinlich ligt gar kein deutsches,

ne

sondern ein entstelltes lat. wort vor, zb. *gagari.* zur deutung von *cáclereri Thascius* 103[b], 5 wurde früher von mir auf das *caclari* der Trierer gll. (Ahd. gll. II 590, 9) aufmerksam gemacht. ich glaube jetzt, dass wir es mit einer verderbnis von *calstereri* zu tun haben. aber was soll W.s vermutung 'oder ist *caclereri* = *gaclereri*, erklärer, ausleger'? hoffentlich denkt er nicht an eine bildung von *clâr!* in dem satz *nisi granum frumenti cadens in terram mortuum fuerit* wird *mortuum* 60[a], 27 durch *endi tekina* glossiert. dies fasst W. als *te kīna* 'zum keim'. in den Essener evangeliengll. sehen wir öfter eine deutsche gl. durch *et* oder *endi* eingeführt: 48[a], 18. 49[a], 30. 50[a], 39. 51[b], 16. 52[a], 30. 54[a], 2. 7. 55[a], 4. immer ent-

spricht dann das deutsche wort der form nach genau dem von ihm glossierten lateinischen. ich suche darum auch in *tekina* ein participium. da *giburia* 61[a], 27f ein *n* verloren hat, kann auch *tekina* ein solches eingebüfst haben. *tekinan* aber wäre das ahd. *zekinan*, mhd. *zekinen* 'zerkeimt', 'geplatzt', vgl. auch DWB v 455. ein schwaches *lazo* darf nicht angesetzt werden: die form des SPetrinus 85[b], 27 geht mit *lazc* des SGallensis auf *laze* zurück, welchen dativ dem lat. *amento* gemäfs alle Prudentiushss., in denen überhaupt die gl. vorkommt, ausnahmslos aufweisen. für *ufuuanizenti librans* 87[b], 19 lautet der ansatz des glossars '[*ūfwānizen*] sw. v. erwägen (?)'. die composition erscheint eigentümlich; mit *ufuuarazenti* von b weifs ich vollends nichts anzufangen; ich vermute daher, dass wir es mit einer ableitung von *huenjan* 'quatere, vibrare' zu tun haben. *firiwiz* 75[a], 6 muss als selbständiges wort im glossar entfallen, da meine conjectur *firiwizgerni* jetzt durch den Pal. 288 (Ahd. gll. iv 259, 11) gestützt wird. *werthirian* 46[b], 26. 48[b], 11 hat Holthausen Elementarbuch § 179 anm. richtig zu *widar* gezogen (vgl. ahd. *werdar* für *wedar*); möglich, dass auch W. derselben ansicht ist, geäufsert aber hat er sie nicht. *uuirebrūn* 109[a], 23 scheint mir fehler statt *uuirtbrūn*, s. Ahd. gll. iii 684, 36.

Ich resumiere: den texten gebührt der ruhm einer wesentlich fördernden, hochverdienstlichen leistung; der anmerkungsteil genügt allen billigen ansprüchen; aber dem glossar mit seinen meist recht problematischen ansätzen gegenüber ist gröste vorsicht unbedingt geboten, niemals darf ohne philologische prüfung aller angeführten stellen eine grundform oder eine worterklärung blofs auf W.s autorität hin für gesichert erachtet werden.

Mai 1900. STEINMEYER.

---

1. Mitteilungen aus altdeutschen handschriften. von ANTON E. SCHÖNBACH. sechstes stück : Über ein mitteldeutsches evangelienwerk aus SPaul. [Sitzungsberichte der kais. akademie der wissenschaften in Wien, phil.-hist. cl. bd cxxxvii, v.] Wien, CGerolds sohn, 1897. 116 ss. 8°.

2. 3. 4. Miscellen aus Grazer handschriften. von ANTON E. SCHÖNBACH. erste, zweite und dritte reihe. sonderabdrücke aus den Mitteilungen des hist. vereins für Steiermark, xlvi. xlvii. xlviii heft. Graz, verlag des verf.s, 1898. 1899. 1900. 70. 64 und 132 ss. 8°.

5. 6. Studien zur erzählungslitteratur des ma.s. von ANTON E. SCHÖNBACH. erster teil : Die Reuner relationen. zweiter teil : Die Vorauer novelle. [Sitzungsberichte der kais. akademie der wissenschaften in Wien, phil.-hist. cl. bd cxxxix, v. cxl, iv.] Wien, CGerolds sohn, 1898. 1899. 139 und 94 ss. 8°.

Schönbach behandelt in der an erster stelle genannten schrift ein umfangreiches mitteldeutsches, genauer oberhessisches reimwerk aus der ersten hälfte des 14 jhs., eine zu beginn unvollständige bearbeitung der vier evangelien, die uns in einer hs. des benedictinerklosters SPaul im Lavanttale erhalten ist. bereits Hoffmann vFallersleben hatte über diesen codex Altd. bll. ii 83f

eine kurze notiz gegeben, die bisher aber keine weitere beachtung fand. Sch. analysiert sorgfältig überlieferung, sprache und versbau des werkes, geht der dichterischen tätigkeit des verf.s sowie den litterarischen beziehungen seiner arbeit nach und verzeichnet schliefslich die seltneren worte und wortbedeutungen in alphabetischer anordnung. die resultate der Sch.schen untersuchung sind in kürze folgende.

Die hs. ist von zwei schreibern geschrieben, nach denen dann noch ein corrector tätig war, der vielleicht nach dem exemplare des autors besserte; die vorlage war in abgesetzten versen aufgezeichnet. methodischen wert besitzt ein vom schreiber zweimal geschriebener passus von sechzig versen wegen mehrfacher nicht rein graphischer varianten (s. 6 f). wol wegen des fehlenden eingangs wissen wir nicht den namen des übersetzers. er war ein geistlicher, in dem man genauer einen ordensgeistlichen wird vermuten dürfen; für einen 'minoriten' (s. 52) lässt sich würklich beweisendes nicht beibringen, und Sch. selbst deutet es auch nur hypothetisch an. vollständig erhalten sind die übertragungen der evangelien des Marcus, Lucas und Johannes, jedem evangelium ist ein gebet als poetisches vorwort beigegeben — sie sind s. 33 ff zum abdruck gebracht — und zweifellos war es beim Matthäusevangelium ebenso. dass der verf. für seine übertragung die gebundene form wählte, erhöhte die schwierigkeit des problems, und es erklären sich daraus auffallende wortstellungen und compliciertere satzgefüge. im allgemeinen aber hat der verf. genau übersetzt, nur wenige misverständnisse weist Sch. ihm nach (s. 44 f). lehrreich ist die vergleichung einzelner textpartien mit den texten andrer übersetzungen, insbes. mit dem md. evangelienbuch des Matthias vBeheim unter zugrundelegung der von Walther in seiner Deutschen bibelübersetzung des ma.s s. 463 ff mitgeteilten proben: Sch. sucht wahrscheinlich zu machen, dass der verf. des SPauler reimwerkes die Vulgata bearbeitete, dabei jedoch häufig eine md. prosaische übersetzung der evangelien, welche die nähere oder entferntere vorlage des Beheimschen evangelienbuchs bildete, zu rate zog und fleifsig benutzte; der dichter habe die vorlage von Beheims evangelienbuch in einem zustande gekannt und verwertet, für den die von Walther nachgewiesene beeinflussung durch die München-Grazer evangelienharmonie (Cgm. 532. Zs. 36, 233) noch nicht in frage kam. im wortschatz berührt sich das reimwerk nahe mit andern md. geistlichen dichtungen: namentlich hebt Sch. die auffallende übereinstimmung mit den hessischen gedichten von der Erlösung und hElisabeth hervor, man sei aber aus sprachlichen und metrischen gründen nicht berechtigt, für die drei werke einen gemeinsamen verf. anzunehmen. das evangelienwerk ist jünger, seine metrik weist es der übergangsepoche zu. der verf. hat die genannten werke vorbildlich genommen. das ist, allgemein gefasst, gewis richtig, ich glaube

aber, so wenig ich die wortverwantschaft der dichtungen unterschätze, dass Sch. darin zu weit geht, wenn er von einer 'mit vollem bewustsein' vorgenommenen ausnutzung gerade dieser vorbilder redet; verzeichnet er doch selbst nicht selten auch aus dem Passional und aus Jeroschin übereinstimmungen, die noch wesentlich hätten vermehrt werden können. erwähnenswert ist eine gewisse buntscheckigkeit des wortschatzes, die dem evangeliendichter allein eigen ist: er macht gelegentlich anleihen beim alemannischen und nd., ob aus reimnot? Sch. nimmt es an, doch könnte sich der dichter das ober- und niederdeutsche sprachmaterial auch durch längeren oder kürzeren aufenthalt in jenen gegenden, in die er im ordensinteresse geschickt worden wäre, angeeignet haben. auf jeden fall verdient das werk unsre teilnahme, weil es 'einem wichtigen litterarischen zusammenhange bestimmt eingegliedert werden kann', und mit recht betont Sch. (s. 66f. 69) bei diesem anlass die notwendigkeit, die von Josef Haupt in seinen Beiträgen zur litt. der deutschen mystiker angeregten, aber bisher meist unberücksichtigt gebliebenen studien über die md. evangelienbearbeitungen wider aufzunehmen und weiter zu verfolgen, sowie an die sichtung des weitschichtigen materials der deutschen plenarien des ma.s heranzutreten.

In den Miscellen berichtet Sch., meist aus hss. der Grazer universitätsbibliothek, über eine reihe von werken des 14 und 15 jhs., 'um den uns immer noch dunklen geistigen horizont der Steiermark in dieser zeit etwas zu erhellen'. an erster stelle beschreibt er ein in seinem besitze befindliches pergamentdoppelblatt aus dem 14 jh., das einer hs. von Heinrichs vMügeln verdeutschtem Valerius Maximus angehörte. die sorgfältige schrift, vor allem aber die durch farbenschmuck prächtige ausstattung lässt vermuten, dass das fragment einem dedicationsexemplar des werkes entstammt. nachdem Sch. über die schriften des gerade neuerdings wider mehr beachteten Heinrich vMügeln bibliographische notizen gegeben, insbesondre sich eingehnder über die 1369 zu ehren des steirischen landmarschalls Hertnid vPettau verfasste bearbeitung des Valerius Maximus ausgelassen, die art der übersetzung und ihr verhältnis zum lateinischen text charakterisiert hat, druckt er vorrede, einleitung und schlusswort zur Mügelschen übersetzung nach der Wiener hs. 2811 ab, dann das Grazer fragment mit den varianten und ergänzungen aus W und den entsprechenden partien im lat. original. — vom Processus Belial des Jacobus de Teramo (1382), einem werke, das in alle damaligen cultursprachen übersetzt worden, bes. aber in Deutschland beliebt gewesen ist — bis zum j. 1508 sind 21 drucke der deutschen bearbeitung nachgewiesen, die reiche hs.liche überlieferung (allein 17 hss. befinden sich auf der Münchner staatsbibliothek, vgl. auch Germ. 31, 224f. 37, 66) ruht ungenutzt in unsern bibliotheken, obwohl schon der bilderschmuck zu gründ-

licherer beschäftigung reizen könnte — besitzt die Grazer universitätsbibliothek zwei hss. der deutschen fassung. Sch. teilt aus ihnen die interessante sachverständige vorrede mit. die deutsche übertragung kürzt das original, aber mehr in seinen religiösen und theologischen stellen : das rein juristische tritt dadurch in der übersetzung fast mehr hervor als im original. ein vorläufer des Processus Belial ist der gleichfalls viel gelesene und mehrfach bearbeitete (s. noch Herrmann Die reception des humanismus in Nürnberg s. 104 anm. 3), auch ins drama aufgenommene (PMeckel ADB 21, 162) Processus Sathanae, auf einen andern lenkt nun Sch. unsre aufmerksamkeit. es handelt sich um ein bisher nur vorübergehend citiertes deutsches gedicht, einen dialog zwischen Sathan und Gott, Christus und Gabriel, *die ansprach des teufels gegen unseren herren,* die hs.lich sich in der fürstlich Auerspergischen fideicommissbibliothek zu Laibach befindet und Otto den Raspen zum verfasser hat. das werk, gegen schluss unvollständig, ist von Sch. s. 35 ff ausführlich analysiert und uns durch einflechtung einzelner interessanter stellen näher gebracht. der dichter hat den stoff des Processus Sathanae selbständig — von einer besondern lat. vorlage erfahren wir nichts — fortgebildet, dagegen blieb ihm der Processus Belial wol unbekannt, sonst würde diese schnell populär gewordene schrift wol sicher in dem gedicht einen eindruck zurückgelassen haben. dieses wird der zweiten hälfte des 14 jhs. zuzuweisen sein, wofür auch sprache und metrik, die roh gehandhabt ist, sprechen; entstanden ist die arbeit in Österreich, genauer in Innerösterreich. für die nähere bestimmung des verf.s konnte Sch. mitteilungen des herrn AvSiegenfeld benutzen (s. 52—61) : danach war er ein Kärntner aus einem in der gegend von Friesach seit dem 13 jh. nachweisbaren geschlechte, der als Brixner domherr und pfarrer zu Vellach in den jj. 1342 und 1347 urkundlich begegnet. — an dritter stelle (s. 62 ff) bespricht Sch. zwei Sündenspiegel. der eine ist aus Heinrichs vLangenstein Tractatus de confessione ausgehoben, nach der Grazer hs. nr 675 (s. Zs. 18, 80. 20 (nicht 23), 193 ff), und bietet, der alten Bamberger beichte vergleichbar, ein grofses, an merkwürdigen worten reiches sündenverzeichnis als übersetzung der nebenstehnden lateinischen ausdrücke. es hat wol ursprünglich nicht zum tractate gehört, weil es auch anderswo selbständig (s. im Bair. wb. an verschiedenen stellen, Cgm. 658 bl. 205) sich belegen lässt. ein zweites, kleineres sündenregister, aus der Grazer hs. 742 s. 68 ff mitgeteilt, stammt aus der gleichen quelle, doch sind hier die einzelnen laster in bekannter art als töchter der sieben hauptsünden betrachtet und dem entsprechend geordnet. [s. dazu den nachtrag Miscellen III 126 ff].

Im II heft der Miscellen gibt Sch. einen beitrag zur deutschen bibelübersetzung. er bespricht fünf vollständige psalter, ‘unter

denen vier sich den bereits von Walther bestimmten übersetzungen anschliefsen, eine aber ganz selbständig gearbeitet' ist. dieser letztern wendet Sch. zuerst sein augenmerk zu. der früher Mahrenberger, jetzt Grazer codex 1593 enthält, von zwei händen des 15 jhs. geschrieben (eine dritte hat das ganze durchcorrigiert), ein deutsches gereimtes psalterium, in dem md. und oberdeutsche, spec. bairisch-österreichische mda. sich mischen. aus misverständnissen in der aufzeichnung darf geschlossen werden, dass das md. original im 14 jh. entstanden ist. eigenartig ist die reimbeschaffenheit des werks, in zahlreichen fällen kann man nur von assonanzen reden. 'der verf. — er hiefs Petrus — hat keine verse gemacht, sondern nur die kola seiner prosaischen übersetzung gereimt', dh. eine reimprosa geschrieben, die gelegentlich rhythmisch ausströmt. die eingeflochtenen erklärungen sind einem psalmencommentar entnommen und zwar dem berühmtesten der zeit, der bekannten Glossa des Nic. vLyra (1325), die auch Heinrich vMügeln für seine psalmenübersetzung benutzte; doch zeigt die übersetzung des Petrus weder mit HvMügeln, noch mit jener andern, aus der Walther in seiner Deutschen bibelübersetzung des ma.s s. 579 ff aus 16 verschiedenen deutschen hss. eine probe aus dem 67 psalm gegeben hat, irgendwelche verwantschaft. s. 17 ff hat Sch. den ganzen 67 psalm aus des Petrus bearbeitung abgedruckt und ihm den text der Vulgata mit NvLyras glosse, so weit sie von Petrus verwertet wurde, gegenüber gestellt, s. 25 ff eine auswahl interessanter, in unsern mhd. wörterbüchern meist fehlender worte verzeichnet. — s. 38 geht Sch. zur Grazer hs. 194 aus der zweiten hälfte des 14 jhs. über, in ihr ligt eine ganz alte überlieferung der zwischen 1345 und 1370 (?) verfassten psalmenübersetzung Heinrichs vMügeln vor. Sch. vergleicht die Grazer fassung, zur zeit die beste unter den zahlreichen hss. der Mügelschen arbeit, mit der Reuner hs., aus der Khull 1884 mitteilungen machte und die auch von Walther aao. s. 588 f besprochen ist. sein resultat ist folgendes : 'die Reuner und die Grazer hs. sind unabhängig von einander aus einer vorlage abgeschrieben, die entweder das original Heinrichs vMügeln selbst war oder ihm ganz nahe stand. in bezug auf einzelheiten der einrichtung hat sich der schreiber des Reuner codex getreuer an seine vorlage gehalten als der des Grazer; den wortgehalt und die lautbezeichnung überliefert die Grazer hs. zuverlässiger, wie denn sie auch den bairisch-österreichischen dialekt bewahrt hat, indes der Reuner codex egerländisch schreibt' (s. 42 f). des weitern erklärt sich Sch. wol mit recht gegen Walthers annahme (aao. s. 589 ff. 718 f) einer entzweiung Heinrichs vMügeln mit Karl iv, die Walther als eine folge der nicht streng genug den scholastisch gelehrten standpunct wahrenden, sondern mehr popularisierenden übersetzertätigkeit am psalter erklären zu müssen meinte. — zu Walthers 18 psalter (aao. s. 624 f).

stimmt der Grazer codex 1631 aus dem 14/15 jh. (s. 49ff), der die sprachlich modernisierte, bairisch-österreichische gestalt einer ältern, dem anfang des 14 jhs. angehörenden md. psalterübersetzung enthält. ein von derselben hand geschriebener, dem psalter voraufgehnder kalender wird s. 52ff im einzelnen charakterisiert und scharfsinnig aus dem heiligenverzeichnis auf die herkunft und entstehungszeit der Grazer hs. geschlossen : sie dürfte im j. 1407 für das frauenkloster Altomünster im bistum Freising hergestellt sein, geschrieben von einem sich Chunrat nennenden mönch oder geistlichen, 'der entweder in der Passauer diöcese lebte oder wenigstens einen Passauer calender dem seinen zu grunde legte'. dazu passt vortrefflich, dass der Walthers 18 psalter bietende cgm. 182 aus Altomünster stammt. das gegenseitige verhältnis wäre noch näher zu untersuchen; eine genauere behandlung der wegen seiner lautlichen und grammatischen eigenheiten wichtigen Grazer hs. behält sich Sch. vor. — die gleichfalls bairisch-österreichische aufzeichnung der psalmen und cantica im Grazer codex 961 stimmt mit dem von Walther s. 632f besprochenen psalter nr 23, bes. mit der überlieferung in der Wiener hs. 3079 überein, die Grazer hs. 1225 mit Walthers psalter nr 10 (aao. s. 618ff). — über hs. 1377 aus dem j. 1424 mit deutschen episteln und einer deutschen prosaübersetzung des Schachbuchs des Jac. de Cessolis s. s. 63f.

[Soeben (28 juni 1900) geht mir die III reihe der Miscellen zu, über deren inhalt gleich hier noch kurz berichtet werden soll. die fortlaufende nr 5 ist Potho vPrüm gewidmet, der um die mitte des 12 jhs. lebte; ob im benedictinerkloster Prüm in der Eifel, ist nicht so sicher, wie meist angenommen wird. unsre einzige, nicht zuverlässige quelle über ihn ist der bekannte humanist Brassicanus, der 1532 Pothos schriften herausgab, nach seiner irrigen behauptung aus der originalhs. die von Brassicanus benutzte hs. besitzen wir nicht, wohl aber eine Grazer, die einzige, die sich bis jetzt hat nachweisen lassen. s. 14ff teilt Sch. den allein im Graecensis, nicht aber bei Brassicanus enthaltenen, an den pabst gerichteten prolog zu Pothos hauptwerk De domo Dei mit; aus ihm lässt sich immerhin einiges über des verf.s persönlichkeit entnehmen (s. 17); sodann gibt er s. 18ff eine collation der Grazer hs. auf grund des druckes in der Bibl. maxima patrum 21, 489ff und macht s. 24ff wahrscheinlich, dass zunächst nur buch 1—3 geplant waren, die sich, doch selbständig, an die mystische theologie der Victoriner anschliefsen; ihnen wurde dann nachträglich das 4 und 5 buch De celestibus ordinibus angegliedert : für diese handelt es sich, was bisher übersehen war, nur um eine umordnende bearbeitung des Liber de celesti hierarchia des Dionysius Areopagita in der übersetzung des Joh. Scotus Erigena, mit dessen schriften Potho auch sonst bekanntschaft zeigt. — nr 6 befasst sich mit dem Schweizer dominikaner

Jacob vLausanne aus dem letzten drittel des 13 jhs. seine predigten, Sermones dominicales et festivales, die sehr beliebt waren und 1530 gedruckt worden sind, stehn auch in der Grazer hs. 838 (14 jh.), die wol eine authentische, durch den verf. hergestellte redaction vertritt. sie liefern weiteres material für die streitfrage, ob die mittelalterlichen prediger sich vor dem volke der lat. sprache oder ihrer nationalsprache bedienten. die Grazer hs. enthält mehrfach französische phrasen und sätze, eine passionspredigt beinahe ganz in französischer sprache. sie sind wie die deutschen einträge in Bertholds von Regensburg authentischen lat. aufzeichnungen als versuche des autors aufzufassen, 'den lat. ausdruck zu verdeutlichen und damit dem prediger zu helfen, der später die vorlage sich für seine tätigkeit in der volkssprache zurecht machen will' (s. 37). Jakobs predigten verdanken ihre beliebtheit den zahlreich eingestreuten beispielen, die entweder der gelehrten überlieferung entnommen oder aus eigner beobachtung des täglichen lebens geschöpft sind. s. 38ff schildert Sch. die entwicklung dieses verfahrens, durch einschübe den sermon zu beleben, und gibt aus einer Grazer hs. des 12 jhs. einige ältere beispiele für die verwertung gewöhnlicher profaner zustände und vorgänge. aus Jacob vLausanne sind solche exempla, unter moralische schlagworte geordnet, als Compendium moralitatum mehrfach auch selbständig hs.lich gesammelt, 1528 sogar gedruckt worden. für die brauchbarkeit dieses predigerhandbuchs im 14 und 15 jh. sprechen allein sechs Grazer hss. Sch. geht sie s. 43ff einzeln durch und teilt aus dieser reichhaltigen excerptensammlung sowie aus cod. 838 allerlei für die culturgeschichte des ma.s an der wende des 13 und 14 jhs. wichtiges und charakteristisches in sachlicher gruppierung mit (s. 47—97). ich mache besonders auf die nrr 128. 129. 131. 148. 175. 180. 183 aufmerksam, die sich sachlich mit MFr. 127, 34f; 9, 5ff, Parz. 281 (nicht 221), 23, Hartmanns *selpwege* (Büchlein 352ff), MFr. 120, 18, Boner und Gerhard vMinden berühren. auf eine reihe merkwürdiger einzeichnungen in einer der hier behandelten hss. des compendiums, unflätig-erotischer 'äufserungen des grobianismus' lenkt Sch. nebenher (s. 97ff) unser augenmerk. — nr 7 bespricht eine lat., aber für deutsche zuhörer bestimmte jagdpredigt, in der der hirsch des Jacobssegens über Nephtalim (Gen. 49, 21) auf Christus gedeutet wird; Sch. commentiert sie im einzelnen, insbes. die eingeflochtenen deutschen technischen ausdrücke des jagdwesens unter berücksichtigung der einschlägigen deutschen litteratur des ma.s (zb. Gottfried, Hadamar vLaber, Pleier, Jagd der minne); vgl. dazu noch meine anm. zu HvNördlingen 45, 24f. — unter nr 8 (nicht 9) behandelt Sch. den zuerst von JGrimm erwähnten und seitdem öfter genannten tractat De superstitionibus des mag. Nicolaus vJauer (c. 1355—1435), sowie die incunabel De laniis (statt lamiis) et phitonicis mulieri-

bus Teutonice vnholden vel hexen, von Ulrich Molitor vConstanz 1489 dem erzherzog Sigmund dem Münzreichen vTirol gewidmet; zu den historischen voraussetzungen vgl. noch KKirchlechner Aus den tagen herzog Sigmunds des Münzreichen und k. Maximilians I, Linz 1884, bes. s. 42f.]

Den glücklichsten fund, mit dem uns Sch. jüngst beschenkt hat, enthalten unstreitig die beiden studienhefte (oben nr 5 u. 6), selbst wenn der verf. in der freude des finderglücks den wert des uns erschlossenen gedichtes, der Vorauer novelle, ein wenig überschätzt. um den in ihr behandelten stoff richtig zu würdigen, schickt er im ersten hefte seiner ausgabe eine umfangreiche abhandlung voraus, die von seiner reichen belesenheit in der scholastischen litteratur des ma.s abermals zeugnis ablegt. Sch. untersucht die geschichte von den beiden klosterfreunden, von denen der eine stirbt, einem einander bei lebzeiten gegebenen versprechen gemäfs aus dem jenseits zum freunde zurückkehrt und diesem zu dessen eigner besserung von den schrecken der hölle erzählt. Sch. verfolgt das motiv, mit der antike anhebend, durch die litteratur des ma.s, insbesondere in seiner ersten reicher ausgestalteten, auf französischem boden sich abspielenden fassung bei Wilhelm vMalmesbury, Helinand und Vincenz vBeauvais. bei Wilhelm vMalmesbury findet sich bereits der gegensatz zwischen mönchtum und weltclerus tendenziös hervorgehoben; aber dieser gegensatz hat auch noch in andrer weise litterarisch ausdruck gefunden, und zwar als conflict zwischen askese und wissenschaft. vertreter dieser tendenz ist ein sermo des Odo vCheriton, der den einen der genossen an eine historische person anknüpft, an einen magister Serlo; gemeint ist der Pariser professor Serlo vWilton, über den Hauréau näheres mitgeteilt hat. Sch. sucht wahrscheinlich zu machen, dass diese identificierung in cisterzienserkreisen vollzogen wurde. eine reihe ähnlicher erzählungen aus dem laufe des 13 jhs. geht insgesamt auf Pariser überlieferungen zurück, und noch im 17 jh. war die geschichte bekannt.

In der sammelhs. nr 69 des cisterzienserstiftes Reun bei Graz, in französischer schrift aus dem anfang des 13 jhs., ist die erzählung unter dem titel De duobus sociis gleichfalls enthalten, zusammen mit einer andern wundergeschichte De juvene rege a socio occiso. Sch. hat beide s. 43—75 abgedruckt. sie werden, ebenso wie der in der hs. ihnen unmittelbar folgende Liber miraculorum des spanischen cisterziensers Herbert in cisterzienserkreisen entstanden und für diese bestimmt gewesen sein. angefüllt mit zahlreichen citaten aus der ganzen heiligen schrift und kirchlichen autoren, den wortvorrat aus classikern schöpfend, bekunden sie einen geistlichen verfasser von hervorragender bildung. die erste Reuner relation basiert auf der geschichte der beiden genossen in der fassung des Wilhelm vMalmesbury, weiter ausgestaltet zu einem kleinen roman, doch muss dem verf. von R die

Serlofassung schon irgendwoher nahegebracht worden sein, vielleicht auf mündlichem wege, denn R ist älter als alle vorhandenen aufzeichnungen dieser variation. R ist eine tendenzschrift aus dem ende des 12 jhs. im interesse der cisterzienser gegen die cluniacenser, sie will für die jüngern cisterzienser gegen die ältern cluniacenser propaganda machen, wie Sch. s. 91 f im einzelnen anschaulich und mit grofser sachkenntnis, wie wir dies bei ihm gewohnt sind, darlegt; auf die feinsinnige charakteristik der beiden ordensrepräsentanten Petrus Venerabilis und Bernhard vClairvaux sei hier besonders aufmerksam gemacht. benutzt hat Caesar vHeisterbach die erste Reuner relation sowol in seinem Dialogus miraculorum wie in seinen homilien (s. 116 ff), aus ihm gieng die geschichte in verschiedene spätere sammelwerke (s. 120 ff) über; ich verweise noch auf eine gekürzte, an Wilhelm vMalmesbury anlehnende fassung des mirakels in einer Königsberger hs., die auch Caesars Dialogus und eine Vita bHugonis ord. cisterc. enthält (Germ. 16, 310 f).

Die erste Reuner relation ist nun aber auch die vorlage der Vorauer novelle, der Sch. das zweite heft seiner studien gewidmet hat. das deutsche gedicht steht in der Vorauer sammelhs. nr 412. Sch. hat sie in ihren einzelnen teilen ausführlich, unter zugabe von proben, beschrieben. es sind überwiegend, wenn auch unvollständig überliefert, lat. predigtsammlungen verschiedenster art aus dem 12 und 13 jh., 'eine musterkarte der ma.lichen predigt', fast alles arbeiten von benedictinern, minoriten, namentlich aber cisterziensern sowol in Frankreich wie in Deutschland. besonders interessant ist nr 1, deren fehlerhaftes und unbehilfliches latein sich wie übersetzung aus dem deutschen ausnimmt, so dass man mit Sch. an lat. nachschriften deutsch gehaltener predigten denken möchte. der volkstümliche ton dieser stücke lässt sie als eine art vorläufer Bertholds vRegensburg erscheinen, von dem nr 2 den rest eines bisher unbekannten jugendwerks enthält; Sch. behält sich darüber weitre mitteilungen vor. die hauptmasse der hs. wird aus einem cisterzienserkloster stammen, auf beziehungen zu diesem orden führte auch die geschichte des in R behandelten stoffs. die Vorauer novelle, die deutsche, leider unvollständige bearbeitung von R, steht in der Vorauer hs. auf bl. 81[b]—84[a], auf dem ursprünglich für die fortsetzung von nr 4 freigelassenen raume (s. 25). Sch. giebt im 2 cap. (s. 42 ff) einen kritisch gereinigten text, hat aber unter demselben die überliefrung genau nach der hs. zum abdruck gebracht. im 3 cap. 'schreiber und dichter' (s. 68 ff) steht die sprachliche untersuchung, die das gedicht der alemannischen mundart zuweist, nicht immer im einklang mit der vorangehnden textgestalt (zb. s. 71 z. 2 f von unten). einige sonstige sprachliche irrtümer mögen gleich hier berichtigung finden. die auffassung des 1 conj. prät. *büge* als 'unechter' umlaut (s. 69) ist irre leitend. die schreibung

sciere 319 (s. 70 z. 9) konnte ich nicht auffinden. die an allen stellen überlieferte form *himelslichen* (s. 70 z. 10) zeigt nicht versetztes *s*, war vielmehr beizubehalten, vgl. Weinhold Al. gr. s. 268. Mhd. gr. § 295. DWb. IV 2, 1351. in *lîcham*, das 463. 564 im text zu belassen war, ist doch nicht *n* im inlaut ausgefallen (s. 70 z. 25). *die zäher* 648 wird ebenso wie 605 als plur. des masc. und nicht als fem. aufzufassen sein (s. 70 z. 2 v. u.). wenn 417 würklich *ain sunf(t)en* überliefert ist, wie die lesarten schreiben (s. 71, 3 schreibt Sch. aber *aine*), dann ist das 7mal vorkommende nomen auch in der Vorauer novelle nur als masc. belegt. s. 71, 22: der reim *sîn : hin* steht v. 559 (nicht 591). wenn Sch. (s. 72) die dreimal im reim erscheinenden schwachen präteritalen participialformen mit angefügtem *e : verworhte* 24. 434, *unbekande* 76 unter verweisung auf Al. gr. § 371 als der alemannischen mda. angehörend aufführt, so versagt zunächst das citat, Sch. meint vielleicht den § 372 (s. 381), wo aus dem 15 und 16 jh. je ein beleg beigebracht ist. aus dem luxemburgischen belegt sie JMeier Jolande s. XVIII f, ebenfalls erst aus jüngrer zeit neben den häufigeren formen mit angeführtem *en*, doch möcht ich deshalb nicht ohne weitres jenes *e* als aus *en* hervorgegangen ansehen; auf jeden fall sprechen diese reime in der Vorauer novelle, die besser von einem vierten *Gabriêle : sêle* 447 zu trennen waren, gegen die erste hälfte des 13 jhs.; ich vermag aber selbst aus der zweiten hälfte trotz einigem suchen keinen weiteren beleg zu geben.

Die art, wie der deutsche dichter seine lat. vorlage verwertet hat, wird s. 72 ff durch eine genaue vergleichung veranschaulicht. ich habe, an Sch.s lehrreichen ausführungen nur auszusetzen, dass er mit der beeinflussung von V durch R — sie ist evident — gelegentlich doch zu weit geht, so bei s. 94 f 100 f 266. 288. 289. 290. 299, wo m. e. kaum von einem abhängigkeitsverhältnis die rede sein kann. der dichter von V wird sich betreffs des stoffes überwiegend auf sein gutes gedächtnis verlassen haben, sonst würde er nicht gerade an stellen, wo nichts von dem von ihm gesagten in seinem text stand, sich auf diesen als auf seine quelle berufen haben, s. aufser v. 548 (Sch. s. 83) noch v. 28. indem ich die ergebnisse der Sch.schen von vers zu vers fortschreitenden untersuchung hier kurz zusammenfasse, gestatt ich mir gleichzeitig einige ergänzungen auf grund einer seminararbeit meines zuhörers dr Mechau. nach stoff, anordnung und geist beruht V ganz auf R, dagegen verfolgen original und nachdichtung verschiedene tendenzen und auch hinsichtlich der form tritt V selbständig auf. R zeigt eine zweifache tendenz, sie steht im dienste theologischer und kirchlicher propaganda. ihre theoretisch-theologische tendenz ist die betonung der augustinischen prädestinationslehre. auf diesen leitenden gedanken kommt R bei jedem anlass zurück, was Sch. noch bestimmter hätte hervorheben sollen (vgl.

seine äufserungen I 85. II 74 f 77. 80 gegenüber I 87. II 83. 89), wenigstens fällt diese tendenz ebenso stark ins gewicht wie die zweite, die kirchliche, die verherrlichung des cisterzienserordens auf kosten der congregation von Cluny (I 91). beide tendenzen gehn V ab. V hat jeglichen prädestinationsgedanken in R sorgfältig ausgemerzt, ja v. 373 ff scheinen sich ausdrücklich gegen dies fatalistische dogma zu wenden (Sch. s. 80). ebenso fehlt in V jede bezugnahme auf Cluny und den cisterzienserorden. das deutsche werk steht unter einer höheren tendenz, indem es die grofsen, allgemein menschlichen angelegenheiten ins auge fasst; es verfolgt keine parteizwecke, sondern will sittlich-religiös fördernd würken. V ist aber auch der form nach selbständig. der deutsche dichter hat mehr getan als die lat. prosa in deutsche verse umzusetzen, er ist ein würklicher poet, der lebendig und anschaulich darzustellen weifs. seine lebendigkeit findet dramatischen ausdruck in seiner abneigung gegen alles unpersönliche, in seiner vorliebe für die gesprächsform (vgl. v. 16): ein drittel des gedichtes verläuft in directer rede (224 von 649 versen). der dichter lässt den leser den charakter der personen allein aus deren handlungen erkennen. dagegen sind die mittel, durch die V die darstellung anschaulicher macht, spec. epische: V ergeht sich in poetischer schilderung phantastischer örtlichkeiten wie hölle und himmel oder volkstümlicher anschauungen über sterben und gericht, über seligkeit und verdammnis; originelle und kühne, aber nicht unschöne bilder und charakteristische vergleiche stehn manigfach zu gebote. die bilder verteilen sich auf drei stellen (8—23. 94 bis 108. 262—291), kaum findet sich ein bild allein. ist die phantasie des dichters einmal angeregt, dann drängt ein bild das andere, ein vergleich den andern; s. noch v. 55—63. 417—421. auch in einzelheiten erweist sich V als durchaus selbständig. so hat V alles reintheologische beiwerk der vorlage ausgeschieden, insbes. die gehäuften bibelcitate des lat. textes, in dem dr Mechau 47 bibelstellen und 112 anspielungen auf solche zählt. von den 32 bibelsprüchen und 45 anspielungen, die R bis zu dem puncte aufweist, wo V abbricht, bietet V kein einziges citat und nur acht stellen, die mehr oder weniger erinnerungen an schriftstellen zeigen. auch flicht V eine reihe psychologisch wahrer, charakteristischer kleiner züge ein, die direct dem leben abgelauscht sind, von guter beobachtung der würklichkeit zeugen. vage andeutungen in R endlich werden in concreter gestalt widergegeben.

So erscheint uns V, wenn wir alles zusammennehmen, trotz seiner lat. vorlage doch wie eine originaldichtung. der dichter hat würklich das latein seiner quelle 'zerbrochen' (v. 8), es eingeschmolzen 'in der esse seines herzens' (v. 11), und es ist daher bedauerlich, dass der schreiber grade an jener stelle abbricht, wo dem talente des dichters, der in der Vorauer novelle nicht zum ersten male das wort ergreift (*aber* v. 1), eine ganz besonders

dankbare aufgabe gestellt war. wie mag er sich mit ihr abgefunden haben?

Man wird Sch. ohne weitres zustimmen, wenn er meint, der dichter könne wol wegen seiner religiösen tendenz ein geistlicher gewesen sein, aber er müsse es nicht; mit besserem rechte wird man in ihm, der sich als kenner und freund höfischer sitte und redeweise zeigt, einen gebildeten laien vermuten dürfen, einen frommen, gutgeschulten, weltkundigen, scharf beobachtenden mann, einen poeten von bedeutender formgewantheit aus der schule Gottfrieds. wenn Sch. dann aber unser gedicht der ersten hälfte der 13 jhs. zuweisen will, so kann ich ihm darin nicht folgen. nach Sch. (s. 89) sollen die hs.liche überlieferung, die sprache und poetische technik dazu nötigen. über erstere vermag ich ohne directe einsicht natürlich nicht sicher zu urteilen, aber das was Sch. s. 22. 25 über ductus und art der aufzeichnung vorbringt, enthält zunächst nichts beweisendes. auch die sprache zwingt nicht zu so früher datierung. mögen immerhin worte wie *gotes tougen* (116, vgl. Kraus zu Dtsche ged. d. 12 jhs. 11, 47), *hantgetât* (383), *heiliggeist* (407), *weizgot* (375. 457, vgl. Kraus zu 8, 14) ältres gepräge tragen, so weist doch anderes mit entschiedenheit in eine jüngere zeit, vgl. *adelære* 617, *âtemzuc* 467, *schiuzlîch* 366, *schuolherre* 143, die sparsame verwendung der negation *en-* (s. unten zu v. 377), das epithetische *e* im reimwort (s. oben s. 219), *enbæret* (im reim auf *beswæret*) von *enbarn* 214 (Sch. s. 71), *drîzegen* 520 als 'volkstümliche verkürzung (?) von *drîzegesten*' (Sch. s. 70). die charakteristik des versbaus (s. 86) spricht m. e. grade eher für die zweite hälfte des 13 jhs.; im einzelnen wäre hier folgendes zu berichtigen: s. 87, 1 spricht Sch. von vier reimen mit dem ausgang ◡́◡◡, ich zähle nur zwei (204. 238); zu 87, 15: mein reimlexikon zählt 34 zweimal und 2 dreimal vorkommende reimpaare; 88, 4 lis *helleviure : ungehiure* 305. 395. *riuwe : triuwe* 573. 643 und streiche das in parenthese stehnde. im gegensatz zu s. 89, wo Sch. sich mit bestimmtheit für die erste hälfte des 13 jhs. entscheidet, drückt er sich s. 88 vorsichtiger und, wie ich glaube, richtiger über die kunstübung des dichters und ihre zeitliche wertung aus. Sch. betont stark den einfluss Gottfrieds. gewis, er ist vorhanden, aber daneben hebt Sch. selbst die verwantschaft mit Rudolf vEms und Konrad vWürzburg, auch sprachliche berührungen mit der Martina hervor. es durften noch Walther vRheinau und Reinfrit vBraunschweig genannt werden. wir müssen uns, wie mich eigne sammlungen belehren — ich möchte Sch. nicht vorgreifen, s. seine bemerkung auf s. 90 — einstweilen damit bescheiden, den alemannischen dichter der Gottfriedschen schule eingereiht zu haben. ich halte ihn für mindestens so stark von den beiden hauptepigonen Gottfrieds als von diesem selbst angeregt. die ähnlichkeit des eingangs von V mit dem in der Goldnen schmiede

hat Sch. s. 91 erwähnt, er hätte noch hinzufügen können, dass die schilderung der freundestreue und die tendenz, zur abkehr von der weltlust zu mahnen, auch die leitenden gedanken in Der Welt lohn und im Engelhard sind.

Ich schliefse mit einigen bemerkungen zum text des gedichtes. v. 15 lis *durchstæche*. 16 warum nicht mit der hs. *ein süeze gespræche*? 40 einem *daz joch ûf binden*, vgl. Ludwigs Kreuzfahrt 3813. Renner 11405. 42 vgl. Heinzel zum Priesterleben 127. 53 lis *überladen*. 85 *nâch der werlde süeze* bezieht sich auf 82. 83, worauf 84 gleichsam in parenthese folgt; jedesfalls scheint mir die construction *verderben nâch* unmöglich. 86 vgl. Erec 8976. 92. 328 *gotlichiu beschöude* vgl. Hahn zu Strickers Kl. ged. 12, 233. 99 *muotkür* vgl. Grimm gr. II² 446. 107 u. 433 in der hebung wird doch besser *gên* geschrieben. 111. 287 in *ze tac ze tac ie baz und baz* erscheinen zwei beliebte formeln vereinigt; der zusatzvers in der hs. nach 287 ist widerholung von v. 112. 113f *merken* mit dem acc. der pers. ist sonst nur aus junger zeit nachweisbar (vgl. DWb. VI 2096. Schweiz. idiot. IV 408), lis *nû merket — an mich*? 116f. vgl. (*er*) *hât die tougenheit entaht* Heinzelin vKonstanz 127, 55. 117 nach *entdecke* steht besser ein komma, desgleichen 119 nach *sünde*; 118f hängen ab von 115—117, während 120f mit 115 correspondiert. 118f scheint besserungsbedürftig, da man den sünder doch nicht *in tiefe riuwe der sünde* wecken kann; vielleicht stand *dâ mit ich sünder* (*dem s.*?) *wecke intiefe riuwe der sünde*; *wecken* mit dem dat. wie bei *erwecken*; zum intensiven *in-* in *intiefe* vgl. Wilmanns D. gr. II 571. Germ. 15, 61. Schweiz. idiot. I 292; das nomen *intiefi* steht Myst. II 669, 33; da der wortschatz in V manches mit Gottfried vStrafsburg gemein hat, sei auch an das viermalige *ingrüene* im Tristan erinnert. 128 *stic*. 136 würde ich die anführungszeichen streichen, da ich *sus* auf 135 beziehe: 'um diesen preis', *der sêle unheil* nämlich; anders, aber nicht überzeugend, Sch. s. 75. 145 lis *schâchenden*. 157f wol besser *kêren muot*, *sîn unde gunst ûf nigromancie kunst*. 159 *der meister lachende* (hs. *lachet*) *began*, doch wol *lachen*, wie denn Sch. v. 218 auch *vrâgen* statt überliefertem *fragende* geschrieben hat. 184 *ze suoche* 'als gewinn', 'zur beute'. 193 vgl. aHeinr. 1122. Parz. 298, 14. Nib. 2282, 2. 206 *der*] *diu*? 209 zu Marner I 50. mit 294 beginnt wol ein neuer absatz, vgl. 28. 306. 396 lässt sich die verbindung von *wilde und ungehiure* noch anderwärts belegen? 331 lis *mîne*. 334 *mit*. 336. 496 ist *diser* überliefert; die änderung in *dirre* war durch 327 kaum geboten. 364 der reim *sorgen* : *worgen* erscheint besonders bei alemannischen dichtern: Burkhard vHohenfels, Ulrich vWinterstetten, Steinmar (s. ANeumann Leben und gedichte Steinmars s. 79f. 102), Hugo vLangenstein (Sch. s. 91); auch jTit. 5414. 377 lehrt, dass der dichter die negation schon durch einfaches *niht* ausdrückte; es

lag deshalb m. e. kein anlass vor, an andern stellen das überlieferte *niht* durch *en* zu ersetzen (355, aber 315 geschah es nicht, obwohl es hier eher zu begründen gewesen wäre) oder dem *niht* der hs. noch die negation *en* hinzuzufügen (167. 243. 332. 338. 359. 393. 437); nur 384 ist *en* neben *niht* auch in der hs. überliefert und 410 scheint es mit Sch. würklich geboten. anderseits ist im abhängigen satze willkürlich mit der negation verfahren, vgl. 379. 420 mit der hs.lichen überlieferung. 401 *vil.* 431 ist der punct zu streichen. 451 l. mit der hs. *vri vor missewende.* 458ff l. möcht ich vorschlagen zu lesen *gedenke daz dû hâst gelesen, daz nie kein riuwe ze spæte wart, wan an der lesten hinevart so gewinne ein siufte* (darauf führt Sch. selbst s. 69, 3. 71, 2) *hulde* usw. der lat. text (s. Sch. s. 82) spricht nicht dagegen, da er nur den ausgangspunct für V bietet. 479 *ich*; nach *hin* komma und 480 nach *bin* punct (trotz Sch.s ausführungen s. 88). 500. 614' warum nicht mit der hs. *mit klagelichem smerzen*? vgl. 185; ebenso war 505 *daz ich dich* (Sch. list *dîn*) *ie ze vriunde gewan* unbeanstandet zu lassen. 530 ist die interpunction zu streichen. 554 l. *ein trüebe(z) gehilwe? wolken*, das in der hs. zwischen *ain* und *trůb* steht, könnte in der vorlage als erläutrung zu *gehilwe* am rande gestanden haben. 605 ist im hsl. apparat ausgefallen. 617 *reht.* — im text der abhandlungen l. I 75 unten 'hergestellt wurden'. zu II 11 vgl. Zs. f. d. phil. 11, 253. Anz. VIII 220. II 20 z. 8 l. *cecus*, z. 8f *phreneticus.* II 41 l. Publius Syrus. II 77 z. 9 ist nach 'anm. 17': 'vorweg' ausgefallen; ebenda z. 18 l. '294'. II 83 z. 17 'ein verlebendigender zusatz' ist recht unschön. II 85 z. 18 l. '548'.

Halle a/S., jan. und mai 1900. PHILIPP STRAUCH.

Beschreibung des geistlichen schauspiels im deutschen mittelalter. von RICHARD HEINZEL. [= Beiträge zur ästhetik, hsg. von TH. LIPPS und R. M. WERNER, IV.] Hamburg und Leipzig, LVoss, 1898. VIII und 354 ss. 8°. — 9 m.

WScherer hatte schon vor vielen jahren einen kanon für die beschreibung poetischer kunstwerke verlangt, in dessen fachwerk alles, was wir an ihnen zu beobachten vermögen, so vollständig aufgenommen sein sollte, wie die eigenschaften der natürlichen organismen in ihre systematik. darin lag ein fingerzeig für RHeinzels buch. der hinweis auf die systematik der naturwissenschaften ist dabei nicht so mafsgebend, sondern vielmehr die beschreibung. wenn auch in den naturwissenschaften die beschreibung einem höhern zwecke diente und wir durch sie auf inductivem wege zu einem ganzen logischen bau, zu einer vollen systematik gelangt sind, so haben wir darnach bei poetischen kunstwerken zunächst kein bedürfnis, denn hier kennen wir bereits die gattungen, arten . . . es handelt sich also nur um eine genaue, planmäfsige beschreibung, die einen kanon abgeben könnte für beschreibung

poetischer kunstwerke überhaupt. H. wählte sich zu dieser beschreibung geistliche schauspiele vom 11 bis ende des 15 jhs. aus, deren kunstcharakter genau beschrieben werden soll. die anwendung systematischer naturbeschreibung auf poetische kunstwerke ist freilich nicht so einfach. die verhältnisse liegen beiderseits nicht gleich. bei den naturwissenschaften haben wir es zumeist mit einer concreten aufsenwelt, mit dingen in einem räumlichen nebeneinander, bei dramen nur zum kleinern teil mit solchen zu tun, zum gröfsern teil zeigen die handlungen ein zeitliches nacheinander und würken von aufsen nach innen, wo sie neue geistige verbindungen eingehn. dort ist mehr anschauung und empfindung mafsgebend, hier vorstellung, phantasie, gefühl. der verf. bespricht weder den plan seiner beschreibung eingehend noch sein verhältnis zu vorgängern genauer, um (s. 9) 'das ohnehin schwerfällige buch nicht noch mehr zu belasten'. ref. glaubt nun, dass eine genauere philosophische auseinandersetzung in dieser richtung das buch nicht merklich belastet, wohl aber dessen verständnis sehr erleichtert hätte. der verf. lässt also fast nur den plan seiner beschreibung selbst sprechen, und so müssen wir uns auch zumeist daraus allein ein urteil bilden.

Der ganze plan der beschreibung verrät aber im allgemeinen nicht weniger philosophisch-theoretische als praktische anschauung. die eigenschaften sind so zusammengestellt, dass dabei der physiologisch-psychologische werdegang vom ding an sich bis zum vollen ästhetischen bewustsein zur geltung kommt. H. unterscheidet zunächst die ersten und zweiten eindrücke.

Beim ersten eindruck ist das publicum noch nicht zum bewustsein über die wahrgenommenen gesichts- und gehörseindrücke gekommen, als ob es die im stücke gebrauchte sprache des monologs, dialogs, der chöre nicht verstände, wenn auch die schälle der sprachlaute und ihrer gruppen, der metren, der musik an sein ohr schlagen, ihre tonstärke, -höhe, -farbe, ihre dauer und widerholung aufgefasst wird. bei den zweiten eindrücken handelt es sich dann um jenen geistigen process im publicum, der das volle verständnis des dargestellten und den entsprechenden ästhetischen genuss zur folge hat. H. will also mit diesen eindrücken auf dem wege vom sinnlichen eindruck bis zur vollen geistigen auffassung zwei stadien unterscheiden, die wir psychologisch ungefähr als empfindungs- und vorstellungsleben bezeichnen könnten. unter den ersten eindrücken sind aber nicht blofse sinnenreize, nicht die aufsenwelt an sich, sondern wahrnehmungen zu denken, die bereits von ästhetischen eindrücken begleitet sind, mag auch von gesichts- und gehörseindrücken die rede sein (s. 9), die noch nicht zum bewustsein (!) des zuschauers gekommen sind. man sieht schon hier, dass es schwer wird, die ersten und zweiten eindrücke zu sondern, dass sie und mit ihnen auch die beschreibungen vielfach ineinander fliefsen werden. die

gliederung der ersten eindrücke scheint sich dann zunächst an die kategorienlehre anzulehnen. wenn wir nämlich bei dieser praktischen beschreibung vom dingbegriff (οὐσία) absehen und die dinge hier gleich nach: I qualität (ποιόν), II quantität (ποσόν), III ordnung, einteilung: beziehung (πρός τι) der dinge untereinander und IV ästhetische würkung: beziehung der dinge zum auffassenden zuschauer berücksichtigen, so erlangen wir H.s vierteilung für die ersten und — zugleich für die zweiten eindrücke. im besondern lässt sich dann weiter für die ersten eindrücke der qualitätsbegriff (I) entwickeln, inwiefern das ding in: A) zustände gerät, B) vorgänge aufweist, und zwar: a) sichtbare oder b) hörbare, überall mit mehreren unterabteilungen. der quantitätsbegriff (II) kann beantwortet werden auf die fragen: A) quantum? B) quoties? C) quot? für ordnung, einteilung (III) und ästhetische würkung (IV) hat H. keine weitern unterabteilungen mehr, da auch III und besonders IV bei den ersten eindrücken wenig zur geltung kommen. wenn es nicht der systematischen vollständigkeit wegen wäre, hätten III und IV hier ganz weggelassen werden können. die beschreibung der ersten eindrücke ist also planmäfsig, nach logischen principien geordnet, formell fällt höchstens auf, dass gegenüber a) sichtbare vorgänge unter b) hörbare keine numerierten abteilungen mehr sind, wie man es bei einem kanon der beschreibung erwarten möchte.

Bei den zweiten eindrücken erwartet man zunächst beziehungen, in welchen die sichtbaren dinge und handlungen der spiele zu unserem 'ich' stehn, also zumeist logische, psychologische und ästhetische beziehungen. es wird daher nicht jedem leser gleich einleuchten, wieso hier wider dieselben unterabteilungen (qualität, quantität, ordnung, einteilung, ästhetische würkung) wie bei den ersten eindrücken begegnen. freilich sind vorstellungen wie empfindungen immer sich gleichbleibende symbolische zeichen der aufsenwelt, die nach qualitativen und quantitativen verhältnissen beurteilt werden können. überdies wird hier die qualität (I) nach: A) dramatische darstellung und B) dramatische ansprachen untersucht. die dramatische darstellung (A) gliedert sich, nachdem die spiele nach stoffen (passionen, weihnachtspiele ...) unterschieden sind, dann in: a) zustände und b) vorgänge wie bei den ersten eindrücken, nur dass hier orte, personen, tiere, sachen ... nicht mehr nach ihrer ursprünglichen sinnlichen auffassung, sondern jetzt nach ihrer durch das spiel und den zusammenhang bestimmten geistigen bedeutung beschrieben werden. während zb. früher (s. 23 f) unter den ersten eindrücken die schauspieler nur nach ihrer äufsern erscheinung beschrieben wurden, werden sie hier nach geschlecht, alter, rang und den geistigen eigenschaften als personen unterschieden. unter b) vorgänge werden I vorgänge

als reden (gespräche, gesänge) und II vorgänge als veränderte zustände und handlungen, mit und ohne rede, und zwar 1) einzeln oder 2) im zusammenhang betrachtet. unter B) dramatische ansprachen erfahren wir nun, was diese im stücke bezweckten, während wir sie früher nur nach ihrer qualitativen verschiedenheit kennen gelernt hatten. die quantität (II) antwortet auch hier auf die gleichen fragen, aber während wir zb. unter den ersten eindrücken die gröfse der bühnen, die länge der stücke, scenen, reden, rollen usw. kennen lernten, werden wir hier von ihrer eingebildeten gröfse und länge unterrichtet, von chronologischen und synchronistischen reihen usw.

Bei den ersten eindrücken war die ordnung bereits bei besprechung der verschiedenen gesichts- und gehörseindrücke hervorgetreten, und es erübrigte nur, unter III ordnung, einteilung nochmals auf die verschiedenen glieder der reihen, ihre unterbrechung, ihre gleichartigkeit und ungleichartigkeit . . . hinzuweisen, bei den zweiten eindrücken werden aber unter ordnung reihen berücksichtigt, die höhere anforderungen an die vorstellungskraft stellen, so parallelismus der reihen, durch verknüpfungen und parallelen bewürkte steigerungen, der dramatische aufbau, spiel und gegenspiel. die einteilung der spiele nach scenen, vor-, nach- und zwischenspielen ist oft schon äufserlich kenntlich und darum auch früher schon besprochen worden, hier ist nur weniges abweichende nachzutragen.

Die ästhetische würkung setzt bereits ein intensiveres vorstellungsleben voraus, daher erst bei den zweiten eindrücken von einer eigentlichen ästhetischen würkung die rede sein kann. diese wird zuerst im allgemeinen und dann im besondern behandelt. durch das volle verhältnis des dargestellten werden beim publicum und leser lust- oder unlustbetonte vorstellungen und später seelenbewegungen erzeugt, die nach H. ästhetisch 'im engeren sinne' sind. was nun H. unter ästhetisch im engeren oder weitern sinne versteht, erfahren wir wider nicht aus dem buche. es wäre hier, wo die ästhetische auffassung mafsgebend wird, am platze gewesen, auch den philosophisch-ästhetischen standpunct genauer festzustellen. der leser wird denn doch schon sehr neugierig, ob wir es hier mit Schellings ästhetischem idealismus oder Hegels concretem idealismus, ob mit Herbarts ästhetischem formalismus oder einem ästhetischen dualismus zu tun haben. man möchte wissen, ob hier die reale welt von der ästhetischen zu trennen, ob form und inhalt des schönen allein in der ideenwelt zu suchen ist. wenn wir schon von ästhetischer würkung bei den ersten eindrücken und im engeren sinne hören, so müssen wir, was Schiller weitausschauend schon erkannt hat (Briefe über die ästhet. erziehung), das naturschöne bereits als eine subjective erscheinung im menschlichen bewustsein gelten lassen, das auch ästhetischer schein ist, wenngleich durch unsre unbewust produ-

cierende phantasie hervorgebracht. die durch das volle verständnis erzeugten vorstellungen und seelenbewegungen führen dann das eigentliche kunstschöne, durch die bewust producierende phantasie hervorgebracht, mit sich. der sitz des sichtbaren schönen lässt sich im augenschein, der des hörbaren schönen im ohrenschein, der des poesieschönen im phantasieschein suchen. wenn wir nun die wahrnehmungskünste wie den klang der worte, die sprache nur als etwas secundäres, gleichsam blofs als sinnliches material des dramas gelten lassen, so dürfte sich das wahrscheinlich mit H.s auffassung von ersten und zweiten eindrücken und ästhetisch im engeren und weiteren sinne decken. auch das mittelalterliche schauspiel erregt nach H. dem augen- und ohrenschein nach unmittelbares gefallen und misfallen, ist also bereits von ästhetischer würkung, aber so, dass die betreffenden vorstellungen entweder nur durch sich selbst oder auch noch durch mitwürkung der miterregten nebenvorstellungen ästhetisch würken. lust oder unlust kann aber auch von den nebenvorstellungen selbständig ausgehn, ebenso von andern noch weiter entfernten vorstellungen, bei welchen aber dann die ästhetische würkung aufhört. eine landschaft erregt zb. ästhetische lust, und diese kann durch die nebenvorstellung des eben hörbaren vogelsanges u. dgl. erhöht werden, nicht aber ist die ästhetische würkung vom gedanken an die geliebte, mit der man hier sonst vielleicht lustwandelt, abhängig. die geliebte kann allerdings auch wider für sich ästhetisch würken, aber erst durch die vorstellung ihrer person, für die ästhetische würkung der landschaft ist diese nebenvorstellung bereits zu entfernt und unabhängig, weil für sich fähig, wider der träger ästhetischer würkung zu werden.

Noch stärker betont als vorstellungen sind dann die seelenbewegungen, die dann ästhetisch sind, wenn sie gleichfalls durch einen gegenwärtigen, vollkommen aufgefassten moment einer bestimmten tatsache lust oder unlust erwecken. fernergelegenes, vergangenes oder künftiges, das nicht unmittelbar zur verdeutlichung der vorliegenden tatsache mithilft, trägt nicht mehr zu dieser ästhetischen würkung bei. ästhetische seelenbewegungen können auch durch suggestion bewürkt werden. gelungene nachbildungen von zuständen und vorgängen erregen für sich lust und sind unabhängig wie entferntere nebenvorstellungen. wenn sie aber verdeutlichenden nebenvorstellungen entsprechen, tragen sie auch zur erregung ästhetischer seelenbewegungen bei. diese unterscheidungen beleuchtet H. an vielen und verschiedenen beispielen. der philosophische charakter des buchs kommt hier und bei besprechung des planes am anfange am meisten zur geltung.

Um ferner die ästhetische würkung im besondern darzulegen, hält H. an der unterscheidung von vorstellungen und seelenbewegungen fest. die schauspiele erwecken vorstellungen und

seelenbewegungen, die sich auf das stück, die aufführung, den dichter beziehen und verschieden betont sind. bei den vorstellungen wird die beziehung auf diese drei objecte ohne weitere unterabteilungen durchgeführt, bei den seelenbewegungen mit den formell merkwürdigen unterabteilungen: auf das stück und zwar 1) durch die schauspielerisch dargestellten zustände und vorgänge usw. a) die im leben durchaus erfreulich sind b) die im leben mit schmerz verbunden sind — dann: auf die aufführung — auf den dichter . . . nun folgt erst 2) seelenbewegungen durch suggestion erregt, nach mannigfachen affecten behandelt. die unästhetischen, durch das kunstwerk nebenher erregten vorstellungen und seelenbewegungen werden unter der bezeichnung 'association' nebenbei eingefügt.

So schliefst das buch ab, ohne einen überblick über das gewonnene, ohne jedes schlusswort. man greift dem zufolge gierig nach dem inhaltsverzeichnis, um einen bequemen überblick über den ganzen plan der beschreibung zu gewinnen, allein auch hier sind nicht alle unterabteilungen aufgenommen, vgl. 'ästhetische würkung' s. VII und s. 342 f. ein genaueres inhaltsverzeichnis, das zugleich ein register ersetzt, wäre nicht nur insofern von grofser wichtigkeit gewesen, als es einen einblick in und einen überblick über dieses schwierige buch gestattete, sondern auch insofern, als dadurch das nachsuchen einzelner merkmale bei so vielen spielen leichter geworden wäre. wir haben hier eine grofse zahl geistlicher schauspiele, in alle teile zerlegt, vor uns. bei so eingehnder beschreibung vieler individua vertieft sich der blick für den kunstcharakter, und es treten so viele merkmale heraus, dass wir bei sonstiger lectüre oder betrachtung nie in dem mafse auf sie aufmerksam würden. darin ligt ein hauptwert dieser beschreibung. nur ist es schwer, mit diesem inhaltsverzeichnis sich zurecht zu finden, zumal da auch die formelle gliederung des planes noch einghender und genauer hätte sein können. für einen kanon einer systematischen beschreibung ist das eine hauptsache. aber auch so wird jeder, der sich irgendwie mit dramatischer dichtung eingehender beschäftigt, aus der lectüre dieses buches grofsen gewinn ziehen. — störende druckfehler begegnen sehr selten. s. 329 z. 19 vu. fehlt ein relativpronomen, s. 176 z. 8 vo. ist 'nicht' zu streichen, s. 202 z. 6 v. u. l. Johannes.

Nun bleibt noch die letzte und wichtigste frage zu erörtern: haben wir in dieser beschreibung H.s würklich den von WScherer verlangten kanon für die beschreibung poetischer kunstwerke? — die wissenschaft ist dem verfasser jedesfalls für die grofse und schwierige arbeit dank schuldig. wenn sie sich für die zukunft nicht bewähren sollte, so ist der fehler nicht in dieser arbeit, sondern in der natur der sache begründet. in der systematik der naturwissenschaften haben wir freilich einen ausgezeichneten behelf für erkenntnis und unterricht, und es wäre gewis ein

gleiches auf dem felde der kunst höchst wünschenswert, allein hier ist die betrachtung aus der aufsen- in die innenwelt zu verlegen, und dabei verliert sich auch die realität, fassbarkeit und volkstümlichkeit. die vorstellungswelt hat nicht mehr das lebhafte der empfindungen, und die enge und einheit des bewustseins widerstreben einer anschaulichen zergliederung des gedanklichen. ein philosophisch gebildeter wird sich nur mühsam durch eine solche beschreibung durcharbeiten, ein praktisches, allgemein brauchbares werkzeug wird sie darum kaum werden. das scheint der verfasser am ende selbst gefühlt zu haben.

Krummau, october 1899. J. J. Ammann.

Gerstenbergs Ugolino. ein vorläufer des geniedramas. mit einem anhang: Gerstenbergs fragment 'Der Waldjüngling'. aus der handschrift veröffentlicht von dr Montague Jacobs. [= Berliner beiträge zur germanischen und romanischen philologie. veröffentlicht von dr Emil Ebering. xiv, germanische abteilung nr 7.] Berlin, EEbering, 1898. 2 bll. und 147 ss. gr. 8°. — 3 m.

Der vf. sucht mit der vorliegenden studie 'die enge verwantschaft des Ugolino mit der dramatischen dichtung des sturm und drangs aufzuzeigen'; so sagt er selbst (s. 2). er gibt aber bedeutend mehr, denn er behandelt in einem eigenen capitel die stoffgeschichte, dh. das allmähliche bekanntwerden der Ugolinoepisode aus Dantes comödie, ihre verschiedenen verarbeitungen in den litteraturen und analysiert überdies Gerstenbergs drama sehr förderlich vom standpuncte der ästhetik. mich will bedünken, dass der zweite teil ansprechender sei, als der erste. hier wird nachgewiesen, dass Gerstenberg aufser der genannten episode und dem in landläufigen Dantecommentaren enthaltenen keine quellen benutzt habe. dann bespricht J. die veränderungen, die Gerstenberg auf Lessings rat am texte seines dramas vornahm. nach Redlichs andeutungen (Lessings briefe, Hempel xx 2, 239 anm.) muss das drama früher etwa dort geschlossen haben, wo es heifst: '*(er wirft sich heftig neben Anselmo hin)* .... *(er spreizt seine Arme über den Boden aus* ..', wenigstens bietet das von Redlich gerettete fragment: '*Ugolino spricht wie träumend vom Geschrei der Sterbenden, Da er Anselmos Leichnam sieht, verflucht er die Stunde seiner Geburt* [in der ersten fassung heifst es kurz vor der citierten stelle: '*Verflucht sey das Weib, das mich gebar! Verflucht die Wehemutter, die das Wort aussprach: Der Knabe lebt.*'] *Entkräftet sinkt er zu Boden, streckt sich auf dem Boden aus, als ob er die Erde umarmt, der er sich vermählt.*') der jetzt den beschluss bildende monolog Ugolinos scheint erst später hinzugesetzt. mir ligt das original freilich nicht vor, sondern nur der neudruck im '16 band der familienbibliothek der deutschen Classiker' (Hildburghausen und Amsterdam, Bibl. institut 1841), der auf die späteren veränderungen keine rücksicht nimmt. die ver-

schiedenheiten im einzelnen berücksichtigt J. nicht weiter, nur die einschneidenden umbildungen werden erwähnt. das wichtigste bietet der vf. in dem abschnitt über Ugolinos verhältnis zu Shakespeare. hier entwirft er mit berücksichtigung der Schleswigschen litteraturbriefe ein umfassendes bild dessen, was Gerstenberg bei Shakespeare lernte, was er aufnahm, worin er dabei den geniemännern gleicht, worin er sich unterscheidet. besonders zu erwähnen ist, dass J. wenigstens flüchtig auch auf das deutsche drama des 17 jhs. einen blick wirft; es wäre wol der untersuchung wert, wie weit es nachwürkt, ob wir kenntnis bei den stürmern voraussetzen dürfen usw. J. bemerkt sehr richtig, dass Gerstenberg die handlung des dramas vollständig in das innere seiner person verlegt, und sieht darin ein übertrumpfen Shakespeares. es hätte sich vielleicht empfohlen, bei dieser frage auch die parallele des epos zu streifen. Klopstock brachte die grofse neuerung, dass er im Messias nicht äufseres geschehen, sondern innere handlung vorführte, dass er dem objectiven epos der antike die neue, subjective, psychologische, innere epik entgegensetzt. Klopstock begann jene zerfasernde darstellung des seelenlebens, die sich seither immer mehr vertieft, entwickelt, verfeinert hat, die sich in immer mehr gattungen der poesie ausdehnte, die zuerst auf das drama angewendet zu haben das verdienst Gerstenbergs ist. wie Klopstock das 'innere leiden' seines helden, so stellt Gerstenberg das innere leiden Ugolinos dar; das äufsere geschehen, das was man sonst handlung nannte, drängen beide zurück. aber wenn Klopstock, da er dem 'tatsachenepos' ein modernes psychisches epos folgen liefs, bei dem gefühle und gedanken als handlung erschienen, immer unter dem druck der tradition stand und dem früheren geschmack concessionen machte, so verfiel auch Gerstenberg trotz seiner viel gepriesenen neuerung dem weiterlebenden einfluss des antiken dramas. in beiden fällen entstanden zwittererscheinungen. übrigens brauchte es sehr lange, bis die keime für das epos und das drama völlig zur entwicklung kamen; wir sehen eigentlich erst in unserer zeit den versuch, mit aller consequenz die psychologische art durchzuführen selbst auf die gefahr hin, toll zu erscheinen, man nehme zb. für die epik St. Przybyzewki und fürs drama Maeterlinck. Gerstenberg ist für das drama etwa das, was Klopstock fürs epos, nur blieb die würkung des Ugolino natürlich weit hinter jener des Messias zurück. im einzelnen weist auch J. den einfluss Klopstocks für den Ugolino nach, besonders für die zeichnung des heldenknaben Anselmo; er macht zudem auf das drama 'Bonduca' von Beaumont und Fletcher aufmerksam, das Gerstenberg gekannt und benutzt zu haben scheint. in dem abschnitt über die kinderscenen, der im ganzen auf meine darstellung verweist, ist die zusammenstellung der shakespearischen kinderfiguren wertvoll. es hätte hier übrigens des contrastes wegen auf das schle-

sische drama zurückgegriffen werden können, wo uns kinder, abgesehen von Gryphs übersetzung der Felicitas von Caussinus und der Gibeoniter von J. van den Vondel, hauptsächlich bei Hallmann begegnen, im 'Theodoricus Veronensis', in der 'Mariamne', der 'Sophia', wo die drei töchter Fides, Spes und Charitas, 12, 10 und 9jährig, der mutter im glaubenseifer nicht nachstehn, endlich in der 'Catharina'; sie sprechen freilich so unkindlich wie nur denkbar.

Shakespeares einfluss auf motive und stil wird vorsichtig erwogen, nur an zwei stellen nimmt J. eine übereinstimmung im wortlaut an. eine dritte scheint mir auch nicht abzuweisen; ich meine den wahnsinnsausbruch bei Anselmo im 4 aufzug, der an könig Lear III 4 erinnert. '*Die da auf dem Stroh, ich habe zu thun . . . Hinweg!*' . . . '*What art thou that dost grumble there i' the straw? Corne forth . . . Away!*' Eschenburg übersetzt: '*Wer bist du denn, der dort auf dem Stroh murmelt? Hervor! . . . Hinweg!*' man ziehe jedoch auch das weitere, besonders Edgars lied herbei, um zu erkennen, wie unbewust Gerstenberg bei der ausführung des wahnsinns von Shakespeare abhängt.

Anregend sind zb. beobachtungen über den stil, zumal der vergleich mit Klopstocks sprache, mit Lessing, mit Ossian, mit den geniemännern. die manier der personen, von sich in dritter person zu sprechen, ist schon dem schlesischen drama eigen; so sagt zb. Seleucus in 'Antiochus und Stratonica' von Hallmann (s. 64): '*Seleucus ist nun alt, sein Leben läufft zu Ende*', wo wir unbedingt die erste person erwarten. ebenso ist dem 17 jh. die vorliebe für gefängnisscenen eigen.

Nichts vermochte J. über die Berliner aufführung des Ugolino zu erkunden; bei Plümicke wird ihrer überhaupt nicht gedacht. den stimmen über das drama, die J. bespricht, kann noch Wittenberg angereiht werden; im Beytrag zum Reichs-post-reuter 1768 vom 28 november (92 stück) bewundert er das stück aufs lebhafteste, tadelt nur, dass man die geschichte kennen müsse, wenn man alles verstehn wolle, und findet manches blofs des zuschauers willen gesagt. EEBuschmann (vgl. Goedeke v² 256 und ADB 9, 64) schreibt aus Stralsund den 18 februar 1769 (so statt 1768) über den eindruck, den die 'Kritischen wälder' auf ihn machten, und über seine verwunderung, dass man den vf. nicht erraten könne, an Nicolai; er nennt Herder als mutmafslichen vf. und fährt fort: *Ich kenne den Herrn von Gerstenberg nicht genau genug, sonst ist mir eingefallen, ob er es seyn könnte, doch dies Räthsel wird sich noch wohl auflösen. — Gerstenbergs Ugolino hat mir im ganzen sehr gefallen und nicht wenig gerührt. Just vieles, was die Klotz-Bibl. tadelt, dünkt mich ausnehmend rührend zu seyn, z. E. wenn Gaddo sagt: du hast wohl gethan, Madonna, denn deinen armen Knaben hungerte sehr*'. für die würkung auf Schiller vgl. Minor I 573.

Nicht den gleichen günstigen eindruck macht der erste teil von J.s schrift. hier wird eine reihe von werken hintereinander vorgenommen, die nur in dem einen zusammenhang stehn, dass sie denselben stoff behandeln; es ist gar kein versuch gemacht, im wege der vergleichung resultate sei es für die verschiedenen nationen oder die verschiedenen zeiten zu ziehen; darum erscheint mir der wert dieser zusammenstellungen recht fraglich. notizen über Chaucers 'Erzählung des mönchs', dann über ein Münchner jesuitendrama von 1675, dessen programm J. aufgefunden hat, dann über Bodmers 'Hungerturm in Pisa' (1709), Ducis verballhornung des 'Romeo' durch das Ugolinomotiv (vgl. jetzt JJusserand Shakespeare en France sous l'ancien régime, Paris 1898), LPhHahns 'Aufruhr', ein anonymes italienisches drama von 1779 usw. bis zu einem epos von Reuleaux (1878) herunter werden aufgetischt. zwar ist ein solches aneinanderreihen von zettelsammlungen mode, aber wir lernen bei J. höchstens das éine, dass vor Gerstenberg, so viel wir wissen, nur ein einziger versuch gemacht wurde, den Ugolinostoff zu dramatisieren, während sich später solche versuche widerholen; sie gehören doch gewiss in das capitel 'aufnahme'. übrigens konnte J. auch nur jene drei auftreiben, die ich für den 'Aufruhr zu Pisa' heranzog, die von Bodmer, Hahn und Schack.

Andere bedeutung hat die ähnliche, nur viel flüchtigere skizze in der einleitung zu Gerstenbergs fragment 'der Waldjüngling', weil es hier darauf ankam, die geistige richtung zu kennzeichnen, aus der das werk erwächst. mit dem abdruck dieses bruchstücks hat J. unsere kenntnis Gerstenbergs bereichert. allerdings hat sich nur eine scene erhalten, die aber durch verschiedene notizen ergänzt wird. Gerstenberg wollte darnach (wol im jambischen trimeter, nicht in rhythmischer prosa!) unter Rousseaus einfluss einen naturmenschen in seinem verhältnis zur cultur darstellen. ein waldjüngling ist unter den tieren aufgewachsen, hat vieles von ihnen gelernt, während ihm alles menschliche fremd blieb; wir haben also etwas ähnliches wie in Kiplings Dschungelbuch vor uns. die liebe vollzieht am waldjüngling die metamorphose vom tier zum menschen. wie der conflict, den die exposition andeutet, sich entfalten sollte, das geht aus den notizen nicht hervor. im ausgeführten teil finden wir starken einfluss der idyllendichtung; mir ists darum recht zweifelhaft, ob wir das fragment würklich nach dem Ugolino anzusetzen haben, trotz dem briefe Boies vom 8 januar 1771. Redlich bemerkt (ADB 9, 61), dass Gerstenberg 1759 die altnordische geschichte studierte und in ihr stoffe zu dramatischen entwürfen fand. wie im Waldjüngling ein bezähmter wilder, so wird in den Tändeleien die bezähmung der Phyllis durch den kuss (Amors triumph) dargestellt; wie dort der preis der jagd von Cindis und Hilde gesungen wird, so hier von den einzelnen liebesgöttern der triumph Amors. auch die

nymphe Danaes könnte genannt werden, um darzutun, dass 1759 motive des Waldjünglings bei Gerstenberg begegnen. es ist bei unserem mangel an quellen für Gerstenbergs entwicklung allerdings mislich, solche datierungsfragen aufzuwerfen, aber mir scheint doch die übereinstimmung mit den dichtungen um 1760 mafsgebend. bei der schweigsamkeit des dichters über seine begonnenen arbeiten ist, wie auch J. bemerkt, aus briefen nichts zu gewinnen. auch Weifse, der Gerstenbergs erstling 'Turnus' in händen gehabt hatte, erwähnt in seinen briefen an Nicolai nur noch 'kleine gedichte'; er schreibt am 6 januar 1759 : *Hier hat mir ein junger Mensch, der Verfasser der kleinen Anakreontischen Erzählungen, die bey Dycken unter dem Titel Tändeleien herausgekommen sind, etliche kleine Gedichte zugeschickt; ich habe nichts als die Satyre über die Mittelmäfsigkeit der Dichter gelesen, und diese ist in der That nicht schlecht: ich bitte mir sie bald wieder aus: er hat mir auch unlängst eine Tragödie zugeschickt, die er an die Verfasser der Bibl. übersenden wollte; es waren sehr schöne Stellen darinnen, aber das ganze taugte nichts.* die beschäftigung mit der nordischen geschichte fällt aber erst in die zweite hälfte des jahres 1759. J. erwähnt die mahnung Schützes vom 16 november 1759, Gerstenberg möge einen altnationalen stoff wählen.

J. hat sich mit diesem hefte gut eingeführt; hoffentlich gibt er uns später eine vollständige monographie über Gerstenberg, die endlich an der zeit wäre.

Lemberg, 14 juni 1899. R. M. Werner.

Goethestudien von Max Morris. zweiter band. Berlin, Conrad Skopnik, 1898. 236 ss. 8°. — 3 m.

Dem ersten bändchen seiner Goethestudien (vgl. Anz. xxiv 306 ff) hat Morris in jahresfrist ein zweites folgen lassen. dieselbe mischung von eifrigem, oft von erfolg gekröntem spürsinn, scharfsinniger combinationsgabe und irreführender zuversichtlichkeit, wie in der älteren arbeit, finden wir hier wider.

In den beiden ersten aufsätzen beschäftigt sich M. mit der herzogin Luise und Christiane Vulpius in Goethes dichtung. auf die erstere bezieht er nicht nur Lila und das ballet Amor, sondern auch den Triumph der empfindsamkeit (Mandandane), Proserpina, Tasso (prinzessin), Wilhelm Meister (gräfin), die Jagd (fürstin) und das Märchen (lilie); ein abbild Christianens findet er — abgesehen von den dichtungen, die allgemein auf sie bezogen werden — in Alexis und Dora, dem Neuen Paris (Alerte) und der Neuen Melusine. seine ausführungen geben jedoch zu manchen zweifeln anlass. M.s auslegung des Märchens bleibt gezwungen, und die alten bedenken werden durch das neue material, das er beigebracht hat, nicht gehoben. in andern fällen sind seine deutungen jedesfalls um nichts besser als frühere hypo-

thesen; das vorbild für Proserpina hat man in Glucks nichte, das von Dora in der schönen Mailänderin sehen wollen — und gewis mit ebensoviel recht, wie M., wenn er auf die herzogin und Christiane hinweist. und dass für die prinzessin im Tasso frau vStein die hauptzüge geliefert hat, ist doch wol keinem zweifel unterworfen. bestechend ist M.s deutung des Triumphs der empfindsamkeit : das fürstliche paar erinnert in manchen zügen an Carl August und Luise, und die beobachtung, dass der prinz im letzten act mit seinen ernsten worten eigentlich aus der rolle fällt, ist gewis zutreffend; im ganzen stück sieht M. ein verhülltes liebesgeständnis Goethes für die junge herzogin. wenn nur diese angebliche liebesleidenschaft nicht gar so unwahrscheinlich wäre! für eine warme und tiefe verehrung der herzogin sprechen Goethes briefe an frau vStein allerdings; ist es aber überhaupt denkbar, dass er in der zeit seiner ersten glühendsten liebe für diese der gleichen leidenschaft für eine andre frau fähig gewesen sein soll? auch werden wir beim aufspüren von modellen nie vergessen dürfen, was Goethe am 8 aug. 1776 an frau vStein schreibt : *Ich hab an meinem Falcken geschrieben, meine Giovanna wird viel von Lili haben, du erlaubst mir aber doch dafs ich einige Tropfen deines Wesen's drein giefse, nur so viel es braucht um zu tingiren.* so mögen im Triumph der empfindsamkeit noch manche andre persönlichkeiten modell gestanden, manche andre ereignisse eingewürkt haben. es ligt nahe in Lenz und seiner unseligen leidenschaft für die herzogin ein vorbild des prinzen zu suchen; ja man könnte sich versucht fühlen, in einigen stellen des Triumphs der empfindsamkeit (bd 17 s. 62, 11—15, s. 65, 4) anspielungen auf Lenzens 'Tantalus' zu entdecken. — im Neuen Paris glaubt M. in den drei schönen Friederike, Lotte Buff und Lili zu erkennen — und was er dafür anführt, ist recht ansprechend —, während Alerte ein abbild Christianens sein soll; das würde aber doch gar zu sehr aus dem rahmen von Dichtung und wahrheit fallen; eher ist wol ein weibliches idealbild darunter zu verstehn, wie es sich der phantasie des knaben darstellen mag. — auch die Neue Melusine, die Lucius so glücklich auf Friederike gedeutet hat, ist nach M. ein abbild Christianens. und die entstehungsgeschichte des märchens (1797 concipiert, 1807 ein jahr nach der kirchlichen trauung ausgeführt, 1817 ein jahr nach Christianens tode veröffentlicht) scheint für M. zu sprechen. es lässt sich aber schlechterdings kein zeugnis dafür anführen, dass Goethe 1807 ein verlangen nach einem 'durchfeilen des rings' gehabt, und selbst 1797 in der elegie Amyntas spricht sich das gefühl der unzertrennlichkeit von Christiane ergreifend aus, obwohl Goethe hier bekennt:

Ja, die Verrätherin ist's! sie schmeichelt mir Leben und Güter,
Schmeichelt die strebende Kraft, schmeichelt die Hoffnung mir ab.

ferner wissen wir garnicht, ob das Märchen, wie es uns vorligt,

noch dem plan von 1797 entspricht, der der überlieferten, Goethe längst vertrauten sage näher gestanden zu haben scheint (denn unsre Melusine könnte er nicht ein 'undenisches pygmäenweibchen' nennen; an Schiller 12—14 aug. 1797). es ist sehr wol möglich, dass das Märchen im j. 1812, als Goethe es für Dichtung und wahrheit neu dictierte (Tageb. 24—29 sept.), noch eine umgestaltung erfahren hat; aber auch 1807 könnte Goethe, angeregt durch Bettina Brentanos besuch im april (RSteig Achim vArnim und Clemens Brentano s. 218 u. 359), bereits im hinblick auf Friederike das motiv vom durchfeilen des ringes erfunden haben; wissen wir doch aus Riemers tagebüchern, wie gern sich Goethe damals in gedanken mit seiner jugendzeit beschäftigte und auch mancherlei daraus erzählte. vielleicht erhalten wir durch die Weimarer ausgabe (ein schema ist ja Tageb. 3, 440 erwähnt) neue aufschlüsse. — nicht vergessen will ich anzuführen, dass M. die einwürkung italienischer märchen, die Goethe 1798 für den Benvenuto Cellini excerpieren liefs (bd 44 s. 414; vgl. s. 358 f), auf Goethes eigne märchendichtungen wahrscheinlich gemacht hat; es wäre dankenswert, wenn er diesen spuren weiter nachgehn wollte.

Manigfache anregungen und auch sichre positive ergebnisse verdanken wir M.s studie über die Faustparalipomena. schätzbar sind zunächst zwei wichtige quellennachweise. für die classische walpurgisnacht wird eine weitergehnde benutzung von Lucans Pharsalia erwiesen, als man bisher angenommen hatte; über den einfluss Miltons, der durch Loeper und Sprenger (Engl Stud. 1893 s. 304/6) bekannt war, werden glückliche beobachtungen mitgeteilt. Par. 131 wird durch briefstellen gut erläutert, für Par. 115. 146. 190 die richtige beziehung ermittelt, die identität von Par. 111 und v. 5588/9 richtig erkannt; in der erklärung von Par. 162 hat M. irrtümliche vermutungen der Weimarer ausgabe und Niejahrs berichtigt und noch manche beachtenswerte anregung gegeben. einige resultate, die er als neu vorbringt, sind ihm allerdings bereits von andern vorweggenommen: schon Harnack hat in Par. 1 die formeln für die Wagnerscene richtig erkannt (VLG. 4, 169), für den grösten könig in Par. 67 hat bereits ESchmidt auf Friedrich den Grofsen hingewiesen (Anz. xx 289 f), Par. 164 hat schon Strehlke zu 8984 ff gestellt, und Strehlke hat auch für Par. 175 vor M. dieselbe erklärung wie dieser gegeben. immerhin wird man eine klare und sachliche recapitulation über Par. 1 gern lesen, weniger gern überall den zwar geistreichen, aber überkühnen reconstructionen früherer pläne, wie M. sie versucht, zustimmen. nach Par. 123 schliefst Mephisto mit der Enyo ein bündnis, 'dessen offenkundige bedingungen nichts heifsen wollen, die geheimen aber desto merkwürdiger und folgenreicher sind'. auf grund der worte des Par. 127, die Mephisto angeblich zu Enyo sprechen sollte:

Das mufs dich nicht verdriefsen
Wer kuppelt nicht einmal um selber zu geniefsen.

erklärt M. die geheimen bedingungen des vertrags : '1) Enyo befördert die vereinigung Fausts mit Helena. 2) sie, die urhässliche, in der schönheitsfreudigen Griechenwelt vom liebesgenuss ausgeschlossen, darf dafür Mephistos reelle gunst in anspruch nehmen'. in die scenen zwischen Mephisto und Enyo setzt M. ferner die Paralipomena 140. 143. 150. 129. 152 u. 132. auf noch bedenklicheren grundlagen baut sich M.s erklärungsversuch von Par. 204 auf:

Mir grillts im Kopf kan ichs erreichen
Der listigste von meinen Streichen.

Par. 199 gibt ihm die lösung:

Willst du zu deinem Zweck gelangen
Mufst dir nicht selbst im Wege stehn
Die Griechen wufsten wir zu fangen
Wir machten uns auf eine Weile schön.

wie die Griechen (nach anschauung der kirchenväter) durch teufel, die sich 'für eine weile schön machten' und ihnen als götter erschienen, um ihr seelenheil betrogen wurden, soll Mephisto hier den heiligen frieden der engel durch anreizung zur sinnlichkeit stören, ihre rosen würkungslos machen und sie der gnade verlustig gehn lassen. so vieldeutige verse wie die des Par. 199 sind wenig geeignet, kühnen deutungen zur stütze zu dienen. — besonnener und in der hauptsache gewis richtig erörtert M. die verschiedenen pläne für den abschluss des Faust; nur geben die daten, die ohne jede begründung geblieben sind, zu zweifeln anlass. Par. 94 u. 95 sind nach ESchmidt freilich erst 1824 geschrieben, von ihm aber mit gutem grunde der ältesten phase zugewiesen. Goethe hat nämlich am 3 aug. 1815 auf SBoisserées frage nach dem ende des Faust geäufsert : *Das sage ich nicht, darf es nicht sagen, aber es ist auch schon fertig und sehr gut und grandios gerathen, aus der besten Zeit . . . Faust macht im Anfang dem Teufel eine Bedingung, woraus Alles folgt* (Biedermann III 192). aber auch der dritte plan (appellation Mephistos, gericht) wird weiter zurückzudatieren sein, da Goethe die verse der rosenstreuenden engel schon in einer hs. vom 6 april 1825 an Boisserée schickt (bd 15, 2 s. 149).

Freier noch kann sich die combinationslust bei der ausdeutung der Weissagungen des Bakis ergehn, wo ich auf einzelheiten nicht mehr eingehn kann. das verfahren ist dasselbe wie im ersten band. wenig vertrauenerweckend ist es, dass er zwei seiner frühern deutungen hier zurücknehmen muss. wo M.s erklärungen am einleuchtendsten erscheinen und er gute belege beibringt (spruch 2. 21. 29. 30), nähert er sich ältern auslegungen (von Viehoff, Ehrlich, Baumgart).

Unter den Miscellen heb ich die untersuchungen zum Ewigen

juden und zur Natürlichen tochter hervor. hier erklärt M., das 'schema zur fortsetzung' schematisiere nicht nur die fortsetzung, sondern auch das ausgeführte stück, und versucht dieses schema zur aufhellung des plans auszunutzen, dort wird der entwurf über Pius VI gut erläutert.

Berlin, februar 1899. CARL ALT.

Novalis sämtliche werke. herausgegeben von CARL MEISSNER, eingeleitet von BRUNO WILLE. Florenz und Leipzig, Eugen Diederichs, 1898. XCII und 237. 313. 368 ss. 8°. — 7,50 m.

'Genau hundert jahre nach der drucklegung der ersten fragmente von Novalis, mehr als fünfzig jahre nach dem erscheinen der letzten auflage seiner gesammelten werke haben verleger und herausgeber gemeint, sei es an der zeit, Novalis litterarisches schaffen zum ersten mal ganz vollständig und übersichtlich angeordnet, zu veröffentlichen'. ein schöner vorsatz, unseres wärmsten beifalls wert! wir benötigen dringendst eine modernen anforderungen entsprechende ausgabe der schriften und briefe von Hardenberg. von allen seiten regt sich das interesse für den seelisch tiefsten und künstlerisch begabtesten genossen der ältern romantischen schule. die schriften, die sich mit dem rätselvollen seher beschäftigen, mehren sich rasch. gerade ihnen wäre eine verlässliche grundlage höchst notwendig.

Die erwartungen, die durch jene ankündigung erweckt werden, stimmen sich alsbald herab, wenn der vorbericht fortfährt: 'keine philologisch-kritische ausgabe mit einer überlast von fufs- oder schlussnoten, sondern eine ausgabe für den ästhetischen geniefser, den gegen wolweisheit empfindlichen litteraturfreund sollte geschaffen werden'. gewis, zum ästhetischen genusse laden die vom verleger reizend ausgestatteten und doch so wohlfeilen bände ein. die originalausgaben der deutschen romantiker sind im allgemeinen viel schöner als die neuern drucke. WSchlegel und Tieck, Arnim und Brentano, Hoffmann und Chamisso stehn längst wider in einem sympathischen gewande vor uns; allein Novalis leidet unter der form, in die ihn GReimer gebracht hat, — freilich nicht nur äufserlich. zur neuen ausgabe greifen wir gerne; anspruchslos und praktisch, leicht lesbar und auf gutes papier gedruckt würkt sie durchaus ästhetisch, es sei denn, dass der 'talmisecessionistische' umschlag (so nennt man es ja wol) den feinfühligeren beleidige.

Leider umhüllt er auch ein ganz dilettantisches machwerk. keine 'philologisch-kritische ausgabe' soll geboten werden. den mund so voll nehmen und verächtlich auf die 'überlast von fufs- oder schlussnoten' hindeuten, ist unendlich bequem. freilich schreibt man sich mit solchen reporterwendungen die pflicht vor, besseres zu liefern. ich aber glaube, dass hier wider einmal dem fuchse die trauben zu sauer waren. es ligt mir fern, ein wei-

teres publicum von geniefsenden mit wissenschaftlichem apparate zu belästigen. doch zuverlässiges wird auch in populärer form nur geben, wer auf streng wissenschaftlichem boden steht. weil dem publicum unsre art philologischer textbehandlung misfällt, ist sie noch lange nicht verwerflich. welche andre wissenschaft liefse sich von laien solche vorwürfe bieten? freilich wird auch auf dem felde moderner philologie die gelehrte arbeit sich besser innerhalb der engsten kreise abspielen, wird, wer ins weite dringen soll, lieber nur die resultate aufzeigen, nicht den weg, auf dem die resultate gefunden worden sind. wer aber diesen weg nie beschritten hat, ja unfähig ist ihn zu gehn, der bleibe auch mit seinen fictiven resultaten daheim. und vollends soll er nicht das handwerk schänden; sonst wird er schlecht und schmählich enden.

Meifsner glaubt, die aufgabe eines herausgebers, der 'Novalis litterarisches schaffen zum ersten male g a n z v o l l s t ä n d i g und ü b e r s i c h t l i c h g e o r d n e t' vorlegt, beschränke sich auf das problem, 'aus den zwei bänden der von Schlegel und Tieck herausgegebenen ersten bis fünften auflage und dem nachtragsband von 1846, den Eduard vBülow unter Tiecks ägide veröffentlichte, ein organisches ganzes zu machen'. er nimmt ferner von dort nicht abgedruckten arbeiten Hardenbergs in seine edition auf : die vier aus Meusebachs sammlung von Hoffmann vFallersleben in den Findlingen I 139 f veröffentlichten gedichte, den fragmentencyclus 'Glauben und liebe' aus den Jahrbüchern der preufsischen monarchie (1798. II 269—286), den nur in der 4 auflage enthaltenen aufsatz 'Die Christenheit oder Europa'.

M. nennt in seinem vorbericht 'das kluge buch über Novalis lyrik von dr Carl Busse' und bezeichnet es als 'dankbar benutzte grundlage'. natürlich kennt er nicht, was Busse entgangen ist. ich verweise hier nur auf Anz. XXV 318. allerdings ist es mit der bibliographie von Hardenbergs schriften überhaupt böse bestellt. der artikel des neuen Goedeke ist unvollständig; und auch FBlei gibt sich teuschungen hin, wenn er ('Die gedichte des Novalis', Reclams univ.-bibl. 3831, s. 106 ff) seine immerhin dankenswerten zusammenstellungen für vollständig hält.

Von vollständigkeit kann auch bei M. die rede nicht sein. doch viel schwerer fällt ins gewicht, dass er überhaupt die ausgabe von FSchlegel, Tieck und Bülow zu grunde legt. wer nur ein wenig umschau hält, überzeugt sich sofort, unter wie mislichen umständen sie zu stande gekommen ist. Hardenberg ist am 25 märz 1801 gestorben. bis zu diesem tage war von seinen werken nur ein bruchteil veröffentlicht, und zwar : im Neuen Teutschen Merkur 1791 die Klagen eines jünglings, im Athenäum 1798 und 1800 die aphorismensammlung Blüthenstaub, sein anteil an den Athenäumsfragmenten und die Hymnen an die nacht, in den Jahrbüchern der preufsischen monarchie von 1798 der

cyclus Blumen und der aufsatz Glaube und liebe. für das Athenäum bestimmt war der aufsatz Die Christenheit oder Europa; er lag druckreif vor, kam aber nicht zur veröffentlichung. für den Musenalmanach, den AWSchlegel und Tieck zum j. 1802 rüsteten, hatte er das gedicht An Tieck und (vermutlich) die 7 ersten Geistlichen lieder vorbereitet (vgl. Raich Novalis briefwechsel s. 132, Holtei Briefe an Tieck III 245). endlich war der erste teil des romans Heinrich vOfterdingen im mscr. fertiggestellt.

Wie wenig sorgfalt die herausgeber der originalausgabe diesem materiale angedeihen liefsen, erweise die entstehungsgeschichte dieser edition. ich gebe im folgenden die wichtigsten daten aus dem gedruckten materiale und füge aus ungedrucktem einige notizen hinzu, die ich dem künftigen herausgeber von Tiecks briefen, Gotthold Klee, zu danken habe; er stellte mir die einschlägigen briefe Tiecks an Wilhelm Schlegel und Sophie Bernhardi und Tiecks briefe an Reimer freundlichst zur verfügung.

Zunächst sei der abdruck des 'Ofterdingen', also der 1 band der ausgabe, ins auge gefasst.

Zu Hardenbergs lebzeiten noch hatte Wilhelm Schlegel dem freunde einen verleger verschafft (Holtei Briefe an Tieck III 254. 259). als Novalis zu Weifsenfels in Friedrich Schlegels armen verschied, hinterliefs er nur ein fragment des romans; den freunden stellte sich vor allem das problem, in welcher form sie das unvollendete werk des wenig bekannten dichters dem publicum vorlegen sollten. Wilhelm Schlegel, damals in Berlin, scheint mit den freunden[1] die idee ausgeheckt zu haben, 'der Afterdingen müsse von fremder hand vollendet werden', etwa von Tieck. wenigstens bekämpft Friedrichs brief an Wilhelm vom 17 april 1801 mit gewichtigen, einsichtsvollen gründen den verkehrten gedanken: *Mag doch jeder von uns den Krieg zu Wartebury behandeln nach seiner Weise; das thue ich leicht auch einmal ... Aber den Afterdingen*[2] *unsres Novalis wird wahrlich*

[1] zu diesen ist Schleiermacher zu zählen, vgl. Aus Schleiermachers leben in briefen III 268. ferner wol Sophie Bernhardi.

[2] in meiner ausgabe hatte ich (1890) die form *Afterdingen* an diesen stellen, der hs. folgend, festgehalten. das inhaltsverzeichnis des Musenalmanachs f. d. j. 1802 spricht gleichfalls (s. IV) von dem roman *Heinrich von Afterdingen*. so viel ich sehe, hat man seither diese tatsache nicht näher in betracht gezogen. die form *Ofterdingen* scheint wol erst nachträglich von Tieck gewählt worden zu sein, da sie doch 1802 im Musenalmanach noch nicht erscheint. noch Erduin Julius Kochs Compendium der deutschen litteraturgeschichte (Berlin 1795) I 98 schreibt: *Heinrich v. Ofterdingen* (*Afterdingen, Efterdingen*); Jördens Lexikon deutscher dichter und prosaisten (Leipzig 1808) III 633: *Heinrich von Ofterdingen* (*Affterdingen, Effterdingen*). die namensform Afterdingen dürfte wol auch in den hss. der andern romantischen briefwechsel erscheinen, die im drucke die spätere form *Ofterdingen* festhalten. jene ältere aber scheint mir einen fingerzeig zu geben, wo Hardenbergs quelle zu suchen ist. so viel ich sehe, hat man sich um seine vorlagen

keiner von uns vollenden und keiner fortsetzen und wenn er sich in Kochstückchen schnitte. Und vollends Tieck. Dieser ist in allem Mechanischen dem Hardenberg so weit überlegen, dass alles was da ist, durchaus zerstört und umgebildet werden müsste, wenn das Ganze nur einige Harmonie haben sollte. Aber was der Kern und das Wesen ist in jenem göttlichen Fragmente, das liegt fern ab von allem wenigstens, was Tieck sagt und sagen kann. wie tief blickte FSchlegel beiden in die künstlerseele! er fügte die hochwichtige bemerkung hinzu: *Hardenbergs Mittheilungen über den 2ten Theil können nun vollends gar nichts gelten; noch den letzten Tag sagte er mir, dass er seinen Plan ganz und durchaus geändert habe* (s. 477).

Anfangs mai 1801 traf FSchlegel mit Tieck in Leipzig zusammen (an Wilhelm s. 482); dort wurde über die herausgabe beraten. alsbald wendete sich Tieck zweimal brieflich an Wilh. Schlegel, in dessen händen der erste teil des romans war, und bittet um zusendung des manuscripts (Tieck an WSchlegel, bei Klette nr 13 u. 15 hsl.); er habe eine sehnsucht danach, die er nicht sagen könne. ein späterer brief Tiecks (Klette nr 17, hsl. vom juli 1801) lehrt, wie das manuscript in Wilhelms hände gekommen war. Novalis hatte es an Wilhelm und Tieck nach Berlin gesendet. Tieck nahm es mit, um es dem verleger Unger zu zeigen. er hatte den auftrag, 'die sprache hier und da zu ändern'. Unger gab es Tieck zurück, der es in Berlin bei seiner abreise nach Sachsen in Wilhelms händen liefs, und zwar unter dem versprechen, es Tieck sogleich auf verlangen zurückzustellen. so berichtet wenigstens Tieck. WSchlegel hingegen ist in seinem briefe an Tieck vom 13 juni 1801 (Holtei III 254) wenig geneigt, das manuscript 'in der welt herumreisen zu lassen'. Unger wollte das fragment nicht abdrucken; Wilhelm schützt vor, er müsse, um einen andern verleger zu suchen, das manuscript behalten. er legt wert auf Hardenbergs wunsch, das buch ganz in der gestalt von Goethes Wilhelm Meister drucken zu lassen. sollte kein

bisher nicht gekümmert. Tieck teilt (I⁵ s. XXI) mit, dass Novalis in der bibliothek KWFvFunks, der 1791 seine biographie des Hohenstaufen Friedrich II veröffentlicht hatte (vgl. Friedrich an Wilhelm Schlegel s. 181) *in dessen Chroniken schon im Frühjahr* 1799 *auf die Sage von Ofterdingen gestoſsen* sei. Wilhelm Schlegel (an Tieck III 259) aber betont, dass Novalis nachträglich durch ihn die behandlung des kriegs zu Wartburg in den Minnesängern kennen gelernt habe. Hardenberg ist also nicht von Bodmers Sammlung von minnesingern aus dem schwäbischen zeitpuncte (Zürich 1758f) ausgegangen, die (II 1ff) den Wartburgkrieg nach der Manessischen hs. mit laa. der Jenenser abdruckt. vielmehr wol von Menckens Scriptores rerum Germanicarum, praecipue Saxonicarum (Lips. 1728), die (II 2035ff) Johannes Rotes leben der heiligen Elisabeth nach der jüngsten Gothaer abschrift abdrucken. hier findet sich die namensform *Afterdingen* (vgl. CTLLucas Über den krieg von Wartburg, Königsberg 1838, s. 6 v. 67 uö.), während Bodmer *Ofterlingen* druckt. ich behalte mir vor, die hier gegebenen andeutungen weiter zu verfolgen.

verleger sich finden, so möchte er die kosten des drucks durch eine subscription unter den freunden aufbringen. Tiecks antwort (Klette nr 17 hsl.), das werk einer verdriefslichen stunde, stellt sich punct für punct gegen Wilhelms vorschläge. er will nichts von subscription, nichts von der ausstattung des Wilhelm Meister wissen ('da das buch jetzt eine andre absicht hat'). insbesondre aber schreibt derselbe Tieck, der bis dahin nur seine 'sehnsucht' nach dem buche Wilhelm gegenüber geäufsert hatte: *Du kannst ja nicht wissen, ob nicht zwischen mir und Friedrich eine Abrede wegen der Herausgabe statt findet, ob wir nicht mit* [Novalis bruder] *Carl von Hardenberg einig sind, ob ich nicht das Mskpt, so weit der Ofterdingen fortgesetzt ist, in Händen habe, ob ich nicht mit einem Verleger* [Reimer in Berlin] *so gut wie einig bin. ich sage Dir, dass alles dieses der Fall ist.* ausdrücklich verwahrt er sich, dass es ihm bei der herausgabe des buchs um ehre oder vorteil zu tun sei. und nach all den geschäftlichen beweisgründen der rückgabe meldet eine nachschrift, er brauche den roman, ihn von neuem zu studieren ... *Er gehört mir zu Böhme, zu dem ich beständige Studien mache.* der brief macht einen unzweideutig unerfreulichen eindruck. gestützt auf die Leipziger verhandlungen mit Friedrich, von denen Wilhelm nichts wissen konnte, sucht Tieck den ältern Schlegel aus dem kreise der herausgeber zu verdrängen. ja, ein blick in Carl vHardenbergs schreiben an Tieck vom 16 juni (Holtei I 315f) offenbart, dass auch Friedrich ausgeschlossen oder wenigstens nach kräften kaltgestellt werden sollte; Carl vHardenberg hatte die versprochne fortsetzung des Ofterdingen gesendet (Tiecks behauptung im briefe an Wilhelm, dass er den Ofterdingen, soweit er fortgesetzt sei, in händen habe, ist also richtig) und bemerkt: *Von seinen* [Novalis] *Papieren schikke ich Fr. Schlegel nächstens einiges von den letzten Aufsätzen, aber mit vieler Auswahl; Sie mein guter Tieck sollen sie ohne Auswahl haben; Sie würden gewifs meine Gründe billigen.* man fühlt: Carl vHardenberg intriguiert mit Tieck gegen das Schlegelsche brüderpaar. Wilhelm merkte denn auch sofort die absicht und erwiderte Tiecks schreiben mit einem langen scheltbriefe (10 juli 1801; Holtei III 258ff). er plädiert nochmals für seine vorschläge, lässt Tieck deutlich fühlen, dass wer sich ohne anlass entschuldige, sein eigner ankläger sei, und weist auf s e i n e herausgeberrechte hin: *Die allgemeinen Ansprüche auf die Herausgabe wären ... wenigstens gleich; dem Bruder des Verstorbenen steht allerdings das Recht zu, eine nähere Vollmacht zu ertheilen, allein, wenn ich ihr Folge leisten sollte, so musste ich davon wissen.* es empört ihn innerlich, dass über den heiligen nachlass eines von ihm innigst geliebten und betrauerten freundes ein gemeines gezänk entstehn solle, wie Tieck es zu erheben anfange. — tatsächlich ist Wilhelm seit diesem briefe an der ausgabe von Novalis nachlass so gut wie nicht mehr beteiligt; vorläufig zieht er sich gekränkt ganz

zurück. so macht sich auch hier die böse zwiststimmung geltend, die um jene zeit im romantischen lager herschte. verfeindete sich doch auch Friedrich bald darauf mit Wilhelm, wenigstens zeitweilig, um Carolinens willen (Schlegelbriefe s. 487 ff). in dem streite um Caroline steht Tieck auf Friedrichs seite: allein auch Friedrichs händen wurde durch die vereinten bemühungen Tiecks und Carls vHardenberg die edition entwunden. im nov. 1801 ist Friedrich bereits völlig einverstanden, dass Tieck den fertigen ersten teil des Ofterdingen, das fragment des zweiten teils und einen bericht von dem, was Novalis mündlich Tieck über die fortsetzung gesagt, zum abdruck bringe (Holtei III 317). er scheint im november vergessen zu haben, was er im april gewust hatte, dass nämlich Hardenberg zuletzt 'seinen plan ganz und durchaus geändert habe', seine mitteilungen über die fortsetzung also völlig wertlos wären. dem drucke des Ofterdingen aber stand er so fern, dass er am 18 märz 1802 Schleiermacher, der die correctur las, bitten muste, ihm doch ja aushängebogen zu schicken (Aus Schleiermachers leben III 309).

Tieck indes hatte selbst wenig freude an diesem zugeständnisse Friedrichs. im september (?) 1802 — so lange schob er die arbeit hinaus — sendet er an den verleger Reimer 'den bericht vom inhalt des 2 teils von Ofterdingen'. er habe ihn so kurz als möglich abgefasst, 'weil dieser teil doch stärker wird, als der erste, und weil nichts schwieriger ist, als einen solchen geistvollen, originalen und tiefsinnigen plan mitzuteilen'. dieser kleine aufsatz habe ihn mehr mühe gekostet, als es ihm irgend ein leser ansehen könne. im vorbericht zur ersten aufgabe gesteht er dann vollends zu, dass ihm die andeutungen über die fortsetzung selbst problematisch blieben.

Noch weit böser als mit der ausgabe des 'Ofterdingen' steht es mit dem abdrucke von Hardenbergs Fragmenten.

Köpke (Ludwig Tieck I 288) teilt mit: 'in der ahnung eines frühen todes hatte Novalis gewisse papiere bezeichnet, die von Tieck oder FSchlegel eröffnet werden sollten. ihnen allein traute er das rechte verständnis seiner gedanken zu. sie waren zu vollziehern seines litterarischen testamentes bestimmt'. FSchlegel aber schreibt am 6 april 1801 an seinen bruder (s. 475), er habe Carl Hardenberg vorläufig beschworen, von Novalis papieren nichts untergehn zu lassen, und fügt hinzu: *Auf den philosophischen und physikalischen nachlass mache ich nebst Ritter anspruch.* Köpke wie FSchlegel haben ohne zweifel den teil des nachlasses im auge, der in der form der Fragmente später zu tage trat. es handelt sich um die papiere, die Carl Hardenberg (an Tieck 16 juni 1801; Holtei I 315 f) nur teilweise an FSchlegel, ganz aber an Tieck senden will, wie wir schon oben gesehen haben. wie wenig Carl Hardenberg gewillt war, FSchlegel die redaction der papiere zu überlassen, zeigt auch sein weiteres intrigantes gebaren.

anfang november traf er mit Friedrich in Jena zusammen. Friedrich berichtete an Tieck von ihren verhandlungen am 5 november 1801 (Holtei III, 317): *Er war nur eine Stunde bei mir, indessen habe ich doch gleich die Zeit benutzt, um über die Herausgabe von Novalis schriften das Nöthige mit ihm zu reden. Er war Alles sehr zufrieden, wie du es eingerichtet hast, und wie ich es ihm vorschlug'.* gänzlich dieser mitteilung widersprechend schreibt Carl Hardenberg an Tieck (Holtei I 317), er habe nur wenige worte mit Friedrich gesprochen, und weist die arbeit völlig Tieck zu. '*Machen Sie es ganz in ihrem Sinne; Sie guter Tieck, kannten unseren Fritz am tiefsten in Hinsicht seiner litterarischen Arbeit, und Sie können am Besten urtheilen, was dem Druck kann übergeben werden*'. er behält sich nur eine kleine auswahl unbedeutender aufsätze aus früheren jahren vor. Tieck freilich stand dem nachlasse Hardenbergs doch zu fern, um Carl Hardenbergs wunsch vollauf erfüllen zu können; und er überlässt Friedrich die erste redaction, deren principien dieser schon am 5 november 1801 Tieck gegenüber entwickelt hatte (Holtei III 317): man sollte aus dem ungedruckten materiale fragmente auswählen. *Zu diesen denke ich das Beste und Wichtigste aus dem Blüthenstaub, Glauben und Liebe und* [die Christenheit oder] *Europa zu nehmen. Da alle diese drei Aufsätze in ihrer Ganzheit und individuellen Beziehung nur irre leiten würden über den Charakter des Schriftellers.* mit der durchsicht des ungedruckten materials hatte es aber seine guten wege. zwar bekam Friedrich von Carl Hardenberg im frühjahr 1802 — spät genug — eine auswahl dieser papiere (Schlegelbriefe s. 494); allein der umfang des nachlasses bedingte, dass er an ort und stelle eingesehen werde. am 6 mai 1802 erwartet Carl Hardenberg noch immer FSchlegel in Weifsenfels, um mit ihm gemeinsam die redaction vorzunehmen (Holtei I 321). tatsächlich dürfte FSchlegel erst ende mai 1802 in Weifsenfels gewesen sein (Holtei III 323); und zwar auf seiner fluchtähnlichen reise nach Paris. wieviel er in übereilter arbeit dort zu stande gebracht hat, entzieht sich unserer beurteilung. sicherlich hat er später keinen weiteren anteil mehr genommen. ende juli 1802 trägt er von Paris aus Carl Hardenberg auf, Tieck zu bitten, er möge allein den 2 teil der schriften, also auch die Fragmente, besorgen (Holtei I 323). im september schreibt er dem bruder Wilhelm, man solle Tieck treiben, den 2 teil zu schaffen: sonst werde er rasend und komme nach Deutschland zurück, ihn selbst zu machen (s. 497); am 10 november freut er sich der vollendung des werkes (Holtei III 327; vgl. Schlegelbriefe s. 498).

Tieck jedoch war die jetzt allein auf seinen schultern ruhende arbeit nicht leicht geworden; das bezeugen seine hsl. briefe an Reimer. im september (?) 1802 weist er auf die mühe und zeit hin, die ihn die ordnung der Fragmente gekostet hat, widerholt im october (?) dieselbe klage und fügt hinzu: *Ich habe die*

Fragmente selbst mit genauer Prüfung gewählt, und manches weggelassen, was ich wohl aufnehmen wollte, und schon einmal abgeschrieben hatte, aber das Mscpt. würde zu sehr angewachsen sein, dafür kann man nun nicht gut nach meiner Ueberzeugung ein einziges Fragment weglassen ohne dem Verf. und diesem Buche unrecht zu tun, welches doch nun so ziemlich enthält, was er bis zu dieser Lebensperiode wollte, suchte und erkannt hatte. in dem vorberichte der ausgabe meldet er endlich, die fragmente seien teils den sammlungen Blüthenstaub und Glauben und Liebe entnommen (die Christenheit oder Europa wird, obgleich nach Friedrichs anweisung benutzt, nicht erwähnt), teils entstammten sie den zu verschiedenen zeiten niedergeschriebenen nachlasspapieren. die meisten dieser seien dem entwurfe eines encyklopädischen werkes entlehnt, *in welchem Erfahrungen und Ideen aus verschiedenen Wissenschaften sich gegenseitig erklären, unterstützen und beleben sollten.* FSchlegel habe 'hauptsächlich die auswahl getroffen', er selbst den versuch gemacht, die fragmente 'in verschiedenen abteilungen in eine art von ordnung zu bringen'. streng sei die prüfung gewesen, der gröste teil der fragmente nur aus raumrücksichten zurückgeblieben.

Und merkwürdig genug: um diese ausgabe der Fragmente zu stande zu bringen, konnte Tieck zuletzt doch der hilfe WSchlegels nicht entraten. dieser einst so unschön ausgeschlossene mitarbeiter muss die correcturen für ihn lesen. die hsl. briefe an Reimer und Sophie Bernhardi (vgl. auch Holtei III 274) beweisen, welchen wert Tieck auf diese unterstützung Wilhelms legte. sie kam natürlich auch den übrigen abteilungen des 2 bandes zu gute.

Von diesen übrigen abteilungen ist nur wenig zu sagen. die Hymnen an die Nacht liefs auf FSchlegels wunsch (Holtei III, 318) Tieck unmittelbar aus dem Athenäum abdrucken; er gibt Reimer in diesem sinne seine aufträge. ebenso wurden die Geistlichen lieder I—VII ohne änderung ihrer reihenfolge aus dem Musenalmanach von AWSchlegel und LTieck herübergenommen und ihnen unmittelbar die folgenden acht nrr VIII—XV angefügt, die Carl Hardenberg am 18 januar 1802 (Holtei I 319) Tieck übersendet hatte. die vermischten gedichte umfassen das im Musenalmanach abgedruckte gedicht 'An Tieck' und 5 weitere stücke. auf die Lehrlinge zu Sais scheint FSchlegel Hardenbergs bruder aufmerksam gemacht zu haben; sie galten schon als verloren (Holtei I 318 zu III 317; dann I 320). triumphierend meldete Tieck seiner schwester Sophie Bernhardi im september (?) 1802, das manuscript sei gefunden, *welches nach meinem Gefühl das schönste ist, was er noch jemals gemacht hat* (vgl. Holtei III 274 und den brief an Reimer v. septb. 1802).

So entstand die erste ausgabe von Hardenbergs schriften. sie erlebte bekanntlich fünf auflagen. der dritten (1815) setzte Tieck eine skizze von Novalis leben vor. der vierten (1826)

fügte FSchlegel den aufsatz die Christenheit oder Europa ein, den Tieck in der fünften (1837) wider beseitigte. zur geschichte dieser contraverse verweise ich auf Raich (Novalis briefwechsel s. 145ff). sein 'törichtes verfahren' (Haym) begründet Tieck in einer besonderen vorrede zur fünften auflage (vgl. auch Hoffmanns Findlinge s. 195ff). seit der vierten auflage finden sich ferner in der Schlegel-Tieckschen ausgabe auch die Blumen, das gedicht Der Fremdling und 3 briefe Hardenbergs.

Offenbart die geschichte der beiden ersten bände, unter wie mislichen umständen die Schlegel-Tiecksche ausgabe von Novalis schriften zu stande gekommen ist, so ist auch der 3 band, den Tieck mit EvBülow 1846 veröffentlichte, ein beklagenswerter notbau. das schwierige werk, die fragmentenmasse des zweiten bandes aus den nachlasspapieren zu ergänzen und die erste auswahl durch sorgsamere zusammenstellungen zu ersetzen, war dem alten Tieck viel zu mühsam. seine auch bei der fortsetzung von AWSchlegels Shakespeare betätigte fertigkeit, andre für sich arbeiten zu lassen, kam ihm zu hilfe. EvBülow, 'ein jüngerer, rüstiger und unermüdeter freund' überhebt ihn der mühe (vorr. s. IV). Bülow wählt einige jugendgedichte unter vielen aus, die ihm der mitteilung nicht wert schienen, vereinigt unter dem titel Verstreute Blätter: Hardenbergs charakteristik seiner braut Sophie vKühn, den dialog Die Naturlehre, den 'Monolog' vom sprechen und schreiben, den ursprünglichen anfang des 2 bandes vOfterdingen, drei entwürfe zu novellen und ein auf die Lehrlinge zu Sais bezügliches notizblatt, macht ferner mitteilungen aus Novalis tagebuche und druckt einige weitere briefe ab. endlich bringt er eine neue auswahl von über 600 fragmenten, die er den schon mitgeteilten für ebenbürtig hält, und ordnet sie in zwei grofse gruppen: Poesie und Kunst einerseits, Wissenschaft und Leben anderseits. sie entstammen dem ungedruckten nachlass und auch wider den gedruckten aufsätzen (vgl. Haym s. 340*). über den weiteren nachlass Hardenbergs gibt er (s. XI) flüchtige notizen: übersetzungen, anfänge zu dramen, unvollendete wissenschaftliche arbeiten fänden sich vor; sie seien durchweg jugendversuche. er weifs auch von der existenz bedeutender briefschätze Hardenbergs, ohne dass ihm geglückt wäre, ihrer habhaft zu werden.

Dem vorworte Tiecks und dem vorberichte Bülows folgt ein abdruck der biographie Hardenbergs, die sein freund Just in Schlichtegrolls Nekrolog der Teutschen für das neunzehnte jahrhundert (Gotha 1805. IV 187—241) gestiftet hatte. Schlichtegrolls — wie mir scheint, nicht uninteressantes nachwort (ebenda s. 241—261) — kam nicht zum neudruck.

Diese WSchlegel entwundene und zuletzt doch von ihm corrigierte, von FSchlegel gegen seine bessere überzeugung inspirierte und in zwölfter stunde beihin angeordnete, von Tieck

mit müh und not zusammengestoppelte, dann von FSchlegel ergänzte, von Tieck wider unvollständiger gemachte, von Bülow endlich mit einem übel ergänzenden anbau versehene ausgabe von Hardenbergs schriften ist von M. zur grundlage gewählt worden! und wie vollends bewegt er sich auf diesen schwankenden unsicheren boden!

Heinrich vOfterdingen eröffnet den 2 band. die obigen ausführungen erhärten wol hinreichend, wie wenig dem nachwort Tiecks zu trauen ist. eine kritische ausgabe sollte sicher nicht in gleichen lettern, nur mit dem vermerk 'von hier ab spricht Ludwig Tieck' (III 237) und ohne einen unzweideutigen hinweis auf seine entstehung und seinen geringen wert dieses nachwort abdrucken. freilich übt auch M. an dem elaborate Tiecks kritik, aber nur ganz versteckt deutet er (I s. VI) auf seinen eingriff hin. das buch 'FvHardenberg (genannt Novalis) eine nachlese aus den quellen des familienarchivs' druckt (s. [2]217) ein paar zeilen von einem entwurfe des 2 teiles ab. Tieck benutzte sichtlich dieses nachlasspapier; seine darstellung (Schlegel-Tieck I[5] 248) schiebt, vermutlich aus einem anderen brouillon, einiges ein und schliefst den absatz: *Mehrere Lieder sollten hier folgen.* in Novalis entwurfe heifst es einfach: *Marienlieder.* M. folgt der ursprünglichen la. und fügt alsdann die beiden Marienlieder *Wer einmal, Mutter, dich erblickt* und *Ich sehe dich in tausend Bildern* ein. wie passt dies vorgehn zu der ankündigung, dass Tieck hier spreche? zum mindesten war anzudeuten, dass Tieck eben anderes hingeschrieben habe.

Noch sonderbarer und noch weit unkritischer ist es, wenn M. den von Bülow aus dem nachlasse (III 122) mitgeteilten Ersten entwurf des anfangs zum zweiten teile des Ofterdingen ganz ungeniert, soweit er neues bot, mit dem tatsächlichen anfange zu einem ganzen zusammenschweifst, dh. die ersten zwei drittel des Entwurfes (II 213) abdruckt und dann auf der nächsten seite erst mit den uns geläufigen eingangsworten *Auf dem schmalen Fufssteige* . . . fortfährt. Bülows mitteilung hat die form eines unausgeführten brouillons, dem gegenüber der anfang des 2 teiles, wie ihn die ausgabe von Schlegel und Tieck bietet, als letzte von dem dichter gewählte form gelten darf. ein kritischer herausgeber soll aber den dichter so herausgeben, wie dieser selbst dem publicum sich zeigen wollte. hier wie im vorhergehnden falle scheint mir zunächst die angst vor dem vielgeschmähten kritischen apparat zu fehlgriffen geführt zu haben. das letze drittel des brouillons wird man nach wie vor in Bülows 3 bande suchen müssen. M. hat ihm keinen platz angewiesen.

Ganz unnötig war es, die 'gedichte aus dem HvOfterdingen, soweit sie losgelöst verständlich sind und selbständigen poetischen wert haben', auch noch als besondere gruppe in die sammlung der gedichte des I bandes einzureihen. zunächst eine über-

flüssige ausdehnung der ausgabe! wenn Novalis selbst, wie etwa Goethe, die lyrischen einlagen seiner erzählenden dichtung zu neuen kunstvollen gruppen geordnet hätte, dann wäre M. ja sicher im recht. das ist indes nicht der fall. M. hatte allerdings noch einen anderen anlass. die von Bülow abgedruckten gedichte Fragment und Das Gedicht hat Busse (s. 127 f) mit einiger wahrscheinlichkeit der fortsetzung des Ofterdingen zugewiesen, ja sogar die stellen in Tiecks nachwort kenntlich gemacht, an die jene gedichte gehören. diesmal wagte indes M. nicht, was er mit den Marienliedern getan; es fehlt ihm aber auch die möglichkeit, den zusammenhang mit dem roman anzudeuten, da er kritische anmerkungen scheut. so mufs denn innerhalb der gedichte eine besondere rubrik der Gedichte aus HvOfterdingen entstehn; und hier bringt er das Fragment und Das Gedicht unter. das verfahren mag logisch scheinen, ist aber verblüffend unkritisch.

Dass die Marienlieder innerhalb der Gedichte auch zu der Ofterdingengruppe gestellt werden, dass also für die Geistlichen lieder statt der 14 nrr Schlegels und Tiecks nur 12 erübrigen, ist kritisch wol unanfechtbar; denn nur die beiden herausgeber (nicht aber Novalis selbst) haben die Marienlieder den Geistlichen gedichten zugeordnet. 'die vermischten gedichte sind, insoweit sich biographische anhälte ergaben, nach diesen, und, wo diese versagten, nach dem dichterischen reifegrad chronologisch geordnet'. im wesentlichen sind der anordnung die ergebnisse Busses (aao. s. 99 ff) zu grunde gelegt. nochmals sei auf die M. wie Busse unbekannten jugenddichtungen hingewiesen (s. oben s. 238). das lied *Was passt, das muss sich runden* (I 227) und das sonett *In stiller Treue sieht man gern ihn walten* (I 233) sind mit Busse den adressaten Tieck und Carl vHardenberg zugewiesen, allerdings mit (sehr notwendigen!) fragezeichen. erstaunlicher ist, dass einzelnen liedern ohne weitres titel geschenkt werden: s. 223 Lebenskunst, s. 228 Frühlingslied, s. 230 Sehnsucht und erfüllung.

Zum abdruck der Lehrlinge zu Sais (II 257 ff) ist nur zu bemerken, dass der von Bülow (III 125) mitgeteilte entwurf der fortsetzung dem texte angefügt ist. allerdings hätten die beiden distichen (I 218) hier oder an der stelle ihres abdruckes mit dem fragmente in beziehung gesetzt werden sollen. sie gehören den Lehrlingen doch wol weit sicherer an, als einzelne der von M. mit Busse angezogenen gedichte dem Ofterdingen (vgl. Busse s. 156).

Die Hymnen an die Nacht (I 79 ff) hätte M. am liebsten in verszeilen abgeteilt, wenigstens die ersten vier; 'umsomehr, da es neuerdings wider von Busse nachgewiesen ist, dass sie ursprünglich von Novalis selbst als freie rhythmen geplant waren' (I s. v). wie es mit diesem nachweis Busses steht, hab ich in dieser zeitschrift (XXV 319) darzulegen versucht. Minors angabe, dass die Hymnen in versificierter form existieren, und dass das Hardenbergsche archiv diese urgestalt der dichtung nebst einem

reichen schatze andrer handschriften von Novalis birgt (DLZ 1888 nr 12), ist auch M. entgangen. und das rächt sich insbesondere an seiner behandlung der Fragmente.

Die oben gegebene geschichte der Schlegel-Tieck-Bülowschen ausgabe beweist zur genüge, unter wie mislichen umständen gerade die auswahl und anordnung der Fragmente zustande gekommen ist. wenn irgendwo, so war es hier nötig, an die originale heranzutreten. vielleicht liefse sich aus dem nachlasse auch heute noch das 'encyklopädische werk' reconstruieren, auf das Tieck im vorberichte hinweist. da M. diesen, einem kritischen herausgeber vorgeschriebenen weg nicht betreten hat, gilt es zu erkunden, was mit dem gedruckten materiale anzufangen war, und wie er mit ihm verfuhr.

Gewis, mit den beiden sammlungen, der auswahl Tiecks und der nachlese Bülows, braucht man nicht allzu zimperlich zu verfahren. sie versinnbildlichen in keiner beziehung Hardenbergs eigne absichten. M. durfte (was er getan hat) die fragmente des 3 bandes denen des 2ten einordnen, er durfte aus beiden gruppen ein neues ganzes machen. er begnügte sich zwei grofse abteilungen herzustellen: Fragmente über ästhetisches (III 1 ff) und Fragmente über ethisches, philosophisches und wissenschaftliches (III 80 ff). beide abteilungen nehmen ihren stoff aus den sammlungen so Tiecks wie Bülows. die erste umfasst im wesentlichen: II⁵ 170—193. 218—231. III 163—189, die zweite: II⁵ 193—204. 105—169. III 189—206. 212—324. II⁵ 232—276. zwischen den beiden gruppen (s. 63 ff) stehn die Dialogen (II⁵ 204—218). diese anordnung, über deren reihenfolge ich mit M. nicht zu rechten gedenke, hat er 'nach mancherlei versuchen der parcellierung des schönen urwalds voll eigenartig zarter und starker gedankengewächse' einer 'streng systematischen einfächerung' vorgezogen (I s. VII). 'nur hie und da sind nahestehnde gedanken näher zusammengerückt'.

Ja, aber Tieck und FSchlegel bekennen doch selbst, dass sie die fragmente nicht nur dem handschriftlichen nachlasse des freundes, sondern auch gedruckten aufsätzen entnommen haben? aus gründen, die heute ganz hinfällig geworden sind, aus einer heute völlig unnötigen rücksicht auf das publicum von 1802 haben sie diese von Novalis geschaffnen gedankenformen zerschlagen. die aufgabe eines kritischen herausgebers indes ist, um es nochmals zu sagen, den schriftsteller in der von ihm selbst gewählten form zu veröffentlichen. M. druckt allerdings die aufsätze Glauben und Liebe und die Christenheit oder Europa (III 313 ff. 336 ff) in ihrer urform ab und scheidet folgerichtig die fragmente, die diesen beiden aufsätzen entstammen, aus. freilich wenig sorgfältig! denn etwa s. 269 und 321, beziehungsweise s. 333, dann s. 270 und 315 stehn dieselben sätze als fragmente von Tiecks und FSchlegels gnaden und als bestandteile der von Novalis geformten aufsätze.

der Blüthenstaub jedoch kommt nicht selbständig zur geltung; und doch empfiehlt nicht nur theoretischer, auch praktischer gesichtspunct den unveränderten abdruck. noch immer muss der forscher das Athenäum aufschlagen, wenn er den Blüthenstaub wissenschaftlich verwerten will. allerdings hat FSchlegel, der vor der ersten veröffentlichung dem bruder schrieb: *Der köstliche Blüthenstaub darf nicht getrennt werden*, sich einige zusätze erlaubt (Schlegelbriefe s. 365f. 375; vgl. Haym s. 901). allein schon Minor (FSchlegel Jugendschriften II s. VIII) hat einem künftigen kritischen herausgeber gezeigt, wie hier zu verfahren war.

M.s aufgabe wäre gewesen, Blüthenstaub, Glauben und Liebe und Christenheit oder Europa an die spitze des III bandes zu stellen. dann konnte er die Dialogen (III 63ff), den von Bülow uns geschenkten Monolog (III 366ff) und den aufsatz Naturlehre (Bülow s. 117) folgen lassen. dieser letzte fehlt, soviel ich sehe, bei M. überhaupt, während M. die jenem bei Bülow benachbarten stücke abdruckt (auch die 'drei entwürfe zu novellen' II 312). der rest der fragmente hätte dann folgen können, unter diesen waren aber die Athenäumsfragmente Hardenbergs irgendwie kenntlich zu machen (vgl. Haym s. 286 und Minor FSchlegels Jugendschr. II s. VIII); es sei denn, man zieht vor, diese Athenäumsfragmente Hardenbergs auszuscheiden und sie vereint vor die fragmentenmasse des ungedruckten nachlasses zu stellen.

Wenn die ausgabe von Novalis schriftstellerischen arbeiten unter dem mangel philologischer methode leidet, so leistet M. doch noch überraschenderes in der widergabe der briefe. 'es empfahl sich', sagt er (I s. V), 'auch das autobiographische in tagebüchern und briefen, soweit es zur verfügung stand, . . . anzuschliessen'. gewis, 'empfahl sich' das. allein was tut unser mann? sklavisch dem vorgehen der Schlegel-Tieck-Bülowschen ausgabe folgend, druckt er nach III 47ff zunächst das bruchstück 'Aus Novalis tagebuche seiner letzten lebensjahre' ab (I 3ff). das mag noch angehn; oder soll ihm vorgeworfen werden, dass er diesem autobiographischen documente nicht im Hardenbergschen archive nachgegangen ist? allein dann lässt er (I 37ff) die Briefe folgen, die in der originalausgabe III 129ff und II 291ff veröffentlicht worden sind. umsonst suchte der ref. zu ergründen, warum grade diese und keine anderen briefe gewählt wurden. oder sollte M. würklich von den übrigen seither publicierten briefen Hardenbergs nichts wissen? warum ist, um ein beipiel herauszugreifen, Hardenbergs brief an Schiller vom 11 sept. 1791 (natürlich auch noch mit dem falschen datum: 22 sept.) aufgenommen, und nicht auch der vom 7 october desselben jahres (Charlotte vSchiller und ihre freunde III 174ff) und der vom 23 juli 1798 (Morgenblatt 1844 nr 57)? nur weil die originalausgabe sich mit dem ersten schreiben begnügt? ich halt es nicht für meine pflicht, an dieser stelle alle ausgelassenen briefe

zusammenzustellen. bedauern mufs ich nur noch, dass M. nicht den geringsten versuch macht, die adressaten der von ihm aufgenommenen schreiben zu erkunden, ja dass er sogar die angaben der originalausgabe übersehen hat (vgl. M. I 54 mit Bülow III s. IX und Haym s. 327*). der druckfehler 1897 für 1797 (I 67) sei nur beiläufig notiert.

Verwunderlich bleibt noch eins; ein herausgeber, der, blofs um den ganzen inhalt einer schlechten, ungleichmäfsigen edition herüberzunehmen, völlig unvollständige autobiographische documente abdruckt, vergisst zwei wichtige nrr seiner vorlage: erstens Hardenbergs oft citierte schilderung seiner ersten braut (Bülow III 115); dann die biographie Justs mit ihrer erklecklichen anzahl Hardenbergscher briefe.

Von einem so wenig geschulten herausgeber werden wir keine philologische textbehandlung erwarten. nicht für ihn, sondern für wissenschaftliche forscher sei darum das folgende noch angefügt. in den Geistlichen liedern I und II bietet M. folgende lesarten: s. 108 v. 8 *Und Indien muss selbst im Norden Um den Geliebten fröhlich blühn* und s. 111 v. 1 *Fern im Osten wird es helle.* die authentische ausgabe, der Musenalmanach von 1802, list *in Norden, in Osten. Norden* als eigennamen ohne artikel zu verwenden, ist so ungewöhnlich nicht. Lexer (DWB IV 889) gibt belege aus dem 16 jh., aus Brockes und JJEngel. ich verweise noch auf Goethes Faust v. 9448, der auch *Osten* v. 9281 und 9449 in gleicher weise behandelt, allerdings unmittelbar daneben v. 9282 *Westen* mit dem artikel versieht. — in den 'Hymnen an die nacht' druckt M. ferner I 89 z. 9 *Die krystallene Woge, die ... in des Hügels dunkeln Schoofse quillt*; im Athenäum heifst es *dunkeln Schoofs.* dann I 90 z. 2 v. u. *im endlosen Raum zergingst du*; Athenäum: *in endlosen Raum.* M. hält sich beidemal an die jüngern drucke, während er gegen diese im anschluss an das Athenäum I 87 z. 3 richtig list: *Hügel, der in engen, dunkeln Raum die Gestalt meines Lebens barg.* durchaus handelt es sich um die von Petrich § 40 vielfach belegte romantische eigenheit, den casus der bewegung für den casus der ruhe zu setzen. — I 87 z. 1 lis *in Schmerz aufgelöst* für *in Schmerz, aufgelöst.* I 89 z. 1—3 lautet die anapher bei M. *wenn ..., wann ..., wann ...*, im Athenäum durchaus *wenn.*

Die paar kleinen anmerkungen, die M. unter den text setzt, sind viel zu unbedeutend, als dass sie längeres verweilen verlohnten.

Zu M.s ausgabe hat Bruno Wille eine charakteristik Hardenbergs geliefert. sie verfolgt lediglich populäre zwecke und gibt mir keinen anlass zu weitrer erörterung. auf welchem wege die erforschung des romantischen mystikers zu neuen resultaten vordringen kann, hat AHuber jüngst (Euphorion 4, ergänzungsheft 1899 s. 99 ff) erfolgreich gezeigt. Wille hat diesen weg ge-

mieden. wer so rauhe pfade scheut, dem bietet Ricarda Huchs geistvolles buch immer noch eine weit bessere einführung. die mutige dichterin hat bewiesen, dass man nicht seicht zu werden braucht, um romantisches fühlen und denken unseren zeitgenossen verständlich zu machen.

Bern, 17 juni 1900. OSKAR F. WALZEL.

LITTERATURNOTIZEN.

Die antike kunstprosa vom VI jahrhundert v. Chr. bis in die zeit der renaissance. von EDUARD NORDEN, 2 bde. Leipzig, Teubner, 1898. XVIII und 969 ss. 8⁰. 28 m. — dies grandiose werk wird wol für immer die erste etappe auf dem kaum betretenen wege der geschichte des prosastils bilden. N. versucht in anregender und schwungvoller (leider für den gegenstand oft zu wenig sachlicher und nüchterner) darstellung die entwicklung der kunstmäfsigen prosa von Heraklit bis Petrarca zu zeichnen. für die kürze der aufgewendeten zeit (2—3 jahre) ist die kenntnis der stilistisch gewürdigten autoren staunenswert und die belesenheit in der einschlägigen litteratur nahezu beispiellos. aber nicht nur die gewaltige receptivität des verfassers, der namentlich in den gelehrten noten einen künftig für alle behandelten fragen unentbehrlichen apparat zusammengetragen hat, auch die gewantheit in der auffassung der stilistischen individualität und das frische urteil fordern meistens hohe anerkennung. indessen hat die eilige arbeitsweise den einzelresultaten erheblich geschadet und übereilte, lose oder schiefe argumentationen reizen zu fortwährendem widerspruch; — und doch wird niemand das buch ohne vielseitige anregung und förderung aus der hand legen.

Die griechische kunstprosa der attischen blütezeit kommt natürlich in einer derartigen wesentlich auf die würdigung der spätantiken und christlichen litteratur berechneten darstellung zu kurz (für Plato genügen 8 seiten), und noch manches andere wird nur ehrenhalber abgetan; die darstellung des sogenannten asianismus ist inzwischen durch vWilamowitz überholt, — aber wer wird nicht die umfangreichen abschnitte über die zweite sophistik, wer nicht die ganz neue und eigene stilistische behandlung der neutestamentlichen schriften, der kirchenväter, die erörterungen über gnostisches, die untersuchungen über afrikanische prosa, den versuch einer entwicklung des altchristlichen predigtstiles mit freuden begrüfsen!

Das aufserordentliche verdienst, das sich der verf. durch erörterung aller dieser probleme erworben hat, wird nur wenig geschmälert dadurch, dass der verbindende grundgedanke, welcher die gesamtvorstellung durchzieht und vom altertum zum mittelalter und der renaissance überleitet, für jeden, der sich mit der antiken prosa befasst hat, unannehmbar ist. N. sieht, ohne den

begriff 'kunstprosa' scharf zu umschreiben, das wesen der griechischen kunstprosa einseitig in der rhythmisierung, der poetischen diction und den figuren. in der periode des niedergangs der attischen prosa nach 300 v. Chr. kommt der sophistisch-asianische stil in die höhe. der gegensatz zwischen ihr und den vertretern des classischen atticismus setzt sich durch die christliche litteratur und die ganze lateinische prosa bis in die renaissance fort. für das immer wider zu beobachtende auftreten eines pointierten antithesenstils mit kurzen, zerhackten, parallelen gliedern macht N. den sophisten Gorgias, Platos gegner, verantwortlich, ohne auch nur einigermafsen befriedigende beweise für das fortleben seiner in wahrheit ganz ephemeren manier erbracht zu haben. die letzten ausläufer dieses vermeintlichen gorgianischen stiles sieht er in der antithesenprosa des englisch-spanischen euphuismus der Lyly und Guevara. wo findet man denn eigentlich diesen antithesen-stil nicht? die neigung dazu ist in jedem volke vorhanden, N. selbst führt an, dass die Chinesen sich in ihm gefallen. die antithesen und kurzen sätze in der grabschrift des Guevara beweisen ebenso wenig, wie etwa die bekannte grabschrift des holländischen admirals Piet Hein.

Für das mittelalter verlässt der verf., aufser stande, seine falsche hypothese auch hier durchzuführen, zunächst den boden der eigentlichen stilforschung und gibt wichtige excurse über das fortleben der antiken bildung und litteratur, über die artes liberales, den streit zwischen scholastikern und classicisten, woran sich dann eine stilistische würdigung der hauptsächlichen vertreter des classicismus, Einhart, Servatus Lupus, Gerbert, Lambert ua. knüpft. die belesenheit des verf. ist auch hier für einen classischen philologen sehr grofs, aber es will mir nicht scheinen, als ob er über die cultur des mittelalters zu einem immer befriedigenden urteil gekommen wäre. der classicismus Karls des Grofsen, den er in flüchtigen strichen zu schildern versucht, steht zb. in einem nicht genügend erklärten widerspruch mit 'der zu gleicher zeit herschenden anschauung von dem relativen wert und der dienenden stellung der artes liberales und der classischen autoren'. entsprang aber nicht vielleicht der kunstsinn Karls, wie er sich in der begünstigung des baulustigen Ratgar und der bestellung illustrierter messbücher äufserte, seiner innersten überzeugung, während seine äufserungen über den wert der antiken bildung und die stellungnahme der libri Carolini zum bilderdienst mehr kirchenpolitischen zwecken dienten? — ich glaube anderseits, uns classischen philologen ist doch das mittelalter zu fremd, als dass wir mit einem satz wie folgendem auf unbedingten beifall von kennern der mittleren zeiten rechnen dürften : (s. 688) 'ästhetischen genuss gewährten die schriftsteller auch nicht einer generation von menschen, die meist geschmack an dem bizarren und perversen hatte und dem denken und fühlen der antike ent-

wachsen war. besser also man warf den alten plunder in die ecke und begnügte sich mit dem auf flaschen gezogenen bildungsextract der artes'. welche 'generation' meint eigentlich der verf.? die mitte des 12 jhs.? und welche menschen? das ganze deutsche oder französische volk? die scholastiker allein kann man doch nicht eine generation nennen. wie stimmt zu solchen urteilen der satz am eingange des II buches, s. 659: 'als eine der grofsartigsten historischen errungenschaften unsres jahrhunderts darf gelten, dass derjenige, der das mittelalter noch mit den schmähworten der humanisten bezeichet, ähnlicher schmähworte seitens der heutigen forscher gewärtig sein muss'.

Den lesern dieser zeitschrift dürfte noch der angehängte abschnitt zur geschichte des reims besonders willkommen sein. N. nimmt es als selbstverständlich an, dass der deutsche reim aus der lateinischen hymnenpoesie entlehnt ist, und indem er auf eine darstellung dieses lateinischen hymnenreimes gänzlich verzichtet, versucht er nachzuweisen, dass der antike reim, ursprünglich nur in der rhythmischen prosa zu rhythmischen zwecken verwendet, aus der predigt in die dieser verwante hymnenpoesie gelangte. für das griechische ist dieser nachweis nicht überzeugend geführt, da in den spätgriechischen und byzantinischen hymnen der stumpfe reim durchaus nicht das hauptkunstmittel ist, sondern das widerholen derselben verbalform (homoioptoton) und die anapher mindestens ebenso stark in den vordergrund treten. mich dünkt, bei allen untersuchungen über den reim ist das fundament die überall anzutreffende volkstümlichkeit des gleichklangs in feierlichen segen-, zauber- und gebetsformeln. diesen boden des volkstümlichen verlässt N., wenn er den reim in der griechischen kunstprosa actuell werden lässt, wo er in der tat nur eine beschränkte rolle spielt. viel natürlicher ist die annahme, dass der volkstümliche reim, durch die quantitierende oder (bei den Deutschen) allitterierende poesie zeitweilig unterdrückt, entweder gelegentlich oder dauernd wider zu tage tritt.

Marburg. GEORG THIELE.

Ein capitel aus der geschichte der deutschen grammatik von M. H. JELLINEK. [sonderabzug aus: Abhandlungen zur germanischen philologie. festgabe für RHeinzel.] Halle a. S., Niemeyer, 1898. 80 ss. 8°. 2 m. — die vorliegende abhandlung ist ein dankenswerter beitrag zu einem der interessantesten capitel aus der geschichte der nhd. schriftsprache. der verf. führt in chronologischer folge die zeugnisse der grammatiker von Ölinger bis Adelung über die geltung des unbetonten *e* vor. eine geschichte des gebrauchs ist selbstverständlich aus diesen zeugnissen nicht zu gewinnen; dazu sind die bemerkungen dieser lehrbücher zu oberflächlich und flüchtig, bei manchen auch durch das bestreben den unsicheren gebrauch zu regeln beeinflusst oder durch vorgefasste grammatische theorien getrübt; immerhin lassen sie die hauptetappen der bewegung

übersehen und sind auch wol geeignet, als leitfaden einer gründlichen untersuchung, wie sie vBahder in aussicht gestellt hat, zu dienen, wie denn auch umgekehrt erst die genaue kenntnis des gebrauchs das verhalten der grammatiker richtig würdigen lassen wird. — am eingehendsten sind Schottel und Adelung behandelt. der verf. führt überzeugend aus, dass das ablehnende verhalten Schottels gegen das nichtflexivische auslautende *e* aufs engste mit seiner theorie von der einsilbigkeit der stammwörter zusammenhängt; aber dass diese theorie so bedeutenden einfluss auf seine lehre hatte, lässt sich doch nicht allein daraus erklären, dass das ostmitteldeutsche für ihn eigentlich eine fremde sprache war; mehr noch kommt die verbreitung der apokopierten formen in der anerkannten litteratur in betracht, namentlich auch bei Luther; bekanntlich bietet auch noch die letzte bibelausgabe vom jahre 1545 eine menge verkürzter formen, die die spätere schriftsprache abgelehnt hat: nicht einmal das plural-*e* der substantive war anerkannt. ein zielbewuster, siegreicher kampf beginnt erst mit Opitz und den schriftstellern und theoretikern, die sich ihm anschliefsen, dh. als das litterarische leben der östlichen lande mafsgebende bedeutung gewann. auch die ältern süddeutschen grammatiker verfuhren nicht aggressiv gegen das *e*; sie verhielten sich ihrer mundart folgend im ganzen ablehnend, liefsen aber anfangs das zeichen doch als eine berechtigte althergebrachte eigentümlichkeit der schriftsprache gelten. energische angriffe einzelner erfolgten erst im 18 jh. mit und nach der fehde, die Bodmer gegen Gottsched und alle seine theorien unternahm. die einseitigkeit, mit der Adelung das Meifsnische als musterdialekt hervorhob, war dann wider eine folge der süddeutschen auflehnung und der neigung jüngerer schriftsteller, mundartliche formen der volkssprache in die litteratur einzuführen; in der geschichte der schriftsprache im ganzen war diese einseitige betonung der Meifsnischen nicht begründet. auch die seltsame anschauung Adelungs, dass das euphonische *e* erst eine errungenschaft der letzten jahrhunderte sei, entsprang aus der richtigen, nur falsch gedeuteten wahrnehmung, dass tatsächlich das *e* in der gedruckten litteratur sich allmählich ausgebreitet hatte. anfänge einer untersuchung, wie weit Adelungs euphonische regeln im sprachgebrauch begründet waren, wie weit sie ihn etwa ausgebildet haben, bilden den schluss der abhandlung. — zu hart, wie mir scheint, wird Gottsched und seine grammatik beurteilt; ich vermag nicht den 'typus eines sprachtyrannen' in ihm zu sehen — jedesfalls tat er in dieser beziehung nicht allen seinen zeitgenossen genug — und finde, dass seine grammatik unter den meisten andern büchern, die J. angezogen hat, eine recht respectable stellung einnimmt. ob er so ganz gegen den sprachgebrauch decretiert habe, dass die schwachen verba den imperativ auf *e*, die starken einsilbig zu bilden haben, wird doch näher zu untersuchen sein. der verf.

selbst bemerkt an anderer stelle (s. 31 anm.), dass ihm die prüfung eines teils der Opitzschen gedichte das resultat ergeben habe, dass allerdings die imperative der st. verba fast immer nach alter weise einsilbig sind, auch dann wenn derselbe vocal wie im infinitiv steht, dagegen die der schwachen regelmäfsig *e* haben. auch darin, dass Gottsched dem *e* der masculina und neutra geringen schutz gibt, folgt er der entwicklung der sprache, obwohl ja zuzugeben ist, dass er in seinem streben die ausnahmen einzuschränken das mafs der sprache, die er im allgemeinen als mustergiltig ansieht, überschreitet. genaue auskunft über die apokope bei den Schlesiern geben leider auch die neueren arbeiten (Drechsler, Bäsecke) nicht. — lichtvoller wäre die darstellung vielleicht geworden, wenn der verf. die behandlung der flexivischen von den nichtflexivischen *e* ganz getrennt und im zweiten teil seiner untersuchung die west-mitteldeutschen grammatiker als besondere gruppe neben die oberdeutschen gestellt hätte. W. WILMANNS.

Cynewulfs wortschatz oder vollständiges wörterbuch zu den schriften Cynewulfs von dr RICHARD SIMONS. [= Bonner beiträge zur anglistik, hrsg. von prof. dr M. TRAUTMANN, heft III.] Bonn, Hanstein, 1899. VI und 163 ss. 8⁰. 6 m. — ein specialglossar zu den echten werken Cynewulfs oder besser noch eine vergleichende phraseologie der dem autor gesicherten und der von der forschung mit seinem namen zusammengebrachten gedichte mag schon manchem wünschenswert erschienen sein : dass das hier gebotene ein bedürfnis befriedigt, kann ich nicht zugeben.

S. erklärt für gesicherte werke Cynewulfs, ebenso wie Trautmann, aufser der Elene und Juliane und dem mittlern teile des Crist den Andreas, indem er mit Sarrazin die 'Schicksale der apostel' für einen epilog dieser legende ansieht. wenn ich beim Crist die einschränkung auf die 'Himmelfahrt' mit vorbehalt hinnehme, so muss ich um so entschiedener die einstweilige fernhaltung des Andreas verlangen. Trautmanns aufsatz (Angl. beibl. 6, 17 ff) hat mich gar nicht überzeugt, und überhaupt wird mir nur der die echtheit des Andreas plausibel machen, der mir in einer darstellung von Cynewulfs entwicklung den deutlichen abstand dieses werkes von den übrigen zu erklären vermag. S., der die ganze frage s. I—III etwas chevaleresk abtut, äufsert die bestimmte erwartung, eben sein wörterbuch werde durch den nachweis der einheit des wortschatzes die echtheit des Andreas sichern, — ich bin vorläufig ganz andrer ansicht. um mich gleich an die ersten seiten zu halten : wenn der dichter des Andreas 4 mal (s. 3) das prosaische adverbium *ǣninga* 'prorsus' im stabreim (stets an gleicher versstelle) verwendet, so ist das jedesfalls eine differenz von Cynewulf, die durch ein paar dutzend übereinstimmungen im poetischen wortgebrauch nicht aufgewogen wird. für den, der den Andreas dem Cynewulf zuweist, ist es ein durchaus folgerechter schritt, auch den Beowulf auf das gleiche conto

zu setzen. denn, ich widerhole früher geäufsertes : der Andreas steht dem Beowulf sehr viel näher als die sichern dichtungen Cynewulfs.

Aus dem so eigenmächtig (dh. trautmännisch) begrenzten material sind die belegstellen vollständig, aber in knappster form verzeichnet. die sammelarbeit wie der druck machen den eindruck der sauberkeit : ich habe bei über 300 stichproben kein falsches oder fehlendes citat entdeckt. einiges auffällige weist die längenbezeichnung auf, so s. 112 *orhlȳte* und *orlēge*. das adjectivum einerseits vom subst. anderseits vom adv. zu scheiden, hat der verf. nicht für unbedingt nötig gehalten : zu welchen unzuträglichkeiten das führt, zeigen zb. die artikel *torht* [adj. u. subst.] und *torhte* [adv.]. die interpretation gewinnt kaum irgendwo, ja sie macht vielfach rückschritte, da der verf. die bedeutungsangaben in der hauptsache aus Grein übersetzt und das unverbindliche dieser lateinischen umschreibungen zuweilen verkannt hat. mit eignen (?) erklärungen hat S. wenig glück : ich weifs nicht, wie er das für El. 1107. 1053 angesetzte '*gerǣda* m. ratgeber' rechtfertigen will. überlieferung und recipierte emendation sind nicht immer scharf geschieden : so handelt es sich bei *bǣlfȳr* El. 578 um eine conjectur Fruchts. glücklich hergestellt scheint mir Jul. 412 das comp. *mōdgemyrred*, das also Zs. 43, 367 einzureihen wäre.

Aber was nützt uns für litterarhistorische fragen — und um solche in erster linie handelt es sich hier — ein specialglossar, dem nicht nur der hintergrund fehlt, wie ihn uns Grein mit seiner aufnahme des gesamten poetischen sprachschatzes der Angelsachsen bietet, sondern auch jede rücksicht auf die phraseologische und rhythmische verwendung der wörter? ob ein wort in bestimmter umgebung, ob es in der allitteration und an welcher stelle des verses es erscheint, auf alle solche fragen verweigert uns S. die auskunft. mit seinem wörterbuch verharrt die Cynewulfforschung ganz in dem gleise, in das sie sich seit den ersten bänden der Anglia, dh. seit nun einem vierteljahrhundert, eingefahren hat und aus dem seither nur wenige arbeiten herausgetreten sind. E. Sch.

Die Gesta Caroli Magni der Regensburger Schottenlegende. zum ersten mal ediert und kritisch untersucht von dr A. Dürrwächter. Bonn, Hanstein, 1897. 225 ss. 8⁰. 6 m. — nachdem ich zu einer ausführlichen besprechung dieses tüchtigen und trotz einer gewissen breite recht lesbaren buches leider nicht die zeit gefunden habe, möcht ich die germanisten wenigstens durch eine kurze anzeige mit seinem für uns keineswegs gleichgiltigen inhalt bekannt machen. schon als quelle des spätmhd. gedichtes von Karl dem Gr. und den Regensburger Schottenmönchen, das Baechtold in seinen Deutschen hss. im Brit. museum (1873) auszugsweise bekannt gemacht und Perry in einer für die litteratur-

geschichte leider unergiebigen Marburger dissertation (1892) sprachlich behandelt hat, ligt uns der 'Libellus de fundatione ecclesie consecrati Petri' (§ 1—5, s. 1—54) nicht fern : durch die untersuchungen D.s über alter und bestandteile des fabulosen machwerks aber wird dies interesse lebhaft gesteigert. das ganze ist eine compilation, der D. nur 'die einheitlichkeit des potpourris' zugesteht, aufgebaut auf einer historischen und geographischen unwissenheit, wie sie auch im ma. nicht mehr normal ist : Rom in Afrika, Karl d. Gr. ein Römer von einer französischen mutter, die alten Baiern mit den Hunnen identisch usw. den wichtigsten bestandteil dieser apokryphen Schottenchronik, die wahrscheinlich zwischen 1270 und 1278 in einem der beiden Schottenklöster Regensburgs (D. entscheidet sich für Weih SPeter) zusammengebracht wurde, bilden die 'Gesta Caroli Magni' (§ 6, s. 55—119), für sich wider eine compilation, bei der einem fremden litterarischen grundstock allerlei regensburgische localsage angegliedert und das ganze zu den Schotten in beziehung gesetzt worden ist. dieser fremde grundstock nun ist das interessanteste an dem ganzen werke : D. sucht ihn zu erweisen als eine von einem Norditaliener 'zur zeit Karls I von Anjou, königs von Neapel und Sizilien, verfasste und tendenziös auf ihn bezogene Karlslegende', und er erweitert diesen zwar nicht unbedingt zweifelfreien, aber doch recht plausibeln nachweis durch sehr interessante ausführungen zur geschichte der politischen ideen und der öffentlichen meinung in Italien um 1270, ausführungen, die die bekannten arbeiten von Grauert und Kampers lebensvoll ergänzen. — den starken litterarischen erfolg der Schottenchronik bezeugen die zahlreichen hss. (D. selbst kennt 9). das fortleben der auf sie allein gestützten legende von Karl und den Schottenmönchen (§ 7, s. 119—124) führt uns über eine reihe von litterarischen stationen, von denen einige näheres interesse wecken : Konrad vMegenberg, dem zwar durchaus nicht der kern, wohl aber manche einzelheiten bedenken erregen, dann das deutsche gedicht, das sich eng an die quelle anschliefst, später ein volksbüchlein, das in zwei Nürnberger incunabeldrucken vorligt und beziehungen zu KvMegenberg verrät, Ebran vWildenberg und Veit Arnpeckh, die alles gläubig hinnehmen, bis dann Aventin in den 'Origines Ratisponenses vernacule conscriptae' das ganze fabelgespinnst zerreifst.

Für die ausgabe der Gesta Caroli (s. 145—218) hat D. 8 hss. benutzt, darunter 5 Münchner. die notorisch älteste, der cod. Harl. 3973 in London, blieb ihm leider unzugänglich, und er hat sie vorübergehend so weit vergessen, dass er s. 49 einmal behauptet, die gesamte hsl. überlieferung der compilation sei nicht älter als das 15 jh. ich mag über die recensio kein bestimmtes urteil abgeben, da ich zu einer sichern erfassung dessen, was bei dem compilator sprachlich möglich oder wahrscheinlich ist, nicht vorgedrungen bin. anstofs nehm ich einstweilen an

vielem, von dem *ac Ratispona que quarta* gleich im eingang (s. 145) an. aber als quellengrund für die litterarischen und historischen nachforschungen D.s reicht dieser text gewis aus, und als schriftstellerische leistung hat das opus nicht eben hohe ansprüche zu machen. — in den anmerkungen nimmt D. öfter auf deutsche dichtungen bezug und ist (s. 119) geneigt, dem compilator die bekanntschaft mit Strickers Karl zuzuschreiben: ich habe mich zwischen dem alten Rolandslied und der bearbeitung des Strickers nicht entscheiden können.

Zu s. 65 anm. 39[a] möcht ich bemerken, dass Kaiserchron. s. 48 n. 2 der hinweis auf das schwäbische *Mendilberch* bei gelegenheit der gleichen widergabe von 'Mons Gaudii' natürlich nur so gemeint war, dass ein in der heimat vorhandener ortsname zur übersetzung eines gleichbedeutenden oder als gleichbedeutend angesehenen fremden verwendet werden konnte; überdies hat D. meine anmerkung zu v. 14573 übersehen. E. Sch.

Über Walther von der Vogelweide. eine jugendarbeit Rudolf Hildebrands, hsg. von prof. Georg Berlit. [sa. aus der Zeitschr. f. d. deutschen unterricht. 13 jahrg. ss. 777 ff.] Leipzig, BGTeubner, 1900. 39 ss. 8⁰. 0,60 m. — Rudolf Hildebrands staatsexamensarbeit, von Moritz Haupt einst hohen lobes gewürdigt und jetzt durch die pietät eines schülers ans licht gezogen, ist 'mitten unter den stürmen' der märzrevolution in 14 tagen erwachsen. es weht frühlingsluft in ihr: 'man kann ja seit kurzem jetzt das specifisch Deutsche wider mit selbstgefühl nennen, es ist ja so herrlich, dass ich nichts dergleichen kenne im ganzen umkreis der dinge'; Walther wird dem jüngling, der sich aus den fesseln des scholasticismus in 'die wellen der würklichen dingewelt' sehnt, der repräsentant eines ganzen und gesunden geisteslebens, das in sich selbst seinen zweck hat. gern vergleicht er ihn mit Goethe und freut sich seiner naiven sinnlichkeit; es jammert ihn, dass dieser herrliche Walther schliefslich auch als opfer des christlichen dualismus fallen muss wie so viele Deutsche. am wohlsten ist ihm bei Walthers politischen gedichten, aus denen er die stimme Luthers und der freiheitsdichter von 1813 heraus hört; die liebeslyrik ist ihm zu gedanklich, und er empfindet deutlich den 'kältlichen anstrich' der schemenhaften tradition, der er ebenso schuld daran gibt, wenn uns heute 'der so viel gepriesene und gesuchte umgang mit frauenzimmern zur last oder wenigstens zur anstrengung wird'. dieser schnelle seitenblick auf das tägliche leben weist inmitten der zuweilen etwas aufsatzmäfsigen darstellung, die von der eminent gesprochnen sprache des reifen Hildebrand noch wenig zeigt, schon deutlich voraus auf die fruchtbare, belebende anschauung, die späterhin alles erquicklich durchdrang, was in den gesichtskreis des unvergesslichen mannes trat. schon in dieser jugendarbeit denkt er, echt Hildebrandisch, bei Walth. 55, 30 *nû wil ich schowen, ob du iht tügest* an den meister, der den lehrbuben controliert,

und 95, 15 *dannoch seit si mir dâbî* fällt ihm sofort die volkstümliche zugabe ein. die liebe zum volke stimmt widerum zur zeit wie zu der person des schreibers: neben Goethe und Schiller gibt das volkslied parallelen her, und der tact, der in der volksstimme ligt, ist ihm damals wie immer für ästhetisch-ethische dinge 'eine art gottesgericht in letzter instanz'. so finden wir gerne in den weichern zügen des jünglings das vertraute und geliebte antlitz wider. wissenschaftlichen ertrag wird niemand erwarten: es hat mich fast überrascht, welche geringe bedeutung in diesem bilde Walthers die künstlerische und menschliche entwicklung gewinnt, wie wenig geschichtliche probleme aufgeworfen werden; Hildebrand war keiner von den frühreifen. die hübsche conjectur *allez* f. *alze* 44, 38 waren wir gewöhnt an Bartsch zu knüpfen. — ich würde dem herausgeber noch dankbarer gewesen sein, wenn er nicht den seltsamen einfall gehabt hätte, die majuskellosigkeit von den lateinischen lettern des manuscripts auch in die fractur der Zs. f. d. unt. zu übertragen, was sehr curios würkt. R.

Beiträge zur geschichte der wissenschaftlichen studien in sächsischen klöstern I Altzelle. von Ludwig Schmidt. der XLIV versammlung deutscher philologen und schulmänner aus anlass der begründung einer abteilung für bibliothekswissenschaft dargebracht von der königlichen öffentlichen bibliothek zu Dresden. Dresden, WBaensch, 1897. 93 ss. gr. 8⁰. 1,50 m. — diese kleine schrift, die sich erst zwei jahre nach ihrem erscheinen zur besprechung gestellt hat, ist gründlicher, wenn auch nicht immer anmutiger gelehrsamkeit voll. Sch. hat in Jena den bisher für verloren gehaltenen bibliothekskatalog des Cisterzienserklosters Altzelle aufgefunden, den Spalatin 1514 anfertigen liefs, um bei der begründung der Wittenberger universitätsbibliothek einen anhalt zu haben; er bringt ihn nach einer orientierenden einleitung auf s. 35—80 mit ausnahme der juristischen und medicinischen abteilungen zum abdruck und weist in einem anhang wenigstens für einen teil der hss., leider nicht auch der incunabeln, den jetzigen aufbewahrungsort nach. eine wichtige vorarbeit bot der der klosterbibliothek gewidmete abschnitt des 1855 erschienenen buches über Altzelle von EBeyer (s. 109—130), wo ohne benutzung des nun von Sch. gefundenen katalogs ein stattlicher teil der alten bücherei auf grund einer sorgfältigen durchmusterung der Leipziger und Dresdner bibliotheken und einer verzeichnung ihres besitzes an ehemals altzellischen büchern reconstruiert ist. Sch. gibt jetzt freilich wesentlich mehr; vielleicht soll man nun aber umgekehrt sich auch nicht zu sehr auf die unbedingte vollständigkeit des jetzt veröffentlichten katalogs verlassen, gegen die zb. die bei Beyer s. 125 unter 1 und 3 angeführten drucke zu sprechen scheinen; auch weist der Dresdner cod. K 277 (Schnorr II 234) darauf hin, dass in dem medicinischen teil des katalogs auch nichtmedicinisches enthalten ist.

So vollständig aber ist er jedesfalls, dass er in mehrfacher hinsicht unsre kenntnisse zu fördern vermag. zunächst die geschichte des bibliothekswesens. ThGottlieb allerdings in seinem grofsen corpus ma.licher bibliothekskataloge (Über ma. bibliotheken 1890) hätte dieses verzeichnis verschmäht (er kennt freilich auch das kurze verzeichnis aus dem 12 jh. nicht, das Sch. s. 10 f abdruckt), weil es erst nach 1500 entstanden ist; aber gerade ein katalog wie der von Altzelle zeigt deutlich, wie wenig innere bedeutung diese mit Hains praxis übereinstimmende abgrenzung hat : die einrichtung der bibliothek ist auch 1514 noch durchaus mittelalterlich, und das oft schwer entwirrbare durcheinander von hss. und drucken ist das gleiche in katalogen, die der zweiten hälfte des 15 jhs. angehören.

Dem bildungsgeschichtlichen problem des ausgehnden mittelalters, der frage nach der umwandlung der scholastischen bildung in die humanistische, würde der katalog gewis noch mehr zu gute kommen, wenn er mehr anhaltspuncte für die zeit der erwerbung der einzelnen nummern böte, die sich leider auch anderweitig nur hie und da sicher ermitteln lässt. von Prag aus erhält das schulwesen des klosters im 14 und im beginnenden 15 jh. offenbar bedeutsame anregung; aber nirgends ist zu spüren, dass damit nun auch ein teil des böhmisch-luxemburgischen vorhumanismus nach Altzelle gekommen wäre : das 'Exercitium baccalaureantium' des aus Prag berufenen Vincentius Grüner ist der neuen bildung so völlig fremd wie die werke seines ebenfalls aus Prag kommenden nachfolgers Matthias von Königsaal, und keine einzige der wenigen modernen handschriften der klosterbibliothek geht in so alte zeit zurück. der Altzeller frühhumanismus wird sich vielmehr parallel dem Leipziger frühhumanismus entwickelt haben, der seit den sechziger und siebziger jahren des 15 jhs. langsam zu wachsen beginnt; freilich ist keiner der namen von Leipziger studierenden und graduierten aus Altzelle, die Sch. s. 22 ff zusammengestellt hat, in dem namenverzeichnis von GBauchs Geschichte des Leipziger frühhumanismus (1899) nachzuweisen. dass in der bibliothek mehrmals (G 24, O 42, vgl. auch L 42) eine 'Quodlibetaria questio Erphordensis studii' (vielleicht JSchrams Monopolium der schweinezunft v. 1494?) zu finden ist, liefse es wol empfehlenswert erscheinen, auch einmal die Erfurter matrikel (hrsg. v. Weifsenborn und Hortzschansky 1881—99) auf Altzeller studierende hin durchzuarbeiten.

1514 finden wir nun als moderne bildungsmittel die werke fast aller römischen classiker; ihnen gesellen sich einige Griechen: aufser Aristoteles Xenophon, Plato, Plutarch, Lucian und sogar Euripides, natürlich, auch wo es nicht ausdrücklich bezeugt ist, gewis nur in lateinischen übersetzungen. es erscheinen ferner fast alle grofsen italienischen humanisten der gesamten entwicklungszeit; einer der allerkleinsten, Jacobus Publicius, sei hier

herausgehoben, weil er in den sechziger jahren des 15 jhs. persönlich in Deutschland lehrte und weil das vorkommen mehrerer seiner schriften wider auf den zusammenhang der Altzeller studien mit Leipzig oder Erfurt weist. unter den deutschen überwiegen die männer der strengeren richtung. von den auchhumanisten treffen wir GHeimburg und HLeubing, der frühhumanismus ist — ich möchte fast sagen : natürlich — durch Eybs Margarita poetica vertreten; dann folgen Agricola, Wimpheling, Reuchlin, dessen Sergius mehrfach vorkommt, SBrant, dessen deutsches Narrenschiff übrigens samt einer deutschen bibel, deutschen predigten und hsl. 'Rithmi vulgares de vitis patrum' (G 34, nach ESchröders vermutung wol die jetzige, schon 1826 von Tittmann, 1880 von Franke nach Altzelle gewiesene hs. 816 der Leipziger universitätsbibliothek) das deutschsprachliche schrifttum fast allein vertritt, GReisch, dessen Margarita philosophica freilich ebenso wie die Margarita poetica ohne verfasserangabe eingetragen ist und der daher ebenso wie Eyb in Sch.s autorenregister fehlt, JLocher (Narragonia ua.) und endlich auch Erasmus, der von übersetzungen und ein paar kleinigkeiten abgesehen, durch seine Adagia vertreten ist. dagegen ist CCeltis aus dem autorenregister zu streichen, denn der magister Conradus Zeltan, dessen 'Lectura super capitulo : Firmiter credimus' mehrfach vorhanden ist, wird schwerlich mit dem erzhumanisten identisch sein. mit Erasmus stand der abt Martin von Lochau (1493—1522), der hauptvertreter des Altzeller humanismus, auch in brieflichem verkehr; vielleicht dient der von Sch. s. 24 anm. 1 wider hervorgehobene nachweis dazu, die Erasmusphilologen auf die spur der verlorenen correspondenz zu führen.

Sch. macht s. 2f darauf aufmerksam, dass in Jena auch die bibliotheksverzeichnisse andrer klöster aus der gleichen zeit aufbewahrt werden; es sind Reinhardsbrunn, Lehnin, Nürnberg (predigerkloster), Leipzig (predigerkloster) und Grünhain, vielleicht auch noch Halle (Servitenkloster) und Nürnberg (Augustinerkloster). von ihnen sind bisher nur das Lehniner und das Reinhardsbrunner herausgegeben. wenn man sich an die anregungen hält, die Sch.s veröffentlichung des Altzeller katalogs bietet, muss man auch den übrigen verzeichnissen kundige und sorgsame bearbeiter wünschen.

Berlin, 31 januar 1900. MAX HERRMANN.

Laurence Sterne und CMWieland, von dr C. A. BEHMER. [Forschungen zur neuern litteraturgeschichte, herausgegeben von dr Franz Muncker, IX.] Berlin, CDuncker, 1899. 62 ss. 8⁰. 1,20 m. — Behmer hat seine abhandlung, die nur ein kleiner beitrag zur erforschung fremder einflüsse auf Wielands dichtungen sein will, in 3 teile zerlegt: I Laurence Sterne, II Wielands beschäftigung mit Sternes schriften, III Sternes einfluss auf Wielands dichterisches schaffen. in einer schlussbetrachtung fasst er sodann die gewonnenen resultate kurz zusammen.

Die beiden ersten teile dienen vortrefflich ihrem zwecke. das bild, das uns B. an der hand des 'Tristram Shandy' und der 'Sentimental journey' von Sterne als dem vertreter des idealistischen humors entwirft, ist in allen zügen klar und sauber, und das 18 jh. mit seiner gefühlsarmut in der ersten, mit seiner empfindsamkeit in der zweiten hälfte bildet einen würksamen hintergrund dazu. — wie B. sodann nachweist, hat Wieland den 'Tristram Shandy' nicht vor sommer oder herbst 1767, die 'Empfindsame reise' gegen ende des jahres 1768 kennen gelernt. und gewis, nur diese romane, nicht die übrigen schriften Sternes haben erkennbar auf sein dichterisches schaffen eingewürkt. — nicht so rückhaltlos anerkennend steh ich dem 3 teile gegenüber, in dem B. die von Sterne beeinflussten schriften Wielands bespricht. es ist zu bedauern, dass B. die aufserordentlich eingehnden untersuchungen von Bauer 'Über den einfluss Laurence Sternes auf ChMWieland' (programme des kaiser Franz-Josef-gymnasiums in Karlsbad, 1898. 1899. 1900) für seine abhandlung noch nicht herangezogen hat. wie er selbst erklärt (zb. s. 36. 38), hat er nicht immer alle übereinstimmungen mit Sterne angeführt, oft sich auf proben beschränkt. dagegen liefse sich nichts sagen, wenn nur nebensächliches ausgelassen, wenn oft widerkehrendes nur einmal angeführt wäre. jedoch erklären sich nicht alle lücken aus diesem princip. hier einige nachträge, die übrigens das verdienst der reichhaltigen, übersichtlichen und gut geschriebenen studie B.s nicht in frage stellen sollen.

In den 'Beiträgen zur geheimen geschichte des menschlichen verstandes und herzens' ist nicht allein im stil, sondern auch im stoff und geist des ganzen werkes ausgeprägte verwantschaft mit Sterne vorhanden. Wieland preist Sternes empfindsamkeit, ja er lässt sich sogar von ihr zu einer wörtlichen übersetzung aus der 'Empfindsamen reise' veranlassen (s. 179). auch bei besprechung der von Sterne besonders stark beeinflussten Dialoge des Diogenes von Sinope muste die empfindsamkeit als ein element der verwantschaft mehr hervorgehoben werden. aus dem Goldenen spiegel vermiss ich den hinweis auf Sternes art, der in Wielands worten (einl. s. 18) ligt: *Warum hatten die ehrlichen Männer die Gabe nicht, der Weisheit ein lachendes Ansehen zu geben? — Oder konnten sie sich nur nicht entschliefsen, ihr zuweilen die Schellenkappe aufzusetzen?* I s. 131: *Während dass der Iman diese schöne Rede hielt, sang der Sultan im Tone der langen Weile und mit halb geschlossenen Augen, la Faridondäne la Faridondon, Dondäne Dondon Dondäne Dondäne Dondäne Dondon* (ebenso s. 143). wer denkt da nicht sofort an onkel Tobys *Lillabullero?* wenn Schach Gebal bei besonders gefühlvollen worten Danischmends regelmäfsig einschläft, so war hier aufser dem hinweis auf den alten Shandy und onkel Toby vor allem ein solcher auf dr Slop am platze (Tr. Sh. cap. 42).

Die ausführungen B.s s. 25 über Wielands inneres verhältnis zu Sterne sind unklar. wenn der brief vom 13 november 1767 uneingeschränkte bewunderung Sternes atmet, Wieland dagegen im jahre 1773 neben höchstem lob scharfen tadel über den Tristram Shandy ausspricht, so hat eben Wieland erst im laufe der jahre kühler über Sterne zu urteilen gelernt. an der stelle, wo B. betont, dass Wieland kein sklavischer nachahmer Sternes ist, vermiss ich die bekannte citatio edictalis des Athenäums (Gruber Wielands leben IV 255; Bauer I 3), die auf die beurteilung Wielands durch die romantiker ein helles licht wirft.

Die 'Grazien' zeigen nach B. und Bauer nur ganz geringe spuren von Sternes einfluss. wenn schon das abfassungsjahr 1769 und die ausdrückliche erwähnung des *lieben Stern' auf seinem Steckenpferd — Poor Yorik!* dagegen zu sprechen scheinen, so ist aufserdem nicht zu verkennen, dass die ganze art der erzählung in Sternes manier gehalten ist. schon die einleitung, das gespräch des dichters mit Danae, ferner die lockere art und weise, wie Wieland die erzählung oft unterbricht, erinnern an die zwiegespräche Sternes mit dem leser oder der schönen leserin, an seine anreden an Jenny oder Eugenius. das ganze ist in einen schalkhaft-sinnlichen ton getaucht, der mit vorliebe andeutet, allzu gewagtes scherzend unterdrückt, die erschreckte leserin neckt und beruhigt. auch die empfindsamkeit, die, wie Wieland selbst sagt, die drei schwestern zu grazien macht, ist dieselbe, welche Sternes werke durchzieht. KUNO RIDDERHOFF.

Allitterierende wortverbindungen bei Goethe, I von W. EBRARD. [Beilage z. jahresber. d. kgl. alten gymn.] Nürnberg, MEdelmann, 1898/99. 42 ss. 4⁰. 2,40 m. — Ebrard gibt eine gute analyse des vorrats allitterierender wortverbindungen bei Goethe; vorzugsweise handelt es sich um jene gruppen, die ich in meiner — von E. nicht benutzten — Altgerm. poesie 'zwillingsformeln' genannt habe. er zeigt, wie gerne Goethe bei der bearbeitung von entwürfen und übersetzungen (s. 11f) stabreime einfügt, untersucht die consonantischen allitterationen (s. 13f) auf vocalverschiedenheit und handelt lehrreich über die art der allitterierenden wortverbindungen selbst: coordination ungleichartiger redeteile (s. 18) und 'schiefe gegensätze' (s. 88), unterbrochene und gemischte allitteration (s. 20) — beide nach gut altgermanischer art besonders beliebt —, art der verbindung (s. 22) und inneres gedankenverhältnis (s. 25f). bei eigennamen (s. 38) und fremdwörtern (s. 40) ist auch bei Goethe die allitteration besonders häufig, was, wie in aller poesie, ihren decorativen charakter deutlich hervortreten lässt. — der versuch, Goethes 'neue' reimpaare herauszuheben, ist nicht immer gelungen: *Kreuz und Christ* (s. 12), *vergeben und vergessen* (s. 15) uaa. sind längst formelhaft. RICHARD M. MEYER.

Volksschauspiele aus dem Böhmerwalde. gesammelt, wissenschaftlich untersucht und herausgegeben von J. J. AMMANN. II teil. Prag,

JGCalve (JKoch), 1899. XI und 168 ss. gr. 8⁰. [Beiträge zur deutsch-böhmischen volkskunde. im auftrage der gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und litteratur in Böhmen, geleitet von AHauffen, II bd, 2 heft.] 2,20 m. — das im Anz. XXIV 392 ff begrüfste unternehmen schreitet erfreulich vorwärts. der hg. legt sechs neue volksschauspiele vor, die freilich zum teil ganz junge gestalten zeigen, da Eustachius, Hirlanda und Heinrich vEichenfels nur dramatisierungen nach Christoph vSchmids erzählungen sind (vgl. Mitteilung nr. IX der gesellschaft zur förderung deutscher wissenschaft, kunst und litteratur in Böhmen s. 8 anm). A. selbst zweifelt, ob solche dramen einen platz beanspruchen dürfen, doch wird man wol nicht ungern eine möglichst vollständige sammlung des ganzen vorhandenen materials besitzen, wenn sich die volkstümlichkeit nachweisen lässt. und das hat A. getan. für den Alexius ist die quelle wol irgend ein legendar [ESchröder vermutet Martin vCochem]. interessant ist das 'Türkische sultanspiel', eine mischung von märtyrer- und familientragödie, geplante blutschande zwischen vater und tochter (auch ein motiv der mittelalterlichen legende), gegensatz zwischen heiden und christen, verfolgung um des glaubens willen; manches erinnert an das schlesische kunstdrama, manches an den Johannes von Nepomuk. eine besondere stellung nimmt die Genovefa ein, die mit keiner der bisher bekannt gewordenen fassungen vollständig stimmt, aber an einige zb. die niederöstereichische wenigstens in einzelheiten erinnert. ich will jedoch Ammanns in aussicht gestellter untersuchung nicht vorgreifen, verweise nur zu dem Anz. XIII 55 ff erwähnten material auf die schilderung einer Genovefaaufführung durch Holtei in Kuhs Hebbelbiographie II 433. es wäre sehr zu wünschen, dass die arbeit bald zu ende geführt würde, damit man einen überblick gewinnt. es soll noch ein heft mit texten und dann erst der kritische teil folgen. die gesellschaft, deren energie das erscheinen ermöglicht, verdient den aufrichtigsten dank.

Lemberg, 15 juni 1899. R. M. WERNER.

Der privatdocent dr E. HOFFMANN-KRAYER in Zürich hat einen ruf nach Basel als ao. professor für deutsche philologie mit speciellem lehrauftrag für phonetik, deutsche mundarten und volkskunde angenommen.

Prof. F. HOLTHAUSEN von Göteborg siedelt als ao. professor der englischen philologie nach Kiel über.

An der universität Wien habilitierte sich dr ROBERT F. ARNOLD für neuere deutsche litteratur, an der universität Würzburg dr ROBERT PETSCH für germanische philologie.

Der professortitel wurde verliehen dem privatdocenten dr K. DRESCHER in Bonn.

ANZEIGER

FÜR

DEUTSCHES ALTERTUM UND DEUTSCHE LITTERATUR

XXVI, 4 october 1900

Der indogermanische ablaut, vornehmlich in seinem verhältnis zur betonung. von Hermann Hirt. Strafsburg, KJTrübner, 1900. 224 ss. — 6 m.

Seit Hübschmanns Indogerm. vocalsystem (Strafsburg 1885) ist keine zusammenfassende monographie über die indogermanische vocalabstufung erschienen. haben diese fragen in der zwischenzeit auch nicht in dem mafse wie in den siebziger, achtziger jahren das ganze interesse der vergleichenden sprachwissenschaft beherscht, so sind sie doch in den letzten anderthalb jahren sehr wesentlich gefördert worden. eine neue darstellung des stoffes wird daher namentlich denen, die auf dem gebiete einer einzelsprache tätig auch die resultate der vergleichenden grammatik kennen zu lernen wünschen, nicht unwillkommen sein. Hirts buch trägt der veränderung der ansichten seit 1885 in gebührender weise rechnung. nur sollte der verf. nicht den anschein erwecken, als ob diese fortschritte im wesentlichen von ihm herrührten. 'meine ansichten', schreibt er im vorwort, 'haben sich ganz allmälig entwickelt, und noch am schluss konnte ich einen wichtigen punct hinzufügen, der manches erklären wird. meine arbeit gründet sich auf das, was ich in den letzten bänden der Indogerm. forschungen veröffentlicht habe'. nein, müssen wir hier den verf. unterbrechen, sie gründet sich vor allem auf das, was die forschungen andrer an gesicherten ergebnissen zu tage gefördert haben. 'das, was ich dort auseinandergesetzt habe', fährt er fort, 'konnte durch das reiche, neue material, das ich gebe, in einigen puncten modificiert und erweitert werden, in allen wesentlichen hielt es aber stand, und wird stand halten. ich hoffe nicht nur, wie Brugmann Grdr. I² 296[1] meinte, der wahrheit am nächsten gekommen zu sein, sondern hoffe diese selbst gefunden zu haben'. nun, das hoffen so ziemlich alle gelehrten, die etwas veröffentlichen, nur drücken sie es gewöhnlich bescheidener aus oder behalten den gedanken für sich. später wird nur de Saussures 1879 erschienenem Mémoire besondere anerkennung gezollt, in einer weise, als ob Hirt die verdienste dieser arbeit zum ersten mal hervorhöbe. das ist schon längst von verschiedenen anderen seiten in gebührendem mafse geschehen, zb. KZs. 31, 395 oder bei Bechtel Hauptprobleme 193 f. dagegen verdient denn doch auch betont zu werden, dass de Saussures mathematische art und weise zu folgern und seine theorie von

der langen liquida und nasalis sonans auf die folgezeit entschieden schädlich gewürkt haben und dass die fortschritte des letzten jahrzehnts nicht zum geringsten teil auf der beseitigung seiner irrtümer beruhen.

Diese fortschritte liegen hauptsächlich auf dem gebiet der zweisilbigen basen, die denn auch bei Hirt eine hauptrolle spielen. die einsilbigen wurzeln treten bei ihm um so mehr zurück, als er alle thematischen verba sowie die athematischen mit dehnstufe zu den zweisilbigen basen rechnet. nach diesen beiden kategorien ist das hauptmaterial geordnet. voran gehn einleitende bemerkungen, auf die das schlusscapitel zurückkommt. hier bemüht sich Hirt, die ergebnisse der neueren forschungen in ein abgerundetes, möglichst lückenloses system zu bringen; aber es gelingt ihm nur mittelst etwas complicierter hypothesen, die zwar möglich, aber nicht beweisbar sind. er erneuert, wenn auch in veränderter form, Osthoffs theorie von der zweifachen form der tiefstufe, indem er behauptet, dass kurzes *a*, *e*, *o* entweder nur zu lauten, die er mit $_a$, $_e$, $_o$ bezeichnet, reduciert wurden oder gänzlich ausfielen. diese annahme, die ja nicht gerade neu ist, hat ohne frage einen gewissen anhalt in den tatsachen. im griechischen erscheint für *ε* in ursprünglich unbetonter silbe vielfach *ι*: *πίτνημι*, *ἴσθι*, *χθιζός* usw.; für *ο* unbetontes *υ*: *νυκτός*. mit diesem *ι* habe ich KZs. 31, 378 f lat. *a in quattuor* = *πίσυρες*, *pateo* : *πίτνημι*, sowie das *ĭ* von slav. *tĭci pĭci*, lit. *kipti* verglichen, und Hirt schliefst sich dieser combination an (s. 15 f). ferner ist die doppelform deutlich vor vocalen, in fällen wie gr. *βανά*, air. *ban-*, aisl. *kona* neben skr. *gnā*, air. *mnā*. aber in einer grofsen, vielleicht der gröfseren zahl der fälle ist die doppelform rein hypothetisch. hier zeigen Hirts ausführungen, wie es scheint, durch ein versehen, eine unliebsame lücke. in dem abschnitt, wo er die vertretung des idg. tonlosen *e* in den einzelsprachen behandelt (§ 26 ff), unterscheidet er bei folgendem sonorlaut, *r*, *l*, *m*, *n*, *i*, *u*, zwei fälle, je nachdem der sonorlaut hetero- oder tautosyllabisch ist. dann wird aber unter 1) *α*) — *δ*) nur der erste fall erörtert[1], und wie *e* vor tautosyllabischem sonor vertreten ist, erfahren wir nicht, sondern können wir uns höchstens aus § 24 f und Idg. forsch. 7, 141 ff notdürftig zusammenlesen. danach wäre die reductionsstufe vor *ei*, *eu*, idg. $_e$*i*, $_e$*u* mit der schwundstufe idg. *i*, *u* in allen sprachen in *i*, *u* zusammen-

[1] hierbei bespricht Hirt das *a* vor *v* in lat. *favēre*, *cavus*, *cavilla*, *favissae* gegen *fovea*, *boves* usw. und erklärt Thurneysens gesetz mit der beschränkung für richtig, dass es nur vortonige silben treffe. es scheint ihm unbekannt, dass ich dieselbe ansicht schon vor fünf jahren ausgesprochen habe (Wochenschrift für class. philol. 1895 nr 33/34 sp. 923). eine bestätigung bildet der von Bücheler Rhein. mus. 52, 391 nachgewiesene alte imperativ *fŏve* zu *favēre*. man erinnere sich auch, dass im russischen *o* in der silbe vor dem tone (hier aber ohne rücksicht auf benachbarte consonanz) zu *a* wird.

gefallen, dh. sie ist eben nur dem system zu liebe angenommen. als ein argument benutzt der verf. (§ 25) nur den von mir KZs. 31, 339. 467 versuchten nachweis, dass *ei*, *eu* zunächst zu ī, ū reduciert wurden, die ihre länge festhielten, wenn sie nachträglich den accent zurückerhielten, aber zu ĭ, ŭ wurden, wenn sie unbetont blieben [1]. aber ein beweis läge doch nur darin, wenn ī ū kurzvocalischer reihen auch in unbetonter lage (als reductionsstufe) vorkäme.

Ebensowenig bewiesen ist Hirts ansatz einer idg. reductionsstufe *ₑr*, *ₑn* neben einer schwundstufe *r̥*, *n̥*, der hauptsächlich den zweck zu haben scheint, Brugmanns liquida und nasalis sonans mit JSchmidts annahme von reduciertem vocal + *r*, *n* zu vermitteln (vgl. Idg. forsch. 7, 140). denn im übrigen fehlen durchschlagende gründe für diese annahme durchaus; das s. 13 über λύκος vermutete ist doch kein beweis. eher liefse sich dafür das § 24 anm. 2 nur ganz beiläufig und frageweise herangezogene lat. *ar* neben *or* geltend machen. über das verhältnis von gr. αρ zu ρα geht H. in der vorhergehnden anmerkung — nach einer unüberlegten bemerkung über αρ im kretischen [2] — schnell hinweg, indem er eine spätere behandlung der frage verspricht. solche vertröstungen sind allenfalls in einem zeitschriftaufsatz am platze, aber nicht in einem zusammenfassenden buche, das über alle in betracht kommenden wichtigen fragen orientieren soll. ich halte an meiner ansicht (KZs. 31, 391 ff, vgl. JSchmidt Kritik der sonantentheorie 28) fest, dass αρ in ursprünglich unbetonter, später aber widerbetonter silbe steht [3].

Was *n* sonans betrifft, so hätte sich H. auch mit der im griechischen und arischen übereinstimmenden vertretung durch *a* auseinandersetzen sollen, die ich Einleit. in die gesch. der griech. spr. 168 f hervorgehoben habe und die bei der discussion der sonantentheorie merkwürdig wenig beachtet worden ist. hält man die übereinstimmung zwischen gr. α und skr. *a* nicht für zufällig, so machen besondere schwierigkeit noch die zwischen

[1] trotzdem erklärt H. s. 38 den ansatz von idg. *ōudhr̥* als einsilbige schwere basis wegen οὖθαρ für absolut notwendig. skr. *ū́dhar̥* kann doch auch die widerbetonte wurzelform einer leichten basis *oudh-* enthalten; vgl. KZs. 31, 338.

[2] altes αρ sei im kretischen zu αι geworden, ‘vgl. μαίτυς’. bisher hat man μαιτυρ- durch dissimilation aus μαρτυρ- erklärt, wofür ich ngr. βαΐβαρος aus βάρβαρος als parallele angeführt habe (Berl. philol. wochenschr. 1897 sp. 694). aus gortyn. ἀρτύεν, Ἄρτεμιν, καρπόν folgt, dass αρ in diesem dialekt sonst intact blieb.

[3] analog sieht das verhältnis von μύρκος ..... ἐνεός, ἄφωνος zu βρυκός· ἄφωνος νεκρός, βροκός· μωρός Hesych. (Com. graec. fragm. ed. Kaibel I 201) aus. — ich merke bei dieser gelegenheit an, dass ein im griechischen secundär entstandenes *r̥* vor *j* zu ιρ geworden zu sein scheint nach οἰκτίρω, aiol. οἰκτίρρω aus *οἰκτιρjω aus *οἰκr̥τjω zu οἰκτρός, da von einem nicht existierenden οἰκτι-ρ(ο)- auszugehn mislich ist. ἐχθαίρω zu ἐχθρός macht dann freilich schwierigkeiten.

Griechen und Iraniern (Skythen) wohnenden Phryger und Armenier mit ihrem *an*[1]: man müste dann als gemeinsame grundlage entweder *a*ⁿ (mit reduciertem nasal) oder (nasaliertes) *ą* ansetzen. beides wäre sowol mit idg. *ₑn* wie mit *n̥* schwer zu vereinigen, man müste denn ein directes umspringen von *n̥* in *ą* für glaublich halten. denn wenn ein reducierter vocal vor *n* sich zum vollen vocal entwickelte, so konnte dabei der nasal selbst doch nicht schwinden: dieser mufs also — wenigstens im südostindogermanischen gebiet — ebenfalls irgendwie reduciert gewesen sein, was H. auch Idg. forsch. 7, 156 zugibt, hier aber nicht der erwähnung für wert hält.

In den nun folgenden zwei hauptabschnitten sind die ein- und zweisilbigen basen in der form, die sie vor der abstufung gehabt haben müssen, zusammengestellt. mehrfach wären bei den reconstruierten grundformen fragezeichen sehr am platze gewesen: zb. bei *khanā* 'unterschenkel' s. 93, *ghorēp* 'fassen' s. 80, *ewen* 'lager' s. 122, *emeg*? s. 132, *ajekw* 'eilen' ebda, *onek* 'verfolgen' s. 130 und vielen andern '*erek*-basen'. in der auffassung der zweisilbigen schweren basen und ihrer abstufung, die für die ganzen ablautsfragen von gröster bedeutung ist, folgt H. den von mir KZs. 31 vertretenen ansichten in allen wesentlichen puncten, dh. in der leugnung der langen liquida und nasalis sonans, an der Brugmann noch jetzt festhält, in der erkenntnis, dass diese basen zwei vollstufen haben, je nachdem die erste oder die zweite silbe den ton trägt (zb. *pélə* und *plḗ* beide aus *pelē*), sowie dass sie in den europäischen sprachen — wie zuerst JSchmidt gezeigt hat — zwei reductionsstufen besitzen (griech. *αρα* und *ρᾱ*), endlich in der ansicht, dass das im sanskrit entsprechende *īr* (*ūr*), *ān*, *ā*, aus *irə*, *amə*, *anə* mit schwund des *ə* und ersatzdehnung des ersten vocals entstanden ist. das verhältnis der ersten reductionsstufe, gr. *αρα*, *αλα*, *ανα*, *αμα* zur zweiten, gr. *ρᾱ*, *λᾱ*, *νᾱ*, *μᾱ* hat H. (Idg. forsch. 7, 209) richtig dahin bestimmt, dass die erste stufe die widerbetonte, die zweite die immer tonlos gebliebene form darstellt. vgl. *θάνατος* : *θνᾱτός*, *κάρα* : gen. *κράατος*. entgangen ist ihm jedoch, dass dieses verhältnis eine genaue parallele zu dem von *άρ* zu *ρα* bildet, das ich KZs. 31 in derselben weise erklärt habe.

Bei den zweisilbigen leichten basen vom typus *bhere* setzt H. ebenfalls zwei vollstufen an: 1) *bhér*- bei betonung des ersten vocals, vgl. skr. *bharti*. 2) *bhré*- bei betonung des sogen. thematischen vocals: skr. *-ba-bhra-*. bildungen wie skr. *bhárati*,

[1] phryg. *ματεραν* = dor. *μᾱτέρα* (einl. s. 218), *ονομαν* = *ὄνομα*, *κενεμαν*. dem gr. *αν* vor vocalen entspricht ebenfalls phryg. *αν* : neuphryg. *κνουμανει*; noch nicht aufs reine gebracht ist der vocalismus von altphryg. *βονοκ(αν)* 'frau', womit jetzt *βανεκος* wol = *γυναικός* auf der inschrift Heberdey und Wilhelm Reisen in Kilikien s. 163 zu vergleichen ist, das allerdings wie entlehntes aiol. *βάναικος* aussieht.

jánati ἐγένετο, *cárati* πέλομαι, in denen zwei vollstufenvocale aufeinanderfolgen, erklärt er sämtlich für unursprünglich und auf analogischem wege entstanden. ich gebe zu, dass, wer die von mir aufgestellte annahme progressiver accentwirkung teilt, leicht zu dieser consequenz gedrängt wird, aber bei der ungemeinen häufigkeit jener bildungen ist diese erklärung eben doch allzu kühn und gewaltsam, um zu befriedigen. auch die nominalen *o*-stämme wie φόρος und die neutralen *s*-stämme wie γένος müssen dann sämtlich unursprünglich sein[1].

Im dritten abschnitt werden hauptsächlich die bedingungen für das auftreten der verschiedenen vocalstufen untersucht. abweichend von JSchmidt, der eine stärkere verkürzung annimmt, wenn der accent auf der zweitfolgenden silbe ruht (skr. *turī́ya*- 'vierter' aus **kturī́ya*-), als wenn er unmittelbar folgt (*catvā́ras*), behauptet der verf., dass vor dem tone schwundstufe steh, dagegen reductionsstufe, wenn der accent auf der dritten oder vierten silbe ligt. mit dem gewohnten selbstbewustsein legt er seinem gesetze 'fundamentale bedeutung' bei. wenn man nicht aus rein lautphysiologischen gründen die eine oder die andere annahme vorzieht, ist es schwer, an der hand der tatsachen sich zu entscheiden. fälle wie skr. *catvā́ras*: *turī́ya* oder gr. φαρέτρα (φαρέτρον s. 145 ist hoffentlich nur druckfehler!) sprechen gegen H.; er hat sich freilich für solche ausnahmen einen ausweg geöffnet: im absoluten oder satzanlaut steht auch unmittelbar vor dem ton reductionsstufe.

Die von Mahlow, Fick, Möller uaa. vertretene lehre, dass idg. *e* in der silbe nach dem ton zu *o* geworden sei, sucht H. in einer gewissen beschränkung gegen meine früher erhobenen einwände zu halten. ich gebe zu, dass diese theorie in einer reihe von tatsachen eine gesunde basis hát, aber die widersprechenden fälle schienen mir und scheinen mir noch immer sehr stark dagegen ins gewicht zu fallen; und auch H. hat sie nicht in einleuchtender weise erklärt. wenn man nur einen teil der mit *e* ablautenden *o* unter das gesetz stellt, aber den entsprechenden wechsel zb. in φέρομεν : φέρετε, γένος: γένε(σ)ος auf andere, unbekannte weise entstanden sein lässt, so bleibt immer die möglichkeit, dass die unbekannte ursache auch in den ersteren fällen gewürkt habe. H. erklärt den ablaut von *e* zu *o* für jünger als die vocalschwächungen; anderenfalls müsten wir ja auch vocalschwund oder reduction in der silbe nach dem ton erwarten. aber der wechsel von starkem und schwachem wurzelvocal in βοτήρ : βώτωρ, δοτήρ (neben δωτήρ): δώτωρ, -ετήρ : ἀφήτωρ[2] wider-

[1] zu denken geben da die doppelbetonten ind. infinitive wie *étavái*, *hántavái*.

[2] dass im sanskrit *dātár*-, *sthātár*- usw. nicht ursprünglich sind, sondern ihr *ā* statt *i* von *dā́tar*-, *sthā́tar*- bezogen haben, folgt aus *savya-ṣṭhár*- (avest. -*štar*- im compositum), das mit seiner doppelten schwächung der wurzelsilbe, wie sie in der zusammensetzung regel ist, auf ein simplex **sthitár* hinweist.

spricht seiner annahme; und nach wie vor unerklärt bleiben μάτηρ, φράτηρ, deren lange wurzelvocale (gegenüber dem oxytonon πατήρ = skr. pitā́ mit reducierter erster silbe) beweisen, dass ihre paroxytonierung alt ist.

Wenn es ein verdienst ist, dass H., obwohl ein schüler Brugmanns, in diesen fragen sich mehr den abweichenden ansichten JSchmidts und anderer in denselben bahnen wandelnder forscher angeschlossen hat, so hat sich H. in der tat durch dieses buch ein verdienst erworben, wenn auch mehr um sich als um andere. wo er diese ansichten weiter zu bilden und zum system auszugestalten sucht, sind seine theorien zum teil erwägenswert, aber auch sehr hypothetisch. er selbst freilich scheint seine arbeit für abschliefsend zu halten (wie er gelegentlich [s. 24] sein buch über den idg. accent als grundlegend preist). hoffentlich kommen wir noch recht viel weiter.

Wien. PAUL KRETSCHMER.

Untersuchungen über die zeitrechnung der alten Germanen. von GUSTAV BILFINGER. I. Das altnordische jahr. Stuttgart, WKohlhammer, 1899. IV und 100 ss. 4°. — 3 m.

Diese abhandlung vom altnord. jahr besteht aus folgenden capiteln: 1. Der isl. calender, 2. Der norweg. calender. 3. Das altnord. jahr, 4. Norw. mond-monate, 5. Das wochenjahr, 6. Die osterschaltung, 7. Ostern und sommerbeginn, 8. Ergebnisse; beigefügt ist ein Immerwährender jul. calender. der in betracht kommende stoff ist, wie man sieht, vernünftig eingeteilt, und ref. kann sofort aussprechen, dass die behandlung des stoffes überhaupt besonnen ist und durchweg von einer gründlichen einsicht in die mittelalterliche computistik und das alte calenderwesen zeugt.

Im allgemeinen wünscht der vf. den beweis zu liefern, dass das sogen. altnord. jahr nicht ein urnordisches, sondern ganz und gar das allgemein christliche jahr sei und dass auch die einzelnen besonders wichtigen tage (zb. der erste sommer- und wintertag, mitwinter, mitsommer usw.) im christlichen calender wurzeln. soweit ref. sehen und urteilen kann, ist die beweisführung im wesentlichen gelungen. B. hat es klar dargetan, dass das sogen. altnord. jahr, wie es in unsern quellen am meisten angedeutet erscheint, eines ziemlich jungen ursprungs ist. die frage — und es ist eine sehr wichtige frage — bleibt also: wann und wie ist der betreffende calender in Norwegen-Island eingedrungen? auch diese frage hat der vf. zu lösen versucht, aber seine lösung ist, wie wir bald sehen werden, durchaus verfehlt.

In den zwei ersten capiteln gibt B. eine klare beschreibung des altisl.-norw. calenders und der datierungen. hierin ist nur wenig, was ein gegenstand der kritik sein wird. es ist unrichtig, wenn der vf. (s. 6) — nach Weinhold — äufsert, dass 'im neuisl. calender die [alten] monate am 21 tag [unserer monate] beginnen'.

wie ein neuisl. almanach zeigt, beginnen sie (1900) am 18 [februar, juni], 19 [januar, april, mai], 20 [märz. september], 21 [august], 22 [juli], 26 [november, december] und 27 [october]; das jahr 1900 hat den 'sumarauki'; darum die zahlen 26 und 27. dagegen ist (s. 8) die erklärung der namen *einmánaðr* und *tvímánaðr* ('ein monat bis sommerbeginn', 'zwei monate bis winterbeginn') ebenso einfach als überzeugend. B. weist übrigens nach, dass die alten Isländer nur nach jahreszeiten und wochen, aber nicht auch nach monaten gerechnet haben; auch beweist er, dass das wort *sumarmál* stets den beginn (den ersten tag) des sommers bedeute. die unrichtige übersetzung Finsens und die angabe im wörterbuche EJónssons beruht einfach auf der späteren (spätisl.) veränderung im gebrauche des wortes, im heutigen almanach ist *sumarmál* der beginn der letzten woche des winters (oder die letzte woche), und dies ist der heutige sprachgebrauch. wann diese änderung eingetreten ist, kann ref. nicht bestimmt angeben. im wörterbuche GAndrjessons und BHalldorsons wird das wort mit 'initium aestatis' übersetzt [1]. — dass eine enge verwantschaft zwischen dem isl. und norw. calender bestanden habe, dürfte a priori einleuchtend sein, und der vf. hat auch diese klar und unzweifelhaft dargelegt. nur eine unwesentliche abweichung ist es, wenn die Norweger den sommer und den winter am 14 april resp. 14 oct., die Isländer dagegen an bestimmten wochentagen begannen; der grund dazu und der zusammenhang mit dem christlichen calender ist auch in diesem falle genügend erklärt. interessant ist die hier gelegentlich nachgewiesene übereinstimmung des norw. calenders mit der zeitrechnung der heidnischen Lappen (s. 27—28).

Im 3 capitel werden die angaben der sagas über das altnord. jahr durchmustert. wenn diese quellen richtig unterrichtet sind, muss die siebentägige woche bereits vor der einführung des christentums bestanden haben; aber eine solche ist, nach der betrachtung des vfs., nicht heidnisch-germanisch, sondern christlich-kirchlich. eine der wichtigsten stellen in den altisl. quellen ist selbstverständlich das 4 capitel im Isländerbuch Ari frodis, welches über die 'erfindung der sommerverlängerung' (*sumarauki*) berichtet. nach dieser erzählung muss die siebentägige woche in Island vorchristlich sein; der vf. aber behauptet und versucht zu beweisen, dass die angabe unrichtig und verwerflich sei; da er auch zu dem resultate gelangt, dass die verfasser der sagas überhaupt, wenn sie von (siebentägigen) wochen vor 1000 sprechen, schlecht unterrichtet sind, und da diese frage die zuverlässigkeit der sagas berührt, müssen wir etwas näher auf die sache hier eingehn.

Ari frodi war nur 67 jahre nach der einführung des christentums geboren; sein pflegevater, Hall im Haukadal, 996 ge-

[1] im ungedruckten lexicon Jón Ólafssons (AM. samml.) heifst es: 'initium æstatis, septimana antecedens, vel dies proximus ante diem Jovis, quo æstas semper ingreditur, et sequens dies Veneris'.

boren, war berühmt für sein vorzügliches gedächtnis; in den jahren 1015—1030 war er auf handelsreisen und hatte Olaf den heiligen selbst zum handelsgenossen. Hall muss die ganze geschichte Islands von ca. 1000 ab genau gekannt haben, gerade er war einer der besten und zuverlässigsten gewährsleute Aris. es ist also von vornherein sehr unwahrscheinlich, dass Ari etwas, was nach 1000 geschehen ist, viel früher angesetzt und an bestimmte personen angeknüpft habe. aufserdem ist die erzählung von Thorstein surt und der erfindung des sumarauki mit Aris eignem geschlecht verbunden; es ist eine familientradition, die hier vorligt. von dem Osvif, der dabei eine rolle spielt, stammte Are in gerader linie (Osvif-Guðrun-Gellir-Thorgils-Ari); auch seinen vaterbruder, Thorkel, nennt Ari als seinen gewährsmann. eine derartig gestützte tradition kann man nicht ohne die triftigsten gründe verwerfen, und solche gibt es hier nicht. denn wenn der vf. meint, dass Osvif nur ein knabe war, als die erfindung ums jahr 960 gemacht wurde, und als solcher keine rolle dabei gespielt habe — wodurch die ganze geschichte sich als erfindung erweise —, ist dies nur eine unbewiesene annahme. wir wissen gar nicht, wann Osvif geboren ist; um 1015 ist er im hohen alter gestorben; er kann also sehr gut um 960 ein dreifsigjähriger gewesen sein, und es hindert also nichts, dass er die rolle gespielt habe, die Ari ihm beilegt.

Was Ari erzählt, ist an und für sich sehr glaubwürdig. er berichtet, dass man bemerkt hatte, dass 'der sommer immer mehr und mehr in den frühling zurücktrat' (Möbius; vgl. die eignen worte des vf. s. 2), und dass es vorgeschlagen wurde, 'jedes siebente jahr um eine woche' zu verlängern, aber wenn es schaltjahr ist, 'da muss man schon das sechste vermehren'. es ist von einem jahre von 364 tagen ($30 \times 12 + 4$ *aukanætr*) die rede. sieben solche jahre + dem siebentägigen sumarauki machen 2555 tage aus und sind sieben julianischen jahren von je 365 tagen gleich. hier ist von dem $^1/_4$ tag, um welchen das jahr länger ist als 365 tage, ganz abgesehen. der vf. versteht nun Aris worte: *it sjaunda hvert* ganz wörtlich, aber das ist augenscheinlich unrichtig. B. selbst hat parenthetisch (s. 37) den richtigen weg eingeschlagen, wenn er sagt: 'man möchte daraus schliefsen, dass das in Island ein, wenn auch unrichtiger, doch herkömmlicher sprachgebrauch war, ähnlich wie man im lateinischen 'septimo quoque anno' im sinne von 'alle sechs jahre gebraucht'. diesen gedanken lässt er freilich sofort fallen, und doch ist es der einzig richtige. Aris worte sind geradeso zu verstehn; im isl. almanach wird der sumarauki alle sechs, resp. fünf jahre eingesetzt; jeder zweifel wird dadurch gehoben. Aris bericht ist also von jeder seite vollkommen glaubhaft und sicher zuverlässig. daraus ergibt sich aber mit unumstöfslicher gewisheit, dass die siebentägige woche auch vor der einführung des christentums in Island (und Norwegen)

vorhanden war. der einfache schluss ist dann wider, dass diese woche etwas früher eingedrungen ist, aber wahrscheinlich nicht viel früher. gerade die von Ari erzählte verwirrung ums jahr 960 möchte als ein beweis dafür gelten, dass es damals sich um etwas verhältnismäfsig neues handelte. man möchte annehmen, dass die einführung der woche (der christlichen zeitrechnung) in der ersten hälfte des 10 jhs. oder ums jahr 900 geschehen sei. der vorgang lässt sich sehr leicht erklären.

Die schlussfolgerungen B.s für die angaben der sagas und die zuverlässigkeit ihrer vff. werden nun ganz hinfällig und die bemerkung über Ari s. 96 schwebt in der luft; er ist gerade im modernen sinne kritisch. — auch das hilft nichts, wenn der vf. die theorien Vigfussons über die zeitrechnung des 10 jhs. gutheifst; denn diese sind längst als ganz haltlos und unmöglich zurückgewiesen (MStephensen in Tímarit hins ísl. Bókmentafjélags 5)[1].

Nach der einführung des christentums wurde der frühere calender ohne zweifel bald verbessert: zb. dadurch, dass das schaltjahr fixiert wurde usw. und so ist die eigentümliche berechnung der Isländer, die in der Rímbegla enthalten ist, allmählich entstanden. über diese gibt der vf. in den folgenden capiteln gründliche und, soviel ref. sehen kann, richtige, in einzelnen puncten auch unser wissen berichtigende auskunft. hierauf geh ich nicht näher ein.

Im ganzen kann die abhandlung als sehr nützlich und klar den computistikern sowol als denjenigen philologen, die sich mit der zeitrechnung wie überhaupt mit fragen der altertumskunde abgeben, warm empfohlen werden.

Zum schluss noch einige bemerkungen über einzelheiten. der vf. braucht vielfach veraltete ausgaben der alten quellen, was nicht immer gut ist. auch benutzt er jüngere abgeleitete sagawerke, zb. die im Flateybuche befindlichen: dies hat mindestens in einem falle ein misverständnis verursacht, indem B. das hammerzeichen (s. 30) als ein zeichen der streitaxt verstanden hat; hätte er die richtige quelle, die Heimskringla benutzt, würde er gesehen haben, dass das zeichen den hammer Thors bedeutete. die citate sind öfters unrichtig; so passen zb. die beiden zahlen s. 21 z. 2 v. u. gar nicht. was s. 74 über die namen *þorra-*, *gói-blót* vorgebracht wird, kann unmöglich richtig sein. nie und nimmer würden die priester es geduldet haben, dass festtage mit dem rein heidnischen namen *blót* eingeführt worden wären. gerade ein solcher name ist der beste beweis, dass solche feste aus dem heidentum stammen. — wenn B. (s. 45) die heutige communication zwischen den einzelnen teilen Islands so beschreibt, dass sie 'meistens über Kopenhagen stattzufinden pflegt', ist das doch

[1] was Vigfusson über die ausdrucksweise der skalden(datierungen) äufsert, ist auch ohne belang, denn es ist überhaupt nur ein einziger skalde, der bestimmte datierungen in seinen gedichten anführt — Sigvat, der skalde des heil. Olaf.

längst antiquiert. nichts ist heutzutage leichter als zb. von einem fjord zum andern zu kommen.

Von druckfehlern notier ich: *kornskurð-mán.* st. *kornskurðar-mán.* (s. 7 bis), *holda* st. *holva* (s. 18 bis), *Kiardan* st. *Kiartan* (s. 34 bis), *Nostrar-* st. *Mostrar-* (s. 35).

Kopenhagen, im november 1899. FINNUR JÓNSSON.

Hamlet in Iceland being the Icelandic romantic Ambales saga, edited and translated with extracts from five Ambales rimur and other illustrative texts, for the most part now first printed, and an introductory essay. by ISRAEL GOLLANCZ, M. A. London, David Nutt, 1898. XCVIII und 284 ss. 8°. — 15 sh.

Wir erhalten hier eine ausgabe der Amlóða saga, nachdem vorher schon Jiriczek in den Germanistischen abhandlungen XII (Breslau 1896) uns eine ausführliche inhaltsangabe geliefert hatte.

Der herausgeber hat sich die arbeit ziemlich leicht gemacht. er druckt eine junge hs., die er selbst erworben hat und die zu AM 521 c stimmt, ab. über die entstehung der saga hat jetzt Axel Olrik Arkiv f. n. fil. 15, 360 ff überzeugend gehandelt. Olrik zeigt, dass die isl. volkserzählung zu grunde gelegt, aber aus Saxos bericht erweitert worden ist. die sage, welche der skalde Snæbiǫrn noch in einer im wesentlichen mit Saxos erzählung übereinstimmenden form kannte, war auf Island zu einem derben schwank geworden, der keine beachtung in litterarischen kreisen fand. so erklärt sich das stillschweigen über die sage in der isl. litteratur nach Snæbiǫrn.

In der einleitung zu seiner ausgabe handelt G. über die entstehung der Hamletsage. es ist mir lieb, nach jahren auf dieses thema wider zurückkommen zu können. G. wendet sich gegen meinen aufsatz Zs. 36, 1 ff, wo ich den nachweis versucht habe, dass die Hamletsage aus der römischen Brutussage geflossen sei. ich muss gestehn, dass das, was G. und andere vor ihm gegen meine ausführungen vorgebracht haben, mich noch nicht bekehrt hat.

Auch G. kann natürlich nicht leugnen, dass eine beziehung zwischen Saxos bericht und der Brutusgeschichte bestehe, aber er begnügt sich mit der annahme einer ursprünglich zufälligen ähnlichkeit der sagen. das motiv von den beiden mit gold gefüllten stäben, das einen solchen zufall ausschliefst, soll von Saxo selbst aus der Brutussage eingeführt worden sein. G. unterlässt es aber, diese möglichkeit wahrscheinlich zu machen, denn von vorn herein ist es durchaus nicht wahrscheinlich, dass ein gelehrter schriftsteller, der lateinisch für gelehrte schreibt, sich eine derartige scandinavisierung einer antiken erzählung erlaubte. zum mindesten müsten andere fälle dieser art beigebracht werden.

Mir scheint sich die fassung des stabmotivs bei Saxo ungleich besser zu erklären durch die beteiligung ungelehrter kreise, für

welche Delphi und sein orakel keine geläufigen vorstellungen waren. orakel kannte ja auch die nordische dichtung, und Saxo hätte der Brutussage näher bleiben können. anders ein ungelehrter, der sich für Delphi von vorn herein nicht interessierte, und nur in erinnerung behielt, dass ihm sein gewährsmann etwas von zwei mit gold gefüllten hohlen stäben, welche symbolisch verwendet wurden, erzählte. Saxo s. 462 erzählt die geschichte von Ivar, der von könig Hella so viel land erhält, als er mit einer rosshaut bedecken kann. hier machen Gottfried vMonmouth (VI cap. 11) und die Ragnarssaga (FAS I 288) die annahme unmöglich, dass Saxo es gewesen sei, der der Didosage diese fassung gegeben habe.

Es scheimt mir also ziemlich sicher, dass das stabmotiv schon vor Saxo in der sage vorhanden war und das spricht für meine annahme. dazu kommt noch der name, an dessen deutung, wie ich sie Zs. 36 vorgetragen habe, ich gleichfalls gegen meine nachfolger festhalten mufs. ganz richtig sagt AOlrik in dem oben citierten aufsatz 'Amledsagnet på Island', dass das isl. *amlóði* 'tölpel' nicht auf den namen des helden einer fassung der sage zurückgehn könne, wie sie bei Saxo vorligt. der name eines so raffiniert gescheiten menschen, der sich aus klugheit dumm stellt, kann niemals zu einem appellativum 'tölpel' werden. Olrik schliefst daraus, dass isl. *amlóði* auf die isl. fassung der sage zurückgehn müsse, wo der held allerdings ein tölpel ist. aber auch norw. *amlod* bedeutet 'gjæk, nar, stymper, en som ofte gjør fortræd eller plager folk' (s. Åsen u. Ross). Olrik meint weiter, dass das dän. *amlingestikker* < *amledestikker* (?) 'narrestreger, især af sådan art, at andre derved skades eller have fortræd' die dänische sage Saxos voraussetze.

Man sieht, dass norw. *amlod* beide bedeutungen, die des isl. *amlóði* und des dän. *amlingestikker* in sich vereinigt. Olrik überlegt gar nicht die möglichkeit, dass das appellativum das ursprüngliche sein kann, dass also hier ganz dasselbe verhältnis vorliegen kann, wie zwischen dem adj. *brutus* und dem namen. wenn isl. *ama* 'to vex, annoy, molest', *ami* 'vexation, annoyance', norw. *ama* 'gnide, irritare', *amla* 'røre idelig ved noget' belegt sind, so stimmt das doch aufs beste zu *amlingestikker* 'narrestreger, især af sådan art, at andre derved skades eller have fortræd', und zu norw. *amloð* 'en som ofte gjør fortræd eller plager folk'; da weiter auch sonst nord. composita mit *-óði*, wie *steinóði, máloði, handóði* vorkommen, so kann man wol nicht behaupten, dass 'no etymology hitherto advanced by teutonic philologists commends itself to serious consideration', und es ligt gar keine nötigung dazu vor, zu keltischen wörtern wie *amaideac* 'silly, absurd, foolish, idiotic' seine zuflucht zu nehmen, die übrigens den ausgang auf *-óði* nicht erklären können.

Ich halte also daran fest, dass *amlóði* schon ursprünglich ein

appellativum war und ebenso wie das norw. *amlod* einen böswilligen narren bezeichnete, und ich kann es gar nicht sonderbar finden, dass man das lat. *Brutus* mit *Amlóði* widergab, vielmehr hätte man kaum einen passenderen namen für eine person finden können, für welche 'amlingestikker' charakteristik sind.

Was kann ferner der hinweis G.s auf die übereinstimmung zwischen der anordnung Saxos und der des Livius beweisen, dass nämlich Livius die Brutusgeschichte auf buch I und II verteilt und Saxo auf buch III und IV, wobei nur Saxo III dem I buch des Livius entspricht? ja, wenn sich auch buch II des Livius mit buch IV Saxos inhaltlich deckte!

Meiner herleitung der sage entgegen hält G. an dem Hamletmythus Zinzows fest, obwohl er s. XXXVI zugeben muss, dass die beziehungen zur nord. mythologie gering sind. sie beschränken sich auf *Undensakre*, in welchem G. den isl. *Ódáinsakr* findet, — AOlriks deutung wird in der anmerkung abgewiesen, ohne dass ein wort gesagt würde über die schwierigkeiten, welche der gleichstellung mit Ódáinsakr entgegenstehn — und *Horvendillus* = *Örvandill* (?), welcher name allein schon ausreichen soll, um die beziehung zum Örvandill der Snorra Edda zu erweisen. auch das deutsche spielmannsgedicht wird hier herangezogen, ohne dass Heinzels untersuchungen beachtung fänden.

Für den Amlethus in Saxos buch IV construiert G. eine beziehung zu Havelok the Dane. Havelok ist hofnarr (*jugleur*), er ist ein Däne, er entwickelt sich nachher zum helden und wird könig, er heiratet eine englische prinzessin, wie Amlethus die Hermuthruda, diese hat einen bösen onkel, der G. an den bösen onkel des Amlethus erinnert. die möglichkeit einer beziehung scheint mir allerdings erwägenswert, obwohl die übereinstimmungen gering sind, und auch die beweiskraft der stärksten übereinstimmung, dass nämlich Amlethus wie Havelok die kriegslist anwenden, dass sie die toten an in der erde eingerammten pflöcken aufstellen, beträchtlich dadurch abgeschwächt wird, dass dieselbe kriegslist auch von Fridlevus erzählt wird. bis hierher kann man aber immerhin noch G. folgen, wenn auch mit vorbehalt. alles übrige ist zwar recht geschickt ausgeklügelt, aber schwerlich wahr.

Das historische vorbild Haveloks war der wiking Anlaf Curan. in einem irischen gedicht heifst es nun, dass Niall Glundubh von Amhlaide erschlagen wurde, während sonst Sitric als mörder des Niall genannt wird. folglich ist Sitric identisch mit Amhlaide, und dieser name ist die irische form von Amlóði (?); Amhlaide muss ein beiname des Sitric gewesen sein. nun hat Sitric sonst den beinamen Gale oder Gaile. das darf aber nicht 'krieger' bedeuten, an das jeder zunächst denkt, wegen *gal* 'tapferkeit' und wegen des zweiten gleichfalls irischen beinamens, welchen Sitric hat, nämlich *Caoch* 'einäugig', sondern *Gale* mus das nord. *galinn* sein, damit Amhlaide (Amlóði) und Gale synonyma sein können.

ferner ist dieser Sitric der vater des Anlaf Curan (Havelok). vater und sohn sind also verwechselt worden. so ist der name Amlethus erklärt, denn Havelok ist ja das vorbild für dem Amlethus in Saxos buch IV.

Auch in der erzählung von Brjám will G. irische geschichte finden. Brjám soll seinen namen von Brian Borumha, einem verwanten jenes Sitric und Anlaf Curan, erhalten haben.

Von dankenswerten hinweisen, welche vielleicht späterer forschung von nutzen sein können, erwähn ich: s. LVII mengl. *amlaȝe* oder *amlaugh* in Wars of Alexander 1705: *Thou, Alexander thou ape, thou amlaȝe out of Grece*; die seltenheit des wortes legt den gedanken an entlehnung nahe. aber mit *Amlethus* und *amlóði* hat es wol ebensowenig etwas zu tun, wie die auch anklingenden irischen wörter: *amadán* 'a fool, a simpleton', *amhlair* 'a fool', *amaideac* 'silly, absurd, foolish, mad, idiotic'. der name *Amlaudd* Gollancz s. LX anm. ist, wie mir Much mitteilt, wol componiert aus der negation *an-* und *blawdd* 'active, quick'. im appendix veröffentlicht G. eine stelle aus den Odda annalar, wo sich die reihenfolge Tarquinius, Odinn, Cincinnatus, Ørvendill, Amlóđi findet, ein zeugnis dafür, dass man schon früh, die ähnlichkeit der Brutus- und Amlethusgeschichte bemerkt hat.

Mangel an kenntnis der einschlägigen litteratur verrät sich, wenn s. XXX die vermutung geäufsert wird, die Skjǫldunga saga habe etwas von Amlóđi erzählt. G. kennt also nicht AOlriks mitteilung in Aarb. f. nord. oldk. 1894.

Prag, januar 1900. F. DETTER.

Die variation im Heliand und in der altsächsischen Genesis. von dr PAUL PACHALY. [Schriften zur germanischen philologie, hrsg. von dr MAX ROEDIGER. IX heft.] Berlin, Weidmann, 1899. 118 ss. gr. 8°. — 4 m.

In seiner wertvollen recension von Sievers Heliandausgabe (Anz. v 267 ff) hatte Rödiger im anschluss an dessen formelsammlung darauf hingewiesen, dass zur genauern erforschung der stilistischen und technischen seite der sprache des Heliand ua. der variation besondre aufmerksamkeit zuzuwenden sei, und hatte selber aus v. 1—2500 eine sammlung von variationen vorgelegt, deren ergebnisse in eine tabelle gebracht und von einigen gesichtspuncten aus kurz beleuchtet. diese so beiläufig veröffentlichte zusammenstellung forderte — zumal nach der entdeckung der Genesisbruchstücke — von selber zur fortführung und vollendung auf. eine solche bietet uns, wunderbar genug erst jetzt, nach 20 jahren, die vorliegende, in Rödigers sammlung erschienene schrift, die wir wol auch directer anregung von seiner seite zu verdanken haben.

Nachdem der vf. in einem 1 abschnitt (s. 2—4) 'begriff und begrenzung der variation' erörtert hat (vgl. unten), gliedert er seine fleifsige und sorgfältige arbeit in einen speciellen (s. 5—100)

und einen allgemeinen teil (s. 101—111). der erstere enthält in abschnitt 2—6 die einzelnen variationen, geordnet zunächst nach wortclassen : zuerst die verba (s. 5—30); dann die adjectiva, adverbia und numeralia zusammen (s. 30—45); endlich die substantiva, diese wider gesondert in abstracta (s. 46—63), concreta (s. 64—80) und lebende wesen (s. 81—100). die in diese gruppen fallenden variationen 'sind vollzählich gesammelt', 'die partikeln mit ausnahme der adverbien .... haben keine berücksichtigung erfahren' (s. 4). zu bedauern ist vielleicht, dass der vf. auch 'von der satzvariation [von der er nur gelegentlich beispiele gibt, so unter nr 203] aus praktischen gründen .... abgesehen hat' (s. 3). an diesem punct bedarf die sonst wol abschliefsende sammlung doch noch der ergänzung.

Innerhalb der genannten abschnitte sind nun die einzelnen variationen in 311 nummern untergebracht, uzw. nach der bedeutung und der verwantschaft der variierten begriffe gruppiert und in capitel gegliedert. dass diese anordnung etwas missliches hat, ligt auf der hand. denn über die einfügung vieler der variierten begriffe in dies oder jenes capitel werden die meinungen gar zu leicht auseinandergehn, wie auch der vf. selbst mehrmals andeutet. ich zweifle zb., dass viele mit dem vf. die verbalbegriffe *tun*, *gehn*, *fahren*, *fortweisen*, *meiden*, *verbergen*, *geben*, *sehen*, *nennen* usw. unter den hauptbegriff 'volksleben', oder *sich befinden*, *vernachlässigen*, *umwickeln* unter 'häusliches und leibliches leben' bringen oder dort suchen würden. doch wird das auffinden etwas erleichtert durch ein am schlusse beigefügtes 'alphabetisches verzeichnis der variationen' (s. 112—118). dieses h e i f s t aber nur so, in würklichkeit ist es nur ein verzeichnis der variierten b e g r i f f e. ein würkliches register der v a r i a t i o n e n s e l b e r mit nebenstehnder angabe des variierten begriffs wäre bei weitem nützlicher gewesen. will ich zb. wissen, ob das in Gen. 174 als variation zu 'Gott' gebrauchte *sigidrohtin* auch im Hel. so verwendet wird — was nicht der fall ist —, so muss ich jetzt entweder sämtliche 70 variationen unter nr 311, vielleicht auch noch die 230 von nr 310 durchgehn, oder ich muss zu andern hilfsmitteln greifen und etwa die in Schmellers glossar für *sigidrohtin* angeführten stellen selbst nachschlagen. ein solches, innerhalb der grofsen durch die wortclassen usw. gebildeten gruppen alphabetisches verzeichnis wäre zwar recht umfangreich geworden, aber es hätte auch den ganzen ersten teil in seinem wesentlichen inhalt — der aufführung der variationen — überflüssig gemacht und wäre besser an seine stelle getreten. als muster einer wahrhaft praktischen anordnung hätte Sievers formelsammlung dienen können.

Bei den einzelnen gruppen und nummern wird die trockne aufzählung der variationen durch zahlreiche ausführungen unterbrochen, die sich teils über die form (unten A), teils über den

begriffsinhalt der variationen und die art ihrer verwendung (unten B) verbreiten. inhalt und wert dieser erörterungen ist leider schwer zu übersehen und zu würdigen; denn sie werden weder in dem knappen, nur aus capitelüberschriften bestehnden inhaltsverzeichnis erwähnt, noch auch in einem index zusammengefasst. folgende zusammenstellung dürfte alles wesentlichere enthalten : A) asyndeton und polysyndeton (nrr 20. 21. 63. 167. 193. 207. 222); verbindung durch *endi* (21. 25. 34. 63. 167. 207), durch *iac* (22), durch *ac* (107), durch *ge — ge* (193), durch *ne — ne* (154. 235); syntaktische subordination (13. 63); correspondierende var. in chiastischer stellung (167); mehr- und vielgliedrige var. (7. 25. 167. 226). trennung des variierenden vom variierten begriff, verteilung auf langzeilen und stäbe (21. 34. 37. 44. 185. 195. 217. 226. 258. 293. 300. 301). B) die var. ist erklärend (32. 128. 195. 198. 226. 236), schmückend (13. 226), steigernd (25), hervorhebend (89); sie enthält den speciellern begriff (128), den allgemeinern (207. 265), ein hendiadyoin (245); stilistische würkung (69. 125. 130); häufung (63. 89. 125); übertreibung (69); abgrenzung gegen blofsen pleonasmus (13. 36. 166), gegen abwechslung im ausdruck (107. 130); gründe für die häufigkeit oder seltenheit von variationen bestimmter begriffe (36.151.164.192.207.216.222); var. von fremdwörtern (29.217). —

Diese bemerkungen haben aber nicht nur in ihrer räumlichen zerstreuung über rund 100 seiten, sondern, was noch mehr zu bedauern ist, auch sachlich gar zu sehr den charakter des gelegentlichen und beiläufigen. so vielseitig die gesichtspuncte sind, von denen aus der vf. die variation beleuchtet, so wenig erschöpfend sind die ausführungen, die er würklich bietet; abschliefsende ergebnisse sind daher in bezug auf all diese dinge kaum gewonnen. er hat ihnen auch offenbar geringere bedeutung beigelegt im vergleich zu zwei andern, oben nicht mit aufgeführten puncten, über die er sich in jenen verstreuten bemerkungen ebenfalls verbreitet, denen allein er aber im II (allgemeinen) teil zusammenfassende erörterungen widmet. eh ich mich zu diesen wende, möcht ich im einzelnen noch folgendes anmerken : der behauptung des vf.s zu nr 170 (s. 45) ist zu widersprechen. in Hel. 5017 steht das adj. *uuirdig* mit dem satz *that ik* . . . nicht im verhältnis der variation, vielmehr nur *under thine gesidos* zu *under thine iungaron*; ebensowenig ist in Hel. 5242 der satz mit *ef* var. zu dem adj. *uuerd.* beide fälle sind unrichtig eingereiht. in Hel. 5971 und Gen. 301 kann ich keine variation sehen (s. 10); da die sätze mit *antat, huntat* 'das ziel der bewegung hinzufügen', sind sie n i c h t 'überflüssig'. . . damit fallen zwei der beispiele für die 'spärlich verwendete subordination der var.' fort, und es entsteht die frage, ob eine solche form überhaupt anzusetzen ist. auch das einzige übrige beispiel, das ich dafür angeführt finde, Hel. 761, ist mir nicht ganz zweifellos. übrigens

wären sowol Hel. 761 als Hel. 5971 und Gen. 301 beispiele für satzvariation, die sonst von der sammlung ausgeschlossen sind. der vf. schwankt, ob er in Hel. 5478 (in nr 107) var. annehmen soll, und entscheidet sich dafür. weder diese entscheidung noch ihre begründung halt ich für richtig. (schon die verbindung durch *ac* macht mich stutzig. gibt es überhaupt zweifellose fälle der var. mit adversativer verbindung? es scheint das dem begriff der var. zu widerstreiten. ich habe mir keine angemerkt; auf solche fragen sollte man bestimmte auskunft in dieser schrift finden; leider fehlt der für solche zwecke unentbehrliche index.) mir will überhaupt scheinen, als ob der vf. den begriff der var. nicht scharf genug umschrieben, ihn öfters zu weit gefasst hat. ist denn *fluhtik scalt thu thoh endi frediġ forduuardas nu libbean* .... Gen. 75 oder *Oft sculun gi .... bediu gethologean ge hosc ge harmquidi* Hel. 1896 würklich 'variation'? auch in *hluttar endi hreni corn; hluttar, hreni corn* würde ich schwerlich var. sehen, wie es der vf. (nr 166) tut im gegensatz zu *hluttar hrencorni*, das er mit recht nicht als var. ansetzt. freilich ist die abgrenzung gegen nahverwante stilistische formen schwierig und kaum überall mit sicherheit durchzuführen. anderseits seh ich keinen grund, mit dem vf. die formeln in nr 36 *spracun angegin endi fragodun; habda eft is uuord garu endi sprac* auszuscheiden, in denen ich vielmehr typische var. (mitunter allerdings in satzform) sehen möchte. von einer bestimmten var. zu sagen, dass sie 'logisch' (nr 185) oder 'sachlich überflüssig' sei, ist ganz schief: das gehört doch wesentlich zum begriff der variation! — nicht wenige erörterungen dieses teils gehören nicht zur sache (zb. vor nr 120. in nr 109. 168. 170. 171. 173. 184. 194. 225. 250. 253. 269. 285, wo besonders der schluss recht unangebracht ist — 286. 307) und bringen im übrigen kaum etwas neues; das meiste ist vielmehr 'sattsam bekanntes' (so sagt der vf. selbst einmal s. 93), das er etwas wortreich ausführt. wertvoller ist darunter nur, was P. gelegentlich über lexikalische verschiedenheiten von Hel. und Gen. anmerkt, vgl. zu 309 über *Antikrist*, zu 236 über *middilgard*. irrig ist die bemerkung zu *sudarliudi* (s. 89), worüber vgl. Piper zu v. 3036 seiner ausgabe. vermisst hab ich die allgemein durchzuführende feststellung: 1) des formalen unterschieds, den der vf. nur gelegentlich berührt (s. 56. 82): ob und in wie weit die var. syntaktisch dem variierten worte, satzglied, satze genau entspricht, sodass voller oder annähernder parallelismus der beiden glieder entsteht — was der vf. s. 82 zu Hel. 3224 als die regel (?) bezeichnet —, oder ob sie nur begrifflich variiert in wesentlich abweichender syntaktischer form; 2) der doppelvariation, zb. Hel. 2005 *Uuerod*[1] *blidode*[2], *uuarun thar an luston*[2] *liudi*[1] *atsamne, gumon*[1] *gladmodie*[2]. das in nr 167 gegebene beispiel 'correspondierender variationen' ist andrer art, sie stehn innerhalb desselben satzgliedes. —

Im II (allgemeinen) teil erörtert der vf. im zusammenhang erstens die relative häufigkeit der variationen und zweitens die übereinstimmungen und abweichungen in ihrem gebrauch in Hel. und Gen. im 1 abschnitt dieses teils werden sämtliche variierten begriffe, mit angabe der zahl ihrer var. und nach der häufigkeit dieser geordnet, nochmals aufgeführt. das ergebnis ist zu gering, um diese ausführlichkeit zu rechtfertigen. die zusammenstellung der schon im I teil erwähnten wenigen begriffe, bei denen var. auffallend häufig oder selten auftreten, hätte genügt. der 2 abschnitt ist wichtiger. er gibt eine tabellarische übersicht über die gesamtzahl der var., das verhältnis dieser zahl zu der der variierten begriffe, die zahl der einmaligen und der mehrmaligen var. und ihr verhältnis zu einander. alles getrennt für Hel. und Gen., sodass sich leicht eine vergleichung beider denkmäler anstellen lässt. diese führt zu dem interessantesten puncte der erörterungen : der verfasserfrage. ihr ist der letzte abschnitt gewidmet in ausführlicher beleuchtung aller beobachteten stilistischen und lexikalischen verschiedenheiten im gebrauch der var. des vf.s vorsichtig abwägende beurteilung der tragweite von übereinstimmungen und abweichungen im einzelnen verdient alles lob und kann auf allseitige zustimmung rechnen. doch scheint mir sein zusammenfassendes, rein negatives urteil : 'mehr lässt sich nicht folgern, als dass die verwendung der variation in beiden werken nicht gegen eine einheitliche autorschaft zeugt' (s. 108), doch gar zu vorsichtig, oder vielmehr unrichtig gefasst. es befindet sich auch in offenbarem widerspruch sowol mit der so überaus häufig bei den einzelnen nummern widerkehrenden betonung von nichtübereinstimmung, ja mitunter von auffallender abweichung (vgl. nr 10. 86. 96. 167), als mit des vf.s eignen schlussbemerkungen (s. 111) : 'mithin ist die verschiedenheit im einzelnen weit gröfser als die ähnlichkeit. jene greift in die tiefe, diese haftet an der oberfläche. keine der vielen variationen zwingt zu erklären, so habe nur ein und derselbe dichter schreiben können. folglich ist die wahrscheinlichkeit, dass Gen. von einer andern person stammt als Hel., entschieden gröfser als die des .... gegenteils'. wir haben also vielmehr ein positives ergebnis : die übereinstimmung ist nur genereller art und beweist nur eine einheit des stils, wie sie bei zwei werken fast gleichen stoffes, die derselben dichtungsgattung, derselben periode und mundart angehören, vorauszusetzen war. die abweichungen sind dagegen zum teil individueller art, und wenn sie auch nicht zu einem schlagenden beweise ausreichen, so berechtigen sie doch den vf. — ich stimm ihm darin durchaus bei — zu der behauptung 'der wahrscheinlichkeit, dass wir es mit zwei personen zu tun haben' (s. 111).

Colmar i. E., november 1899. JOHN RIES.

Geschichtliche lieder und sprüche Württembergs. im auftrage der württembergischen commission für landesgeschichte gesammelt und herausgegeben von prof. dr KARL STEIFF, 1 lieferung. Stuttgart, WKohlhammer, 1899. 160 ss. gr. 8°. — 1 m.

Die bis jetzt grundlegende sammlung der geschichtlichen volkslieder von RvLiliencron schliefst mit dem jahre 1554. eine neue ausgabe, die für die Monumenta Germaniae vorbereitet wird, muss sich sogar auf die zeit bis 1500 beschränken. in der spätern zeit wird die menge des vorhandenen so ungeheuer und unübersehbar, dass eine vollständige gesamtausgabe eine bare unmöglichkeit wäre; hier müssen teileditionen eintreten, wie sie ja für einzelne zeitabschnitte bereits von Ditfurth uaa. geliefert sind. als eine willkommne ergänzung treten zu diesen die sammlungen für einzelne landschaften; sie haben, abgesehen von der möglichkeit, die ganze geschichte des betreffenden gebietes zu umfassen, und von dem intensiveren interesse, auf das sie innerhalb dieses gebiets rechnen können, noch den vorteil, dass der herausgeber die sprachliche und historische behandlung und erläuterung gründlicher und vollständiger erledigen kann, als dies bei ausdehnung seiner aufgabe auf sämtliche deutschen mundarten und landesteile möglich wäre. von einer solchen sammlung für Württemberg ligt hier die 1 lieferung vor, die sich auf den ersten blick als eine tüchtige, mit grofser umsicht und sachkenntnis ausgeführte leistung erweist. zu einem ähnlichen werke für Baiern wird in München gesammelt. es wäre zu wünschen, dass auch andre gebiete diesem beispiele folgen.

Württemberg ist kein besonders ergiebiger boden : die historische dichtung setzt hier später ein als in den meisten deutschen gauen — die erste nr der vorliegenden sammlung datiert von 1423 — und liefert bis zum ausgang des mittelalters nur wenige, vereinzelte proben, von dem reichtum an derartigen producten, wie ihn namentlich die benachbarte Schweiz, demnächst die mittel- und niederrheinischen gaue, und, wenn wir die meistersinger und spruchdichter mitzählen, auch Österreich aufweist, ist hier keine rede. erst unter der wechselreichen regierung herzog Ulrichs beginnt der strom historischer dichtung voller zu fliefsen. so sind hier dem ganzen mittelalter (bis 1500) nur 74 ss. gewidmet; sie enthalten 26 nummern, von denen mehrere nur aus kurzen sprüchen von 4, selbst von 2 zeilen bestehn. immerhin erhält unsre kenntnis hier wertvollen zuwachs. denn von den 21 nummern stehn nur 8 (1. 9. 10. 11. 13. 17. 19. 20) bei Liliencron, 8 andre waren sonst schon veröffentlicht (2. 5. 6. 7. 8 — dies an sehr abgelegner stelle — 18. 21, dazu von 12 die fassungen a und d), die übrigen waren bisher ungedruckt und meist auch unbekannt (3. 4. 12 b/c. 14. 15. 16). von den 21 stücken aus dem 16 jh., die diese lieferung bringt, waren 14 bei Liliencron, 3 andre (28. 24. 38) sonst gedruckt, während die

nummern 22. 25. 33. 37, dazu die fassungen b und e von 35 hier zum ersten mal aus den hss. mitgeteilt sind. was die innre auswahl betrifft, so hat Steiff im allgemeinen dasselbe princip festgehalten wie Liliencron : er beschränkt sich auf volkstümliche und auf zeitgenössische dichtungen. ausgeschlossen sind daher späte reimereien, wie das schon von Liliencron (I s. XXXVII) verworfene gedicht auf die schlacht bei Weil der stadt 1388 : *Im Württemberger Land ligt ein kleine Statt* (mehrere der art, die vielleicht aus dem 16 jh. stammen, enthält eine hs. des schlosses Zeil, zb. 'Von ůrsprung und anfenge Premonstrater ordens' 1120), ausgeschlossen ferner kunst- und gelehrte dichtungen, wie die totenklage Bucheins um den Calwer (MSH II 97), die strophen des Marners, Sigehers und des von Wengen an und auf Konradin, Johann vDalbergs gedicht auf einen besuch Friedrichs III in Maulbronn (1473, s. Mone Quellensamml. III) oder des Ulmer lesemeisters Felix Fabri beschreibung seiner reise nach Jerusalem (1483), die ja kaum noch als historische dichtung gezählt werden kann. eine andre schwierigkeit ligt in der localen abgrenzung. hier zwangen äufsere umstände den vf., sich in den grenzen des königr. Württemberg zu halten, die für die zeit der lieder selbst noch keine bedeutung hatten. ein andres bedenken lag in dem umstande, dass viele lieder sich auf ereignisse beziehen, bei denen die beteiligten personen, geschlechter, städte nur teilweise, vielleicht nur zum kleinsten teile, nach Württemberg gehören, wie auf den pfälzischen krieg von 1462, oder den vielbesungenen Schwabenkrieg von 1499. hier hat sich der vf. auf mitteilung des wichtigsten beschränkt. man wird auch dieses verfahren nur billigen können, zumal da das fehlende durchweg bei Liliencron zu finden ist. dank dieser weisen ökonomie glaubt der vf. seine sammlung in 5 lieferungen bis in die neuere zeit herabführen zu können.

Stücke, die man mit recht vermissen könnte, sind mir nicht bekannt. ebenso ist die hsl. überlieferung und die bisherige litteratur gewissenhaft ausgenutzt. bei nr 2 ist dem hsg. die älteste quelle entgangen : der spruch (auf die zerstörung von Hohenzollern) steht bereits, wenn auch entstellt, in der Augsburger chronik von Erhard Wahraus (verf. 1443—45), s. Chron. d. d. städte IV 232, 22 ff. dieselbe quelle enthält auch (s. 221, 8 ff) den ältern spruch auf das erdbeben zu Basel 1356, der die vorlage des erstern gewesen zu sein scheint und daher hätte erwähnt werden sollen. es ist zu beachten, dass an beiden stellen '*ein ringg mit ierem doren*' steht; das fem. des wortes 'ring' in dieser verwendung ist also gesichert: es handelt sich hier gar nicht um das mhd. nhd. *rinc, ring* 'anulus', sondern um mhd. *diu rinke, ringge* 'fibula' (Lexer II 451), vgl. zb. pseudo-Neidhart bei Haupt XLV 35 *glesin ist diu rinke, von kupfer ist der dorn* (die zunge der schnalle). danach ist auch die deutung des bildlichen chrono-

gramms zu modificieren. vgl. auch DWb. 8,1257 s.v. *rosseisen*. — zu nr 12 d steht eine weitere fassung in Mones Anz. n.f. 13, 140, 27.

In der behandlung des textes und den beigaben schliefst sich Steiff ganz an Liliencron an; für ausgaben, die auf ein weiteres publicum berechnet sind, wüst ich in der tat keine zweckmäfsigere einrichtung. die geschichtlichen untersuchungen nachzuprüfen, bin ich jetzt nicht im stande. jedesfalls machen die darlegungen des vf.s einen durchaus soliden und verlässlichen eindruck; man kann ihnen um so eher vertrauen schenken, als er an den ausführlichen geschichtswerken von Stälin und Heyd ja ausgezeichnete vorarbeiten hatte. mit grofsem scharfsinn und geschick bemüht er sich, den oft sehr unbestimmten angaben der gedichte anhaltspuncte für genauere datierung und bestimmung abzugewinnen; auch hier sind seine ausführungen überall einleuchtend, wenn auch nicht durchweg überzeugend, und bedeuten mehrfach einen wesentlichen fortschritt gegenüber seinen vorgängern.

Um ein urteil über die zuverlässigkeit der textbehandlung zu gewinnen, hab ich nr 1 mit der handschrift verglichen. hier erwies sich der erste druck von Lassberg ('Ein schön alt lied von grave Fritz vZolre' 1842), trotz der genauen widergabe der hsl. schreibweise, im einzelnen doch recht ungenau. die ärgsten fehler verzeichnet Steiff s. 13; von diesen fünf sind übrigens zwei bei Lassberg s. 31 f. als conjectur gekennzeichnet. aber auch sonst fehlt es nicht an nachlässigkeiten; namentlich ist das übergeschriebene *v* oft verlesen. ganz correct ist allerdings auch Steiffs lesung nicht. so hat auch er wie alle frühern drucke in v. 63 *widerſtritent*, obwol in der hs. deutlich *wid'ſeittēt* steht, was einem übrigens hier ganz von selbst als conjectur in die feder kommen würde, auch wenn es nicht überliefert wäre. von weitern versehen notier ich: *ſchnell es* 21 = *ſchnelles* der hs., *ſchwärlich* 161 = *ſchwärlich, müsz* 171 = *müsz, weltent* 194 = *wölltent, hand* 239 = *händ, tött* 294 = *Tött, ſoltent* 312 = *ſöltēt,* v. 375 ist *ſich* ausgelassen, der sinn ist also nicht 'sie warteten', sondern 'sie wehrten sich'. v. 417 enthält die hs. *die* zweimal. manchmal sind fehler der hs. stillschweigend gebessert, wie *ſtümens* 221, *enbōt* 330. kleine orthographische ungenauigkeiten, wie vertauschungen von *u* und *ú* oder von *-end* und *-ent* in den pluralformen des verbs, werden niemand stören, doch hätte zb. *ú* in *úrszlingen* beibehalten werden sollen, wenn der ort jetzt Irslingen heifst. ebenso hätte das lautgeschichtlich interessante *dār* (nom. sg. masc. des art.) in nr 17 v. 38 nicht in *der* geändert zu werden brauchen.

Am ehesten bietet die sprachliche erläuterung zu bedenken anlass. es entspricht dem exoterischen charakter des buches, dass alles, was dem nicht germanistisch gebildeten leser nicht ohne weiteres verständlich ist, auch die elementarsten puncte der mhd. sprache, erklärt wird. weit entfernt, dies zu tadeln, möcht ich

vielmehr wünschen, dass der verf. hier an einigen stellen noch weiter gegangen wäre, besonders wo die lautgleichheit eines wortes mit der jetzigen sprache dem laien leicht einen falschen sinn suggerieren könnte, zb. nr 16, v. 30 *villeicht*, v. 47 *zwar*; oder nr 7, 182 *belangen;* in nr 19: 7, 4 *weist*, 17, 5 *gegofsen*, 21, 8 *rank*. dass sehr viele stellen dunkel bleiben, wird man dem hsg. nicht zum vorwurf machen. — ich stelle zum schluss einiges zusammen, was mir beim durchlesen der ältern lieder (bis 1500) aufgefallen ist; es betrifft teils ungenaue oder (nach meiner meinung) unrichtige erklärungen, teils naheliegende änderungen. nr 1, v. 44: *das was den von Routwil als mär*. St. erklärt: '*mär:* der rede wert, nicht gleichgültig'. aber *alse mære* bedeutet sonst im mhd. stets das umgekehrte ('ebenso lieb', näml. wie das gegenteil, dh. 'einerlei, gleichgültig'). man wird also auch hier übersetzen müssen: 'die Rottweiler liefsen sich dadurch nicht irren, anfechten'. — v. 69 *verrichtet*, 'stellte zufrieden', besser 'versöhnte'. — v. 120 *schmach* 'unedel', besser 'verachtet'. — v. 222: *unser frowen tag* ohne zusatz ist nach Grotefend Taschenb. der zeitrechnung s. 38 in deutschen quellen stets der 15 aug. — v. 239: *hand si es denn in selber angetragen* bedeutet wol 'sich selbst zugezogen'. — v. 397: *rach* = *rahe* f. 'stange'. — v. 426: *enborn* 'vermieden'. — nr 3, 17, 2: *er sank von onmacht in ein ort*, in eine ecke? (was St. übersetzt, müste doch *in onmacht* heifsen). — nr 4, 12, 6: *spiel gond* 'ihr spielt' im eigentlichen sinne, nach ausweis von str. 13, 1. — 19, 7: *ob irs dunt mer*, natürlich nicht 'ob auch', sondern 'wenn'. — nr 5, 3, 6: *maniger, der sie nie hat gedacht*, l. *sin*? — 4, 8: *gelon* kann jedesfalls nicht in *gelônt* geändert werden, da es auf 3, 8 und 5, 8 reimt. was es heifst, versteh ich freilich auch nicht. könnte es zu *lâzen* 'zur ader lassen' gehören? freilich weifs ich hierfür weder die contrahierte form noch den metaphorischen gebrauch zu belegen. — 15, 4: *es sol auch dann nit sein*, l. *euch*? — 26, 6: *zeit* als neutrum ist durchaus unanstöfsig. — nr 6, 1, 5: *but* ist eher präs. (= *biutet*) als prät., welches gew. *bǒt* lautet. — nr 7, 165: *in gotes namen sprakens an*, l. *spranktens*? — 172 l. *sclůg*. — nr 10, 16, 7: *und welcher nimmer darnach geit*. St.s erklärung '*geit:* ja sagt, sich für besiegt erklärt' versteh ich nicht. es heifst wol: 'wer in zukunft je danach geizt, begierig ist'. — nr 13, 13, 1. über *einem genâden* 'von ihm abschied nehmen' vgl. Schm.[2] I 1726. Frisch I 359[b] '*gnaden*, v. für: gottes gnade empfehlen, salutare, valedicere'. *sie kamen zusammen, gnadeten einander, und zogen wieder ab*. Stumpf Helv.chr. fol. 673[a]. *er wande sich auf dem richtplatz gegen die stadt, gesegnet und gnadet dieselbe*. Stettler Annal. Helv. p. 311'. — nr 16. 14: *so schanten sie gar pillich got*, l. *schaute*. — v. 22, anm. l. 'bewenden'. — v. 57 unklar ist mir, was St. mit *befelen* will; der verlangte sinn könnte doch nie aus dem verse herausgebracht werden, während das überlieferte ganz

verständlich und unbedenklich ist. — nr 17, 22: *als di fürsten halten stat* wird erklärt 'wie die fürsten statthalten oder regieren'. aber '*stat halten* bedeutet doch nur 'jemandes stelle vertreten'. ich lese daher: *halten stât* (: *rât*). *stât* als 'stand, lebensweise, würde' ist nach Weigand II 780 schon 1420 (im sinne von 'aufwand, prunk' allerdings erst 1711) belegt. vgl. auch *fürstenstat* 'gubernatio, regimen, ductus et ratio principis' Stieler 2114. — v. 67 f: *als solt kunig Maximilian sein wol nit recht erlanget han.* anstatt des so seltenen und vieldeutigen *wuol* 'thron' möcht ich in *wol* eher *wal* 'wahl' vermuten, vgl. auch v. 64. — nr 19, 4, 8: *wend si darvon nit lan* heifst natürlich 'wollen sie davon nicht ablassen'. wie St. dazu kommt, hier '*wend:* wenn' zu erklären, während er unmittelbar vorher '*wend:* wollen' schreibt, ist mir unbegreiflich. auch müst es dann unbedingt *land* heifsen. — 19, 19, 7: *ir werint sust wol zwüren als vil erschlagen gsin* hat St. sonderbar misverstanden. *zwüren* ist nichts anders als das so gewöhnliche *zwirn* 'zweimal'. — nr 20, 9, 3: *du tůst dich wol erkennen* versteh ich lieber 'du machst dich wol bekannt'.

Diese kleinen ausstellungen sollen die anerkennung nicht verdecken, dass hier im allgemeinen eine tüchtige, ausgezeichnete arbeit vorligt. wie alle veröffentlichungen der Württembergischen commission zeichnet sie sich durch saubere ausstattung und einen ungewönlich niedrigen preis aus. indem ich mir vorbehalte, nach vollendung des ganzen darauf zurückzukommen, wünsch ich ihr die weiteste verbreitung in und aufserhalb der fachkreise, die sie durchaus verdient.

Göttingen. H. MEYER.

Theobald Hock, Schoenes Blumenfeld. abdruck der ausgabe von 1601. herausgegeben von MAX KOCH [= Neudrucke deutscher litteraturwerke des XVI und XVII jahrhunderts, nr 157—159.] Halle a. S., Niemeyer, 1899. LXII und 144 ss. 8°. — 1,80 m.

Seit jahrzehnten, besonders seit dem erscheinen des bekannten Höpfnerschen programms, spielt in der geschichte der litteratur und metrik Theobald Höck (Hock) eine geheimnisvolle rolle. man rechnet ihn zu jenen männern, die vor Opitz unsre lyrik formal haben verbessern wollen; aber bis heute hat keiner, auch jetzt der herausgeber des 'Schönen Blumenfeldts' nicht, recht sagen können, worin denn eigentlich diese gepriesene reform im einzelnen bestanden habe. ich will deshalb meine besprechung des neudrucks von vornherein so einrichten, dass durch sie jene oft aufgeworfene frage ihre antwort erhält. mir kommt dabei zu statten, dass ich im vergangenen winter das 'Blumenfeldt' zum gegenstand seminaristischer übungen gemacht habe; und ich verzeichne mit dank, dass mir bei dieser gelegenheit für meine untersuchungen einzelbeobachtungen zur verfügung gestellt sind, besonders von den herren Goedecker, Drescher, Stählin, dr Floss-

mann, Riemann, Eichhorn und dr Götze. durch hinweis auf böhmische geschichtsquellen hat mich auch mein college, herr prof. Witkowski, freundlichst unterstützt.

Ein neudruck der selten gewordenen gedichte Höcks war sehr willkommen; und es konnte nur gefragt werden, ob gerade Max Koch der geeignete und genügend vorbereitete herausgeber sei. K. hat dem leser nicht etwa einen kritisch bearbeiteten text vorgelegt, sondern begnügt sich damit, wenigstens vom vierten druckbogen an (für die ersten drei sind auf s. LVII noch zahlreiche druckfehler angemerkt), den wortlaut des 'Schönen blumenfeldts' buchstabengetreu zu widerholen. dagegen ist grundsätzlich nichts einzuwenden, wenn es auch gerade keine schwierige aufgabe war.

Aber!! dem neudruck geht eine einleitung voraus. und in dieser ist der ungereinigte text mit all seinen setzerfehlern und misverständnissen zur grundlage philologischer untersuchungen gemacht worden, die natürlich gänzlich wertlos und für den herausgeber im höchsten mafse compromittierend sind. kein student im zweiten semester hätte so wider das ABC jeder wissenschaftlichen methode sündigen dürfen, wie es hier K. getan. seine ganze einleitung, in ihrem biographischen, ihrem litterarhistorischen, ihrem philologischen teil, ist so nachlässig gearbeitet, wie uns seit jahren nichts in unsrer wissenschaft geboten ist. es ist natürlich meine pflicht, dies urteil zu begründen. das soll denn hier geschehen.

Wir müssen beginnen mit einer kritik des textes; denn sie ist ausgang aller weiteren erörterungen. wie schon erwähnt, hat K. uns das druckbild des Blumenfeldts von 1601 genau widergegeben. an die betrachtung dieses textes muste sich aber nun die frage knüpfen: wie wurden solche verse gelesen? wie klang das, was hier das auge erblickt, dem ohre? geben die einzelnen buchstaben jedes wortes würklich die laute getreulich wider? oder erkennt man vielleicht durch hin- und hervergleichung, dass beim lesen der verse hier eine vollere wortform synkopiert, contrahiert oder dgl. zu sprechen, dort einem verstümmelten worte seine unverkürzte articulation widerzugeben ist? es gab ja freilich gegen ende des 16 jhs. dichter, die ängstlich besorgt waren, durch den druck nicht nur die normalen, sondern auch die aus besondern gründen veränderten wortformen widerzugeben. so ersehen wir zb. aus Jellineks vortrefflicher ausgabe, wie Schede-Melissus peinlich genau *mein'* und *meine*, *ſtęt* und *beſtęet*, *wölst* und *wöllest*, *gſicht* und *geſicht*, *worn* und *worden*, *Her*, *Herr'* und *Herre*, *węng* und *węnig*, *'s* und *des* usw. unterscheidet. aber wer bürgt uns dafür, dass nun auch jeder andre poet die niederschrift und den druck seiner werke ebenso treu überwacht hat? für Theobald Höck spricht ja Koch selbst (worauf ich erst später eingeh) s. x die vermutung aus, dass ein Prager drucker die gedichte dieses

Pfälzers verlegt und also wol auch gedruckt habe. wieviel konnte da durch sorglosigkeit des dichters selbst und durch unachtsamkeit oder aberwitz des setzers entstellt werden! dass das buch grobe fehler aufweist, hat K. an ein paar stellen, wo ganze verse ausgefallen sind, ja selbst bemerkt. warum hat er denn nicht weiter geprüft, eh er s. LIV ff seine haarsträubenden statistiken aufstellte?

Wir müssen nun hier, so weit der platz reicht, das versäumte nachholen. und dabei geh ich genau so vor, wie wir es in den Leipziger seminarübungen getan haben.

Höcks gedichte sind sämtlich in strophen abgefasst, über deren herkunft später noch einiges zu sagen ist. es ist dabei ganz gleichgiltig, dass einige (cap. 46. 47 uaa.) für den gesang, andre wahrscheinlich für den sprechvortrag berechnet sind (vgl. in der überschrift und v. 1. 6. 19. 55 von cap. 5, auch in der vorrede das wort *lesen*). uns kommt es nur darauf an, festzustellen: wo immer uns strophische gedichte begegnen, da haben sich selbst in zeiten des verfalls die dichter bemüht, die einzelnen strophen eines liedes unter einander formal gleich zu gestalten. in dieser hinsicht unterscheidet sich ein volkstümliches kirchenlied nicht von einem meistersang. wenn wir daher ein lied vor uns haben, dessen sämtliche strophen an derselben stelle klingende reime aufweisen, während eine einzige strophe dort stumpfe reime hat, so ist die vermutung erlaubt, dass an dieser stelle die überlieferung ungenau sei und wir mit möglichster schonung des textes hier das reimgeschlecht, ev. durch conjectur zu ändern haben. aus diesem grunde sind bei Höck 2,61 u. 63 die worte *Tadl* und *Adl* zweisilbig, also *Tadel, Adel* zu lesen, entgegen dem druckbild. ebenso hat man zu sprechen: 3, 42 *Husseren* (dreisilbig); 6, 5 *außerkoren* (viersilbig trotz der schreibung *außerkorn*); 8, 23 ist statt *Dieb* die (bei Schmeller-Fr. I 479 nur als oberpfälzisch bezeugte) form *Deib* zu lesen, ganz wie es der reim verlangt; 11, 18 sprich *Sporen*; 11, 20 f *versuchet : verfluchet*; 12, 6 f *Schaidn : erlaidn*; 14, 14 f stumpfe reime *ſtiern : Thiern*; 16, 16 f ist das als *lernen : gern* entstellte reimpaar zu lesen *leren : geren* (vgl. 30, 3); 17, 30 lis *ſparen*; 17, 31 ist *gehen* einsilbig zu sprechen als stumpfer reim; 18, 3 und 4 müssen klingende reime haben, also *erfahren, ſparen*; desgl. 20, 12 *Frewden*; 21, 19. 20 müssen stumpf reimen, also ist *thawrn : Bawrn* zu sprechen; desgleichen 21, 27 f *gworbn : erworbn*, 31 f *wegn : außgebn*, 33 f *jebn : betriebn*, 43 f *ſagn : klagn*; 22, 24 sprich *fern* statt *fernen*; 22, 32 und 34 fordern stumpfe reime, also *vnderſcheid : Maid*, ebenso 51. 53 *habn : tragn*; dagegen 24, 13 *kheren*; die verse 29, 1—3 fordern klingende reime, also *Meeren, Creaturen, Heeren*; 31, 27. 28 dagegen stumpfe, also *bekehrn, kehrn*; ebenso 32, 6 f *offenbarn : bewarn*. umgekehrt ist 34, 9 wider klingender reim erforderlich, also *gnennet*. 35, 19 f lis *mögn : ebn*, 22 *harren*; 36, 13 f *Ehren : verkehren*, 34 f *lebet*

: *auffleget*; 37, 2 *leben*; 38, 24. 26 *habn* : *Tagn*, 34. 36 *Gnadn* : *ſchadn*, 35. 38 *hören* : *geren*, 45 *erfahren*, 46 *ziern*; 41, 5 f *hewer* : *Stewer*, 21 f *erſchleget* : *pfleget*. 42, 5 sprach Höck, wie der reim verrät, die dialektische form *kemmen* [1]. 45, 25 sprich *ſtehn*; 46, 10 f *brawn* : *trawn*, 22 f *weh* : *Eh*, 28 f *Trapplirn* : *Galaniſirn*; 50, 21 f *Bawr* : *ſawr*; 52, 9 f *Schwalbn* : *Albn*, 19 f *Schabn* : *grabn*; 33 *Jahren*; 53, 3 *Thieren*; 54, 14 *Abendthewr*, 35 *Zeugn* : *leugn*; 55, 1. 3 *pffeifft* : *greifft*, 8 *ſäſt*; 56, 29 *eh*, 35. 38 *Fabeln* : *Parabeln*, 52 f *fülln* : *ſpilln*; 59, 16. 18 *ſät* : *verſträt*; 61, 17 *Ehrn*. der auffällige unreim *Auffen* : *krauſen* 65, 30. 32 steht einsam bei Höck da, ist aber inhaltlich unanfechtbar; denkbar wäre nur, dass der dichter *krauſen* in gewagter orthographie für *krauwen* (kratzen) geschrieben hätte. 66, 6. 8 *verkehren* : *zerſtehren*; 66, 26. 28 *Predign* : *erledign*, 57 *geht*; 68, 22. 24 *ſparen* : *erfahren*; 69, 7 *führn*; 70, 22. 24 *obſeruirn* : *imaginirn*, 29 *vnterſtehn*; 70, 31 muss Höck ganz pfälzisch *ſtaanen* gesprochen haben, was freilich Edward Schröder ihm nicht zutrauen möchte; Schr. sucht den seiner meinung nach unreinen reim zu beseitigen durch die conjectur (v. 33) *Mit Bannen und mit Zeinen*. 70, 32. 34 f sprich *ebn* : *Segn* : *legn*; 71, 6. 8 *hoffiern* : *verliern*, 11. 13 *bezahln* : *mahln*; 72, 17 *Erden*. nach der gesamten praxis Höcks ist ein reimpaar wie 73, 1 f *Leibe* : *jeben* unmöglich; aber ich weiſs keinen besserungsvorschlag zu machen. 73, 11 sprich *Ohren*; 75, 7 *werdn*, oder genauer noch *wer*[*d*]*n*, 55 *jhrn*; 77, 54 *führn*, 55 f *Gſelln* : *wölln*, 71. 73 *ebn* : *gebn*; 78, 12. 15 *Jahren* : *ſparen*; 80, 7 *erfahren*, 29 f *ſchaffet* : *verſchlaffet*; 81, 9 f *zerſteren* : *vmbkehren*; 83, 28 *lawrn*, 52 *geren*; 84, 30 *wern*, 34 ist *nit* statt *nicht* zu lesen; 85, 69 f sprich *alln* : *gefalln*; 86, 4 ist statt *ſtreiten* einzusetzen *ſtritten* (Schmeller II 820), vgl. auch 87, 38; 87, 36 sprich *demſelbn* (*demſelm*); 88, 11 *verwüret*, 79 f *Tagn* : *ſagn*, 83. 86 *verloren* : *zoren*; 89, 1 f *ſagn* : *habn*, 40 *verſteh*; 90, 18 *geren*, 22 *ferden*; 91, 53 f *wurn* : *ſchwurn*, 75 f und 105 f *Schwabn* : *habn*, 114 *verlorn*; 92, 31 f *Bawren* : *trauren*, 59 f *wuren* : *fuhren*, 63 *lehret*.

Noch einen zweiten fingerzeig, wie Höck gesprochen hat, geben uns seine strophen. sehr oft wendet er nämlich jene im volks- und kirchenlied des 16 jhs. so weit verbreiteten viertactigen verse an, die sich in zwei auf einander reimende zweitacter zerlegen, zb. 3, 4 *Vnd Paſpart auch, nach Landes brauch*. diese 2 × 2 tacter müssen stets zweimal vier silben enthalten; und aus diesem grunde ist 3, 9 statt *zwagen* einsilbig zu lesen : *zwagn*.

[1] Edward Schröder, der diese verbesserung durchaus billigt, schreibt mir noch zu ihrer erklärung : '*kemmen* ist eine analogieform, welche das völlig isoliert stehnde präsens *kommen* beseitigt und zu *kam*, *kämen* ein neues präsens bildet, analog dem *nemmen* (42, 6) zu *nam*, *nämen*. es widerholt sich hier ein vorgang, der schon im gotischen *qiman* statt germ. *cuman* erzeugt hat. ich betone ausdrücklich, dass nicht etwa eine l a u t l i c h e rohheit vorligt, sondern eine analogische n e u b i l d u n g'.

der gleichen ursache wegen muss man sprechen : 3, 19 *scalirn, vexiern*; 3, 24 *ſchneidn, zjhrem*; 3, 34 *ſchreibn*; 3, 39 *beschweren*; 3, 64 wahrscheinlich *dasselb* statt *selb*, weil im ganzen 'Blumenfeldt' *selb* in dieser anwendung nicht vorkommt; 4, 29 *gehe* ist, wie viele verwante formen, bei Höck einsilbig zu sprechen (vgl. später meine beobachtung über *ü[h]e*), 49 sprich *Tadel* (zweisilbig); 12, 14 fordert der rhythmus : *all Menſchen*; 14, 31 *Artzeney*; 15, 3 *Beyfalln*; 15, 13 *obn*; 15, 33 *gebn*; 15, 43 *nebn : ebn*; ähnlich 20, 19 *nebn, bleibn*; 20, 34 *gebn*; dagegen muss man 23, 3 *bleibet* (zweisilbig) sprechen; 23, 13 *Junckfrawen* zweisilbig, 28 *habn* einsilbig; 35, 1 sprich *wern*, 31 *lährem*; 38, 17 *ſagn*, 22 *bſtendig*, 57 *erbn, ſteht*; 39, 19 *gegm*, 24 *gradt*, 29 *ſchadn*. dem vers 45, 36 weiſs ich nur zu helfen durch weglassung des *vnd*. 48, 4 sprich *Glückes*, 14 *Wagn : tragn*. 49, 1 wird in der ersten hälfte des verses zu lesen sein : *Es iſt fürwahr*. 49, 26 ist der dialektische reim *Fraw Maimb* herzustellen. 50, 28 muss man sprechen : *heign, ſchneidn vnd ſän* (zusammen als vier silben); 51, 5 *Abndt*, 40 *gſpiert*; 52, 11 *Eyſenn*, 21 *hintragn*; 54, 18 *gſehen*, 28 *ſaget*, 33 *glaubn : Augn*; 59, 5 *lebn*, 12 *Bogn*, 19 *Schawr*, 33 *Herren*, 40 *abtreibn*; 61, 23 *Erfarenheit*; 63, 15 muss das wort *ſie* gestrichen werden. um 64, 29 die erste hälfte des verses viersilbig zu gestalten, erscheint es mir als das nächstliegende, in dem worte *Decht* einen lesefehler des setzers zu sehen und zu substituieren : *Da hett*. 75, 7 sprich *wer[d]n*, 63 muss das zweite *da* fortfallen; 83, 26 sprich *taurn* (das weitre sieh bei den conjecturen).

Schon aus diesen zusammenstellungen doch wahrlich unwiderleglicher correcturen ergibt sich nun, wie oft und in wie manigfacher weise das gesprochene wort bei Höck von dem druckbild abweicht, wie also zb. sehr häufig eine synkopierte wortform gemeint ist, wo der dichter oder der setzer die normale vollere form in den text gestellt hat, und umgekehrt. das macht uns stutzig. und wir prüfen weiter, ob nicht noch in andern fällen die lebendige articulation sich von dem buchstabenbilde frei machen muss, und ob nicht dadurch zwanglos eine gröſsere formale congruenz der einzelnen strophen eines gedichts zu stande kommt. ich gebe im folgenden einige proben, um zu zeigen, dass man hier zu ganz sichern resultaten kommen und, auf sie gestützt, verderbnisse heilen kann.

a) Wie flectiert Höck das adjectiv *ander*? im nom. sg. lässt er es, gleichviel ob er es adjectivisch oder substantivisch braucht, in allen drei geschlechtern unflectiert. belege (die natürlich absolut vollständig für jede sprachliche erscheinung sein müssen): masc. 14, 65. 15, 23. 31, 14. 34, 49. 75, 48. 82, 8. 91, 25. 92, 9; fem. 68, 5; neutr. 14, 20. 59, 19. 75, 25. 81, 23. 87, 63. 65, 24. aus diesem grunde ist auch 1, 5 *ander* zu lesen. die obliquen casus natürlich flectiert Höck, und zwar schwach : *andern* gen.

17, 34. 29, 36. 33, 12; dat. 4, 35. 11, 2. 12, 7 (nb.! das ist ein dat. sg., wie ich später noch weiter belegen werde). 20, 27. 56, 16. 38. 67, 25. 32, 8. 53, 42. 75, 17. 28; einmal auch aus versnot dreisilbig : *anderen* 82, 44; acc. 28, 5. 46, 41. 47, 30. 48, 16. 68, 9. 75, 45. im plural macht Höck eine scheidung. das adjectiv *ander* ohne artikel flectiert er stark, jedoch so, dass er seinem dialekt entsprechend eine apokopierte form anwendet, also *ander* : masc. 20, 19. 75, 40. 82, 30. 38; fem. 19, 11; neutr. 23, 22. und nun von dieser beobachtung aus können wir neun fehlerhafte verse, die sonst nicht in die betreffenden lieder sich fügen würden, corrigieren. an den stellen 5, 21. 6, 68. 29, 23. 37, 11. 53, 30. 55, 7. 74, 22. 80, 21. 87, 55 nämlich muss die form *andere* ein druckfehler sein; jedesmal haben wir vielmehr *ander* zu lesen, sodass die verse erstaunlich sich glätten. der dat. pl. lautet bei Höck selbstverständlich *andern* : 14, 15. 19, 12. 21, 18. 39, 10. 48, 25. 67, 10. 82, 5. 14. 40. ebenso ist zu erwarten, dass er den plural mit artikel schwach flectiert, also *die andern* 35, 21; und widerum veranlasst uns dies, in dem verderbten vers 17, 42 statt des fehlers *Die ander* das richtige *Die andern* einzusetzen. genau wie *ander* flectiert Höck dann noch weitere adjective, zb. *eigen*.

b) In vielen fällen lässt der dichter das pron. pers., entsprechend der umgangsrede, mit dem verbum oder einem andern satzteil dergestalt zusammenwachsen, dass das pron. als enklitikon seinen vocal einbüfst. am häufigsten geschieht dies mit dem pronomen *es* (1, 33. 3, 32. 4, 5. 4, 27. 4, 28. 4, 36 und so in ungezählten fällen, auch 39, 8), ebenso mit *sie*, sowol im singular (53, 10. 87, 62) als im plural (3, 29. 6, 70. 6, 71. 17, 24. 28, 21. 40, 27. 58, 10. 66, 33. 56. 78, 36. 83, 47 ff. 84, 10. 87, 46. 87, 55). es muss uns daher erlaubt sein, einen regelwidrigen vers, der durch solche verschmelzung geheilt werden kann, dem sonstigen gebrauch Höcks anzupassen, sodass wir also 19, 8 das gedruckte *Wenn sie* als *Wenns* (hier ist übrigens, wie später zu erörtern, noch mehr zu corrigieren), 19, 19 das *Weil sie* als *Weils*, 37, 31 das *ſchieben sie* als *ſchiebens* aussprechen. bei dem pronomen *du* ist nicht immer (vgl. 26, 22) zu entscheiden, ob es mit dem verb zusammengewachsen oder gänzlich ausgefallen ist; die praxis Höcks zeigen die verse 5, 20. 20, 6. 11. 21, 33. 28, 17. 38, 44 f. 42, 28. 46, 36. 47, 31. 48, 27. 51, 4. 31. 45. 52, 6. 35. 56, 36 f. 59, 29. 42. 63, 29. 75, 63. 81, 41. und wider leiten wir aus dieser übersicht das recht ab, 28, 15 und 43, 33 statt *mustu must* zu lesen, während umgekehrt 51, 41 *magstu* zu sprechen ist. nun hatte man bei den genannten drei pronomina *es, sie* und *du* schon früher öfter die verschmelzung orthographisch angedeutet. ungebräuchlich dagegen war dies im grofsen und ganzen bei *ich* und *er* geblieben. hier folgt das 'Blumenfeldt' als druckwerk dem gemeinen verfahren, lässt also

den beiden zuletzt genannten pronomina fürs auge ihr selbständiges dasein. aber auch das darf uns nicht hindern, dort, wo sonst keine hilfe sich zeigt, das enklitikon in der aussprache an das vorhergehnde bezw. folgende wort anwachsen zu lassen, also zu lesen 6, 12 *vmbgehe ich* zweisilbig = *vmbgeh'ch;* 6, 66 *Weil ich* = *Weil'ch;* vielleicht 14, 54 *wer ich* = *wer'ch* (doch vgl. zu diesem vers später die conjectur); 47, 21 *thet ich* = *thet'ch;* 57, 2 *daß er alls* = *der alls,* eine contraction, die im mhd. (vgl. L. zu lw. 504) ja oft genug zu belegen ist.

c) Was bei Höck als die buchstabenverbindungen *u[h]e* und *ü[h]e* gedruckt ist, hat der dichter durchweg einsilbig gesprochen. also es sind trotz dem nachschlag die wörter *thue, mühe, frue, blüet, mühet* samt und sonders, wie oftmals (43, 27. 44, 3) auch der reim beweist, als éine silbe im vers zu behandeln; 105 beispiele dafür finden sich. nur eine einzige ausnahme scheint in die quere zu kommen, nämlich 56, 19, wo *Truhen* nach dem erfordernis des rhythmus nicht einsilbig sein dürfte. aber schon der nächste vers, 56, 20, zeigt uns, dass hier wider ein druckfehler vorligt und wir *Trugen* (zweisilbig) an die stelle zu setzen haben.

d) Das pronominalsubstantiv *niemand* ist bei Höck a priori in vier formen möglich : *niemandt, niemandts, niembt* und *niembts.* von diesen haben wir die erste, gebräuchlichste auszuscheiden, denn sie findet sich nur an den stellen 15, 50 und 40, 14, wo beide male der vers verderbt und das einsilbige *niembt* zu lesen ist. die übrigen drei formen braucht Höck unterschiedslos, je nach dem bedürfnis des versbaues : *niemandts* 2, 61. 15, 23. 32, 21. 33, 15. 37, 14. 40 überschrift. 55, 10. 76 überschrift; *niembts* 2, 62. 8, 29. 41, 16. 58, 20. 60, 41. 63, 46. 69, 28. 87, 51. 81; *niembt* 2, 41. 3, 44. 8, 12. 25. 15, 8. 34. 19, 51. 29, 25. 40, 13. 15. 17. 41, 30. 81, 28. wider aber sind in dem nachlässigen druck verwechslungen vorgekommen, die wir sofort als störungen des verses empfinden und darum ohne verletzung des sprachgebrauchs des dichters so zu ändern haben : 15, 48. 17, 40. 20, 20. 23, 15. 84, 45 ist *niembts* zu lesen statt *niemandts,* 52, 40 *niemandts* statt *niemdts.* und 67, 27 hat man die wahl, die sicherlich falsche form *niembt* zu ersetzen durch *niemandts* oder nach analogie von 3, 44 und 23, 15 durch *niembt nit.*

e) Grofse schwierigkeit machen beim ersten lesen Höckischer gedichte die endsilben *-gen* und *-ben.* soll hier würklich das druckbild den ausschlag geben und sollen diese endungen für die articulation stets die bedeutung selbständiger silben haben? soll der unterschied zwischen *sagen* und *sagn* würklich so sein, wie ihn der setzer bezeichnet hat? unmöglich. schon die betrachtung der reime hat uns wichtige fingerzeige gegeben; und so haben wir weiter aus der congruenz der strophen eines gedichts von fall zu fall zu entscheiden, ob wir die unbetonten en-

dungen würklich als senkungssilben aufzufassen oder das *n* mit synkopierung des *e* dem vorausgehnden labial oder guttural zu assimilieren haben. wie Höck gesprochen hat, verrät er ja zur genüge, wenn er 87, 34. 36 auf *Helm* reimt *demselben* (natürlich zweisilbig : *demselm*), oder wenn er zwar 89, 40 *Buchstabn* schreibt, dagegen in demselben gedicht 4 und 9 *Buchstam,* oder wenn er das wort *vermailigen* 3, 35 dreisilbig brauchen muss und es (nur in diesem einen falle) *vermailling* druckt, also damit etwa den laut *ŋ* hat widergeben wollen.

Es kann nun natürlich nicht meine aufgabe sein, hier noch weiter das gesamte statistische material für jede sprachliche erscheinung bei Höck auszubreiten. ich muss mich damit begnügen, nachdem ich den sprachgebrauch des dichters im ganzen und die speciellen erfordernisse jedes gedichts und jeder strophe im besondern durchgearbeitet, die resultate gruppenweise vorzutragen. an der hand der vollzählichen ergebnisse kann ja jeder leser leicht die nachprüfung anstellen. er muss nur eben zu den fällen, die ich registriere und in denen das gesprochene wort von dem druckbild abweicht, diejenigen in parallele setzen, in denen die beiden mit einander übereinstimmen.

2, 36. 18, 29. 24, 15. 35, 24. 38, 17. 77, 89. 89, 1. 91, 9. 41. 59 sprich *ſagn; 71, 12 zuſagn; 21, 43 f ſagn : klagn; 90, 56. 62 Warſagn; 3, 9. 11, 14 zwagn; 6, 52. 22, 53. 54, 37. 77, 10. 39. 62. 79, 17. 84, 4. 15 tragn; 52, 21 hintragn; 86, 24 getragn; 10, 16 klagn; 26, 38 Fragn; 38, 26. 87, 46 Tagn; 88, 79 f Tagn : ſagn; 52, 20 nagn; 88, 70 ſchlagn; 22, 62. 92, 39 erſchlagn; 71, 26 gſchlagn; 48, 14 Wagn : tragn; 5, 25 Rollwagn; 92, 69 Hörwagn; 3, 40 Segn; 70, 34 f Segn : legn; 46, 4 gſegn; 22, 52 f. 30, 15. 92, 68 gegn; 39, 19 gegm; 76, 35 gegnſpiel; 59, 7 Begegn; 5, 5. 9, 22. 17, 17. 37, 15. 42, 19. 56, 9. 57, 6 Entgegn; 21, 31. 38, 16. 89, 15 wegn; 91, 9 Außlegn; 52, 14 Regn; 88, 53 Regnſpurg; 22, 69. 33, 5. 35, 39. 45, 30. 79, 26 kriegn; 41, 4 bekriegn; 36, 10. 54, 40. 71, 4. 17 liegn; 28, 2 anliegn; 47, 24 Wiegn; 52, 43. 59, 12. 63, 8 Bogn; 54, 31. 37 lugn; 87, 55 trugns; 5, 9. 19, 27. 48. 35, 19. 42, 14. 64, 32. 67, 30. 76, 23. 79, 22 mögn; 74, 18 erwögn; 19, 57 zügn; 19, 69. 77, 71 trügn; 56, 13 Gnügn; 1, 22. 6, 35. 18, 44. 40, 16. 54, 33. 66, 48. 73, 8. 74, 16. 78, 6. 84, 31 Augn; 33, 35 Augnſchein; 36, 23. 42, 8. 62, 39 Augnblick; 26, 24. 91, 84 aign; 32, 34 ſchweign; 50, 28 heign; 54, 34 f Zeugn : leugn; 20, 38 vbrſchwelgn; 26, 10 Vertilgn; 30, 18 jungn; 32, 32. 76, 24 Verbergn; 6, 53. 30, 12 Verborgn; 13, 25. 37, 11. 53, 30 ſorgn.*

4, 40 *ſettign*; 9, 20. 88, 92. 96 *ewign*; 18, 12. 30, 12 *ewigm*; 13, 37 *geduldigm*; 45, 34 *jetzign*; 53, 3 *vnuernünfftigm*; 56, 2 *geitzigm*; 66, 26. 28 *Predign : erledign*; 74, 8 *Vernünfftign, bſtändign*; 77, 58 *witzign*; 77, 83. 84, 8. 20. 87, 46. 90, 41 *Heilign*; 83, 24 *Demüttign*; 87, 73 *flichtign*; 87, 75 *Maynaydign*; 88, 16 *vbrign*;

89, 10 *einſichtign;* 89, 39. 90, 68 *vorign;* 14, 27. 75, 8. 85, 43 *lebndign* (spr. *lèmding*); 76, 10 *lebndig.*

3, 6 sprich *z Venedg* (zweisilbig)[1]; 16, 10 *ewg;* 22, 61 *gmeingklich* (zweisilbig); 66, 32 *einch;* 86, 17 *Sechtzg;* 86, 18. 88, 11 *ſibntzg;* 86, 23 *dreyſſg;* 87, 26 *zwaintzg;* 71, 12 *weng;* 58, 35 *wenger;* 6, 5 *wengſten.*

51, 5 sprich *Abndt;* 15, 21. 65, 27. 66, 39. 91, 93 *gabn;* 65, 49 *gabns;* 6, 34. 11, 26. 15, 54. 18, 30. 19, 1. 21, 40. 22, 4. 51. 23, 28. 24, 21. 25, 2. 8. 24. 28, 11. 31, 22. 35, 18. 22. 37, 28. 38, 24. 40, 12. 27. 28. 42, 32. 45, 8. 52, 30. 54, 20. 60, 1. 37. 61, 19. 69, 24. 71, 10. 14. 29. 75, 32. 77, 21. 78, 10. 79, 12. 83, 32. 52. 87, 41. 90. 92. 88, 35. 39. 51. 79. 89, 2. 35. 90, 67. 91, 4. 9. 15. 92, 33. 62 *habn;* 3, 32. 66, 55. 92, 45 *habns;* 28, 21 *Gerhabn;* 52, 19 *Schabn : grabn;* 91, 75 f. 105 f *Schwabn : habn.*

19, 47. 35, 20. 60, 5. 70, 32. 75, 20. 41. 82, 8 lis *ebn;* 77, 71 f *ebn : gebn;* 15, 33. 20, 34. 52, 35. 65, 50. 77, 4. 66. 82, 43. 90, 46 *gebn;* 21, 32 *außgebn;* 71, 5 *vergebn;* 91, 51 *eingebn;* 92, 21 *zugebn;* 90, 38 *Hebns;* 52, 41 *Auffhebn;* 20, 19. 37, 41. 75, 22. 88, 73 *nebn;* 15, 43 *nebn : ebn;* 59, 24 *Weinrebn;* 1, 7. 2, 44. 6, 75. 9, 9. 20. 25. 10, 15. 15, 25. 17, 39. 26, 11. 20. 29, 6. 11. 30, 35. 32, 11. 36, 35. 38, 35. 40, 2. 44, 4. 59, 5. 62, 26. 63, 37. 86, 5. 90, 5 *lebn;* 2, 37. 24, 11. 21 *Hofflebn;* das wort *lebendig* hat Höck natürlich auf der ersten silbe betont und die form *lebendigen* (s. o. bei der endung *-igen*) daher sehr leicht zweisilbig sprechen können, also wie *lèmding* : 14, 27. 75, 8. 85, 43.

3, 3. 25, 27 sprich *liebn;* 3, 17. 83, 28. 86, 26. 88, 2 f *ſibn;* 91, 102 *ſibnt;* 6, 1 *ſibntzig;* 86, 18. 88, 11 *ſibntzg;* 88, 44. 52 *gſchriebn;* 21, 33 f *jebn : betriebn.* — 15, 13. 18, 19. 30, 8 *obn;* 19, 12 *lobn;* 17, 1 *probn.* — 33, 11 *Stubn;* 21, 16 *Rauchſtubn.* — 16, 20. 36, 18. 51, 47. 54, 33. 63, 4. 91, 51 *glaubn.* — 3, 34. 19, 57. 47, 17. 89, 22 *ſchreibn;* 89, 37 *bſchreibn;* 20, 19. 66, 4 *bleibn;* 59, 40 *abtreibn.* — 17, 31 *Ihrnthalbn;* 52, 9 f *Schwalbn : Albn;* 87, 36 *demſelbn;* 19, 34. 88, 39 *Silbn.* — 26, 29. 35, 35. 38, 57 *erbn;* 16, 17. 22. 37. 52. 54. 59. 20, 8. 26, 40. 32, 3. 38, 39. 40, 15. 56, 30. 66, 23 *ſterbn;* 70, 42 *erwerbn;* 21, 27 f *gworbn : erworbn.* — dagegen fordert der reim 37, 2 *leben.*

3, 17. 26. 21, 7. 35, 1. 45, 3. 50, 12. 60, 22. 75, 7. 76, 3 sprich *wer[d]n;* 42, 12. 65, 37 *wordn;* 3, 24. 50, 28 *ſchneidn;*

[1] zu diesem verse teilt mir ESchröder die ansprechende vermutung mit, dass die Prager schule wol erst nach Höcks übersiedlung nach Böhmen interpoliert sei und der vers ursprünglich gelautet habe : *ZVenedig, Rom, Pariſer Schul.* dagegen könnte man einwenden, dass das capitel 'An die satiren', dh. Höcks Vale an seine eignen gedichte, wol zu den spätesten producten gehören muss.

3, 63. 71, 5 *leidn*; 6, 11 *geduldn*; 6, 66 *außgſtandn* (sodass auch dieser vers nur drei ausgefüllte hebungsstellen hat); 12, 6 f *Schaidn : erlaidn*; 19, 58 *Schmidn*; 38, 34. 36 *Gnadn : ſchadn*; 39, 29. 56, 12. 85, 53. 55 *ſchadn*; 43, 40. 45, 7. 53, 38. 64, 41. 89, 22 *redn*; 55, 5 *frewdn*; 66, 37. 88, 86. 91, 17 *Judn*; 75, 4. 44 *Ordn*; 90, 38 *ſtundn*. — dagegen des reims wegen 72, 17 *Erden*.

28, 10 sprich *ſchwerm*; 31, 28 *kehrn*; 31, 27 *bekehrn*; 41, 33. 49, 4. 61, 17. 90, 32 *Ehrn*; 3, 19 *ſcalirn, vexiern*; 4, 10 *zſexirn*; 30, 26. 53, 38 *Thiern*; 38, 46 *ziern*; 41, 12 *verliern*; 45, 31 *Fantaſiern*; 55, 20 *Galaniſiern*; 69, 3 *Spatziern*; 70, 10 *regirn*; 70, 22. 24 *obſeruirn : imaginirn*; 71, 6. 8 *hoffiern : verliern*; 88, 45 *Paſſiern*; 91, 114 *verlorn*; 35, 12 *Wurm* (= *wurn*); 90, 58 *wurns*; 91, 53 f *wurn : ſchwurn*; 14, 10. 49. 71, 24 *anrürn* (*anrirn*); 77, 54. 84, 23 *führn*; 21, 19 f *thawrn : Bawrn*. man sieht, wir dürfen uns die synkopierung der endsilbe *-ren* nur nach langem vocal erlauben; und daher ist auch 70, 36 nicht etwa zu lesen: *Hoffen vnd harrn*, sondern dem (übrigens von Höck in hunderten von fällen verletzten) versaccent zum trotz : *Hoffn vnd harren*. — dagegen sprich 2, 9. 13. 33, 34. 38, 45. 80, 7 *Erfa[h]ren*; 19, 4 f *erfahren : ſparen*; 17, 30 *ſparen*; 68, 22. 24 *ſparen : erfahren*; 23, 1 *Waren*; 52. 33 *Jahren*; 78, 12. 15 *Jahren : ſparen*; 31, 2. 35, 39. 74, 26. 76, 47 *Narren*; 35, 22 *harren*; 59, 38 *Beharren*; 24, 13 *kheren*; 66, 6. 8 *verkehren : zerſtehren*; 29, 1. 3 *Meeren : Heeren*; 50, 14 *Ehren*; 36, 13 f *Ehren : verkehren*; 81, 9 f *zerſteren : vmbkehren*; 83, 52 *geren*; 6, 65. 8, 14. 28, 4. 7. 30, 1. 31, 1. 6. 11. 21. 24 f. 32, 9. 14. 34, 7. 37, 3. 27. 39, 6. 44, 17. 33. 59, 31. 33. 66, 27. 69, 13. 29. 83, 2 *Herren*; 50, 4 *zieren*; 50, 32 *Galaniſieren*; 53, 3. 77, 47 *Thieren*; 6, 5 *außerkoren*; 11, 13 *Sporen*; 43, 35. 85, 29 *geboren*; 66, 49. 73, 11 *Ohren*; 85, 4 *Mohren*; 88, 83. 86 *verloren : zoren*; 29, 2 *Creaturen*; 89, 11 *Figuren*; 92, 59 f *wuren : fuhren*; 38, 35. 38 *hören : geren*; 92, 31 f *Bawren : trauren*.

13, 38. 81, 28. 82, 45. 47 *zahln*; 20, 25 *Bezahln*; 71, 11. 13 *bezahln : mahln*; 15, 3 *Beyfalln*; 22, 68 *Zerfalln*; 85, 69 f *alln : gefalln*; 86, 9 *Erzehln*; 8, 23. 30, 3. 84, 37 *ſtelln*; 60, 37 *Bſtelln*; 76, 23 *Verſtelln*; 25, 6. 39, 13. 56, 53 *Gſelln*; 77, 55 f *Gſelln : wölln*; 10, 22. 40, 3. 45, 32. 65, 23. 81, 27 *ſpilln* (*ſpieln*); 16, 26. 30 *willn*; 92, 44 *Mutwilln*; 81, 4 *Prilln*; 91, 76 *Poln*; 16, 18. 19, 26. 41. 66. 35, 34. 37, 25. 43, 40. 70, 43. 77, 44 *ſolln*; 23, 22. 26, 39. 39, 11. 66, 8. 80, 14. 81, 15. 91, 55 *wolln*; 7, 2. 10, 22. 40, 1. 45, 32 *buln* (*bueln*); 13, 35. 19, 3. 25, 2. 36, 6 *wölln*; 66, 33 *wöllns*; 3, 48 *khüln*; 56, 52 f *fülln : ſpilln*; 20, 40 *theiln*.

1, 1 sprich *ghört, gſehen*, 2 *gſchehen*, 3 *außgſtanden*, 18 *Abgwendt*, 36 *Gſchehener* (nicht etwa *Geſchehner*); 3, 36 *gſchworne*; 5, 3 *gſpunnen*; 6, 19 *gweret*, 34 *gſchworen*, 66 *außgſtandn* (zwei-

silbig); 9, 27 *eingrichtet*; 10, 9 *zugniessen*, 14 *ghangen*; 11, 9 (ich citiere nach K.s verszählung, obwohl sie falsch ist) *gſtigen*, 23 *gweſen*; 13, 2 *ghabt*, 14 *gnug*; 14, 29 *zu[g]blasen*, 45 *gwend*; 15, 52 *Gwalt*, 54 *Gwirdten*; 16, 45 *gweſen*; 18, 30 *gſchrey*, 47 *gniessen*; 19, 7 *gſchickligkeit*, 38 *ghalten*, 39 *gſpalten*; 21, 8 *ghört*, 27 *gworbn*, 29 *gmeine*; 22, 41 *gwandert*, 62 *gfehr*, 65 *gmein*; 24, 25 *gſliſſen*, 29 *gwunnen*; 25, 6 *gſelln*; 26, 17 *gſtalde*; 27, 44 *ghauſt*; 28, 24 *gwiß*, 27 *vngrechten*; 29, 9 *gmeine*; 32, 34 *gheimb*, 38 *gwohnheit*, 48 *gſtalt*; 34, 1 *Grechtigkeit*, 9 *gnennet*, 28 *Grichts*; 37, 7 *Gricht*, 9 *gnügen*, 36 *abgfertigt*; 38, 15 *Auffghebt*, 16 *gſtalt*, 54 *gwöhlt*; 39, 1 *Gſell*, 13 *Gſelln*, 24 *gradt*; 40, 15 *gfangen*, 28 *gferdten*; 41, 35 *gwinnen*; 42, 4 *gſchlecht*, 8 *gſchehen*, 20 *gſtaldte*, 28 *glernt*; 43, 8 *gſahr*, 28 *gfehr* (es ist in diesem vers nicht etwa *Sihe* apokopiert zu lesen); 46, 22 *gſchehen*; 50, 10 *ghört*; 51, 2 *Gſundt*, 40 *gſpiert*; 53, 20 *ghorſamb*; 54, 5 *Gwalt*, 18 *gſehen*; 55, 35 *gfellet*; 63, 28 *Gſpenſt*; 68, 14 *zugniſſen*; 69, 1 *gſligelts*; 71, 13 *Angſicht*, 14 *Ghabt*, 27 *gnieſſen*, 28 *gwinnen*; 73, 28 *ghört*; 75, 41 *gſchlecht*, 56 *gzimbt*; 77, 20 *gſaugt*, *gſchrieben*; 77, 33 *gfeldt*, 50 *Gſtirmb*; 78, 16 *grathen*, 26 *gſtürtzt*; 79, 13 *glernet*; 85, 8 *gmeineſt*, 68 *gwalt*; 88, 40 *gmacht*, 51 *geſetzt*, 80 *ghabt*; 89, 26 *Gwiß*, 35 *glert*, 40 *gſetzt*; 90, 12 *ghalten*; 91, 15 *gehrt*; 92, 40 *glegt*. — dagegen 2, 34 *geſtalt*; 27, 29 *Gewalt*; 51, 35 *sGemiedt*; 57, 22 *gefangen*; 67, 28 *geſchicht*; 70, 21 *Geſtirn*; 91, 12 *genandt*, 32 *genendt*, 79 *gehauſt*; 92, 23 *genummen*, 51 *genendt*.

2, 58 sprich *bſchweren*; ebenso 3, 39. 3, 11 *allbreit*; 6, 70 *bſchaffen*; ebenso 10, 29. 13, 17 *braubt*; 15, 5 *bſteht* (einsilbig); 21, 48 *bſchaffen*; 24, 28 *bſunnen*; 25, 16 *bhertzter*; 34, 3 *bſcheidt*, 18 *bzahlen*, 31 *Bſcheid*; 38, 22 *bſtendig*; 39, 18 *Bvelch*; 42, 18 *bſchaffen*; 49, 7 *bſtellet*; 55, 27 *bſchaffen*, 34 *bſtellet*; 57, 9 *bſinnen*; 59, 41 *bhertzter*; 63, 27 *bſtelleſt*; 71, 14 *bhalten*; 79, 21 *bhertztes*; 83, 56 *Bhelt*; 87, 72 *bherbergt*; 89, 37 *bſchreibn*. dagegen 35, 37 *Beſchützt*; 36, 34 *beniegt*; 64, 16 *vmbekhandt*; 90, 8 *beſtellet*.

2, 61. 63 sprich *Tadel*, *Adel*; 3, 21 *Werbel*; 4, 49. 51 *Tadel*; 6, 69 *Adel*; 9, 1 *Mittel*; 13, 34 *Puckel*; 20, 18 *Edel*, 20 *Thadel*; 33, 12 *Beitel*; ebenso 37, 17. 46, 18 *Türel*; 48, 18 *Muſchel*, 28 *Edel*; 54, 24 *Brieffel*; 55, 6 *Hörnel*; 58, 13 *Bächel*, 29 *Maidel*; 61, 19 *Thadel*; 65, 30 *Vögel*; 68, 11 *Körbel*; 69, 6 *Fligeln*; 70, 26 *Vogel*, 38 *Gaugeln*; 71, 29 *mangeln*; 74, 6 *Quadrangel*, 14 *Circkel*; 77, 68 *Körbelkraut*; 82, 51 *mangel*; 83, 47 *Puckel*; 86, 69 *Carel*; ebenso 88, 24. 30. 56; 88, 51 *Tittel*.

1, 34. 16, 44. 29, 27. 60, 32. 68, 14. 92, 42. 60 sprich *widrumb*, wie Höck 14, 54 uö. auch schreibt; 9, 36 *widrummen*; 43, 24 *widrumben*. — 5, 7. 16, 45. 20, 10. 23. 26, 28. 40, 5. 42, 5. 44, 29 *alls*; 36, 21. 75, 24 *allm*; 40, 23. 64, 8, 40. 76, 11. 84, 26. 92, 44 *alln*; dagegen 10, 4 *alles*; 73, 22 *allem*. — 11, 30. 77, 59 *abr*; 12, 10 *vbrall*; 20, 38 *vbrig*; *vbrſchwelgn* (2silbig); 76, 35 *vbrzwerg*; 31, 35. 45, 7. 30. 71, 24. 77, 3.

87, 34. 47 *o'r*; 84, 6 *o'rs*. — 10, 19. 17. 43. 25, 27. 32, 36. 75, 13. 78, 35. 86, 67. 91, 2 *jhrm*; 32, 6 *ſeim*; 43, 17 *Edelm*, 25 *deim*. — 11, 28 *Merdrer*; 65, 38 *Schläprer*; 71, 2 *Hungriſch*, 9 *ſchlaffrig*; 76, 21 *Zaubrer*, 54 *Eyffrer*; 78, 12 *nidrig*; 84, 28 *dapffrer*; 87, 61 *Obrigkeit*; 88, 99 *Fridrich*; 82, 45 *Intresse*. — 13, 4 *Liebs*; 14, 9 *Hültzens*; 18, 27. 42 *Göttlichs*; 20, 35 *deins*; 21, 34 *Göttlichs*; 26, 11 *Menſchlichs*, 29 *künfftigs*; 28, 29 *gutts*; 36, 11 *künfftigs*; 36, 18 *jhrs*; 51, 28 *deins*; 58, 31 *alts*; 65, 31 *Goldtfarbs*; 66, 40 *jhrs*; 75, 21 *Leibs*; 77, 70 *jeds*; 78, 30 *Gotts*; 83, 4 *gutts*; 86, 7 *eygns*; 87, 10 *Gotts*, 37 *ehrlichs*, 96 *jetzigs*; 88, 89 *billichs*; 90, 5 *Erbars*, 42 *jhrs*. — 15, 12. 87, 17 *einr*. — 15, 42 *betteln*; 33, 20 *gwinn*; 43, 24 *dienn*; 51, 34 *eſſn*; 65, 15 *Fechtn*; 66, 44 *wern*; 70, 3 *Wainn*; 84, 30 *wern*; 92, 49 *verbronn*, 59 *erſchlagenn*. — 16, 22 *jrdſch*. — 46, 13 *manch*. — 70, 27 *gern*. — 17, 31 *Ihrnthalbn*; 24, 3 *Edeln*; 30, 5 *ſein*; 36, 17 *jhrn Sinn*; 40, 16 *offen*; 49, 4 *Amptn*, 17 *ein*; 52, 11 *Eyſenn*; 53, 37 *zweyn ſtückn*; 55, 22 *eygenn*, 35 *jhnn*; 56, 35. 38 *Fabeln : Parabeln*; 57, 33 *Sittn*; 64, 8 *Singſchueln*; 68, 18 *ſchönn*; 75, 55 *jhrn*; 77, 65. 84, 16 *Ihrn*; 91, 53 *dEingebenn*. — 18, 41 *wünſcht*; 37, 13 *trinckt*; 38, 13 *Probiert*; 55, 1. 3 *pffeifft : greifft*; 66, 9 *trawrt*, 55 *gwarnt*; 74, 19 *herrſcht*; 78, 22 *wohnt*; 83, 35 *macht*; 86, 36. 44. 63. 87, 1. 88, 7 *herrſcht*; 91, 70 *wohnt*. — 26, 23 *Bleibſt*; 43, 7 *zeugſt*; 51, 1 *Begerſtu*; 57, 26 *ſuchſt*. — 46, 2 *Reutr*; 88, 77 *Waſſr*; 89, 21 *laidr*. — 52, 42 *zreiſſen*. — 68, 24 *ichs*; 84, 33 *dies*; 89, 20 *Wies*. — 89, 35. 91, 1 *vnſre*. — dagegen 5, 4 *gefolget*; 14, 12 *Verzehret*; 15, 32 *hoffet*; 21, 4 *Gepflanzet*; 23, 3 *bleibet*; 31, 9 *verlieret*; 32, 20 *verdienet*; 33, 27 *bſitzet*; 34, 9 *gnennet*; 36, 33 f *lebet : auffleget*; 41, 21 f *erſchleget : pfleget*; 42, 23 *hilffet*; 54, 28 *ſaget*; 64, 24 *verſuchet*; 72, 6 *ſcheinet*; 74, 6 *gſetzet*; 77, 41 *ſaget*; 80, 29 f *ſchaffet : verſchlaffet*; 86, 27 *folget*; 88, 11 *verwüret*; 90, 10 *gſtifftet*. — 12, 12 *deines*; 18, 36 *ſchwaches*; 48, 4 *Glückes*; 75, 43 *Welches*; 91, 90 *Glückes*. — 14, 52 *Bußen*; 58, 28 *Peitſchen*. — 35, 31 *lährem*, 32 *altem*. — 44, 2 *ſchenken*. — 29, 20 *ärmeſt*; 76, 37 *ärgiſt* (wie 78, 16 *euſſeriſt*); 85, 7. 33 *witzigeſt*, 9 *ſchädlicheſt*, 47 *nutzlicheſt*. — 50, 15 *thun es*; 70, 49 *ich es*; 85, 59 *es thut*; 86, 15 *ich es*.

6, 14 sprich *lieb*; 11, 33 *gschehen*; 15, 11 *sorgfeltig*; 19, 56 *Teutsch*, 63 *jhr*, 67 *khrid*; 21, 10 *ein*, 36 *Vollkommen*; 22, 12 *allzeit* (wie 23, 5 uö.); 29, 28 *Menſchlich*; 34, 9 *gröſt*; 38, 31 *gröſſer*; 44, 28 *zeitlich*; 47, 28 *gſegn*; 48, 5. 20 *jhm*; ebenso 49, 13; 50, 7 *edel*; 53, 1 *vernünfftig*; 57, 10 *wuer*; 63, 17 *gröſt*; 66, 32 *einch*; 75, 48 *ein*; 76, 55 *all*; 80, 25 *bleib*; 81, 16 *Feld*; 82, 22 *Sclav*; 86, 49 *Teutsch*; 88, 67 *eygen*; 89, 17 *Deutſch*; 92, 62 *höchſt*. — dagegen 15, 26 *dritte*; 17, 14 *Freunde*; 28, 20 *alle*; 33, 25 *fünffte*; 46, 19 *feine*; 46, 38. 77, 85 *gu[t]te*; 50, 27 *ſtarke*; 77, 34 *rechte*.

6, 66 sprich *drinn*; 8, 15 *drauff*; 16, 26. 34, 12 *dran*; 21, 27. 78, 11. 83, 52 *drumb*. — dagegen 50, 21. 75, 66. 92, 47 *darumb*; 66, 51 *daran*; 90, 57 *darinn*; 91, 26 *darauß*.

3, 24. 23, 2. 36, 16 sprich *z'jhrem*; 9, 18. 59, 3 *z' allen*; 24, 2 *zHoff*; 26, 3 *zTodt*; 35, 17 *zloben*, 33 *zſammen*; 40, 12 *zthun*; *zlaſſen*; 57, 35 *zruck*; 73, 17 *z' aller*, 29 *zmachen*; 82, 2 *zſein*; 88, 8 *zbawen*.

So gewaltsam es ferner uns scheinen mag, es muss nach analogie des *vribel* (46, 6) oder *fridt* (76, 47) die präfixsilbe *ver* an einigen stellen verschleift werden: 16, 22 *v' ſchmächten*; 23, 19 *v' langen*; 28, 5 *v' ſieneſt*; 57, 33 *v' ſtehen*. es ist übrigens diese verstümmelung nicht ärger als die des *bis* 58, 8.

4, 37 sprich *drechte* (wie 45, 17 *dAchßlen*; 73, 26 *dBrust*; 87, 28 *dEhe*; 22, 30 *dferrn*; 22, 7 *dFrantzösen*; 67, 8 *dGfahr*; 19, 52 *dGriechiſch*; 3, 47 *dHende*; 57, 35 *dKrebs*; 6, 73 *dLieb*; 22, 8 *dMaidlein*; 29, 13 *dNatur*, 3, 1 *dRaiß*; 19, 53 *dSingkunst*; 7, 23 *dSchuelen*; 88, 91 *dSchrifft*; 46, 26 *dSporn*; 66, 56 *dStraff*; 75, 11 *dVernunfft*, 3, 1 *dWelt* und viele beispiele mehr); ebenso 10, 14 *DLieb*; 19, 61 *dletzte*; 21, 3 *dNatur*, 26 *dſchon*; 23, 2 *dWelt*; 26, 32 *dgröſte*; 30, 7 *dhöchſte*; 56, 56 *dHöll*; 78, 30 *dwunder*. — 16, 10 sprich *vmbs* (wie 15, 25. 40. 17, 3. 15; 23, 8. 32, 11. 38, 47. 65, 7. 81, 33). 90, 46 *weiters*. — 84, 38 *Im*. — dagegen 16, 51 *wider den*; 64, 14 *in dem* (?).

Analog dem früher über die laute *u[h]e* und *ü[h]e* gesagten, ist festzustellen: sprich einsilbig 4, 29. 37, 41 *gehe*; 5, 47. 32, 49. 37, 21. 66, 57 *gehet*; 8, 29. 17, 4. 31, 30. 57, 34 *gehen*; 6, 75. 17, 3. 24, 16. 36, 26. 37, 28. 47, 10. 56, 29. 79, 13. 87, 26. 28. 88, 20 *ehe*; 38, 57. 44, 39. 48, 11 *ſtehet*; 45, 25 *ſtehen*; 66, 19 *wehe*; 46, 22 *wehe* : *Ehe*; 3, 8 *Ziehet*; 42, 36 *fliehen*; 25, 22. 32, 42. 49, 26. 69, 17. 92, 13 *Frawe*; 5, 52 *Frawen*; 41, 21. 59, 19 *Schawer*; 45, 17. 54, 34. 73, 7 *ſchawen*; 78, 12 *ſchawet*; 46, 10 f *brawen* : *trawen*; 50, 21 f *Bawer* : *ſawer*; 59, 29 *trawen*; 70, 11 *trawern*; 71, 13 *blawes*; 29, 5 *Freyen*; 91, 94 *Weiher*; 3, 20 *Fewer*; 43, 10 *Fewers*; 23, 9 *newe*; 23, 12. 27 *newem*; 23, 10; 85, 37 *newes*; 24, 7 *rewe*; 53, 8. 81, 35 *ewer*; 53, 16 *ewrem*; 53, 19. 87, 54 *Löwen* (so wird noch bei Gryphius, Leo Arm. I 107 f *löuen*: *dreuen* gedruckt); 50, 28 *ſäen*; 55, 8 *ſäeſt*; 59, 16; 68, 23 *ſäet*. — zweisilbig lis 12, 23 *anfahen*; 6, 3 *zehenden*; 22, 49. 34, 27 *auffſtehen*; 37, 13 *auffſtehet*; 39, 8 *verſtehen*; 89, 40 *verſtehe*; 62, 6 *Außſtehe*; 23, 23 *angehen*; 50, 27 *Vihemagdt*; 23, 13. 44, 32. 77, 42 *Junckfrawen*; 71, 31 *zuſchawen*; 87, 40 *Moldawe*; 30, 36 *Scheyeren*; 10, 2. 15, 51 *vntrewe*; 15, 16 *getrewe*; 6, 19 *geſträet*; 59, 18 *verſträet* — dreisilbig 70, 29 *vnterſtehen*; 88, 42 *zuuerſtehen*; 77, 61 *Frawenzimmer*; 54, 14 *Abendthewer*. — dagegen ist 41, 5 f im reim (wie überhaupt die reime oft eine ausnahmestellung einnehmen) *hewer* : *Stewer* zweisilbig zu lesen; ebenso 68, 21 *ewern*.

Über diese anscheinend trocknen zusammenstellungen kann man nur dann ein urteil gewinnen, wenn man die entsagung übt, sie buchstaben für buchstaben durchzuarbeiten, genau so wie sie entstanden sind. und auch dann, glaub ich, wird noch mancher skeptisch sein, ob solch ein exacter leseversuch an einem dichter des ausgehenden 16 jhs. gelingen könne. dem zweifler aber gebe ich zu erwägen, dass hier an den gedichten Hocks ja nicht beliebige, vom geschmack oder ungeschmack eingegebene nivellierungen vorgenommen sind, wie sie Ramler oder Voss liebten, sondern dass sich gruppenweise immer die gleichen erscheinungen ungezwungen einstellten und — was doch auch nicht aufser acht zu lassen ist — dass diese beobachtungen von einem grofsen kreise oppositionslustiger jünger unsrer wissenschaft einen ganzen winter hindurch in stets erneuten einzeluntersuchungen geprüft und endlich rückhaltlos für richtig erkannt sind. soll ich ganz populär zusammenfassen, wie ich mir etwa das verhältnis der gedruckten Höckischen verse zu ihrem würklich gesprochnen wortlaut vorstelle, so kann das durch folgende fassung der ersten strophe von Goethes 'Heidenröslein' geschehen:

Sah ein Knabe ein Röslein ſtehn,
Röſelein auf der Heiden,
War ſo jung und morgen ſchön,
Lief ſchnell es nahe zu ſehen,
Sah's mit vielen Freuden.
Röslein, Röslein roth,
Röslein auf der Heide.

schreibt ein sorgloser dichter in dieser weise seine lieder hin, oder entstellt sie ihm ein abschreiber oder setzer, so ist es ganz wol möglich, dass der autor, zumal wenn ihm eine melodie im ohre klingt, über die fehler ruhig hinlist. prüfe doch jeder sich selbst! wie viele entgleisungen hat er denn beim ersten schnellen lesen jener strophe des 'Heidenrösleins' gespürt? und nun kommt bei Höck ja noch hinzu, dass er kein normiertes schriftdeutsch schreibt, sondern sich im lautstand und der wortwahl als Pfälzer ausweist, seine gedichte aber einem — zunächst einmal ganz allgemein gesprochen — ostdeutschen setzer anvertraut.

Aber wir sind in der beurteilung der gedichte noch lange nicht am ziele. eine ganze reihe von versen ist so verderbt, dass uns hier, wie bei der herausgabe eines antiken dichters, die befugnis zustehen muss, c o n j e c t u r e n zu wagen. von solchen vermutungen, durch die in manche stellen überhaupt erst eine vernünftige deutung kommt, teile ich hier eine reihe mit: 3, 63 möchte ich lesen *der küß euchs punt*, dh. der kann euch den hosenbund (euphemistisch) küssen. — 4, 6 muss zwischen *meinst* und *ſich* die conjunction *daß* eingefügt werden. — 4, 22 dürfte statt *Mit* richtiger *Nit* zu lesen sein, denn der sinn ist: man kann das gute nicht so oft lehren und das böse nicht so oft erleiden wie

es nötig ist, damit andre daraus lernen. — 5, 5 muss man *jedem* verbessern in *jenem*. — 5, 9 ist das erste *wol* zu streichen. — 5, 26 vermut ich, dass nach analogie von 10, 17; 37, 32; 48, 28 und verwanten stellen zu lesen ist: *Die Gartengſellſchaff vnd jhr wunder weſen*. — 5, 32 lis *Den* statt *Der*. — 5, 33 muss man vor *alte* ein einsilbiges wort, etwa *gar* ergänzen, wie solche flickwörter im druck des 'Blumenfeldts' mehrfach fehlen. — 5, 37 dürfte sich das wort *Spitzn* widerrechtlich eingeschlichen haben; doch weiſs ich den fall nicht recht zu erklären. — 5, 55 ist nach *mich* vielleicht das wort *vnd* ausgefallen. — 6, 15 ist entweder *mich* vor *het* zu ergänzen oder *ertrencket* zu lesen. — 6, 37 streiche *also*. — 6, 80 muss *der* gestrichen werden. — 8, 9 wird *mehr* nach *nimmer* zu ergänzen sein. — 11, 2 ist nach dem sprachgebrauch des dichters der artikel *dem* ganz wegzulassen; vgl. 16, 11 *mit Munde*; 35, 6 *nach eſſen*; 75, 41 *Mit Menſchen geſchlecht*; 80, 20 *Vor Offen*. — 11, 24 ergänze *ich* nach *gleich*. — vielleicht dass 11, 31 *nur*, 11, 33 *eim* zu tilgen ist; doch scheint die ganze strophe verderbt. — 12, 10 die sinnlosen worte *ſeins all* müssen durch conjectur beseitigt werden. wenn ich mir die schriftzüge des ausgehenden 16 jhs. vergegenwärtige, so ergibt sich mir als nächstliegende lesart *ſein hail*; und damit wäre zugleich sinn und reim hergestellt. — 14, 24 ist zu lesen: *biß das ich gmaldt*. — 14, 45 ergibt das *leyder* gerade das gegenteil des vom dichter gewollten sinnes; ich möchte daher lieber das verstärkende *leyden* einsetzen = wahrlich, bei dem leiden unsres herrn. — die verse 14, 54 f geben keinen anstoſs, wenn man, wie ich vorgeschlagen, das *wer ich* zu *werch* zusammenwachsen lässt. wem diese synaloephe bedenklich erscheint, kann auch durch umstellung der beiden reimworte helfen: *Vnd dacht wer ich ein Knäblein frumb, Vnd leg in meiner Wiegn widrumb*. — 15, 29 fehlt nach *künd* ein flickwort, etwa *auch*. — 15, 51 abgesehen davon, dass Höck die schreibung mit *dt* fast nur nach langem vokal anwendet (*schadt*, *Todt*, *radten* usw.), gibt das wort *schůdt* (substantivum? unratplatz?) keinen rechten sinn. die schwierigkeit schwindet, wenn man die conjectur *schnedt* (schnöde) gelten lässt. — 16, 25 nach *wünſchen* fehlt ein einsilbiges wort, etwa *vns*. — 16, 57 vor *dort* wird *vnd* zu ergänzen sein. — 17, 37 fehlt wol nach *noch* irgend ein flickwort, etwa *auch*; ebenso 18, 28 nach *vnd*. — 19, 8 wird nur dann der erforderliche dreitacter, wenn man list: *Wenns nur jhr eygen Sprachen*. — 19, 11 ist das wort *nit* als ganz widersinnig zu streichen. — 19, 13 fehlt eine silbe, etwa *auch* nach *Reimen*. — 19, 23 *ſie* ist natürlich zu streichen. — 19, 42 muss das reimwort statt *gleine* lauten *gleime*, gelīme = fest zusammenhaltend. — 22, 3 lis *Den* statt *Denn*. — 22, 17 lis *Herbrinnet*, eine verbessrung, die doch wahrlich auf der hand ligt. — 25, 25 lis *Conterfeyt*. — 26, 23 ist statt *fernden* des reimes wegen *ferten* zu conjicieren, wie 90, 22. — 28, 5 statt

verſinneſt lis *v' ſieneſt.* — 31, 25 muss nach *Lauberherren* ein flickwort, etwa *auch*, fehlen. — 31, 26 ist nach *gweſt* zu ergänzen *die.* — 31, 31 muss man lesen *In Summ*, wie 15, 1; 34, 35; 38, 49; 75, 65. — 32, 19 ist *haltet* zu verbessern in *huldet* (vgl. 29, 5). — 33, 10 ist *Råth* nach *Klöſter* einzuschieben. — 34, 4 ist die form *künnen* in *künden* (vgl. 16, 29) zu ändern. — 35, 19 der verderbte vers ist vielleicht durch umstellung wider herzurichten: *Darinn ſie ſich bekehren mögn.* — 36, 26 ist zwischen *wolluſt* und *büſſen* ein wort wie *mögen* einzufügen. — 38, 57 lis *ödt* statt *odt.* — 39, 10 lis *befüdern* (Schmeller I 753). — 40, 17 lis *Tartern,* davor ergänze *nach.* — 41, 1 fehlt wider ein flickwort, etwa *gar* zwischen *nit* und *ein.* — 43, 11 lis *Örter.* — 43, 15 ist nach *Ja* wahrscheinlich *du* einzufügen. — 43, 23 *Land vnd Leuten?* — 44, 16 scheint zu lesen zu sein: *des dings.* — 44, 17 ist *an* einzufügen nach *dAchßlen*, 18 *nit* nach *jhms.* — 44, 29 lis *krönet* statt *könnet,* denn die stelle wird zurückgehn auf psalm 5, 13: *Denn du, Herr, ſegneſt die Gerechten; du kröneſt ſie mit Gnade, wie mit einem Schilde.* — 46, 1 ist *vnd* nach *Larma* zu ergänzen. — 46, 23 ist doch wol *Antregſt* zu lesen. — 46, 34 *nit zu lang?* — 47, 20 das wort *bandirt* ist auszuscheiden; es ist eine in den text geratene randbemerkung, wie in cap. 38 die lateinischen verse, oder wie am schluss von cap. 45 das wort *Galänen* (nicht *Gälanen*). — 49, 17 hat man *befüdern* zu lesen (Schmeller I 753). — 50, 31 dürfte *fang* statt *ſang* eine plausible vermutung sein. — 51, 34 lis *vom* statt *vorn.* — 51, 43 ist vielleicht *Doch* statt *Da* zu setzen. — 51, 45 muss *zwo Seel* statt *ein Seel* ein fehler sein. der ganze zusammenhang beweist es, und von faustischen zwei seelen in einer brust ist natürlich keine rede. — 52, 38 ergibt sich die verbessrung von selbst: statt *zum maiſten* ist *zum minſten* zu lesen. — 52, 45 lis *ſterk* statt *ſtark.* — 52, 47 ist nach *hoch* vielleicht *könn* einzufügen. — 53, 7 muss nach *Wirtſchafft* ein wort, etwa *Ordnung,* ausgefallen sein; sodann ist das unsinnige *Panien* in *Peinen* (= bienen, vgl. 62, 37) zu verbessern. — 53, 37 lis *vnderſcheiden.* — 55, 33 ist doch wol *des* statt *das* anzusetzen. — 56, 42 ist das sinnlose *Brauch* in *Bauch* zu corrigieren. — in die verse 57, 13f vermag ich nur dann sinn hineinzubringen, wenn ich lese: *Noch* (= dennoch) *luſt mich ſo vermeſſen Nach ergr intreſſen* (vgl. 82, 45). — 58, 1 ist statt *heut* zu lesen *heunt,* wie 87, 75. — 58, 18 lis *löſchts.* — 58, 25 lis *Kabzan* (= kappzaum). — um den vers 58, 35 auf die ihm gebührende zahl der tacte zu bringen und um ihm überhaupt einen in den zusammenhang passenden sinn zu geben, bedarf es schon eines zusatzes; ich möchte lesen: '*Wirdts morgen wenger, eyl mit weyl.* der gedanke ligt Höck nahe, vgl. 61, 22. — 59, 17 fehlt ein einsilbiges flickwort, etwa *auch* nach *merck.* — 64, 21 muss wol lauten: *Da ſach ich doch.* — 65, 34 muss man, genau wie 85, 68 und 89, 14 statt des sinn und rhyth-

mus störenden adjectivs *fürwitziges* richtiger *fürwitzs* lesen, als genitiv von *fürwitz,* den Höck nach dem vorgang des 'Teuerdank' ebenso personificiert wie 59, 6 den unfall. — 65, 23 ist das compositum aufzulösen: '*Ein vnd Auß*' *ſpilln.* — 66, 10 ist *vnd* nach *Mond* einzufügen. — 67, 35 scheint ein adjectiv zu fehlen, etwa *die ſchlimmen ſachen.* — ist 68, 1 nach *vnd* vielleicht *auch* zu ergänzen? oder *trew* nach *ich*? — 69, 13 dürfte statt *Gott gab* wol zu lesen sein *Gott geb.* — 70, 1 ist zu lesen *gedencken,* wie 1, 20; die ersten strophen enthalten ja lauter infinitive; auch durfte der herausgeber das *spatziereren* (70, 13) getrost in *spatzieren* verbessern. — 72, 17 vielleicht *auf dieſer Erden.* — 75, 7 *es* statt *er*? — 75, 80 doch *gebs* statt *gebts.* — 76, 37 ist *lehen* druckfehler für *legen.* — 76, 43 ist *Hertzklopffen* éin wort; 45 wird *all* oder *ſein* gestrichen werden müssen. — 77, 8 nach *Sein* muss ein einsilbiges wort, etwa *gross* ausgefallen sein. — 77, 14 statt *dem* lis *der.* — 77, 34 muss *Vellis* druckfehler für *Vlies* sein. — 77, 73 möchte ich statt *jhm ſein* vermuten: *jm ſchein* (wie 82, 8). — wie das sinnlose *Thier* 78, 14 zu verbessern ist, wird später in anderm zusammenhang klar. — 78, 17 statt *Hiemit* lis *Hient.* — 79, 16 dürfte *nur* nach *wirdt* zu ergänzen sein. — 81, 21 muss man *euch* nach *ziecht* einfügen. — 81, 34 wahrscheinlich *euch* statt *auch.* — 81, 40 muss ein flickwort fehlen, vielleicht *auch* nach *vnd,* ebenso wie 82, 48 nach *noch.* — in die ganz verderbte erste hälfte von 83, 26 weifs ich nur sinn zu bringen, wenn ich lese: *Sols einn nit taurn.* — sollte 84, 5 *Pand* statt *Pfandt* zu lesen sein, im hinblick auf den hosenbandorden? — 84, 35 doch wol *mit den Augen.* — 84, 45 *glaubt.* — 84, 46 ist *grőſſerers* druckfehler für *grőſſers.* — 86, 12 lis *Den* statt *Denn.* — 86, 59 fehlt irgend ein einsilbiges flickwort. — 87, 5 lis *Babiloniern.* — 87, 18 lis *bſtaldt* statt *bſteldt.* — 88, 60 fehlt am schluss das reimwort *den.* — 88, 94 ist ohne zweifel *troffen* statt *treffen* zu lesen. — 89, 29 wird *auch* nach *Sondern* einzufügen sein. — 90, 52 muss man *euch* nach *ich* ergänzen. — 91, 22 ist wahrscheinlich *anerkendt* zu lesen. — 92, 47 wird *ſolch* nach *vnd* einzufügen sein; ebenso wie 92, 58 *auch* nach *ſie;* 63 *vns* nach *er;* 71 *vnd* nach *noch.*

Von solchen erwägungen, wie sich wol der gedruckte wortlaut der gedichte zu dem gesprochnen verhalte, und wie beglaubigt der text in allen einzelheiten sei, hat sich K. vorsichtig ferngehalten. trotz alledem wagt er es, auf s. LVF seiner einleitung dem ahnungslosen leser aufzubinden, es sei ein characteristicum Theobald Höcks, dass er *zuthail : all, Künſten : maiſten, geduldet : haltet, ſtreiten : mitten, heut : Feindt* usw. reime. K. nennt das 'bedenkliche reime' und meint, dass sie 'auch für die schwer bestimmbare mda. des in Böhmen lebenden, viel herumgekommnen Pfälzers in betracht kommen'. nein! das sind überhaupt keine reime, sondern druckfehler; und 'bedenklich' ist bei der ganzen

sache nur, dass der herausgeber das nicht erkannt hat. die ganze 'auswahl' der reime bei K. ist überhaupt von peinlicher unzuverlässigkeit, weil die mehrzahl der citate gar nicht stimmt; die reimpaare zählt er bisweilen nach dem ersten, bisweilen nach dem letzten vers, und das zeichen *V.* bedeutet bei ihm abwechselnd 'vers' und 'strophe'. für die feststellung des dialektes, den der dichter gesprochen, haben wir gottlob noch mittel genug; und ich glaube oben in den weitläufigen verzeichnissen von reimen, conjecturen usw. beweise in fülle erbracht zu haben, dass er ganz deutlich in Pfälzer idiom geredet hat. dass K. eine solche untersuchung beiseite gelassen hat, ist nur zu preisen. denn das einzige mal, wo er eine sprachliche deutung unternimmt und s. XLI, z. 5 v. u. das wort *Gerhaben* (cap. 28, 21) ganz lustig als 'gernhaber' erklärt, passiert ihm gleich eine entgleisung. oder soll diese interpretation ein witz sein und spielt K. den wider auferstandnen Abraham a SClara, der allerdings einmal in 'Judas der Erzschelm' sagt: '*Du Gerhab oder Gernhab, wann du dich mit den kleinen Pupillen hast groß gemacht*' usw.?

Nach allem bisher gesagten ist es klar, was man von einer ausgabe des 'Schönen Blumenfeldts' fordern muss. es ist natürlich nicht meine meinung, dass man sämtliche von mir aufgezählten apokopen, synkopen usw. dem dichter in den text hineincorrigieren solle; man soll sie sprechen, wenn auch nicht drucken. wohl aber hätte man den wortlaut, ehe man reimstudien oder andre untersuchungen anstellte, von den zufälligen beschädigungen durch druckfehler befreien müssen. ich kann allerdings nicht leugnen, dass in diesem einen falle ein paralleldruck sehr lehrreich gewesen wäre: links der text, wie ihn der schlechte druck von 1601 bietet, rechts die philologisch bearbeitete fassung, die uns buchstabengetreu zeigt, wie die verse gesprochen sein müssen. erst aus solcher gegenüberstellung wird nämlich klar, worin der 'reformversuch' Höcks besteht. trägt man sich nämlich die sämtlichen von mir zusammengestellten verbesserungen in das exemplar ein und list nun laut, so merkt man mit staunen, was das druckbild nie verrät, dass Höck zu den ersten dichtern gehört, die am ende des 16 jhs. für strophische gedichte reine jamben anwenden möchten. es gelingt ihm noch recht schwer; er muss sehr viele accentversetzungen sich gestatten und alle dialektischen freiheiten in anspruch nehmen. aber die absicht ist unverkennbar. wenn ich die für mich bis heute unheilbaren verse 5, 49. 6, 4. 8. 25. 44, 27. 30. 35. 46, 36. 47, 11. 53, 11 f. 35 f. 77, 31. 80, 3. 15. 85, 48. 88, 54. 89, 15. 91, 71. 85 f. 92, 35 ausnehme, die man nur mit unerlaubter willkür einrenken könnte, so enthält das ganze buch nur jambische strophen. danach ist der zweite absatz bei K. s. LIII zu berichtigen. wenn man etwas tiefer in den sprachgebrauch Höcks eindringt, als es K. gelungen ist, so ist von einer 'bewusten regelung' sehr wohl etwas zu 'vermerken'. ja, man

kann sogar noch viel weiter gelangen, als mir hier der raum zu gehn gestattet. beachtet man, wie sich die verschiedenen kürzungen und dehnungen der einzelnen wörter sehr ungleich über die capitel verteilen, so kann man aus dieser feststellung sogar eine chronologie der gedichte ableiten und wird — wie ich hier nur flüchtig andeuten will — bald finden, dass Höck in seinen zuletzt entstandnen dichtungen (die die sammlung eröffnen und schliefsen) viel nachlässiger ist, als in den frühern.

Mit den textkritischen erwägungen hängt nun auch eng die frage nach dem verleger und drucker des 'Blumenfeldts' zusammen. es wäre ja möglich, dass der mann sich eingriffe in die gedichte Höcks erlaubt, ihnen etwas von seinem dialekt aufgeprägt oder ihnen zusätze und dgl. gegeben hätte. da entscheidet sich nun K. s. x nach kurzer erwägung und gestützt auf ein gutachten des herrn dr Hippe in Breslau dahin, dass der verleger vermutlich ein Prager gewesen sei. ich kann mich dieser ansicht nicht anschliefsen und halte es überhaupt für angebracht, über ein solches problem nicht einen bibliothekar des 19 jhs., sondern Theobald Höck selbst zu befragen. und da bin ich zu diesen beobachtungen gelangt:

1) Höck braucht stets das deminutivsuffix *-lein* (*Liedlein, Kindlein*, *Knäblein* usw.) bezw. *-el* (*Scarnitzel*, *Türel*, *Körbel* usw.). nur zweimal, und zwar in überschriften zu den gedichten 46 und 72 begegnet uns das suffix *-chen*: *Neärelgen* (so ist statt *Näerelgen* zu lesen; Neaera ist der bekannte frauenname, zb. Horaz Carm. III 14, 21) und *Epschen*. daraus ergibt sich die gröste wahrscheinlichkeit, dass die beiden überschriften wie auch noch andre überhaupt nicht von Höck herrühren. diese untersuchung ganz durchzuführen, ist hier nicht der ort. in unserm falle würde *Eppes* mit dem suffix *chen* am ersten noch in dem teile Schlesiens zu suchen sein, der Sachsen möglichst benachbart ist.

2) Auf Ostmitteldeutschland dürfte auch eine zweite erscheinung deuten, die wol gleichfalls erst durch den drucker in die gedichte gekommen sein wird: nämlich der brauch, die assimilierung eines auslautenden *m* und *n* an den anlautenden dental, labial und guttural des folgenden wortes auch durch das druckbild zu bezeichnen (vgl. über die verbreitung der erscheinung Baesecke Die sprache der Opitzischen gedichtsammlungen von 1624 und 1625, Gött. diss. 1899, s. 31): a) *m* > *n* vor dental und vocal: 15, 43 *nebn ein Narren*; 6, 28 *in Laberinthe*; 11, 31 *ein leyden*; [titelblatt *Bermeorgiſſchen Secretarien*;] 59, 29 *wenst*; 18, 7 *von ſolchen ſchaden*; 70, 25 *Ihn zritten*; 12, 7 *ein andern*; 16, 6 *von gantzen Hertzen*. die worte 66, 38 *Kein Wunderzaichen* können plural sein. b) *n* > *m* vor labial: 5, 28 *Wendt vmb mut*; 30, 3 *dem Menſchen* (muss wegen des folgenden *jhr* plural sein); 35, 12 *Wurem weiß*; 64, 16 *vmbkhandt*. c) *m* > *n* (in wahrheit *ŋ*) vor *g*: 7, 18 *in mein Gwiſſen*; 46, 17 *meinb gesell*

(hier sieht man an der schreibung *meinb* die ratlosigkeit des schreibers oder setzers; *gesel* ist natürlich druckfehler).

3) Es scheint K. gar nicht aufgefallen zu sein, dass mehrere gedichte Höcks mit einer strophe enden, die formal nicht zu dem betreffenden liede gehört, sondern wahrscheinlich von wer weifs wem darangefügt ist, schwerlich von dem dichter selbst. ich habe die capitel 11. 17. 34. 38. 46 im auge, bei dem letzten die beiden schlussstrophen[1]. diese zusätze zeichnen sich noch dadurch aus, dass sie der erklärung aufserordentliche schwierigkeiten bereiten; und ich muss gestehn, dass hier meine interpretationsversuche stellenweise gescheitert sind. in die gleiche gruppe solcher zusatzstrophen gehört nun auch der eingang von cap. 65. K. meint hier eine verbessrung angebracht zu haben, indem er diesem liede eine besondere nummer gab. er hätte nur getrost seiner vorlage folgen sollen. 64 und 65 bilden nämlich trotz dem wechselnden rhythmus zusammen ein ganzes; der zweite teil ist die antwort auf den ersten. die strophe aber, die K. leichtsinnig genug als die ersten vier verse von cap. 65 mitgezählt hat, gehört, wie schon das versmafs zeigt, gar nicht in das stück hinein, sondern wird als gesprochenes intermezzo zwischen zwei gesungnen liedern aufzufassen sein. und wider scheint dieser zusatz wie manche überschriften gar nicht von Höck herzurühren; das wort *Prack*[2] deutet abermals auf Schlesien oder Sachsen hin.

4) Die form *eim* ist in der regel contrahiert aus *einem*. an zwei stellen aber (56, 44 und 59, 7) kann *eim* nur für den dat. sg. des personalpronomens, also *ihm*, stehn. diese form aber kann von dem Pfälzer Höck nach seinem ganzen übrigen sprachgebrauch nicht geschrieben worden sein; die muss ihm einer in den text eingeschwärzt haben. vermutlich wird auch das in der offizin des druckers geschehen sein. *eim* für *ihm* aber ist, wie mich Ferdinand Wrede belehrt, schlesisch, genauer mittelschlesisch. die grenzen seines bereichs sind heute diese: im norden werden Trebschen und Rothenburg nicht mehr mit eingeschlossen, gegen w. ist der Bober von Naumburg bis Sprottau scheide, gegen sw. und s. werden von der grenze Primkenau und Lüben noch ein-, Parchwitz, Neumarkt, Breslau, Hundsfeld, Festenburg soeben ausgeschlossen.

Nach diesen vier gruppen von beobachtungen, die sich vermutlich noch vermehren lassen, unterligt es wol keinem zweifel, dass wir den drucker des 'Blumenfeldts' durchaus nicht in Böhmen, sondern in Schlesien zu suchen haben und dass die schlussbemerkung *Gedruckt zur Lignitz* ganz ernst gemeint ist.

Damit sind wir aber schon aus der blofsen betrachtung des

[1] die zusatzstrophe von cap. 34 möchte ESchröder sehr ansprechend für die inschrift aus einem rathause halten, die möglicherweise noch heute nachzuweisen ist. [2] das wort *Prack* 5, 38 scheint mir nur auf einem lesefehler des setzers zu beruhen, sodass es statt *aller Prack kumeter* vielmehr *aller Pracktik mutter* heifsen müste.

textes in die einleitung hineingeraten und müssen uns auch diesen teil der leistung Kochs ansehen. vielleicht dass wir hier günstiger urteilen können.

K. tut sich etwas darauf zugute, dem dichter seine richtige namensform widergegeben zu haben, *Hock* statt *Höck*. ihm selbst ist diese berichtigung offenbar erst spät aufgegangen; so lange er am text druckte, hat er die bogen noch immer bezeichnen lassen mit der namenform *Höck*, selbst noch s. 129. ist nun *Hock* würklich die richtigere lesung? ich glaube nicht. allerdings in der mehrzahl der fälle nennt sich und wird der dichter *Hock* genannt; aber das geschieht immer erst seit seiner übersiedlung nach Böhmen, wo man ihm seinen namen mag umgestaltet haben, gerade so wie es Göschen in England ergangen ist. ausschlaggebend scheint mir vielmehr das titelblatt der einzigen gedichtsammlung Höcks, wo der dichter seinen namen anagrammatisch verändert. hätte er sich würklich *Hock* gesprochen, so würde er seinen namen etwa in *Koch* oder dgl. umgestaltet haben; er anagraphiert ihn aber zu *Öckh*. das sagt genug [1].

Die biographie Höcks, wie wir ihn nur getrost weiter nennen mögen, ist relativ der beste teil von Kochs arbeit. aber das will noch nicht viel sagen. nachlässig genug ist sie noch immer. gleich der erste satz ist so recht bezeichnend: 'Theobald Hock ist nach seiner eignen angabe im 6 gedichte am sonntag den 10 august 1573 geboren, aber das sprichwörtliche glück der sonntagskinder hat ihm nicht standgehalten'. ja, allerdings, von diesem 'sonntag den 10 august 1573' hat er gesprochen, entweder aus dichtereitelkeit oder um seinem künftigen biographen eine nase zu drehn. der 10 august 1573 war aber nach neuem stil, der für einen protestanten natürlich nicht in frage kommt, ein freitag und nach altem stil ein montag. was nun?

Die quellen zur lebensgeschichte Höcks hat K. vermehrt, was wir dankbar anerkennen. wenn er aber s. XIV anm. 1 im Bernburger (jetzt wol Zerbster) archiv hs.liches material vermutet, so hätte er das wichtigste daraus gedruckt finden können in den Briefen und akten zur geschichte des dreifsigjährigen krieges. München 1870. hier bringt ua. der 1 bd. (die gründung der union 1598—1608, bearb. von Moriz Ritter) s. 590f nr 489 aus-

[1] auf mein befragen schreibt mir ESchröder: 'der eigenname *Höck* kann verschiedener herkunft sein: entweder ist er = *Heck*, und dies = 'Am heck', 'An der heck(e)', wie ja die eigennamen *Bach*, *Berg* usw. für 'Am bach' usw. stehn (der übergang ę > ö ist derselbe wie in *Schröck*, *löcken* usw.); oder aber er ist = *Hock* und bedeutet den höcker, höker, vorkosthändler. das erstere ist wol das häufigere; im Marburger, Frankfurter, Wiesbadener adressbuch haben wir alle drei: *Heck*, *Höck*, *Hock* neben einander. die namen sind offenbar am Mittelrhein sehr häufig, insbesondre aber *Heck*, *Höck*. wenn die form *Höck* auch nur ein einziges mal zuverlässig bezeugt wäre, so würde sie doch als die mafsgebende zu betrachten und *Hock* eben nur eine graphische variante sein. das anagramm *Öckh* entscheidet unbedingt'.

führliche kunde über Höcks gesantschaft nach Heidelberg im jahre 1607, bei der er auch beziehungen zu Marquard Freher anknüpfte (vgl. die dedicatio zu Frehers ausgabe von Cosmae Pragensis ..... Chronicae Bohemorum Libri III. Hanoviae 1607).

Was weiter die meinung K.s s. xxxv anlangt, Peter Wock vRosenberg sei durch einfluss seiner gemahlin zu den Pikkarditen übergetreten, so scheint es doch (nach Balbinus, Miscellanea Historica Regni Bohemiae. dec. I, lib. III pag. 179), als ob er schon vor seiner verheiratung Calvinist geworden sei, veranlasst durch Theodor Beza, 'quem Genevae audierat'. derselbe Balbinus ist auch der gewährsmann für jene beschuldigung Bileks, von der K. s. xxxIII, anm. 1 spricht. Balbinus erzählt s. 193, er habe 1657 als gast auf schloss Trebona gewohnt, das wegen nächtlichen spukes verrufen sei. es gehe dort nämlich nach der aussage vieler ein gespenst um, das irgend eine öffentliche urkunde zu suchen scheine und nicht finden könne. er, Balbinus, selber habe das gerücht bestätigt gefunden und führe zur erklärung der geistererscheinung an: *Quid iſtud ſpectri ſit, divinare non poſſum; ſcio id tantum: Theobaldum Hock, et Wenceslaum Brzezan (quorum ille Familiae Roſenbergicae à Secretis conſilijs diu fuit, hic ab Epiſtolis ſcribendis) cùm falſum quoddam inſtrumentum (ut dicunt) confeciſſent, et fallacibus ſigillis muniviſſent (quo inſtrumento tota Roſenbergicae Domûs haereditas ad Ssvvambergicos, velut ex pacto vetere devolvebatur) jubente Caeſare Rudolfo, velut falſarios (ſunt tamen, qui innocentes fuiſſe ſcripſerint, ac revera pactum ejusmodi interceſſiſſe dicunt) damnatos ..... Theobaldus Pragae, ut narrat Carafa carceribus clauſus, omnia pro ejus liberatione moventibus hęreticis, magnis motibus poſtea cauſſam dedit.* (die stelle, auf die sich Balbinus bezieht, findet man in 'Caroli Carafa Episcopi Aversani Commentaria de Germania sacra restaurata. Colonia Agripp. 1639. p. 58). übrigens ergibt sich aus der spukgeschichte, dass K. mit seiner vermutung s. XLI recht habe: Höck ist nicht erst nach 1658, sondern vor 1657 gestorben, weil er damals schon als gespenst umging. —

Doch ist es zeit, zu dem wichtigsten teil der K.schen einleitung überzugehn. dass es mit der philologie im engern sinne bei ihm nicht zum besten bestellt sei, haben wir zur genüge gesehen. aber die 'vergleichende litteraturgeschichte' war doch bisher sein liebster tummelplatz; den litterarischen austausch unter den völkern hatte er sich zu besondrem studium erwählt. so dürfen wir denn erwarten, dass er uns über die beziehungen Höcks zu der litteratur fremder nationen sicher belehren wird. wir wollen sehn.

Auf seite XLIII erörtert Koch das verhältnis Höcks zu den Griechen und Römern. da heifst es: 'aus Vergil wird nr 28 [soll heifsen: 38] v. 10 ein citat gegeben'. K. meint damit die worte: *Qui mihi in festis et eras secundis Fidus Achates.* allerdings, der

fidus Achates stammt aus Vergil, zwar wol nicht, wie K. meint, aus Aen. I 188 (*fidus quae tela gerebat Achates*), sondern vielmehr aus VI 158 f (*cui fidus Achates it comes*). damit ist aber auch die entlehnung aus Vergil schon zu ende; das weitere ist weder nach form noch inhalt von dort inspiriert, sondern wird durch Horaz Carm. II 10, 13 angeregt sein: *Sperat infestis, metuit secundis.* hier haben wir das gleiche fehlen des wortes *rebus*, den gleichen seltnen gegensatz von *infestis* (so ist zu lesen, nicht, wie K. druckt, *in festis*) und *secundis.* dass Höck diese ode des Horaz würklich gekannt hat, wird später noch durch eine weitere entlehnung bewiesen. überhaupt sind die, vielleicht von Höck selbst herrührenden, mangelhaften lateinischen fragmente, die in das gedicht nr 38 eingelegt sind und die K. bei der numerierung der verse nicht hätte mitzählen dürfen, von Horaz beeinflust. die zeilen *Me dies omnis memorem videbit Si vel nebulis opacum, Me latus mundi teneat, vel igni Perpete flagrans* gehn zurück auf Horaz Carm. I 22, 19 f: *Quod latus mundi nebulae malusque Juppiter urguet.*

Auf der gleichen s. XLIII fährt K. fort: 'während in nr 52 v. 14 ein vergilscher vers (*gutta cavat lapidem non vi sed semper cadendo*) frei übersetzt ist'. dieser 'vers' ist überhaupt kein vers. K. will uns doch nicht glauben machen, dass Vergil jemals solche haarsträubende metrische schnitzer wie *semper cadendo* sich habe zu schulden kommen lassen. Giordano Bruno hatte 1582 in seinem 'Candelaio' doch wenigstens metrisch richtig gesagt: *Gutta cavat lapidem non vi, sed saepe cadendo.* aber auch er ist nicht der verfasser dieses verses, der sich vielmehr als ein im mittelalter verbreitetes sprichwort erweist und dessen erste hälfte zurückgeht auf Ovid ex Ponto IV 10, 5: *Gutta cavat lapidem, consumitur anulus usu Atteritur pressa vomer aduncus humo.* aus dieser stelle aber ist bei Höck nicht nur nr 52 v. 14 (*ein tropffen Regn durchgrabt ein Felss*) geflossen, sondern auch v. 11 ff (*Den Eysenn Pflug, die Erdt gar gnug, Alls rogel gleich vnd Sumpffig, So machts jhn doch gar stumpffig*) und v. 21 f (*Durch stetten brauch, hintragn wirdt auch Ein Ring von Stein vnd Eysen*).

Weiter belehrt uns dieselbe s. XLIII: 'aus Senecas Medea wird in nr 57 v. 11 eine wendung benützt'. Koch meint die strophe: *Also Medea sagt, das gut ich spüre, Sieh, merck vnd hör, für gut ichs auch probiere, Noch lust mich so vermessen, Noch ergr in fressen* (vgl. meine verbessrung bei den conjecturen) *Kans nicht vergessen.* es wäre zwar hübsch gewesen, wenn der gelehrte forscher als resultat seiner studien uns das Senecacitat auch mitgeteilt hätte; ist aber doch begreiflich, dass ers unterlassen hat. denn die deutschen verse gehn in wahrheit auf Ovids metamorphosen zurück, wo 7, 19 ff Medea sagt: *Sed gravat invitam nova vis, aliudque cupido, Mens aliud suadet. video meliora proboque, deteriora sequor.* Höck hat zwar das einfache *video proboque* zu den functionen aller fünf sinne erweitert:

spüre, sieh, merck, hör, probiere; dennoch ist der lateinische wortlaut klar zu erkennen, wenn das *probo* naiv durch *probiere*, das *deteriora* durch *erger* widergegeben wird, und vor allem, wenn in der nächsten strophe, wenig zu dem sonstigen inhalt des gedichts passend, das Ovidische *aliudque cupido*, *mens aliud suadet* seinen nachhall findet in den worten: *Begirdt dich zeucht* ..... *Vernunfft dich helt.* Höck konnte mit der einfachen einleitung *Also Medea sagt* gar keine andere stelle citieren, als die berühmten lateinischen worte; denn die verse 1078ff aus der 'Medea' des Euripides, an die Ovid sich anlehnt, dürfte er schwerlich gekannt haben.

Kehren wir wider zu unserer s. XLIII zurück. dort heifst es im text weiter : 'in dem gedicht *Venus vnd Mars gehörn zusammen* (nr 25) ist wol eine anspielung auf den achten gesang der Odyssee enthalten, doch braucht sie ebensowenig wie die erwähnung des bettlers Irus 78 str. 3 und die von Ulysses 6 str. 10 und 29 str. 5 auf vertrautheit mit dem original zu beruhen, von dem Hocks verse über Kirkes rückverwandlung der verzauberten gefährten des Ulysses der tendenz des gedichtes gemäfs abweichen'. immerhin leitet doch Koch, auch wenn er tiefere vertrautheit Höcks mit dem Homer leugnet, die anspielungen auf den Irus (cap. 78 v. 17f: *Hient bistu Croesus eben, Vnd morgen frů der Irus gleich dergegen*) und die Kirke (cap. 29 v. 25—30: *Drumb niembt sich auch verwunder, Das Circe den Thiern eben, Alß sie Ulysses bat widrumb jetzunder, Die Menschlich gstalt wolt geben, Vnd sie nit gwölt, weil sie das elendt wesen, Gschröckt, drin sie vor sein gwesen*) aus der Odyssee ab. wie stehts aber in wahrheit? der gegensatz *Croesus — Irus* ist im altertum sprichwörtlich, vgl. Properz III 5, 17, Martial V 39, 8f; Höcks unmittelbares vorbild aber war Ovid Tristia III 7, 41f: *Nempe dat id cuicumque libet fortuna rapitque, Irus et est subito, qui modo Croesus erat.* die Kirkestelle aber geht direct oder indirect zurück auf Plutarchs dialog *Γρύλλος, περὶ τοῦ τὰ ἄλογα λόγῳ χρῆσαι.* darin bittet Odysseus die Kirke, ihm seine gefährten wider in menschen zurückzuverwandeln; sie will dies tun, wenn die gefährten selbst damit einverstanden sind. Gryllos allein widersetzt sich und entwickelt in längrer rede, dass das leben als schwein dem leben als mensch bei weitem vorzuziehn sei. [beiläufig sei bemerkt, dass die worte, die den Irusversen in cap. 78 unmittelbar vorausgehn (*Die Windt vnd s Wetter mechtig Die höchsten Thier vnd Baimb vmbstürtzt so prechtig*), wol von Horaz Carm. II 10, 9—12 angeregt sind: *Saepius ventis agitatur ingens Pinus et celsae graviore casu Decidunt turres feriuntque summos Fulgura montes.* alle einzelheiten finden sich wider: *Baimb = pinus, Windt = ventis, Wetter = fulgura, höchsten = celsae, vmbstürtzt = decidunt.* dann aber ligt es nahe, für *Thier* zu conjicieren: *Thürn = turres*].

Aber unsere s. XLIII ist unerschöpflich; es heifst weiter bei

Koch: 'alle diese geschichten gehörten ebenso wie die klugheitsregeln Catos (nr 33 und 56 v. 41) schon der mittelalterlichen überliefrung vom altertume an'. diese worte von den 'klugheitsregeln Catos' muss jeder kenner mittelalterlicher litteratur dahin deuten, dass K. behauptet, die beiden citierten gedichte seien abhängig von den Disticha Catonis. ich vermag aber bei Höck nichts von solcher entlehnung zu spüren, und unser gewährsmann bleibt denn auch wider vorsichtig den beweis schuldig. die wahrheit ist, dass beide stellen aus Plutarchs Catobiographie geschöpft sind, und zwar die verse 56, 41 ff direct; sie sind eine widergabe des oft citierten satzes *χαλεπὸν μέν ἐστι πρὸς γαστέρα λέγειν ὦτα οὐκ ἔχουσαν.* daraus erhellt wol auch zur genüge, dass meine oben mitgeteilte conjectur, man habe *Bauch* statt *Brauch* zu lesen, richtig ist. die andre entlehnung, nämlich die des motivs von cap. 32, ist nur als eine indirecte aufzufassen. bei Plutarch findet sich der erste anstofs; dort erzählt (editio Didotiana, Vitae 407, 42) Cato, er habe drei dinge in seinem leben zu bereuen gehabt. von diesen drei stücken berührt sich jedoch nur eins mit einer der warnungen bei Theobald Höck (offenbare deinem weib kein geheimnis). das motiv aber von den drei lehren hat sich durch das mittelalter in mannichfachen kreuzungen weiter ausgebildet (vgl. AMussafia WSB., phil.-hist. cl., 64, 597 ff; RKöhler GGA 1871 s. 124 ff). sowol vereinzelt, wie combiniert mit fremden elementen, auch über die dreizahl hinaus vermehrt finden wir die lebensregeln weit verbreitet, bis sie endlich bei Hans Sachs (Bibl. d. litt. ver. 149, s. 52) aus dem munde des sterbenden ritters Sophus schon fast so klingen wie bei Höck. völlig decken sie sich inhaltlich mit seiner fassung in einer hs. der Ambrosiana aus dem 15 jh., ed. Cerioni im Propugnatore 2, 401, nur dass hier die lehren in einem buche gefunden werden. den letzten schritt endlich, mit dem der rundlauf sich schliefst, tut der Livre du chevalier de la Tour Landry, ed. A. de Montaiglon, Paris 1864. hier gibt Cato die drei lehren seinem sohne Catonnet. aber auch dieses buch dürfte noch immer nicht die directe vorlage Höcks gewesen sein; vielmehr haben wir sie mit höchster wahrscheinlichkeit in jener sehr beliebt gewesenen Egenolphischen sprichwörtersammlung zu sehen, die Goedeke II² 15 citiert: 'Sprichwörter, Schöne Weise Klügredenn' (ich citiere nach der ausgabe von 1552). der anonyme compilator fügt jedem sprichwort eine '*gemeyne Außlegung*' bei, die oft in einer würklichen erklärung, oft in einer reihe von parallelsprüchen, bisweilen auch in beweisenden anekdoten besteht. und so erzählt er denn auch s. 114ᵃ bei gelegenheit des satzes '*Einem weib ſage nichts heymlichs, dann ſie können nicht ſchweigen*' die lange geschichte, die der ritter vom Thurn seinen fünf töchtern vorgetragen habe, um sie vor der schwatzhaftigkeit zu warnen. sie beginnt: *Es iſt geweſen zu Rhom ein alter weiſer man, Cato genant, Diſer hat ſeinen ſon, den jungen*

Catonem, an ſeinem todtbeth zu ſich gefordert, vnd geſagt: 'Lieber ſon, ich lige hie vnd werd ſterben, darumm wil ich dir, als dem der mein gut vnnd ehr erben ſol, drei leer geben. Wo du die halten wirſt, ſo wirt es dir in allen dingen glückſelig ergehn. Für das erſt, ſoltu dich in keines herren dienſt begeben, der dein zu leib vnd gut mechtig ist. Zum andern, wann du ein weib überkompſt, dem ſolt du nichts heymlichs vertrawen, du habest dann zuuor erfaren, daß ſie ſchweigen künde. Dann ob es wol ſeltzam iſt, ſchweigen vnder den weibern, ſo findet mann doch auch weiber die ſchweigen künnen. Zum dritten, ſoltu keinen dieb vom galgen, oder einen andern übelthäter vom tod bitten'.

Ein letztes mal noch kehren wir zu unsrer s. XLIII der K.schen einleitung zurück und finden die aufserordentlich tief dringende bemerkung: 'nr 85 erzählt aus dem kreise der sieben weisen'. der satz ist nicht zu widerlegen. aber wir hätten über nr 85 gern etwas mehr erfahren, denn in diesem interessanten, wenn auch traurig misfsratnen gedichte erkennen wir einmal die arbeitsweise Höcks und sehen, wie der arme poet sich abquält. auch hier fufst er auf Plutarch, und zwar auf dem anmutigen *Συμπόσιον τῶν ἑπτὰ σοφῶν* (Plut. Moralia rec. GNBernardakis I 375). die zusammenstellung zeigt es klar.

— — —

Der (nämlich Bias) *hat es anderſt weite,*	
Außglegt vnd gſagt darbey,	
Das eldeſt nicht die zeite,	τί πρεσβύτατον;
Sondern allein Gott ſey,	θεός·
Denn der iſt auch geboren nie,	ἀγέννητον γάρ ἐστι.
Das gröſt ſey nicht die Welt allhie,	τί μέγιστον;
Sondern das Ort, dWelt helt in jhr	τόπος· τἆλλα μὲν γὰρ ὁ κόσμος,
All ding das Ort helt ſie darfür.	τὸν δὲ κόσμον οὗτος περιέχει.
Das witzigeſt auff Erden	τί σοφώτατον; (hier hat H. die reihenfolge verändert.)
Sey nicht die Warheit klar,	
Sondern die zeit thuts werden,	χρόνος·
Dann ſie erfindt fürwar,	τὰ μὲν γὰρ εὕρηκεν οὗτος ἤδη,
Allzeit was news, das ſchöneſt ſey	τὰ δ' εὑρήσει. τί κάλλιστον;
Nicht sLiecht, ſondern der Welt Gebey,	κόσμος·
Dann alls was drin iſt ſchon mit heil,	πᾶν γὰρ τὸ κατὰ τάξιν
Das iſt von jhr ein ſtuck vnd theil.	τούτου μέρος ἐστί.
Fürs gmaineſt nicht verſtehet	τί κοινότατον; [οὐ μὴν οὐδ' ὁ θάνατος κοινότατόν ἐστιν·
Den Todt, den[n] *gwißlich er*	
Die lebndign an nicht gehet,	οὐ γάρ ἐστι πρὸς τοὺς ζῶντας.
Sondern die Hoffnung mehr.	ἀλλ'] ἐλπίς·
Dann wann verlorn ſeyn alle ding,	καὶ γὰρ οἷς ἄλλο μηδέν,
So bleibt die Hoffnung doch ſo ring,	αὕτη πάρεστι.
Das nutzlicheſt ſey vberall,	τί ὠφελιμώτατον;
Die Tugendt die in manch mal: [?]	ἀρετή· καὶ γὰρ
Das Vnnutz Nutz kan machen,	τἆλλα τῷ χρῆσθαι καλῶς
Mit jhren rechten brauch	ὠφέλιμα ποιεῖ.
Das ſchädtlicheſt der ſachen,	τί βλαβερώτατον;
Sey nit der Teuffel auch,	
Denn er den frommen ſchadn nit kan,	

Sondern die Boßheit jederman
Thut ſchadn allding verderbt ſo ſchwår,
Das gut auch ſelbſt oft bringt in gſåhr.

κακία· καὶ γὰρ τὰ πλεῖστα βλάπτει παραγενομένη.

Das ſterckeſt wir nit künnen
Nennen das Glück dieweil
So vnſtet es thut rinnen,
Wie Waſſer, Fewr vnd Pfeil,
Sondern die noth, recht wie man ſpricht,
Die noth ſucht Brodt, vnd Eyſen bricht,
Der wolluſt kan nit ſein allein,
Das leichteſt wie man maint in gmain.

τί ἰσχυρότατον;
[οὐ γὰρ ἂν μετέπιπτε ῥᾳδίως οὕτως]
ἀνάγκη·
μόνον γὰρ ἀνίκητον. κτλ.

Aus diesen zusammenstellungen ersieht man nun wol, wie sehr K. unrecht hat mit seiner behauptung (s. XLIII), Höck habe 'besondere gelehrte kenntnisse' nicht aufzuweisen. im gegenteil, wenn K. nicht überall bei aufdeckung antiker einflüsse an die unrechten stellen getappt hätte, so wäre er wol zu anderm resultat gelangt. immerhin aber ist er doch noch der ansicht, die reminiscenzen an die antike seien 'viel zahlreicher' (s. XLIII) als die biblischen anklänge. auch das ist falsch und am schnellsten zu widerlegen, wenn ich, auch ohne den wortlaut der heiligen schrift zu citieren, doch eine liste der entlehnungen aufstelle. Höck s. 1 Motto: Ps. 94, 15; H. 2, 2: 1 Petr. 1, 9; H. 1, 24: Ebr. 10, 33; H. 1, 38: 1 Petr. 1, 24 (vielleicht auch Jes. 40, 6); H. 5, 6: 1 Thess. 5, 21 (?); H. 5, 18: Matth. 13, 30; H. 6, 31: Matth. 1, 11; H. 6, 39: Matth. 22, 37; H. 6, 77: Ps. 38, 10; H. 6, 83: Röm. 12, 19; H. 9 überschrift: Weish. 2, 1; H. 9, 1: Weish. 7, 18; H. 9, 10: Sir. 17, 31; H. 9, 17: Ps. 90, 10; H. 10, 28: 2 Cor. 6, 7; H. 12, 14: Sir. 10, 7; H. 12, 21: Ps. 90, 10; H. 12, 25: Ps. 90, 12; H. 14, 1 ff: 1. Cor. 13, 11; H. 15, 1: Ps. 94, 15; H. 15, 4: Offb. 19, 2; H. 15, 16 ff: 1 Cor. 10, 13; H. 16 überschrift: Ps. 90, 12; H. 16, 1 ff: Joh. 8, 51 f; H. 16, 7: Luc. 10, 27; H. 16, 14: Luc. 10, 28; H. 16, 16: Ps. 90, 12; H. 16, 21: 1 Tim. 1, 15; H. 16, 31: Jac. 4, 14; H. 16, 39: Hiob 1, 21 und Pred. 5, 14; H. 16, 41 ff: Ps. 39, 6 und 12; H. 16, 47: Apost. 8, 18 ff; H. 16, 51: Apost. 9, 5; H. 17, 21: Ps. 118, 8; H. 20, 1 ff: Jer. 9, 23; H. 20, 14: Luc. 16, 9; H. 20, 34 f: Röm. 3, 24; H. 26, 19: Hiob 7, 7; H. 28, 4 f: Matth. 6, 24; H. 28, 27: Luc. 16, 9; H. 36, 25: Ps. 90, 12; H. 40, 31 f: 2 Petr. 2, 9; H. 40, 35: Röm. 2, 4; H. 43, 28 ff: Hiob 4, 21; H. 51, 46 f: Ephes. 4, 4 f; (damit ist auch die von mir vorgeschlagene correctur des *zwo Seel* in *ein Seel* begründet); H. 53, 9, 19, 21: Spr. Sal. 30, 25, 30, 28; H. 53, 13 ff: Matth. 10, 16; H. 56, 55: Spr. Sal. 22, 14 und 23, 27; H. 58, 3 f: Matth. 6, 34; H. 59, 4 ff: Sir. 11, 14; H. 66, 29: Luc. 16, 31; H. 66, 41 ff: Luc. 21, 25; H. 66, 49: Matth. 13, 43; H. 66, 59: Luc. 18, 25; H. 78, 12: Ps, 113, 6 und 138, 6; H. 78, 20: Matth. 11, 29; H. 78, 21: Ps. 113, 5; H. 78, 30: Luc. 1, 46 (allerdings nur nach der Vulgata); H. 78, 35 f: Spr. Sal. 16, 18.

Man sieht, dass die reihe erheblich viel länger ist, als es K.

in den 3 zeilen s. XLIIf ahnen lässt. er hat auch dies problem nur obenhin gestreift und dann voreilige schlüsse gezogen. aufserdem mag er sich die zahl der in frage kommenden citate noch dadurch vermindert haben, dass er einige bibelsprüche für sprichwörter hielt. wenigstens ist es ihm s. LII, z. 10 so ergangen bei dem citat: Höck 9 v. 17. sonst ist die dort gemachte beobachtung richtig: Höck greift gern in den spruchschatz des volkes. nur hat K. auch diese anregung zu seinem schaden nicht weiter verfolgt und sich vor allem gar nicht die frage vorgelegt, ob Höck wol aus einer bestimmten quelle wenigstens einen teil seiner 'volkstümlichen redensarten' geschöpft habe und ob sich daraus der ganz besondre wortlaut bei ihm erklären lasse. man kann auch hier zu viel besseren ergebnissen gelangen, als K. sie s. LII, z. 8—12 vorlegt.

Es unterligt keinem zweifel, dass Höck viel den 'Dicteria proverbialia rhythmica doctrinam ethicam complectentia' von Andreas Gartner verdankt, die ebenso wie jene früher erwähnte sprichwörtersammlung bei Egenolph in Frankfurt erschienen ist. dieses buch enthält nämlich nicht nur landläufige deutsche sprichwörter nebst ihrer lateinischen übersetzung, sondern auch lateinische sentenzen und deren oft sehr freie übertragung ins deutsche. und von diesen letzteren, die natürlich nicht gemeingut des volkes gewesen sein können, hat Höck eine ganze reihe für seine gedichte verwertet. ist es schon auffällig, wenn wir durch den vers *Et toga fit talis, si ventus fit borealis* (G. p. 114[b] nach der ausgabe von 1591) lebhaft erinnert werden an die von der landläufigen form (cf. Höck 24, 13 *den Rock nach dem Wind kheren*) abweichende fassung des bekannten sprichworts in Höcks versen 39, 19f *Doch muß er baldt, gegm Wetter kalt, Sein Mantel allzeit kehren*, so dürfte die ähnlichkeit zwischen der übersetzung von *Curia Romana non quaerit ouem sine lana* (G. p. 17[a]) *Ein armer Gesell kan schwerlich zu groſſen Ehren vnd Wirden kommen, wann er nicht zu geben hat* und Höck 39, 1—5 noch weniger auf zufall beruhen, weil es sich bei dieser übersetzuug überhaupt um kein sprichwort handelt. — ebenso beweiskräftig ist die übereinstimmung der verse Höcks 12, 11f (*Deins Nächſten Vnglück dich nit frey, Denk das auch deines blüet darbey*) mit den Gartnerschen sentenzen auf p. 69[a] und 116[a]: *Si videas, aliquem casurum, siue cadentem, Non ride, at potius gere te sibi compatientem*; *Wer ſich eines andern Vnglůcks oder Falls freuwet vnd nicht viel mehr mitleiden mit jm hat, dem stehet ſein eigen verderb vnd blühet* und *Vae tibi ridenti, nam mox post gaudia flebis: Wer ſich eins andern Vnglücks freuwet, dem ſtehet ſein eigens offen vnd blüet.* — noch überzeugender ist der zusammenhang von Höcks 75 gedicht und den versen bei Gartner p. 120[b]: *Tu supplex ora, tu protege, tuque labora* (Höck 75, 79f *Der Pfaff bett ſchier, der Fürſt regier, der Bawr baws Landt*): *Drey Orden hat Gott gerichtet an, Priester, Regenten vnd*

Underthan, Wann ſich recht helt ein jeder Standt, So ſtehet es wol vmb Leuth vnd Landt. Die Prieſter ſollen beten vnd lehren, Die Bauwren vnd Bürger andere ernehren. Oberkeit dieſe all beſchützen wol, So geht es wie es gehn ſol. — schliefslich muss jede ungewisheit über die bedeutung, die die Dicteria proverbialia für Höck gehabt, schwinden, wenn man die beziehung des lateinischen distichons bei Gartner p. 103ª nebst seiner deutschen übertragung zu dem 50 gedicht des 'Schönen Blumenfeldts' ins auge fasst. hier wird Höck gleich für seine ersten verse (*Soll den ein grober Bawr von Art, Ein ſolche Edle Roſen zart, Abbrechen ſchier* ....) sowol die lateinische wie die deutsche fassung Gartners vor augen gehabt haben : *Ruſtice calloſe, cunctis populis odioſe, Cur te formoſae vis ſociare roſae?* und *Was ſoll ein Mägdlin hübſch vnd zart Eim groben dicken Bauwren hart? Eim Bauwren gehört ein Bäuwrin ſtarck, Die jm macht Butter, Käß vnd Quarck* (vgl. Höck 50, 26 ff). man sieht, Neidhart von Reuental brauchen wir trotz Koch s. XLV im jahre 1601 nicht mehr zu bemühen.

Bei gelegenheit des motivs von dem groben bauern und dem citat aus s. XLV unsrer ausgabe möcht ich doch episodisch gleich einen irrtum Kochs verbessern. er meint auf jener seite seiner einleitung, es werde in Höcks nr 83 'der herr auch ermahnt, seine bauern nicht so hart zu bedrücken und gerecht zu sein'. da muss wol K. seinen dichter wider einmal gründlich misverstanden oder die druckfehler seines textes für gute lesarten genommen haben. durch Höcks gedichte geht von a bis z nur éine meinung : für den bauern ist der knüppel gut. und ich glaube herauszuhören, dass mit solchen worten doch ein bauernsohn spricht, der sich seines standes schämt. Koch stützt sich bei seiner behauptung offenbar auf die vierte strophe von Höcks 83 gedicht, in dem aber, wie ich bei gelegenheit der conjecturen festgestellt habe, aus rhythmischen und aus inhaltlichen gründen statt des ganz unsinnigen *Sols eins tauren* (was sollte das wol heifsen?) zu lesen ist : *Sols einn nit taurn.* die ganze strophe lautet in neuhochdeutscher prosa : 'mit arbeit und mit prügeln muss man die hochmütigen bauern demütigen und kräftig striegeln. so lange es noch knüppel gibt, darf man kein mitleid empfinden. wenn man dem bauern mit bitten kommt, dann schlottern ihm die hosen, dh. er wird noch furchtsamer (über diese redensart vgl. Schmeller-Fr. I 457). er ist nur gewöhnt, auf die schellensieben, die niedrigste karte, die gröbste behandlung gefasst zu sein'. nur mit diesem wortlaut und sinn passt die strophe in den zusammenhang : den herren nahe man mit dienstfertigkeit, frauen und kindern mit schmeicheleien und den bauern mit grobheit.

Kehren wir nach dieser abschweifung zu Gartner zurück. da eine vertrautheit Höcks mit den Dicteria proverbialia erwiesen ist, so wundern wir uns nicht, noch spuren weiterer einwürkung

zu finden. ich brauche nur die überzeugendsten anzuführen. Höck 20, 1—4 (*Ruehmen darff ſich kein Menſch auff Erdt, Nicht ſeiner Sterck noch Jugent, Daß er ſey Edel, Reich vnd Glert, Es ist ein Rauch* usw.) geht zurück auf Gartner 52ᵃ (*Quid caro? Vilis humus: Quid carnis gloria? fumus. Der Menſch auß Staub vnd Erd ist gemacht, Gleich wie deß Rauchs zergeht ſein Pracht*); H. 21 überschrift (*Jeder ſoll ſeins gleichen nemen*) und 50, 26 (*Zu deines gleichen dich geſell*) auf G. 10ᵃ (*Eligat aequalem prudens ſibi quisque ſodalem, Ein jeder geſelle ſich zu ſeines gleichen*); H. 34, 42 (*Je nähner zRom, je ärger Chriſt*) auf G. 95ᵃ (*Vita peiores ſunt, qui Romae propiores. Je näher Rom, je ärger Schalck*); H. 36, 13 f (*Wie jhr Gſchlecht Ambt voll Ehren Schier jhr Natur vnnd Gmüt auch thut verkehren*) auf G. 32ᵃ (*Fermentat celebres numeroſa pecunia mores. Als bald ein Mann gewinnet Gut, Verkehrt ſich an jm ſein Sinn vnd Muth*); H. 46, 20 f (*Weiſt nit vil Hund an einem Bein, Gar ſelten einig bleiben*) auf G. 31ᵃ (*Dum canis os rodit, ſocium, quem diligit, odit. Zwen Hund an einem Beyn bleiben ſelten ein*); H. 51, 38 f (*Wo drey ſich zſamm ſonſt gſellen, Da muß Narr ſein der dritt*) auf G. 109ᵃ (*E ſocijs tribus ſemper deluditur vnus. In Geſellſchafft muß der dritt ein Narr ſeyn*).

So stellt sich immer wider heraus, dass die quellenstudien zu dem 'Schönen blumenfeldt', die Koch unternommen und in seinem 3 capitel mitgeteilt hat, samt und sonders entweder unzulänglich oder falsch sind. und selbst wo er einmal auf richtiger fährte ist, verdirbt er sich den erfolg durch seine oberflächlichkeit. s. XLIX f bringt er den interessanten erweis, dass Höck die Bayerische chronik des Aventin ausgeschrieben habe. aber offenbar hat Koch in den werken dieses historikers nur flüchtig geblättert, sonst hätte er nicht die anmerkung niederschreiben können: 'so findet sich für Hocks auffallende behauptung, jeder deutsche fürst müsse die deutsche und wendische sprache sprechen können, bei Aventin kein anhaltspunct'. was steht denn in der Bayerischen chronik I, cap. 161 (ausg. d. k. b. akad. bd 4, s. 361)? ***Darumb in der gulden bul, in kaiserlichem rechten, in des heiligen reichs ordnung und reformation kaiser Karl des vierten gepoten ist, das ein ietlicher kaiser und teutsch fürst, nemlich die kurfürsten, péd sprach, w i n d i s c h u n d t e u t s c h mitsamt dem latein künnen und lernen süllen.***

Überhaupt hat Höck den Aventin viel stärker benutzt, als es nach Koch erscheint. es hat das seinen grund in einer wesensverwantschaft beider männer, die in ihrer ernsten, pessimistischen weltanschauung so gut zusammenstimmen, wie in ihrem bemühen um die deutsche sprache. so ist es denn auch nicht nur die Bayerische chronik, die den dichter anzog, sondern er verdankt vieles auch zwei andern schriften Aventins. die erste ist die gelegenheitsschrift 'Ursachen des Türkenkriegs' (S. W. I 171—242).

list man diese abhandlung, die man natürlich als ein ganzes auffassen muss und nicht in kleine fetzen zerpflücken darf, sorgsam durch, so wird es klar, dass aus ihr zunächst die gedichte 41. 80. 81 bei Höck inspiriert sind. denn wenn auch anzunehmen ist, dass der dichter hier persönliche erfahrungen verwertet hat, so sind doch die berührungen mit Aventin so zahlreich, auch ist vor allem die erwähnung der Türken so auffällig, dass das nicht von ungefähr in die gedichte gekommen sein kann. fernerhin wird das cap. 40, besonders in den versen 7ff, erst verständlich, wenn man den abschnitt s. 172ff der 'Ursachen' daneben legt. auch wörtliche anlehnung findet sich, so wenn Aventin Ursachen 188, 23 erzählt: *Kaiser Friderich III. hat etwan disen reim an die stet lateinisch schreiben lassen: felix civitas, quae cogitat tempore pacis ea quae belli sunt; ist dise meinung: sélig ist die stat, die zur zeit des frides gedenkt des kriegs und richt sich darnach,* und Höck (66, 33ff) daraus macht: *Glückſelig ſein die Landt vnd Leuth, So aller zeit Im Fried zum Krieg ſich rüſten.* selbst ein sprichwort, wie es Höck 28, 12ff anwendet, schliefst sich in seinem wortlaut treuer an Aventin (Ursachen 179, 27 *kain ampt so klain, es sei henkens wert*) als an die sonstigen von Höck benutzten bücher an. endlich ist zu vergleichen Höck 75, 65—72 mit Aventin Ursachen 229, 5—9.

Die zweite schrift des bairischen historikers, die Koch übersehen hat, ist die Deutsche chronik. die klage Höcks (91, 111 ff), dass die zeit die namen verändere und verwechsle, geht auf Aventin, l. c. s. 341 zurück. und vor allem bringen Höcks 'verse über den hörwagen' nicht nur 'Jakob Grimms mythologische abhandlung über Irmenstrafse und Irmensäule' in erinnerung (K. s. L), sondern sie sind auch eine wörtliche widergabe der schlussworte von Aventins Deutscher chronik (s. 372): *Daher noch die baurn* (von dem bauernverächter Höck charakteristisch durch *die Alten* ersetzt) *die siben stern gegen mitnacht den herwagen oder Hermanswagen nennen, bei den si die nechtlichen zeit und stund abnemen und unterscheiden. Daselbst soll der Herman sitzen und ruen, daher auch seine Teutschen beschützen.*

Soll ich nun auch noch auf die metrischen belehrungen Kochs eingehen? sie sind von einer papierenheit, die uns in die tage Justi Georgii Schottelii zurückführt. trostlos, diese strophenanalyse, die nur nach zeilenzahl und reimstellung rechnet! und obendrein noch falsch rechnet! K. hat, wie es scheint, gar kein ohr für eine strophe als ganzes, sonst müste es ihm doch aufgegangen sein, dass er in cap. 47 je zwei strophen seiner zählung als einheit zusammenzufassen hatte, sodass das gedicht nur 8 strophen bekommt; und ebenso bei cap. 64, wo die summe nur 6 strophen ergibt. dies gedicht ist denn auch K. s. LIV von z. 3 nach z. 25 zu stellen. K.s schema s. LIV z. 6 ist falsch, es muss lauten *ab*abb, ist nach K.s bezeichnung mit einem stern

zu versehen; und aus der gruppe sind sodann die nrr 8 und 55 auszuscheiden und in die letzte zeile dieser abteilung zu a*babb* zu stellen. die z. 7 derselben seite enthält zwei verschiedene strophenformen durcheinander : 1) aa $\widehat{xx}$ *bb* in nr 13. 15. 23. 33; 2) aa $\widehat{xx}$ bb in nr 31. 50. 54. 61. in z. 17f sind bei K. nicht weniger als 5 verschiedene gruppen von gedichten durcheinander geraten : 1) nr 67; 2) nr 1. 6. 53. 80. 92; 3) nr 18. 41. 74. 78; 4) nr 5. 36. 42. 90; 5) nr 10. 11. 30. 81. in z. 29 ist die neunzeilige strophe in wahrheit eine zehnzeilige, wie ja K.s eignes schema zeigt usw. usw. ich bin es überdrüssig, alle diese schnitzer dem herausgeber nachzurechnen. die ss. lv und lvi wimmeln noch von fehlern, nicht von kleinen lapsus oder druckfehlern, wie sie jedem einmal unterlaufen können, sondern von nachlässigkeiten, deren jede eine anklage ist. von wissenschaftlichem ernst ist hier überhaupt gar keine rede mehr.

Nur einen fundamentalen irrtum K.s muss ich noch schliefslich aus der welt schaffen. unser herausgeber meint s. xiv und s. li, dass 'je mehr man sich in die gedichte des 'Blumenfeldts' hineinlese', man um so wahrscheinlicher finde 'einen zusammenhang Hocks mit der dichtung der meistersingerschulen'. das sollte K. uns einmal beweisen. er unterlässt es natürlich wider vorsichtig; es würde ihm auch schwer fallen. wir sind über meistersingerische versprincipien recht gut unterrichtet; bei Theobald Höck findet sich aber von ihren stollen und gegenstollen, ihrer regelung der silbenzahl, ihrem wechsel der verslänge, ihren reimkünsteleien, ihrer strophenausdehnung nichts, und schon gar nichts, wenn Höcks verse so geklungen hätten, wie K. sie druckt. also auch diese entdeckung unseres gelehrten ist wider eine ganz windige behauptung.

Von wannen dem Theobald Höck seine rhythmen zuklingen, spürt jeder kenner der litteratur des 16 jhs. sofort. der dichter ist verhältnismäfsig reich an formen, 26 strophenarten wendet er für seine 92 (richtiger 91) gedichte an. alle aber haben, bei noch so grofsen abweichungen unter einander, das gemeinsam, dass sie, sei es in ganzer ausdehnung, sei es in ihren integrierenden bestandteilen, ihre parallelen finden im volkstümlichen liede geistlichen oder weltlichen inhalts. ich greife beliebig hinein in den grofsen vorrat und stelle neben einander:

Höck cap. 46:	Böhme Altd. liederb. nr 413 (Landsknechtslied etwa aus dem j. 1580):
Larma ⟨*vnd*⟩ *Vnfried in der Welt,*	*Was sol ich aber heben an*
So kriegen Reutr vnd Landſsknecht Gelt,	*aufs best so ichs gelernet han*
Zu Waſſer vnd zu Lande,	*ein neues Lied zu singen*
la la la la.	*Faladeridum.*

Höck cap. 2:	Wackernagel Kirchenl. v 12:
Ich der ich hab vor zeiten,	*O Jhesu, trost der armen,*
In meinen jungen Jahrn,	*mein hertz hab ich zu dir,*

Der liebes Laid vnd Freuden,
Auch laider gnug erfahrn,
Kein mühe noch fleiſs thet ſparn.

du wirst dich mein erbarmen,
dein gnade schencken mir,
das traw ich gentzlich dir.

Höck cap. 51:

Begerstu lang zuleben,
Gſundt auff der Erden hie,
Zwey ſtuck merck fleiſſig eben,
Kanſt hallen wol ohn mieh,
Bett morgens fru, zum Abndt darzu,
So wirdt Gott Glück dir geben,
Hie vnd auch dorten rhu.

Ambraser liederb. 176:

Ich stund an einem morgen
heimlich an einem ort;
da hett ich mich verborgen,
ich hört klägliche wort,
von einem frewlein hübsch und fein,
das stund bey seinem bulen,
es mus gescheiden sein.

Hier fehlt freilich in v. 5 der binnenreim und v. 6 ist ein waise; aber der rhythmus ist ganz der gleiche.

Höck cap. 77:

Kein Thier iſt nit auff Erdt ſag ich,
Dem die Natur nicht hat,
Zur zier o'r zubeſchützen ſich,
Vergundt vndt gebn auſs gnadt,
Beſonder Waffen ſtoltz,
Secht wie der Hirſch im Holtz
Spatzieret, vnd führet
Sein ⟨groſs⟩ geſtirmb ſo hoch,
Der Gämbs, das Rech, der Awrochs wildt,
Tragn alle Khierner noch.

Ambraser liederb. 108:

Mir ist auf dieser erd nicht bas
denn wenn wir beydesam,
Spacieren gan im grünen gras,
in Gottes herrn nam,
Ja wol in seinem schutz,
geschicht uns alles guts
verborgen ohn sorgen
eines dem andern gund,
einen freundlich hertzlichen kuſs,
auff jren roten mund.

Bekräftigt wird dieser eindruck von der verwantschaft Höcks mit dem volkstümlichen liede noch dadurch, dass der dichter sich auch in motiven und wortlaut sehr oft mit der populären geistlichen poesie berührt. das brauch ich hier nun nicht eingehend zu beweisen. denn einerseits ist der zusammenhang Höcks mit der Bibel schon wegweisend; anderseits müste eine groſse schar von citaten aufgeboten werden, weil ja die kirchenlieder dutzendweise wider unter einander verschwägert sind. wer aber einiges beweismaterial prüfen will, der lege neben Höcks cap. 66 Wackernagel Kirchenlied III 1030 str. 2 v. 12f und str. 3—5; 1033 str. 12f; IV 288 str. 16; III 1032 str. 14; 1160 str. 1; 1198 str. 3; oder neben Höcks cap. 27 (vgl. die überschrift!) Wackernagel V 76 str. 1. 2. 4; IV 638 str. 5—7; 989 str. 6; V 712 str. 7 und 9 usw.

Nun ist wol am ende unsrer wanderung kaum mehr nötig, ein zusammenfassendes urteil über Kochs ausgabe des 'Blumenfeldts' zu sprechen. es hat eine zeit gegeben, in der im vorurteil mancher philologen die beschäftigung mit der ältern deutschen litteratur stets für wissenschaftlich und hochachtbar galt, die mit der neuern a priori für minderwertig und halb dilettantisch. nicht ganz mit unrecht! die letzten anderthalb jahrzehnte haben nun zwar intra et extra einen ausgleich herbeigeführt. arbeiten jedoch wie die von K. sind nur dazu angetan, die alte hydra des

vorurteils wider lebig zu machen. denn jetzt kann jeder auf diese stelle zeigen und sagen : seht ihrs? da lag einmal eine glänzende philologische aufgabe vor, ebenbürtig der ausgabe einer alten verderbten handschrift, weitweisend in ihren folgen. und was ist aus ihr unter den händen eines historikers der neuern deutschen litteratur geworden?! — wir müssen ingrimmig schweigen, wenn man so uns fragt.

In der ausgezeichneten sammlung der Hallischen neudrucke macht das 'Schöne Blumenfeldt' so üble figur, dass man sich fragt, ob die nummern 157—159 nicht noch einmal gedruckt werden dürften.

Leipzig. ALBERT KÖSTER.

'Freygeister, Naturalisten, Atheisten —' ein aufsatz Lessings im Wahrsager. von ERNST CONSENTIUS. Leipzig, Eduard Avenarius. 86 ss. 8°. — 1 m.

Die von Mylius herausgegebene kurzlebige wochenschrift 'Der Wahrsager' enthält in ihrem sechsten stück vom 6 febr. 1749 einen aufsatz über verschiedene arten von freidenkern, der sich durch einen gewissen ernst im inhalt und im ton von den übrigen aufsätzen der gleichen zeitschrift unterscheidet. Consentius druckt ihn genau nach der überaus seltenen originalausgabe ab und nimmt ihn in einer durchweg von gründlichem fleifs und scharfsinn zeugenden untersuchung für Lessing in anspruch.

Dass der aufsatz nicht von Mylius herrührt, macht er allerdings bis zu einem gewissen grade wahrscheinlich. denn Mylius behandelt in seinen übrigen (von C. teilweise wider abgedruckten) plaudereien über freigeisterei die ganze frage mit ironie, ohne viel von einem persönlichen anteil an derartigen angelegenheiten zu verraten, den man dem verfasser unsers aufsatzes kaum absprechen kann. zudem erklärte Voss, der verleger des 'Wahrsagers', am 19 febr. 1749 vor dem adjunctus fisci, bei dem eine beschwerde über die wochenschrift eingelaufen war, Mylius sei nicht der einzige verfasser des blattes; wer ihm dabei helfe, wuste Voss freilich nicht anzugeben. war diese angabe des verlegers richtig — was sich jetzt kaum mehr nachprüfen lässt —, so wird man zunächst wol bei unserm aufsatz an einen solchen stillen mitarbeiter des herausgebers denken müssen. zwar stimmt manches darin auch recht wol zu andern arbeiten von Mylius. namentlich findet sich der schlussgedanke des aufsatzes, dass das dasein gottes aus der wunderbaren ordnung im weltgebäude zu erweisen sei, wie C. selbst zugibt, mehrmals in prosa und in versen von Mylius ausgesprochen; hie und da weitschweifiger oder auch noch entschiedener als in unserm falle, doch ist dies für die frage der autorschaft belanglos. auch braucht Mylius das wort *Naturalist* in der nicht eben häufigen bedeutung eines natur- oder vernunftgläubigen (im gegensatz zum offenbarungsgläubigen) öfters (so zb. in dem von C. abgedruckten beitrag zu den Ermunterungen s. 73);

ja in seinen Gedanken von dem zustande der abgeschiedenen seelen (Vermischte schriften, 1754, s. 131) bedient er sich fast genau derselben zusammenstellung wie im beginn unsers aufsatzes: *mit Naturalisten, Freygeistern und Atheisten.* diese verbindung scheint überhaupt in dem wissenschaftlichen kreise, dem Mylius angehörte, üblich gewesen zu sein; so heifst es, worauf C. mich brieflich aufmerksam macht, in einer anonymen besprechung in den Göttinger gelehrten zeitungen von 1749, s. 858: *der Gottesleugner, Naturalisten und Freigeister.*

Aber mag man auch trotz diesen ähnlichkeiten und obgleich die ausdrucksweise und der stil überhaupt in unserm aufsatze nicht gegen Mylius spricht, doch zugeben, dass ein andrer als Mylius ihn wahrscheinlich verfasst haben wird, muss denn dieser andre gerade Lessing sein? C. betont die übereinstimmung der grundgedanken in dem aufsatze mit den absichten, die Lessing in seinem um dieselbe zeit begonnenen lustspiel Der Freigeist verfolgte. aber er selbst weist mit rühmenswerter vorsicht auf eine gedruckte predigt des consistorialrats Simonetti von 1748 hin, die auch schon die gleichen gedanken enthielt. was hindert uns anzunehmen, dass sowol Lessing als auch der — von ihm verschiedene — verfasser des aufsatzes im Wahrsager, jeder in seiner weise, die anregungen, die er von Simonetti empfangen, selbständig verarbeitet habe? oder, da die frühsten nachrichten, die wir von Lessings lustspiel haben, erst aus dem april 1749 stammen, wie leicht kann nicht Lessing durch den ihm zweifellos bekannten aufsatz im Wahrsager bei der ausarbeitung seines stückes beeinflusst worden sein! das gesteht ja auch C. (s. 26) unumwunden zu; später aber (s. 35 ff) folgert er aus einer äufserung in der Theatralischen bibliothek (Lachmann-Muncker VIII 344 anm.), dass Lessing den gedankengehalt seines lustspiels öffentlich als sein eigentum in anspruch genommen habe, was er nur tun konnte, wenn er zugleich auch den diese gedanken vorher verkündigenden aufsatz im Wahrsager geschrieben hatte. mit derselben logischen berechtigung könnte man folgerichtig weiter schliefsen, er müsse dann auch Simonettis predigt verfasst haben. Lessings worte in der Bibliothek, er habe in seinem Freigeist die fremde erfindung de Lisles *auf eine eigene Art genutzt,* besagen vielmehr allem anscheine nach nur so viel, dass er selbständig gerade in diesen von blofsen liebesverwicklungen handelnden stoff die religiös-philosophische tendenz hineingetragen habe. für die autorschaft unsers aufsatzes beweisen diese worte aber nicht das geringste.

Bei aller übereinstimmung der grundgedanken unterscheiden sich jedoch unser aufsatz und Lessings lustspiel auch in gar manchem puncte. Lessings Adrast entspricht dem 'naturalisten', Lessings Johann dem 'praktischen atheisten' oder dem 'freigeist' des aufsatzes. Lessing selbst aber nennt den Adrast einen frei-

geist; von Johann sagt er nur, er spiele den freigeist. er braucht also diesen namen von dem edel angelegten charakter, dessen tugendhafte gesinnungen er ausdrücklich hervorhebt; im Wahrsager hingegen wird so die schlechteste art der ungläubigen genannt, die keiner sache nachdenkt und wie das vieh lebt. C. meint (s. 23), Lessing habe mit rücksicht auf den auch im Wahrsager gerügten falschen brauch, alle die vom offenbarungsglauben nichts wissen wollen freigeister zu nennen, den titel seines stückes gewählt. für den titel trifft das auch sicher zu; aber nicht für das personenverzeichnis, in welchem Adrast ebenfalls — und zwar nur Adrast — ausdrücklich als freigeist bezeichnet wird. derselbe schriftsteller, der kurz vorher im Wahrsager so scharf zwischen freigeistern und naturalisten unterschieden hatte, konnte wol sein lustspiel, das allerlei arten von freidenkern behandelte, allgemein Der Freigeist taufen; nimmermehr aber hätte er ohne jeden zwingenden grund gerade die person noch ganz besonders als freigeist hervorgehoben, die nach seiner eignen darlegung diesen namen am wenigsten verdiente. Lessing fasste vielmehr augenscheinlich das wort 'freigeist' nicht in dem beschimpfenden sinne, wie es vor ihm die meisten, Gellert zb. und die Bremer beiträger, und mit ihnen auch der verfasser des aufsatzes im Wahrsager verstanden. dieser verlangt, dass man auch den 'praktischen atheisten', den freigeistern vom schlage Johanns mit nachsicht begegne, sie mit gründen widerlege, ihnen besonders die widersprüche in ihren eigenen reden nachweise. in seinem lustspiel schlägt Lessing dieses verfahren aber nicht ein; vielmehr packt Lisette den Johann derb genug an : man gewinnt den eindruck, als ob Lessing sich um Johanns bekehrung überhaupt nicht kümmere, als ob er ihn für unfähig oder unwürdig einer bekehrung halte. ebensowenig hat er es aber auf eine bekehrung Adrasts zum offenbarungsglauben abgesehen, während im Wahrsager doch das ganze auf eine solche bekehrung zum glauben an das dasein gottes hinausläuft. weder Theophan noch Juliane bedienen sich daher in Lessings lustspiel (I 1 und IV 3) ähnlicher beweisgründe, wie Euphronymus in unserm aufsatz; diese beweisgründe selbst sind freilich so billich und abgedroschen, so ganz und gar nicht eigenartig, dass Lessing ihnen gewis nicht die würkung zugeschrieben hätte, die der verfasser unseres aufsatzes durch sie hervorrufen lässt.

Dazu kommen verschiedene bedenken stilistischer art. gleich das wort 'naturalist' findet sich in dem oben bezeichneten religionsphilosophischen sinne bei Lessing m. w. nirgends. unter einem 'naturalisten' versteht Lessing vielmehr stets einen naturforscher oder naturkundigen (so zb. Lachmann-Muncker I 233. VII 453). wenn daher Theophan im anfang des lustspiels (I 1) mehrere gleichbedeutende namen für 'freigeist' aufzählt, nennt er die worte *Freidenker, starker Geist, Deist, Philosoph*, aber nicht

das wort *'Naturalist'*, das der verfasser des aufsatzes im 'Wahrsager' an dieser stelle vor allen andern hätte nennen müssen.

Dagegen finden sich auch in diesem aufsatze der beliebte lessingische ausdruck *Zeit genug* und das wort *schlägefaul.* aber jener ausdruck ist keineswegs, wie C. vermuten möchte, die sichre marke, an der man Lessings hand erkennen kann; er kommt (nach Sanders) unter anderm bei Rabener, Herder, Forster, Müllner, Anton Wall vor. das wort *schlägefaul* hingegen verwertete Lessing zwar gerade um jene zeit, da er im engen verkehr mit Mylius stand, 1750 zweimal in der übersetzung der Gefangenen des Plautus (III 1. V 1); aber der im 17 jh. mehrfach (bei Coler, Opitz, Logau, Stieler) begegnende ausdruck war damals gewis auch bei andern als bei Lessing noch vereinzelt im gebrauche : keinesfalls wenigstens kann dieses einzige wort als ein kräftiger beweis für Lessings urheberschaft gelten.

Gegen sie scheint der umstand zu sprechen, dass in unserm aufsatze am schlusse der nebensätze die hilfszeitwörter niemals gestrichen sind. in seinen spätern schriften liefs sie Lessing beinahe regelmäfsig weg. auch in den recensionen aus den jahren 1748 und 1749 fehlen sie schon recht oft. dagegen stehn sie vollzählich in den beiträgen zum Naturforscher von 1747 und sehr häufig in den briefen von 1749 und 1750, sodass man für diese frühzeit Lessings aus ihrem vorhandensein oder fehlen kaum etwas mit sicherheit schliefsen kann. wohl aber mutet uns in dem aufsatze des Wahrsagers die nüchternheit der ganzen schreibweise, die klägliche armut an bildlichen ausdrücken, der völlige mangel an antithetischen wendungen, die schulmeisterliche gliederung mit ihren verschiedenen unterabteilungen und besonders auch die schwerfälligkeit der satzbildung, das unbeholfene einschieben und anhängen mehrfacher nebensätze so unlessingisch wie möglich an. und selbst der persönliche ton, der unsern aufsatz von den übrigen stücken des Wahrsagers unterscheidet, hat mit jenem tone, der uns aus den gleichzeitigen briefen Lessings entgegenklingt, sehr wenig gemein. in unserm aufsatz verrät sich der persönliche anteil des verfassers an den fragen, die er behandelt, fast nur durch einzelne kräftige scheltwörter; in jenen briefen hingegen und in den übrigen echten schriftstücken Lessings gibt sich die erregung und persönliche teilnahme des schreibenden vornehmlich in der satzbildung kund.

Aus allen diesen gründen glaub ich den von C. aus der vergessenheit hervorgezogenen aufsatz Lessing absprechen zu müssen. ein mathematischer beweis lässt sich ja weder für noch gegen Lessings urheberschaft führen; ein gut teil der entscheidung wird hier immer dem gefühl des mit Lessings schriften vertrauten kritikers überlassen bleiben müssen. dieses gefühl sträubte sich in mir immer wider gegen die echtheit des aufsatzes, so oft ich ihn auch nach längeren pausen von neuem las. dass auch die gröfsere

wahrscheinlichkeit gegen jene echtheit spricht, geht wol aus der obigen prüfung des einzelnen hervor. C. verweist auch für zwei gedichte im Wahrsager auf Lessing (s. 42). da mir die wochenschrift mit dem wortlaut dieser gedichte nicht vorligt, kann ich über die vermutung nichts sagen. ich weifs nur, dass mir, als ich vor fünfzehn jahren den Wahrsager seite für seite durchsuchte, das lessingische gepräge nirgends auf versen oder prosastücken entgegenleuchtete, wie es ja auch keiner, der sich vor mir derselben mühe unterzog, hatte bemerken können.

München, 28 märz 1900. Franz Muncker.

L. Roustan, Lenau et son temps. Paris, Cerf, 1898. viii und 368 ss. 8°.

Seit dem grundlegenden werk von Schurz ist kaum mehr ein buch über Lenau erschienen, das sich an äufserem umfang mit der vorliegenden französischen dissertation messen kann; es möge auch gleich unverholen der meinung ausdruck gegeben werden, dass der innere wert dieser darstellung sie zu der besten unter allen gegenwärtig existierenden macht. ein enormer fleifs ward zu ihrer vollendung aufgewendet: wie aus einer gelegentlichen bemerkung (s. 329) hervorgeht, hatte der autor bereits zu beginn des decenniums persönliche verbindungen mit allen denjenigen, die zu Lenau in naher beziehung standen und eventuell über unediertes verfügen konnten; er gieng in Deutschland und Österreich den spuren seines dichters nach und teilt als früchte dieser bemühungen etliches ungedruckte mit, varianten zu bekannten stellen, tagebuchnotizen, aufzeichnungen aus der zeit des irrsinns, als bedeutendstes stück das fragment eines an die mutter gerichteten, keineswegs wertlosen gedichtes (s. 236). zu bedauern bleibt, dass einige dieser ungedruckten stücke nur in französischer übersetzung gegeben sind, freilich nicht gerade bedeutende. in diesem geringen neuen material ligt auch gar nicht der wert des buches, sondern in der mit ziemlich lückenloser kenntnis des sehr umfänglichen — seither übrigens vermehrten — materials gearbeiteten darstellung.

R., der Franzose, der immerhin auch einen französischen leserkreis vorauszusetzen scheint, rechnet dennoch auf eine ziemlich genaue kenntnis der werke und der äufseren umstände Lenaus; über wichtige epochen geht er kurz hinweg — manchmal gar zu kurz, wie besonders über das verhältnis Lenaus zu Caroline Unger —, von den werken nimmt er nur einzelne, ihm besonders interessante, um in eingehnder analyse das ihm charakteristisch scheinende zu gewinnen, ohne ganz streng die chronologische anordnung einzuhalten. zweck seiner darstellung ist es, ein bild des geistigen werdeganges Lenaus zu bieten und darüber hinaus ein bild der zeit. 'L' histoire de sa vie et de son oeuvre est en même temps l'histoire de l'évolution littéraire de l' Autriche contem-

poraine' heifst es in der einleitung, und als motto trägt das buch den vers Grillparzers: '*Dich hob, dich trug und dich verdarb die Zeit*'. wer freilich den Grillparzerschen nachruf auf Lenau zur hand nimmt, wird bald finden, dass der vers von R. entweder misverstanden oder etwas misbraucht wurde, denn er soll keineswegs ausdrücken, dass Lenau wesentlich ein geschöpf seiner zeit gewesen sei, sondern der misanthrop Grillparzer macht es dem armen landsmann zum vorwurf, dass er, statt sich auf sich selbst, oder mindestens auf Österreich zu beschränken, verführt durch wenig aufrichtige lobsprüche eine allzugrofse rolle habe spielen wollen, allzusehr sich der öffentlichkeit preisgegeben habe und dadurch zwar über sich selbst eine zeit lang hinausgehoben, schliefslich aber zerstört worden sei. und würklich, bei der lectüre des buches selbst wird man den eindruck gewinnen, dass Lenau gewis 'ein kind seiner zeit' — selbstverständlich —, aber weit weniger organisch aus dieser herausgewachsen war, als andere, dass er durchaus ein pathologischer einzelfall war, bei dem die schilderung des allgemeinen milieus gerade weniger notwendig gewesen wäre. die zahlreichen capitel, welche diesem zweck gewidmet sind, erscheinen nicht recht mit dem ganzen verbunden, sie durchbrechen — besonders das capitel über die litteratur der österreichischen revolution — sogar chronologisch den zusammenhang, und so sehr die fülle der kenntnis bei einem Franzosen in erstaunen setzen muss, hier wäre eine viel knappere darstellung auch hinreichend gewesen. sollte nicht R. eben durch seine umfassenden studien der versuchung erlegen sein, ihre früchte doch auch zur schau stellen zu wollen, und eben darum den unhaltbaren begriff einer zeit Lenaus geprägt haben? neues enthalten diese capitel nirgends.

Weniger wird dagegen einzuwenden sein, dass R. die wurzeln Lenaus in seiner abstammung aufsucht. er stellt die frage nach seiner nationalität, findet starken slavischen einschlag in ursprünglich deutsches blut und leitet daraus, aus der schlesischen herkunft der Niembsch, vielleicht mehr geistreich als zuverlässig gewisse eigenschaften des dichters ab; er weist das magyarische element zwar durch die familie der mutter nach, doch zerstört er die romantische fabel von dem Pusztensohne Lenau, die so unausrottbar in vielen köpfen spukt, die er leider selbst zu verwerten nicht verschmäht, wenn er von dem orientalischen bilderreichtum 'dieses Magyaren' spricht, seine sprache mit allzureich geschmückten altungarischen waffen vergleicht usw. so trägt er selbst dazu bei, den unabweisbaren schluss zu verdunkeln, der sich aus seinen untersuchungen ergibt, dass Lenau durchaus als Deutscher zu betrachten ist, — als Deutscher schlechtweg. es ist sehr wichtig für das verständnis Lenaus, dass er keinem der deutschen stämme mit sicherheit zuzurechnen, keineswegs so bodenständig ist, wie Grillparzer oder Hartmann und Meifsner.

was ihn an Österreich knüpft, sind die vielen persönlichen beziehungen und die liebe zu den Alpen; den starken localpatriotismus, der durch alles nörgeln des Österreichers durchschlägt, teilt er nicht, ihm standen zu zeiten die Schwaben fast näher. wenn Lenau hie und da den Magyaren spielte, etwa sich Miklos nennen liefs, während er im familienkreise Franz — nicht Niklas — genannt wurde, so ist das in einer zeit weiter nicht auffallend, wo man die 'interessanten' nationen des ostens im schimmer romantischer verklärung sah, wo es noch Philhellenen gab, indes der Polencultus hell aufflammte. für diese verhältnisse scheint R. jedes verständnis abzugehn, manche seiner behauptungen in cap. XIV, der darstellung der 48er revolution und ihrer litteratur, erhalten dadurch einen geradezu erheiternden anstrich, wie etwa die bezeichnung Meifsners als 'allemand par la race, mais tchèque de naissance'.

Im weitern verlaufe der darstellung ist R. bemüht, das bild einer geistigen entwicklung zu geben, in der ein element unveränderlich bleibt, die dunkle schwermut Lenaus, deren wurzeln er schon in der jugend mit ihren ewig wechselnden, meistens aber düstern eindrücken sucht, in den unglücklichen familienverhältnissen, trüben lebenserfahrungen und nicht zum wenigsten in vererbten einflüssen. darüber hinaus sieht er in Lenau — und darin wird ihm jedermann beipflichten — das geschöpf einer unendlich feinen und leicht erregbaren sensibilität, die jeden eindruck, besonders aber solche düsterer natur, ungemein stark empfindet; eine starke phantasie lässt, verbunden mit dieser sensibilität, eine symbolische anschauungs- und ausdrucksweise zum grundzug seiner poesie werden : seine naturbeseelung, von fast mythenbildender kraft, erinnert R. an die ältesten, der volksauffassung zunächst stehnden dichter, — wobei die frage zu stellen ist, ob nicht gerade bei diesen die persönliche naturempfindung wenig ausgebildet war. gering entwickelt ist bei Lenau der wille; er war wol noch weit schwächer, zeit seines lebens mehr krankhaft afficiert, als R. anzunehmen scheint. wer sich davon überzeugen will, lese Mulfingers bericht über Lenaus amerikanischen aufenthalt im 1 bande der Americana Germanica (1897), aus dem mit erschreckender deutlichkeit hervorgeht, dass bereits zu dieser seiner poetischen blütezeit Lenau geistig in keiner weise normal war. aus der willensschwäche erklärt sich die überall mangelnde selbstzucht; so konnte der dichter es nie zu einem berufe bringen, nie ein auf würklich fester, sittlicher grundlage ruhendes verhältnis zu einem manne eingehn — zu frauen zog ihn seine impulsive, bis zu einem gewissen grade naive natur —; so gewann er nie, was er schmerzlich genug anstrebte, eine feste, klare welt- und lebensanschauung. denn neben der starken phantasie macht sich in Lenaus wesen ein starker trieb zu einem wenig zusammenhängenden denken über die letzten und

höchsten dinge geltend, er ist in hohem grade ein grübler. R., der selbst gern diesen deutschen ausdruck anwendet, verwechselt diesen unruhigen drang des grüblers mit der ernsten bemühung des denkers; er hält allen ernstes Lenau für einen tiefen philosophen. und das war der arme neurastheniker doch gewis nicht, er, dem die fähigkeit ruhiger überlegung immer abgieng. gewis, Lenau hat sich zeitlebens viel mit philosophie abgegeben; wer hätte dies nicht getan in der zeit, da die grofsen philosophischen lehrgebäude entstanden und die studierende jugend es für ihre pflicht hielt, diesem oder jenem lager anzugehören? wurde auch in Österreich nicht so eifrig philosophie getrieben wie draufsen im reich, so gab es doch auch hier Kantianer und Antikantianer, als Lenau noch schulunterricht genoss, wie später Fichte, Schelling, Hegel ihre freunde und gegner fanden. R. belehrt uns über die lehrer des jungen Lenau, er berichtet uns über seine ersten knabenhaften versuche im metaphysischen denken, über die einflüsse eines freidenkerischen oheims und stellt schliefslich eine ganze geschichte der philosophie seines dichters auf. der knabe wächst in streng katholischer umgebung auf, wird aber in seinen Wiener studien, in deren verlauf er sich zunächst mit der philosophie der stoiker, dann mit Voltaire und Kant — wol sehr oberflächlich — bekannt macht, allmählich zum skeptiker; die bekanntschaft mit Spinoza nähert ihn dem pantheismus, persönliche einflüsse der frommen schwäbischen dichter führen ihn wider zum glauben zurück, eine wandlung, die dann durch Sophie und Martensen beschleunigt, ja auf die spitze getrieben wird; die 40er jahre aber zeigen Lenau wider vorgeschritten — in Roustanschem sinne — zu einer dem 'logischen pantheismus' Hegels genäherten anschauung, die insofern auch den pessimismus endlich beruhigt, als sie den dichter an einen fortschritt des menschengeistes glauben lässt.

Diese schwankungen sind unleugbar vorhanden, wenn auch bei betrachtung des gesamten Lenauischen briefwechsels und der werke sich niemals ein reiner pantheismus noch ein reiner spiritualismus, um die schlagworte R.s zu gebrauchen, nachweisen lässt. selbst zur zeit des einflusses Martensens gibt es zweifel, zur zeit der Albigenser aber zeigen genug briefstellen, dass Lenau noch immer an einem persönlichen Gott festhält, was R. mit wenig glücklichem terminus als spiritualismus bezeichnet. es sind eben überall persönliche momente, nicht die logik entscheidend. wer seinen gottglauben in erster linie aus einer mystischen auffassung der liebe gewinnt, dann wider in spöttereien über kirche und glauben verfällt, ohne dafür eine sichre weltanschauung zu erringen, der hat nicht die stärke, die dem philosophen eigen sein muss, der könnte höchstens ein mystiker werden. und vollends die freie richtung der Albigenser, die sich doch meist in phrasen ergehn, ist nicht aus Lenaus innerm entsprungen; gerade hier

war es zeitwürkung, die Lenaus denken in neue bahnen zwang, und gerade hier wär es notwendig gewesen, dem geistigen zustand ganz Deutschlands im beginn der 40er jahre aufmerksamkeit zu widmen, statt sich auf Lenau zu beschränken.

Es muss wol als wahrheit gelten, was Lenau, bereits dem wahnsinn verfallen, zu Emilie sagte, dass er stets im innersten ein christ geblieben sei.

R. geht eben von der falschen voraussetzung aus, Lenau sei ein höchst subtiler denker gewesen, der schliefslich sich zu einer der modernen auffassung gemäfsen philosophie durchgerungen habe; er hat es nirgends hehl, dass er selbst ganz auf evolutionistisch-monistischem standpunct steht. so tut er ganz dasselbe, was nach Bauernfelds meinung einst der fromme Martensen tat, er lässt Lenau sehr vieles sagen, was dieser gewis nicht sagen wollte. hauptsächlich die grofsen werke, der Faust, der Savonarola, die Albigenser ziehen ihn an : da construiert er eine sehr zweifelhafte entstehungsgeschichte des Faust, wonach der dichter erst den helden sich zum pantheismus habe durchringen lassen wollen; bei der zweiten bearbeitung habe dann Lenau den Faust der christlichen auffassung genähert; und von dieser künstlich geschaffenen basis aus kritisiert er scharf die widersprüche im Faust, ganz vergessend, dass, wer sich dem teufel verschreibt, notwendig an einen persönlichen Gott glauben muss. oder, um die behandlung eines gedichts zu erwähnen, den Raubschützen citiert R. sehr gern als beweis des absoluten skepticismus; das *Es ist halt nichts* im munde des gespenstes soll das jenseits leugnen. hier ligt wol der — übrigens ganz vereinzelte — fall vor, dass R. eine halb dialektische wendung nicht vollkommen verstanden hat : die französische übersetzung 'il n'y a rien' entspricht dem deutschen satz keineswegs ganz. andre auslegungen sind aber einfach aus übergrofser 'subtilität' entsprungen, ein fehler, dessen sich R. übrigens selbst bewust ist.

Hierher gehört auch der versuch, aus einer höchst geistreichen verwertung einiger briefstellen, vor allem aber der briefe, die Sophie beim ausbruch des wahnsinns an Emilie schrieb, die gewisheit eines viel intimeren verhältnisses der liebenden zu gewinnen, als die gewährsmänner zugeben wollen. der beweis ist nicht erbracht : indes gerade die behandlung dieses verhältnisses zeugt von der scharfen psychologischen auffassung R.s und lässt den mann erkennen, der von modernen dichtern wie gelehrten gleichviel gelernt hat.

Damit sei auf die eingangsbehauptung zurückgegriffen, dass diese biographie die beste vorhandene sei. sie wird in jedem leser heftigen widerspruch erregen : selten mit der darstellung der tatsachen, oft genug mit der auslegung und deutung. aber überall wird man den ernsten forscher erkennen, überall den mann von weitem blick und feinem geschmack : es sei in dieser hin-

sicht besonders hingewiesen auf die sehr feine charakteristik der Lenauschen form, die selbst für das metrum — in einer fremden sprache! — ein seltenes verständnis beweist; überall wird man sich an der glänzenden darstellung erfreuen.

Wien, neujahr 1900. VALENTIN POLLAK.

LITTERATURNOTIZEN.

Handschriftenconservierung. nach den verhandlungen der SGallener internationalen conferenz zur erhaltung und ausbesserung alter hss. von 1898 sowie der Dresdner conferenz deutscher archivare von 1899 bearbeitet von dr O. POSSE. mit 4 photographischen kupferdrucktafeln. Dresden, verlag des Apollo, 1899. 52 ss. 8°. 2 m. — Anleitung zur erhaltung und ausbesserung von hss. durch zaponimprägnierung von dr E. SCHILL. Dresden, verlag des Apollo, 1899. 17 ss. 8°. 0,60 m. — bekanntlich fand am 30 september und 1 october 1898 zu SGallen ein internationaler congress von bibliotheksbeamten statt, welcher auf anregung des derzeitigen präfecten der Vaticana, des p. Ehrle, sich mit der frage beschäftigte, wie dem fortschreitenden zerstörungsprocess, dem gewisse kategorien alter pergamenthss., in sonderheit die mit reagentien behandelten palimpseste, zum opfer zu fallen drohen, vorgebeugt werden könne. die versammlung einigte sich auf vier resolutionen, welche den wunsch nach photographischer reproduction der am meisten gefährdeten mss. und nach gründlichem studium der bisher angewanten conservierungsmethoden sowol von pergament- wie von papierhss. aussprachen. zur prüfung eines bereits in SGallen discutierten verfahrens, der von dem oberstabsarzt Schill erfundenen zaponimprägnierung, berief nun das sächsische kriegsministerium vertreter der deutschen archivverwaltungen für den 18 und 19 september 1899 nach Dresden. das resultat der verhandlungen darf als ein für das zaponverfahren recht günstiges bezeichnet werden, in so fern diese methode wolfeil, wenig compliciert, überall anwendbar und nach den bisher gemachten erfahrungen auch durchaus unschädlich ist. zapon, ein in Amerika zuerst dargestellter selbstglättender lack, besteht aus nitrierter cellulose, dh. gereinigter baumwolle, welche gelöst wird durch amylacet. ein liter davon, ausreichend für einen ganzen actenband, kostet bei der chemischen fabrik dr Perl & co. zu Berlin 3 m. indem das zapon in alle poren des papiers eindringt, überzieht es nicht nur dessen oberfläche mit einer völlig durchsichtigen, elastischen, gegen feuchtigkeit unempfindlichen schutzschicht, unterhalb welcher etwa vorhandene schimmelpilze weiter sich auszubreiten unfähig werden, sondern festigt auch vermoderte stellen in dem grade, dass ferneres losbröckeln einzelner teilchen ausgeschlossen ist. nicht mindere bedeutung kann das neue präservativ für drucksachen gewinnen: es vermag bücher, bei deren

herstellung holzhaltiges papier in anwendung kam, wie das in den siebziger jahren mit vorliebe geschah, vor totalem zerfall zu schützen, und wird dem einen oder dem andern exemplar unsrer zeitungen zu dauernder erhaltung für die nachwelt verhelfen.

Freilich beseitigt das conservierungsmittel weder die schlimmen folgen früher gebrauchter reagentien noch besitzt es die fähigkeit, verblichene schriftzüge lesbar zu machen. meiner erfahrung nach würkt jedes reagens schädlich. ich rede nicht von der heillosen Giobertischen tinctur, mit welcher die beiden Mone, vater und sohn, nicht wenige SPauler hss. gründlich verdorben haben, auch nicht von der galläpfelgerbsäure, durch deren anwendung Docen beispielsweise mehrere bll. des Clm. 14689 oder das Indersdorfer stück vom heimlichen boten (Anz. II 238) für alle zeiten ruinierte: selbst der meist als harmlos gepriesene liquor ammonii hydrosulphurati zerstört das pergament, nicht nur wenn er leichtfertig über gröfsere flächen ausgegossen wird (auf diese weise hat Hattemer sich an dem Vocabularius SGalli versündigt), sondern auch bei vorsichtigem gebrauch. denn wahrhaft würksam und zuweilen geradezu verblüffende resultate zeitigend ist dies reagens nur dann, wenn das damit behandelte wort gleichzeitig unter die lupe genommen und die färbung der schriftzüge während des auftropfens der tinctur scharf beobachtet wird. darüber vergehn secunden; je länger aber die flüssigkeit, ohne mittels fliefspapiers aufgesogen zu werden, auf dem pergament stehn bleibt, um so stärker verkalkt sie dasselbe. deshalb war es mir von höchstem interesse, Posses schrift s. 4 ff und den ihr beigefügten tafeln entnehmen zu dürfen, dass neuerdings Pringsheim und Gradenwitz ein photographisches verfahren erfunden haben, welches bei widergabe von palimpsesten die spätere schrift ganz verschwinden, die frühere stark hervortreten lässt. darnach steht zu hoffen, dass der fortschritt der photographischen technik allmählich jede verwendung von reagentien entbehrlich machen wird. so schlägt vielleicht dem Arnsteiner Marienleich und der für die geschichte der glossen unendlich wichtigen Lobkowitzschen hs. 434 (Ahd. gll. 4, 603 f) noch einmal die stunde der erlösung. St.

Veelderhande geneuchlycke dichten, tafelspelen ende refereynen opnieuw uitgegeven vanwege de Maatschappy der Nederlandsche letterkunde te Leiden. Leiden, voorheen EJBrill, 1899. XXVIII und 218 ss. 8⁰. 1,50 fl. — die herausgeber, welche sich nur als De commissie voor taal-en letterkunde by de M. d. nl. lk. bezeichnen, haben einen druck (Antwerpen 1600) zu grunde gelegt und die varianten späterer auflagen, am schlusse ein nur in diesen überliefertes gedicht beigefügt. alles auf das entstehn und den inhalt der sammlung bezügliche soll später in der Tijdschrift voor Nederlandsche taal-en letterkunde nachgetragen werden. so begnügt sich auch der ref. mit einem hinweis auf das merkwürdige buch und einigen gelegentlichen bemerkungen. es ligt hier im

original ein halbgelehrtes unternehmen vor, wie ähnliches im 17 jh. öfters ganz in lateinischer form erschienen ist. in bunter mischung wechseln prosa und verse, älteres und jüngeres, ernst-satirisches und possenhaftes miteinander ab. die dramatischen stücke haben die einfache form der 'Tafelspelen', dh. sie sind bestimmt vor einer schmausenden gesellschaft von ein paar eintretenden spielern vorgetragen zu werden : so s. 3 eine scene zwischen mann und frau, erstrer weigert sich beim weg nach hause die laterne zu tragen, wird aber durch eine tracht prügel zu allem willfährig gemacht; dann s. 21 '*Moorkens vel* | *van de quade wijuen*', eine aus der niederdeutschen dramatik bekannte handlung : das keifende weib wird in eine pferdehaut gesteckt; hier sind aufser dem ehepaar noch die mutter der frau und ein rat gebender nachbar beschäftigt; s. 40 '*Een Boeren Vasten-avonts-spel*' : zwei bauern unterreden sich über ihre marktgaunereien gegen die städter; s. 72 '*Van den ouden ende langhen Aernout*' : Arnout (an *arm* angelehnt?) ist soviel wie Rabau, lump, stromer; die 'Aernouts broederen' bilden einen orden, dessen regeln an weit ältere der vagantengenossenschaften erinnern; selbst die künste Aernouts, der in Paris wahrsagung und zauberei gelernt hat (s. 95), sind dieselben, die den mhd. fahrenden schülern zugeschrieben werden; sogar das *lodderhout* erscheint s. 94; anderseits sind starke berührungen mit Grobianus und Grobiana, sowie mit den spanischen bettlerromanen und den niederländischen genrebildern vorhanden; ferner s. 163 ein '*Dialogus van den Mey ende van den schoone vrouwen*' : der 'meester' rühmt den mai, gibt sich aber überwunden, als der 'klerck' sich auf die jungfrau Maria beruft; endlich s. 195 '*Een sotte vraghe van Claes ende een wijse antwoorde van Jan*' ist ganz im ton der englischen comödianten gehalten. — von den didaktischen gedichten in versen parodieren einige kirchliche formeln und mischen gern lateinische floskeln ein, die frei von fehlern, den gelehrten ursprung bezeugen. ziemlich ernsthaft gemeint ist die prosa s. 126 '*Den rechten weg nae t'Gasthuys*' (spital), worin im ton einer kapuzinerpredigt alle faulen, unüberlegten, die verschwender, die ungehorsamen kinder usw. auf ihr vermutliches ziel hingewiesen werden; nicht witziger ist der poetische bann s. 140, worin alle braven und fleifsigen aus dem spital ausgewiesen werden. das gedicht '*Van Bacchus*' s. 173 gleicht den abschreckenden versen unsrer mäfsigkeitsvereine. am besten sind die rein lustigen stücke. so '*Van t'Luye-lecker lant*' s.142: es ist die schilderung des schlaraffenlandes, am meisten übereinstimmend mit dem Zs. 2, 568 abgedruckten lied von 1611, das auch zeitlich ganz nahe steht. s. 150 folgt ein gedicht '*Van sinte Niemant*', s. 156 '*Van den Langhen Waghen*', eine auch sonst vorkommende variante zum Narrenschiff; s. 208 ein lügenmärchen; endlich s. 212 '*Een ghenoechlic Refereyn van het Euangelie van den Spinrocken*', eine verspottung des aberglaubens. die verhältnis-

mäfsige reinheit von zoten ist bemerkenswert; andre naturalia, ungeziefer usw. werden allerdings nicht ausgeschlossen. dies gilt auch für die wenigen schwänke, welche eingeschaltet sind. E. Martin.

Theologia deutsch: die leret usw. nach der einzigen bis jetzt bekannten handschrift herausgegeben und mit einer neudeutschen übersetzung versehen von Franz Pfeiffer. 4 unveränderte aufl. Gütersloh, CBertelsmann, 1900. xxxii und 239 ss. 8°. 3 m. — Pfeiffers ausgabe der 'Deutschen theologie' (zuerst 1851, dann 1855) hat das doppelte verdienst, die Bronnbacher (jetzt Kleinheubacher) hs. in bequemer form zugänglich gemacht und das interesse an dem werkchen durch eine sehr reichhaltige und interessante bibliographie der Lutherschen ausgabe gesteigert zu haben. zum zweiten mal erscheint sie jetzt unverändert im Bertelsmannschen verlage: links der alte text in gotischen lettern, leidlich sauber corrigiert, ihm gegenüber in bourgeois-fractur Pf.s neudeutsche bearbeitung. sollte die buchhandlung noch einmal in die lage kommen, zu einem abdruck zu schreiten, so möcht ich ihr zwei neuerungen empfehlen. der vorrede liefsen sich die notwendigen litteraturnachträge leicht anfügen, — auch die bibliographie könnte wol eine revision vertragen. es geht doch heute kaum an, die Weimarer Lutherausgabe (bd i) zu verschweigen, wenn auch Knaakes dort s. 376 citierter neudruck ('Weimar 1883') niemals erschienen ist. im text aber möge man die von Pf. beliebten längezeichen beseitigen. einen prosaiker des späten 14 jhs. mit circumflexen zu bestreuen, dürfte heute kaum noch jemandem einfallen; Pf.s quantitäten sind aber obendrein oft recht anfechtbar: so gewis die circumflexe bei *gedâchte* und *andêchtig*, *lâßen lêßet* und gar *lêst*, *hâst* und *hêst*, *mûß* usw. verspätet sind, so verkehrt ist unter Pf.s princip ihre fortlassung im adv. *zu*, bei *nimant* usw. und für unsern druck ergibt sich obendrein der übelstand, dass fast alle störenden setzerfehler sich als verirrte circumflexe vorstellen: wortbilder wie *wonûng* s. 52, *gôtlîcher* s. 54. 132, *gloûbet* s. 190, *begerungê* s. 218 sind für den laien verwirrend, für den kundigen ärgerlich.

Im übrigen mag der text so hingehn, bis einer das material oder den mut zu einer kritischen ausgabe findet. ich halt ihn sogar für besser überliefert als Pf. s. xxi, der dem schreiber von 1497 ua. durchgehnde ersetzung von *minne*, *minnen* durch *liebe*, *lieb haben* zutraut. dagegen spricht schon, dass das wort bei unserm autor, der in jeder art von allitteration und annomination schwelgt, überaus häufig mit *liecht* gebunden und in enger umgebung von *leben*, *loben*, *lêren*, *leiten* erscheint, so zb. s. 168 (und ähnlich 174. 176) *Ein igliche liebe muß von eime liechte oder bekentnis gelert und geleitet werden*, und besonders lehrreich s. 180 unten . . . *gelebet wirt in dem waren liecht und in der waren liebe, das ist dass aller edelste . . . leben . . . . . geliebet und gelobet werden uber alle leben . . . . . . Und dise liebe, da von dis edel*

leben geliebet wirt. — freilich begegnet auch eine stelle, wo man nach dem gleichen kriterium *minnen* einsetzen könnte: s. 180 z. 10 v. o. *geliebet und gemeinet.* vielleicht hat der verfasser beide wörter promiscue gebraucht. — s. 58 z. 5 v. u. l. *das ein mensche sich . . . aller dinge* v o r z i g e st. *vorzüge.* — s. 138 z. 2 v. u. ist wol das zweite *ist* zu streichen. E. Sch.

Ioannes Nicolai Secundus 'Basia'. mit einer auswahl aus den vorbildern und nachahmern herausgegeben von Georg Ellinger. [= Lateinische litteraturdenkmäler des xv und xvi jhs. herausgegeben von Max Herrmann 14.] Berlin, Weidmann, 1899. lii und 38 ss. 8⁰. 1,20 m. — die 'Küsse' des Johannes Secundus gehören zu den wenigen neulateinischen dichtungen, die sich durch die jahrhunderte hindurch einen leserkreis bewahrt und ihren reiz auch auf grössere dichter, wie bei uns Goethe und Bürger, nicht verfehlt haben. so haben sie in der sammlung Herrmanns mit recht einen platz gefunden, mag auch das antiquariat bis heute leicht und billich gelegenheit bieten, eine der ältern ausgaben zu erwerben; denn die 'Basia' sind viel gedruckt worden und sogar die ehre einer kritischen ausgabe mit ausgezeichnetem commentar ward den werken des Haager poeten zu teil : durch Petrus Bosscha, der dabei die vorarbeiten des jüngern Burmann benutzte, 1821. Ellinger zeigt freilich, dass die kritische leistung Bosschas nicht einwandsfrei ist, er selbst bringt von den beiden originalausgaben die jüngere (B, 1541 : 5 jahre nach dem tode S.s) zu buchstabengetreuem abdruck, mit jener sauberkeit, an die uns die sammlung gewöhnt hat. die lesarten des erstlingsdrucks werden auf s. xlvi f vollständig aufgezählt, nur zu viii 18 war die variante genauer zu geben : *est Neaera iniqua,* und wenn eine vereinzelte la. (i 24) als 'offenbarer druckfehler' bezeichnet wird, so war denn doch hervorzuheben, dass von den 84 abweichungen der ausgabe A mindestens noch weitere 18 als druck- resp. lesefehler zu fassen sind : i 5. ii 19. iv 11. 14. v 7f. vi 8. vii 3. vii 3. 21. 30. 40. ix 2. 25. x 15. xiii 13. xvi 14. 22. xvii 7. erst nach ausscheidung dieser flüchtigkeiten des setzers 'ist der vergleich dieser lesarten mit B ästhetisch ungemein lehrreich', wie sich E. s. xlvii ausdrückt. dass sich E. sträubt, iv 2 zu der metrisch notwendigen trennung *suave olentes* A zurückzukehren, und dass er ebda v. 9 das einzig richtige *his* Scrivers (*iis* AB) ablehnt, kann ich nicht billigen.

Da die 464 verse der Basia nur knapp einen bogen füllten, so hat E. noch 1½ bogen mit 'vorbildern und nachahmern' zugegeben und über dies thema eine ausführliche einleitung geschrieben, die uns zwar nicht ganz so überflüssig vorkommt, wie die recht deplacierte beisteuer Theobald Zieglers zu heft 11, aber doch auch den rahmen einer derartigen sammlung zu sprengen scheint. schmerzlich vermissen wir dagegen diesmal eine bibliographie, wie wir sie seither gewohnt waren : auch wenn sie

für die textgestalt nichts ergab, selbst wenn E. damit über Burmann und Bosscha nicht hinauskam, war sie hier unbedingt am platze. wenn der herausgeber die nachwürkung der Basia durch die neulateinische und durch die litteraturen der landessprachen verfolgt, so ist doch eine bibliographische liste, die uns zeigt, wo, wann, wie oft die originale gedruckt worden sind, erstes erfordernis. — an dem, was E. bietet, mag ich nicht herummäkeln: zweifellos war ihm der stoff bequemer und reicher zur hand als andern, aber ebenso fest steht mir, dass es sich doch vorläufig nur um mehr oder weniger zufällige lesefrüchte handelt. um ein beispiel herauszugreifen: s. XII behandelt E. als letzte neulatein. nachahmung der 'Basia' das 'Erotopaegnion' des Caspar Barth (1623), scheint aber die ältern, übrigens ermüdend lasciven anacreontica dieses dichters (Amabilium libri IV, Hanoviae 1612) nicht zu kennen — sie fehlen allerdings auch bei Goedeke. trotz der gelegentlichen überschrift 'Ingenua doctrina' (II 20) und trotz dem *Nil debeo Catullo, Nil debeo Tibullo, Nil debeo Secundo* (s. 54) wimmelt es hier von reminiscenzen. — zu s. XLVI z. 15ff v. o. bemerk ich, dass die 'Natürlichkeiten der sinnlichen und empfindsamen liebe' (3 bde o. o. 1798) von eben dem JGScheffner herrühren, den E. s. XLIV bespricht, vgl. Arch. f. litteraturgesch. 10, 426 f. E. Sch.

Lessing. von K. Borinski. Berlin, EHofmann u. cie. 1900. 2 bde. [Geisteshelden, bd. 34 und 35.] IX und 196 ss. XI und 230 ss. 8⁰. je 2,40 m. — um Borinskis buch über Lessing gerecht zu werden, darf man es nicht einfach mit andern biographien des unvergleichlichen zusammenstellen. dabei käm es zu kurz. viel zu erregt, viel zu persönlich ist der vf., als dass er wie Erich Schmidt aus der umfassenden beherschung eines oceans von litteratur die insel aufsteigen lassen könnte, von der dann der fernehin treffende schall seine fahrt antritt; und er fühlt sich mit seinem helden viel zu vertraut, als dass er genügend bedacht darauf nähme, ihn uns so recht von innen aus vertraut zu machen. als ein kampfbuch ist diese lebensgeschichte aufzufassen, als ein energischer versuch, Lessing 'in den dienst unsrer zeit', in den dienst noch enger bestimmter ideale zu stellen.

B. hat sich schon in frühern schriften als leidenschaftlicher parteigänger des classicismus bekannt. nicht nur in ästhetischen, sondern auch in metaphysischen und ethischen fragen will er stehn bleiben, wo Goethe und Schiller standen; jede abweichung von dem ideal, das sich etwa durch die namen Schiller, Lessing, Kant festlegen lässt, — Goethe tritt bei ihm weit zurück — erscheint ihm als verrat an den heiligsten gütern der nation. das ist ein standpunct, den man wie jeden ehrlich gewählten und tapfer festgehaltenen respectieren muss, auch wenn man ihn kaum ganz begreift; denn was kann der sehnsucht unsrer classiker nach nie ruhendem fortschritt ferner stehn, als dies orthodoxe festhalten an der einmal gefundenen 'wahrheit'? was kann weniger les-

singisch sein, als mit der historischen tatsache unsrer classischen dichtung ein für alle mal alle vernunftwahrheit in ästhetischen fragen gegeben zu glauben? dazu kommt noch, dass B. würklich 'orthodoxie' mit allen schwächen der selbstbewusten rechtgläubigkeit zeigt; dass er von der heitern ruhe oder der milden verträglichkeit andrer 'altgläubigen' auch keinen tropfen besitzt. daher die 'unbedingtheit', mit der Lessing immer und jedesfalls recht haben muss, einen einzigen punct im dogmatischen streit ausgenommen; daher vor allem die mafslose heftigkeit, mit der zu jeder zeit und unzeit angriffe auf die 'moderne', auf Ibsen, auf Berlin, auf die heutige presse, auf die schreibenden frauen vom zaun gebrochen werden. allzu logisch ist das nicht. denn B. bemüht sich, Lessing immer wider als opfer der allgemeinen schlechtigkeit, kleinlichkeit, oberflächlichkeit, des cliquenwesens und verwanter erscheinungen darzustellen; wenn denn all dies vor 150 jahren schon so stark war, wie kann man dann in den entsprechenden erscheinungen der gegenwart den beweis unsres tiefstandes und beständigen sinkens sehen? dies aber tut B. unaufhörlich, und oft hat man den eindruck, als sei Lessings leben ihm mehr gelegenheit, von den 'Goezen und Klötzen' (wie Nietzsche sagt) von heute zu reden, als selbstzweck.

Nicht selten tönen auch stark persönliche klänge vor, die hin und wider einer versteckten gleichstellung von held und biograph nahe kommen. das ist menschlich und verzeihlich bei einem einsamen gelehrten, der mindestens in seiner einsamkeit und seiner umfangreichen gelehrsamkeit, vielleicht auch in seiner kampflust sich mit grofsen beispielen über die ungunst der zeit trösten will; aber es dient der sache nicht. dies schillernde ineinanderspielen zweier epochen versetzt uns in eine unbehagliche unsicherheit und bringt den autor selbst zu chronologisch unmöglichen constructionen, wie etwa der, dass der materialismus der aufklärer durch die aufblühende experimentale naturforschung begünstigt worden sei. wann, war eine zeit speculativer? die Lavoisier und Herschel wuchsen aus der aufklärung hervor, nicht sie aus ihnen. ganz besonders aber hat dies ineinanderdeuten von jetzt und damals dem buch geschadet, wo es sich um die frage der toleranz handelt. der vf. nimmt zu dem antisemitismus unsrer tage eine selbständige stellung ein, deren berechtigung hier nicht zu erörtern ist; nun aber trägt er diese seine anschauung auch in die tage des 'Nathan' und bringt so höchst seltsame deductionen hervor, zb. dass die aufklärung überall aus dem judenhass geboren sei, oder dass Lessing selbst Nathan sei. und durch dies unaufhörliche herüberblicken von einst auf heute, durch dies unhistorische gleichsetzen werden alle dimensionen gedrückt. man möchte dem tagesgezänk entgehn, indem man 'ein gedankenbad in Lessing nimmt', wie der grofsherzog von Baden einmal zu Berthold Auerbach sagte; statt dessen wird man immer wider in kleinliche mo-

derne auseinandersetzungen über antisemiten und materialisten, symbolisten und exacte hineingerissen.

Schon aus dem gesagten geht wol hervor, dass B., so eifrig er sich seinem helden annähern möchte, im stil der anschauungen ihm gar zu fern bleibt. die hohe gabe, aus einer winzigen einzelfrage über münzen oder dogmen ein besitztum für immer entstehn zu lassen, fehlt ihm gar zu sehr. und noch mehr ist er — um einen seiner gesuchten ausdrücke zu gebrauchen — ein 'Lessingvoller Anti-Lessing' im stil der sprache. in diesen dunkeln, anspielungsvollen, nicht selten geradezu unverständlichen sätzen, mit diesen eigentümlichen neologismen wie 'versühnt', 'aburteil', 'gewürfelter höfling', mit diesen groben schimpfworten wie 'La Mettries viehischer witz' mag man über Hamann schreiben — Lessing verlangt klarheit, bestimmtheit, vornehmheit.

Es entspricht auch schwerlich der tapfern gründlichkeit Lessings, wenn jemand, der den 'oberflächlichen' Locke stolz bei seite schiebt, Swift 'edel' und Temple einen 'helden' nennt, Perrault, Reimarus oder den 'ackerbaulehrer Thaer' feuilletonistisch behandelt, Knigge für einen höfling und Marinelli — für einen übermenschen im sinne Nietzsches erklärt. das ermüdende spiel mit den 'er und sie' beim drama, die sucht, etwa bei dem bekannten umschlag des tons im fragmentenstreit eine gute überzeugende erklärung, lediglich weil sie zu oft widerholt sei, durch eine höchst unwahrscheinliche hypothese zu ersetzen, das zurückschieben aller vorarbeiten und die seltsamen urteile in der bibliographie — zb. über RMayrs in seiner art ausgezeichnetes buch — sind ebenso viel kleinlichkeiten, die dem grofsen stil Lessings und dem mächtigen wurf seiner gedanken gegenüber doppelt verletzend würken.

So haben wir denn ein monument des grösten litterarischen bahnbrechers aller zeiten nicht erhalten. einseitig verweilt B. bei dem 'philosophen des dramas' und dem dogmatiker; der künstler kommt völlig zu kurz — vor allem auch der lebenskünstler. denn war der unglückliche, unpraktische, einsame improvisator nicht dennoch ein meister in der kunst, das sprödeste lebensmaterial zu einem heroischen schicksal umzubilden? lag nicht unbewuste weisheit, geheimer kunstverstand in seiner art, die gegner, die methoden, die schauplätze des kampfes so zu wechseln, dass er immer höher stieg, vom pastor Lange zu Nathan dem weisen und vom geheimrat Klotz zu der Erziehung des menschengeschlechts? in diesem buch aber verdeckt der gelehrte zu sehr den künstler, man sieht zuviel das opfer und den meister zu wenig.

Und dennoch! dass 1900 eine ringende und eine für ihre ideale kämpfende seele keinen bessern helfer und vorfechter weifs als Lessing, ist das nicht das überzeugendste zeugnis seiner macht und gröfse?

RICHARD M. MEYER.

Berichte über GWenkers Sprachatlas des deutschen reichs.

XVIII.

80. *gefallen* (satz 4).

Zum präfix vgl. *gelaufen* Anz. XXIV 115 ff. im obd. war es dort ungefähr ebenso weit zu *g*- synkopiert, wie es für *gebrochen* durch assimilation geschwunden war (eingehnderer vergleich beider grenzen bleibt einer spätern gesamtbetrachtung vorbehalten): hier bei *gefallen* reicht die synkope nördlicher und gilt zb. auch für die gegenden, die bei *gelaufen* und *gebrochen* (vgl. Anz. XXII 97 u.) *ga*- zeigten; man ziehe daher diese nordgrenze des süddeutschen *g*- in *gefallen* ungefähr mit der grenze zwischen Elsass und Lothringen bis östlich von Bitsch, dann über das Haardtgebirge, bei Worms über den Rhein und hinüber an den Main bei Klingenberg, dann über Spessart und Rhön und von Bischofsheim grade ostwärts bis zum Erzgebirge. die südscheide des nd. gebietes, das das präfix ganz aufgegeben oder zu *e*- reduciert hat, stimmt zu *gelaufen* bis auf die unwesentlichen änderungen *Hagen, Attendorn*, Loburg, Zehdenick, Angermünde, *Schwedt*.

Stammsilbe und endung waren (wegen *gefann* uä.) schwer zu trennen und sind deshalb auf derselben karte zusammen dargestellt. aus gleichem grunde stell ich hier die endung voran. man geb bei ihrem entwurf von der normalskizze des verbalen -*en* Anz. XXIV 125 ff aus, speciell von 126 z. 10 an, und berücksichtige folgende besonderheiten. Engers, Bendorf, Vallendar haben *gefalle*. von der md. -*en*/-*e*-grenze wird das stück von *Hachenburg* bis *Schwarzenborn* hier ersetzt durch (-*e*-orte *cursiv*) *Hachenburg*, Marienberg, *Westerburg*, Driedorf, *Herborn*, Dillenburg, Königsberg, *Wetzlar*, *Braunfels*, Butzbach, *Usingen*, Nauheim, Rosbach, *Assenheim, Ortenberg*, Nidda, Schotten, *Herbstein, Lauterbach*, Alsfeld, *Grebenau*, Schwarzenborn; in diesem damit von jener normalskizze abgetrennten sonderstück mit -*n* zwischen Rothaargebirge und Vogelsberg fehlt es freilich nicht an vereinzelten -*e*-ausnahmen, und in einem bezirk von ca. 30 ortschaften an der obern Eder mit dem mittelpunct Berleburg (vgl. Anz. XX 208. XXIV 126) ist *gefalle* sogar das ausschliefsliche. weiter sodann bis *Wassertrüdingen* wie aao. (resp. Anz. XIX 359), nur mit den änderungen Schmalkalden (von wo eine schmale -*n*-zunge gen sw. bis zu den Rhönanfängen sich abzweigt) und *Schillingsfürst*, und gen s. in die Alpen (Anz. XXIV 127 o.). in den -*n*-gegenden ist die synkope -*en* $>$ -*n* viel weiter verbreitet als bei früheren paradigmen, sodass selbst für gegenden, wo sonst auf der karte -*en* als das vorherschende unbezeichnet blieb und die -*n* als in der minderzahl einzeln eingetragen wurden, wie in Brandenburg oder Schlesien, hier bei *gefallen* das umgekehrte verfahren gewählt worden ist; das kürzere -*n* fehlt eigentlich nur zwischen Eder und oberer Lippe. so stimmt denn auch von den -*n*-grenzen des ostens zwar die nd. zu der aao. beschriebenen, aber die südschlesische normal-

linie zwischen *-(e)n* und *-a* versagt grösteoteils : sie stimmt nur in ihrem südlichen teil, von Seiffersdorf (Anz. xxiv 127 u.) oder *Münsterberg* (Anz. xix 360) an, geht jedoch von hier nach w., an Frankenstein, Silberberg, Charlottenbrunn südlich vorbei, auf die reichsgrenze; der übrige sonstige *-a*-bezirk zeigt *gefolla* in vereinzelten ausnahmen, nur im gebirge bei Schmiedeberg, Landeshut, Schömberg herscht es noch; vgl. die anders gestaltete abweichung u. *bauen* Anz. xxii 108 (oder gar *nähen* ib. 331).

Im übrigen vgl. zur endung *gebrochen* Anz. xxii 100. die dort skizzierte grenze des endungslosen gebietes an Nahe, Saar, Mosel gilt auch hier (nur mit der änderung *Pfalzburg*) bis Braubach, dann aber läuft für *gefallen* die linie westwärts und zwar sehr unsicher über *Cochem*, *Daun*, Prüm, also südlicher als jene. endungslose formen aufserdem öfter am Westerwald; ferner in Mecklenburg und Vorpommern (hier neben *-ll* auch *-l'l*, *-ll'l*: vgl. u. *felde* Anz. xix 287, also nicht endungsabfall, sondern ein assimilationsprocess), dgl. in der östlichsten provinz Sachsen inmitten Seyda-Prettin-Schlieben und vereinzelt noch nördlicher in die mark Brandenburg hinein. übergang in die schwache flexion zeigen zwölf orte zwischen Salzwedel und Dannenberg (*fallt*), zwölf orte nördlich von SVith (*gefält*), 18 orte bei Falkenberg i. L. (*gefōlt*); vgl. *gelaufen* Anz. xxiv 125 o.

Dass in dem oben beschriebenen sonderbezirk zwischen Rothaargebirge und Vogelsberg, statt der sonstigen dortigen endung *-e* < *-en*, bei *gefallen* vielmehr *-n* bewahrt war, erklärt sich natürlich aus dem alter der synkope *gefalln*, die bereits vorhanden war, als *-en* zu *-e* werden sollte. in einem grofsen mittleren teile des bezirks ist diese früh synkopierte form *gefalln* weiter assimiliert zu *gefann* : so im süden innerhalb der gegebenen grenze von *Herborn* bis *Herbstein* und nordwärts etwa innerhalb Herborn-Hatzfeld-Herbstein, doch ist diese scheide sehr unsicher, auch fehlt es nicht an *gefalln*- und *gefalle*-ausnahmen. anders hingegen ist das fehlen des alten *ll* in folgenden fällen zu beurteilen: zwischen Salzwedel und Wittingen hat eine gruppe von ca. 20 ortschaften *fān*, womit man vgl. *soot* u. *salz* Anz. xix 100 u., *bād* u. *bald* ib. 283 u., *fead* u. *felde* ib. 286 o., *twōaf* u. *zwölf* Anz. xxi 275, *kōt* u. *kalte* ib. 279 u.; alle diese stellen (dazu noch u. *alte* ib. 276 f) vgl. ferner für *gefaun gefoun* (gruppe von neun orten zwischen Schwiebus und Bentschen) und in Schlesien versprengte *gefōn*, auch für ganz vereinzelte *gfaua* bei Kissingen und *gefaue* zwischen Meiningen und Zella. zur bair. mouillierung des *l* endlich (*gfoïn*, *gfojn*, *gfåōn* uä.) vgl. Anz. xxi 275 und xxiv 261 f.

Der stammsilbenvocal hat dehnung erfahren im gebiet der Haase, besonders um Quakenbrück und Fürstenau (*fālen*), in der mark Brandenburg um Treuenbrietzen und Luckenwalde und an der Oder um Fürstenberg (*jefāln*), vereinzelt im nördlichen königreich Sachsen (*gefāln*), vor allem aber in einem gröfseren gebiete

des westens, das ganz oder teilweise uns schon oft mit dehnung alter kürze in geschlossener silbe begegnet ist (vgl. Anz. xix 98. 102. 202. 283. 355. xx 208. xxi 163. 266. 276. xxii 99): sein äufserster nordwestzipfel ist das o. erwähnte *gefālt* bei SVith, sonst ist es zu umziehen durch eine curve, die etwa von Prüm über Daun ostwärts an die Mosel läuft und weiter aufwärts durch Mosel, Saar, Nied gebildet wird, wenn auch vereinzelte belege noch darüber hinaus in das gebiet des Hochwaldes greifen (*gefālen, gefāl*, bei Diedenhofen auch *gefaol, gefaul*); endlich südöstlicher um SAvold und Falkenberg (*gefōl gefāl, gefōlt gefůlt*).

Im übrigen zeigte ein vergleich der bisherigen paradigmen mit kurzem *a* (Anz. xxv 392), dass seine gestaltung in *gefallen* wider eine grösstenteils individuelle ist; selbst wörter mit folgendem *l* (*salz, bald, alte, kalte*) zeigen nur hier und da gleiche oder ähnliche entwicklung, auch wenn ihr wortkörper durch assimilation (zb. *balle*) dem unseres participiums anscheinend so nahe gerückt war. es ist also sehr die frage, ob ich recht daran tat, die abweichungen zwischen *was* und *salz* lediglich dem *l* des letzteren zuzuschieben (Anz. xix 100. 282). mithin beschränk ich mich hier am besten wider auf mechanische beschreibung der *gefallen*-karte, da zahlreiche *a*-paradigmen bis zu einer generellen betrachtung noch abgewartet werden müssen.

In Niederdeutschland überwiegt *a*. Oldenburg hat *u* mit ausnahme des Jeverlandes, das öfter *a* als *u* schreibt, und des südteiles um Kloppenburg und Vechta, dem *a* oder *ā* (s. o.) zukommt. das *u* setzt sich rechts der Wesermündung fort, hier mit *o* wechselnd, also wol = *ů*, ungefähr bis Bremen-Rotenburg-Bremervörde-Bergedorf-Travemünde und gilt dann für alles nördlichere land; nur die Probstei bevorzugt *a*. die gezeichnete ecke bei Bremervörde hat bis Rotenburg-Bergedorf *o*; auch der umkreis Bergedorf-Bleckede-Schwerin-Travemünde bevorzugt *o*, in der preufsischen hälfte mit *u* und in der mecklenburgischen mit *a* untermischt. der mecklenburgisch-pommersche ausschnitt Wismar-Müritzsee-Friedland-Misdroy schreibt *o*, daneben vereinzelt *u* und im westlichsten teil öfter *a*. in Pommern hat der bezirk Bublitz-Stolpemündung-Lauenburg-Bütow-Bublitz *u* (seltener *o*), das sich dann in schmalerem streifen gen so. bis gegen Schwetz fortsetzt. das nördlich und östlich sich anschliefsende land hat bis ans Frische haff und an die hochpreufsische grenze *o*, nur zwischen dieser und der untersten Nogat *u*. endlich gilt *o* noch für einen schmalen streifen an der holländischen grenze von Gronau bis Stadtlohn, sowie für die Harzgegend um Hasselfelde, Wernigerode, Blankenburg, Halberstadt, Schwanebeck, Oschersleben, Kroppenstedt. der rest hat *a*, das zahlreicher nur in dem o. frei gebliebenen stück Mecklenburgs mit *o* durchsetzt wird.

Auf hd. boden hat ganz Schlesien *o* (seltener *oa*), das gen w. bis Schwerin a. d. W.-Guben-Muskau-Wittichenau reicht. das

königreich Sachsen schwankt zwischen *a, oa, å, o,* wovon *oa* rechts der Elbe, *a* im n. und sw., sonst *o* überwiegt. das angrenzende Thüringen bevorzugt *o* gen n. bis in die höhe von Naumburg, gen w. bis an die Saale, gen s. etwa bis Saalfeld-Crimmitschau, sonst sind die *å, oa, o* gegenüber herschendem *a* selten. im königreich Bayern wird zumeist *o,* seltener *a* geschrieben nur südlich von Regen und Donau, soweit die endung *-n* galt (s. o.), in allen nördlicheren gegenden herscht *a* und die *o, å* sind ausnahmen. fügen wir noch hinzu, dass diese trübungen (zt. mit dehnung, worüber o.) um Falkenberg und SAvold in Lothringen herschen, vereinzelt im Siegerland auftreten, sowie in der Rheinprovinz bei Waldfeucht und Heinsberg und nördlich von Erkelenz, so bleibt nur übrig, allem andern lande auf der skizze so gut wie reines *a* zuzuteilen.

Als synonyma treten auf *gestürzt* öfter in Westfalen, *geschmissen* einige mal im Siegerland, am Taunus und an der Nahe, vor allem aber das alemannische *kheit* (di. *geheit,* vgl. Wb. d. elsäss. mdaa. I 313), das im Elsass (nur im nordteil bis zur Moder ist es selten), in Baden von Achern an gen s. und in den angrenzenden schwäbischen landschaften etwa bis zum umkreis Freudenstadt-Balingen-Ehingen-Lindau herscht.

Die Dänen schreiben *follen, fållen* (auch mit *-ld-* oder *-ldl-*); die Friesen auf Sylt, Amrum, Föhr *fålen,* auf dem festland gegenüber Sylt *falen* (auch mit *-rl-*), auf der übrigen küste und auf den Halligen *felen,* im Saterland *falen.*

81. *heute* (satz 15. 25. 38).

Zu grunde gelegt ist satz 15, die beiden andern sind überall zu ersatz oder controle herangezogen.

Statt *heute* hat der nordwesten *von tage* uä. die grösteuteils scharfe grenze verläuft zwischen (orte auf der *heute*-seite *cursiv*): *Heinsberg, Dahlen,* Dülken, Viersen, *Gladbach,* Crefeld, *Ürdingen,* Duisburg, *Angermund,* Kettwig, *Ratingen, Gerresheim,* Mettmann, *Höhscheid,* Burg, Remscheid, Rade v. wald, *Hückeswagen,* Wipperfürth, Gummersbach, mit *ik/ich* bis Medebach, dann *Fürstenberg, Corbach, Landau,* Volkmarsen, *Zierenberg, Grebenstein,* Hofgeismar, *Trendelburg,* Borgholz, *Carlshafen,* ungefähr mit der Weser bis *Bodenwerder,* weiter Hameln, Oldendorf, *Münder,* Rodenberg, Wunstorf, *Hannover, Burgdorf, Celle*; von hier an wird die grenze unsicher: will man alle letzten *von tage*-ausläufer mit hineinnehmen, so verbinde man etwa Celle, Ülzen, Hitzacker, Bleckede, Rehna, Travemünde, aber nur bis Celle-Lüneburg-Bleckede-Mölln-Harburg-Stade-Oldesloe-Kiel sind jene formen in der überwiegenden mehrheit. *heute*-eindringlinge sind schon überall in dem gebiet anzutreffen, am seltensten im sw. und in Ostfriesland; ja an der Haase in einem bezirk um Quakenbrück und Osnabrück, der Haselünne, Fürstenau, Ibbenbüren, Versmold, Melle, Diepholz, Vechta, Kloppenburg nicht mehr miteinschliefst, ist *hüte* das üb-

liche, *van dage* ausnahme. aufserdem findet sich zwischen Niederrhein und Weser, besonders in der westlichen hälfte, öfter *nu* (bei Neuenhaus an der Vechte *nouw* uä.).

Von jenem grofsen nordwestdeutschen gebiet ist ein südstreifen abzutrennen durch die linie (südliche orte *cursiv*) Mettmann, Elberfeld, Ronsdorf, *Lüttringhausen, Rade v. wald,* Breckerfeld, Lüdenscheid, *Meinerzhagen, Attendorn,* Plettenberg, Arnsberg, Meschede, Eversberg, Warstein, *Brilon,* Wünnenberg, *Stadtberge, Rhoden,* Peckelsheim, Borgentreich, Borgholz: er hat in seiner gröfseren östlichen hälfte *dün dag,* um Medebach *düön dag,* an der obersten Lenne *düin, düen dag,* um Olpe und Meinerzhagen *din, dien dag,* bei Wipperfürth und Gummersbach *dissen dag,* um Remscheid *dön dag.* in dem übrigen *von tage*-gebiet beschränke ich mich bei der buntscheckigkeit der schreibungen hier auf folgendes. für die präposition folge man der oldenburgischen landesgrenze von der Wesermündung aufwärts bis zum Dümmersee, dann gen o. der nordgrenze der provinz Westfalen, hierauf der Weser aufwärts: links dieser scheide ist *van* die herschende form und *von* ausnahme, rechts umgekehrt. aufserdem überall versprengt *ven* und *vön,* wol schreibungen reducierter formen, im *von*-gebiet auch *vun,* ferner *vorn, vern, ver* uvä. das substantivum verliert öfter sein *-g-* südöstlich von Hagen-Wunstorf, am regelmäfsigsten in der nachbarschaft von Paderborn, Driburg, Nieheim, Brakel, Borgholz, Peckelsheim (*van dae*); gelegentlich auch in Schleswig-Holstein (*von da*). die dativendung fehlt im allgemeinen innerhalb der üblichen grenzen: im niederfränkischen, rechts der untern Weser und Aller, wenn auch die ufer beider noch genug ausnahmen zeigen, und nördlich von Emden-Varel; schwanken südlich dieser linie und in Westfalen. als besonderheit kommen für das oldenburgische nördlich vom 53 breitengrade zahlreiche *van dag(e)n* hinzu. in Ostdeutschland hat allein das delta der Weichselmündung nebst etlichen küstenorten westlicher bis Danzig *von dog, von doag.*

Bei *heute* vgl. zum schwund des anlautenden *h-* auf ehemals slavischem boden Anz. XIX 106.

Sodann sei die endung vorausgenommen (vgl. zuletzt Anz. XXIII 218). die grenze zwischen geschwundenem und erhaltenem *-e* stimmt in Nord- und Ostdeutschland zu der für *gänse* Anz. XVIII 408 beschriebenen (bis auf die belanglosen änderungen *Wittingen,* Fehrbellin, *Schönfliefs, Soldin, Driesen,* Liebenau, *Kobylin*). die in Mitteldeutschland stimmt von Ilmenau an gleichfalls, während ich den westlicheren teil besser hier in seinem individuellen verlaufe gebe (endungsorte *cursiv*): Hilchenbach, *Berleburg, Laasphe, Biedenkopf,* Dillenburg, *Wetter,* Marburg, *Kirchhain,* Amöneburg, Neustadt, Treisa, *Borken, Homberg,* Schwarzenborn, Rotenburg, *Sontra,* Creuzburg, *Treffurt, Mühlhausen, Schlotheim,* Thamsbrück, Langensalza, *Tennstedt, Gebesee, Erfurt,* Gotha, *Arnstadt,* Ohrdruf, *Plaue,* Ilmenau (vgl. Anz. XX 216. 222 und für das thüringische

stück Zs. 39, 281 f). aber als besonderheit kommt für *heute* hinzu die endung *-e* im preufsischen (ca. vom 36 längengrade an), die nur im w. und s., bis zur hochpreufsischen nordgrenze, mit endungslosigkeit bunt wechselt: dort kann *-e* nur auf *-en* zurückgehn (vgl. mnd. *huden*, mnl. *heden, huden*). dies *-(e)n* findet sich ferner an der Oder etwa inmitten Cüstrin, Frankfurt, Fürstenberg, Reppen, Sonnenburg und vereinzelter nördlich der untern Warthe und Netze, sowie in der provinz Posen. endlich *-e* (*-ä, -a*) oft im Oberelsass, etwa südlich Kaisersberg-Markolsheim, und vereinzelt auf dem andern Rheinufer, besonders bei Kandern und Lörrach. zur erklärung dieses *-en* vgl. Franck Tijdschr. v. ned. taal- en letterk. 15, 52 ff. 66, 1.

Im nd. stimmt die vocalische gestalt des wortes im allgemeinen gut zu *leute* (Anz. xx 219 f). nur die mecklenburgischen und pommerschen *üe* sind hier ganz vereinzelt; es fehlt der *eu*-streifen bei Wilsnack und Ruppin; das gebiet der westfälischen diphthongierung ist hier eingeschränkter als bei *leute*, sie ist südlich von Trendelburg-Osterode nur noch ausnahme gegenüber herschendem *ü̆*, und die für das Leinegebiet oberhalb Göttingen dort aufgeführten *eu* fehlen hier ganz; der schmale streifen zwischen dem *dün dag*-gebiet und der *ik/ich*-linie hat gegenüber den *lüde* hier bei Corbach und Landau *hüdde*, sonst von Sachsenberg über Fürstenberg, Sachsenhausen, Freienhagen, Wolfhagen, Zierenberg bis Grebenstein und Immenhausen *hödde* (im w. auch *höde*); endlich im w. und s. von Danzig etliche gekürzte *hitt*, sowie *hitt* oder *hitte* vorherschend zwischen Weichsel und hochpreufsischer grenze.

Um so auffälliger geht der nd. consonantismus in *leute* und *heute* auseinander: alle die weiten gebiete, die dort *d* oder *r* oder *j* oder ausfall des dentals zeigten, haben hier bis zur Weichsel (ebenso wie schon oben die *hüte*-eindringlinge im *van dage*-gebiet) consequentes hd. *t*! vereinzelte *d* in der mark Brandenburg fallen dem gegenüber kaum auf. um so mehr aber der oben erwähnte kleine district an der Oder bei Frankfurt, der die endung *-en* aufwies: er hat *d* und erinnert mit seinem *heiden* wider an das dort citierte mnl. *heden, huden*. dem entspricht es vortrefflich, dass auch das niederpreufsische mit seiner endung *-e* < *-en* dasselbe *d* combiniert (*hīde*; nur der äufserste osten um Gumbinnen und Goldap, der häufig schriftdeutsche einflüsse verrät, hat mehr *hīte*, vgl. zuletzt Anz. xxiv 120 o.): ein hinweis auf holländische colonisten von seltener deutlichkeit.

Die unter *eis* Anz. xviii 409 begrenzte nhd. diphthongierung gilt nördlich der Mosel nur so weit, als nicht durch die gutturalisierung des folgenden dentals vocalkürze eingetreten ist (s. u. und vgl. unter *leute* Anz. xx 219); erst zwischen Blankenberg a. d. Sieg und *Altenkirchen* wird die grenze wider der allgemeinen diphthonglinie ähnlich; doch ersetze man das unter *eis* gegebene hessische stück von *Hallenberg* bis *Frankenau* hier durch Hallen-

berg, *Battenberg*, Frankenberg, *Rosenthal*, Frankenau; sonst sind gegenüber *eis* als unmittelbare grenzorte zu ändern Plaue, *Cölleda, Zerbst, Herzberg, Schlieben.* die hochpreufsische diphthongierung (*heit, heite*) stimmt zu *eis*. die scheidelinie der süddeutschen läuft in Lothringen wesentlich südlicher als sonst, nämlich zwischen (diphthongierende orte *cursiv*) *Busendorf*, Bolchen, SAvold, *Forbach, Saaralben*, Buckenheim, *Bitsch*, dann übereinstimmend mit *eis* bis zum Schwarzwald; für den rest vgl. HFischer karte 14.

Die besonderheiten des vocalismus von *heute*, die sich aus dem ursprünglichen umlautsmangel seines alten diphthongs erklären, sind zu vergleichen mit denen unter *feuer* Anz. XXII 103 f (resp. *nichts* XIX 207). dem dortigen *fuer* um Siegen steht hier *hō* gegenüber (im südzipfel *hū*). für seine diphthongierte fortsetzung mag gen sw., s. und so. bis an den Vogelsberg die unter *feuer* gegebene skizze ganz ungefähr auch hier gelten; vom Vogelsberg nordwärts läuft die *au*-grenze (mehr zur *naut*-grenze neigend) zwischen (*au*-orte *cursiv*) Herbstein, *Schotten, Grünberg, Homberg*, Kirtorf, *Kirchhain*, Neustadt, *Rauschenberg*, Gemünden, Rosenthal, Frankenberg, *Battenberg*, Hallenberg; im südwestzipfel des ganzen bezirks mehr *ou* als *au*; aufserdem überall schon *eu*- oder *ei*-ausnahmen, zumal in den städten. die kleine *au*-enklave zwischen Nastätten und Braubach wie bei *feuer* : aber sie bildet hier den rechtsrheinischen ausläufer eines grofsen linksrheinischen *au*-bezirks, der die beiden kleinern *fauer*-districte an der Mosel mit einschliefst. seine südostgrenze stimmt vom Rhein ab, nur die umgegend von Oberwesel und Bacharach noch einschliefsend, im allgemeinen zur moselfränkischen *wat*-linie (Anz. XIX 97), nur im äufsersten sw. hat die nachbarschaft von Bolchen und Falkenberg, nach mafsgabe der oben gegebenen diphthongierungslinie, *hūt*, und hieran schliefst sich noch südöstlich über die *wat*-linie hinaus *hutt* so, dass Saaralben, Finstingen, Saarburg von ihm nicht mehr erreicht werden. die nordgrenze läuft von Boppard nach Mayen, nördlich an Daun vorbei, südwärts auf Trier und westlich von ihm auf die luxemburgische grenze. das so abgetrennte grofse *haut*-gebiet zeigt (neben vielen *eu*- und *ei*-eindringlingen, besonders an den Moselufern von Berncastel abwärts,) in der östlichen hälfte oft *hout* und bei Diedenhofen *hott*. von seiner nordwestecke aus wird noch ein streifen mit *hock* um Prüm und *hockt* westlicher bis an die reichsgrenze vorgeschickt.

Die ähnlichen erscheinungen im obd., die bei *feuer* im schwäb. und bair. eine so grofse rolle spielten (Anz. XXII 103 f), sind hingegen hier bei *heute* zu ganz dürftigen resten zusammengeschrumpft: der grund ist der dortige zusammenfall von *heute* und *heint* (vgl. HFischer karte 25 und Anz. XXIV 264). altes *huit* herscht nur noch in zwei kleinen bezirken, von denen der eine etwa inmitten Balingen, Friedingen, Stockach, Pfullendorf, Sigmaringen, Gammertingen ligt (seine südhälfte war bei *feuer* auffälligerweise gerade

-*ei*-ausnahme), der andre am obern Iller mit Immenstadt als mittelpunct und Kempten, Leutkirch, Isny noch einschliefsend. dazu ein kleiner *huat-, huet*-district am Bodensee zwischen Friedrichshafen, Tettnang, Lindau (vgl. unter *feuer*), umschlossen von einem gröfseren bezirk mit *hiat, hïet, hiöt* uä., der Markdorf und Ravensburg noch umfasst und östlich davon bei Leutkirch an das erwähnte *huit* stöfst (HFischer karte 14). aufserhalb dieser kleinen gebiete findet sich *huit* nur ganz vereinzelt im südlichen schwäbisch (neben ständigem *hai̯t* usw.), im bairischen gar nicht mehr.

Der genannte ersatz von *heute* durch *heint* gilt für das schwäbische sprachgebiet und für das kgr. Bayern mit ausnahme des von der ungefähren linie Rotenburg ob d. T.-Mellrichstadt links gelegenen teils, wo die *heint*-formen ausnahmen sind. sie werden im schwäbischen selten, in Bayern häufiger mit ihrem etymologischen *n* geschrieben; sonst genüge für ihre lautliche gestalt ein hinweis auf *wein* Anz. xix 279 ff. sie verschulden es, dass die Anz. xx 218 versuchte skizze von bewahrtem *eu* gegenüber entrundetem *ei* hier natürlich nicht zutreffen will. über Bayerns nordgrenze hinaus noch vereinzelte *hent* bei Schleiz, *hente* bei Gera, und rechts der Mulde im kgr. Sachsen und in Schlesien etliche *hinte*.

Wir kehren jetzt zu dem vergleich mit *leute* zurück. der zweite absatz dieses artikels (Anz. xx 219 f) erfordert für *heute* mutatis mutandis folgende änderungen. das hess.-thüring. gebiet mit vocalkürze, das dort im gegensatz zu *häuser* (*hisser*) fast ganz fehlte, ist hier bei *heute* wider vorhanden, wenn auch nicht ganz so grofs als bei dem letztgenannten : man ziehe seine nordostgrenze etwa von Worbis nach Cölleda; der gekürzte vocal ist aber nicht wie bei *hisser* fast durchgängiges *i*, sondern westlich von Neukirchen-Rotenburg-Witzenhausen *e* (dh. die entrundete fortsetzung des für den nd. streifen von Sachsenberg bis Immenhausen oben erwähnten *ö*). den vereinzelten *lett, lätt* bei Diedenhofen entsprechen hier die oben erwähnten *hott*. zur verteilung von *i* und *ü* im süddeutschen monophthonggebiet vgl. jetzt streitschrift s. 44 f. dem reinen *i* bei *leute* im Elsass steht hier von Markirch-Schlettstadt südwärts wechsel von *e* und *i* gegenüber, zt. mit endung (s. o.), also *hette hidda* usw. : das ist lautlich nicht = *heute*, sondern = ndl. *heden*, worüber Franck Tijdschr. 15, 52 ff.

Auch für den consonantismus beschränk ich mich noch einmal auf das citat Anz. xx 220—222, was ich für diejenigen leser ruhig tun darf, die eine *leute*-skizze zum vergleich bei der hand haben. namentlich der bezirk der ripuarischen gutturalisierung deckt sich bei beiden paradigmen gut; den *leckt* und *leck* an der Schnee-Eifel entsprechen hier gröstenteils die oben erwähnten *hockt* und *hock*. den *leur, leir* in der Pfalz um Kusel und Baumholder stehn hier lediglich *heut, heit* (resp. *haut, hout*) gegenüber.

Bei der hiermit beendigten skizze hab ich nur grobe umrisse geben können; die *heute*-karte ist eine unsrer buntesten und

verlangt mehr wie die meisten andern persönliche einsichtnahme. da ich oben aufserdem vocal, consonant, endung gesondert schildern muste, so empfiehlt es sich vielleicht, den reichtum der md. formen, von den grofsen *heit-* und *heite-*, *heut-* und *heute*-gebieten abgesehen, noch einmal aufzuführen, ohne dass die zahllosen schreibungen im einzelnen berücksichtigt werden können: in Lothringen der reihe nach von so. nach nw. *hitt, hutt, hūt, haut, hott*; *haut, hout* an Saar und Mosel; *hett* an der Sauer, von wo einige *heckt* hinüberführen zu den *hockt* und *hock* an der Schnee-Eifel; *höckt* bei SVith; *höck* das ripuarische kerngebiet; rings herum *hück* bei Montjoie, *hü* um Aachen, *hüt* von Heinsberg bis Gladbach, *hütt* um Düsseldorf, südlicher *hück* bis Köln, *hüt* um Waldbröl, *hü* bei Freudenberg, *hȫ* um Hilchenbach, *hō* um Siegen, südlicher (westlich von Haiger) *hū*, gen w. bis Altenkirchen *heut*; das hessische *au*-gebiet hat im n. bis etwa zur höhe von Marburg *haure*, im w. bis etwa Hachenburg-Westerburg-Ems *hout, haut*, in der mitte bis etwa Ems-Grünberg-Kirchhain *hau*, im übrigen südteil wider *haut*; im no. folgen *herre* von Frankenberg bis Melsungen und Rotenburg, *hedde* von Wildungen über Waldeck und Cassel bis Witzenhausen und Lichtenau; *hidde* an der obersten Leine, *hitte* von Sontra über Treffurt bis Mühlhausen und von Tennstedt über Erfurt bis Plaue; *hitt* von Fulda über Hersfeld und Eisenach bis Gotha; *hütt* und *hüt* von der obersten Fulda über Schmalkalden bis zum Rennstieg; *hīte* von der Hainleite zum Harz und weiter nach no.

Dän. *edav, idav, edau, idau* uä. fries. auf Sylt *delling*, auf Amrum *dalang*, auf Föhr *daling, daleng*, auf den Halligen *delling*, auf der küste gegenüber Sylt *deling, däling*, südlicher *dilling, delling, delleng*, im Saterland *dälig, delig, deilig*. (fortsetzung folgt.)

Marburg i. H. FERD. WREDE.

Am 13 juli starb im 73 lebensjahre KARL AUGUST BARACK, in den fünfziger und sechziger jahren von Nürnberg und Donaueschingen aus ein fleifsiger herausgeber altdeutscher und mittellateinischer texte, seit 1871 kaum minder verdient um unsre wissenschaft als schöpfer und durch fast ein menschenalter leiter der herlichen universitäts- und landesbibliothek zu Strafsburg.

Nach langer leidenszeit ist am 27 juli, 68 jahre alt, prof. CARL CHRISTIAN REDLICH zu Hamburg verschieden, der ausgezeichnete kenner der litteratur des 18 jhs., einer der ersten und einer der besten, die der streng philologischen behandlung moderner autoren zu recht und ansehen verholfen haben.

Am 29 august verschied in der irrenanstalt Feldhof der frühere Grazer professor für vergleichende sprachwissenschaft GUSTAV MEYER.

Prof. KARL D. BUELBRING in Groningen wurde als ord. professor der englischen philologie an die universität Bonn berufen.

Der professortitel wurde dem privatdocenten dr R. M. MEYER in Berlin verliehen.

REGISTER

Die zahlen, vor denen ein A steht, beziehen sich auf die seiten des Anzeigers, die übrigen auf die Zeitschrift.

Oben s. 329 f ist leider übersehen worden, dass aus der betr. sammlung schon JBolte Zs. 36, 295 ff wichtige proben abgedruckt hat.

Druck von J. B. Hirschfeld in Leipzig.